



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



PC 147, 22

**HARVARD COLLEGE
LIBRARY**



**FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK**

For the purchase of German books

Deutsche Worte.

Monatshefte

herausgegeben von

Engelbert Fernerstorfer.

XXIII. Jahrgang 1903.

Mit Beiträgen von Dr. David Bach (Wien), Dr. Eduard David (Mainz), Oskar Ewald (Wien), Dr. Friedrich Hertz (Wien), Dr. Rudolf Hlferding (Wien), Wilhelm Koltz (Karlsruhe), Dr. Stefan Licht (Wien), Dr. Hugo Lindemann (Degerloch), Michajlo Lozynskij (Lemberg), Max May (Heidelberg), Dr. Alfred Ploetz (Berlin), Rudolf Springer (Wien), Max Zetterbaum (Lemberg).



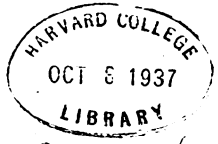
Verlag der „Deutschen Worte“

Wien, VIII. Langedasse 15.

Vertretung

für das Deutsche Reich und das übrige Ausland: Leipzig, C. f. W. Fest.

A
P. 147, 23
✓



Bevington fund

Inhalts-Verzeichnis

des

XXIII. Jahrganges der „Deutschen Worte“ (1903).



Original-Artikel.

- Dr. David Bach** (Wien): Wie man's macht. S. 19.
Dr. Eduard David (Mainz): Sozialismus und Landwirtschaft. Vortrag. S. 145.
Oskar Ewald (Wien): Fritz Gentz und seine kulturelle Bedeutung. S. 193.
Dr. Friedrich Herß (Wien): Akademische Reformbewegungen. S. 359.
Dr. Rudolf Hisferding (Wien): Das Zuckerkontingent. (Ein Beitrag zum Staatskapitalismus.) S. 22.
Wilhelm Kolb (Karlsruhe): Ein „revisionistischer“ Artikel. (Was nun?) S. 385.
Dr. Stefan Licht (Wien): Industriepolitik in Oesterreich. S. 49.
Dr. Hugo Lindemann (Degerloch): Kommunale Arbeiterpolitik. (Vortrag.) S. 97.
Nichajto Lozynskij (Zürich): Der Bauernstreik in Ostgalizien. S. 68.
Nichajto Lozynskij (Lemberg): Die ruthenische Universitätsfrage. S. 459.
Max May (Heidelberg): Neue Ziele der Wohnungsreform. S. 212.
Max May (Heidelberg): Aus dem Zuchthaus. S. 466.
Dr. Alfred Ploetz (Berlin): Der Alkohol im Lebensprozeß der Kasse. S. 241.
Rudolf Springer (Wien): Die Sprachenfrage im Amt und die Antwort der tschechischen Parteien. S. 1.
Rudolf Springer (Wien): Die intellektuellen und industriellen Klassen und die Wahlreform. S. 289.
Rudolf Springer (Wien): Der Dualismus. Eine politische Skizze. S. 433, 481.
Max Zetterbaum (Lemberg): Einige Worte zu der deutschen Ausgabe von Peter Lawrows historischen Briefen. S. 325.

- Der Kollektiv-Arbeitsvertrag S. 63.
Ziele und Wege einer Heimatsgesetzgebung. S. 118.
Zur Duellfrage in Oesterreich. S. 401.
Agrar-Komif. S. 401.

Literarische Anzeigen.

- | | |
|--|--|
| Achelis Thom , N. Tolstoi. S. 238. | Auerbach F. , Die Grundbegriffe der mod. Naturl. S. 477. |
| Ackermann N. , Lord Byron, f. L., f. W., f. Einfl. a. d. dtisch. Lit. S. 382. | D'Aureville Barb. , Finsternis. S. 180. |
| Adler H. , Zur Hebung der Seefischerei Oesterreichs. S. 431. | Avonianus , Dram. Handwerkslehre. S. 173. |
| Ainger A. , Crabbe. S. 513. | Baldwin J. M. , Das soz. und sittl. Leb., erkl. d. d. seel. Entwcklg. S. 376. |
| Albert R. , Kaiser-Adressen. S. 339. | Balzac H. de , Physiologie d. Ehe. S. 511. |
| Almeras Henry d' , Le mariage chez tous les peuples. S. 478. | Barine Arvède , La Jeunesse de la Grande Mademoiselle. S. 216. |
| Ally F. , Humanismus und Historismus. S. 351. | Barth B. , Die Stoa. S. 478. |
| Aucey G. , Die Hochwürdigen. S. 352. | Baum Friedr. Kirchengesch. für d. evang. Haus. S. 40. |
| Andrejew L. , Der Gedanke u. a. Novellen. S. 188. | Baumfeld R. P. , Das klagende Lied. S. 432. |
| Aischaffenburg G. Dr. , D. Verbrechen und seine Bekämpfung. S. 416. | Baumfeld R. P. , Das klagende Lied. S. 432. |
| Auer F. , Soziales Strafrecht. S. 474. | Bekf Ad. Dr. , Shakespeare. S. 95. |
| Auer-Waldborn , Totes Geleise. S. 431. | |

*

Berg Leo, Henrit Jhsen. S. 90.
 Berger Alfr. Fr. v., Wie das Winter-
 märchen entstand. S. 273.
 Berger Alfred Fr. v., Ueber Drama
 und Theater. S. 346.
 Bermann M., Alt- u. Neu-Wien S. 383.
 Bernard L., E. sanft. Männchen. S. 180.
 Berthold Arth., Bücher und Wege
 zu Büchern. S. 222.
 Beyer-Woyard C., Lyrische Antho-
 logie. S. 281.
 Beyerlein, Das graue Leben. S. 366.
 Benjchlag Wil. Dr., Gehören die Je-
 suiten i. Dtsch. Reich? S. 283.
 Bielschowsky A., Goethe. S. 512.
 Björnson, Sigurd Elmbe. S. 352.
 Auf Storhove. S. 476.
 Bleibtreu R., Die Verrohung der
 Literatur. S. 365.
 Blicher-Clausen, Onkel Franz. S. 368.
 Bloss Wilh., Denkwürdigk. d. Generals-
 Sigel a. d. J. 1848 u. 1849. S. 275.
 Bonomelli Jerem., Das neue Jahr-
 hundert. S. 426.
 Böhlau H., Sommerbuch. S. 41.
 Der schöne Valentin. S. 44.
 Bölte Fel. Dr., Das klassische Altert.
 u. d. höhere Schule. S. 48.
 Böhlingk Arth., Der Kapuziner ist
 da. S. 234.
 Die Jesuiten u. d. Deutsche Reich. S. 283.
 Goethe u. d. kirch. Rom. S. 345.
 Brandes gesammelte Schriften. S. 221.
 Brandes G., Björnson. S. 238.
 Braun Diet. C., Auf u. ab i. Süd-
 Afrika. S. 34.
 Braun L., D. Frauen u. d. Politik. S. 376.
 Bräunlich P., Los von Rom-Kämpfe
 im Böhmerwald. I. II. S. 373.
 Bredell H. b., Lebenserinnerungen d.
 Präf. Paul Krüger. S. 93.
 Bremer Osk. Dr., Die lautlichen u.
 gesch. Grundlagen uns. Rechtschrei-
 bung. S. 283.
 Breuer J. Dr., Vorträge und Bespr.
 u. d. Kris. d. Darwinism. S. 431.
 Bringmann Aug., Gesch. d. deutsch.
 Zimmererbew. S. 136.
 Byrons sämtl. Werke. S. 226.
 Chalmel-Lacour, Studien u. Be-
 tracht. eines Pessimisten. S. 345.
 Chamberlain H. St., Dilettantism.,
 Rasse, Monotheism., Rom. S. 34.
 Die Grundl. d. XIX. Jahrh. S. 35.
 Classen W., Kreuz u. Amboss. S. 510.
 Clifford W. R., Von der Natur der
 Dinge an sich. S. 420.
 Cohn Jon., Allg. Aesthetik. S. 80.
 Collin Chr., Björnson S. 45.

Cornelius H., Einl. i. d. Philos. S. 85.
 Cotta'sche Handbibliothek. S. 225.
 Coym Joh., Gellerts Lustspiele. S. 346.
 Daiber Alb. Dr. C., Australien und
 Südseefahrt. S. 284.
 Geschichten aus Australien. S. 351.
 Duckmayer Fried., Die Deutschen i.
 Tolstois Schilderung. S. 276.
 Delizsch Fried., Im Lande d. einst.
 Paradieses. (Vortrag.) S. 284.
 Babel und Bibel. (II. Vortrag.) S. 285.
 Dennert E. Dr. phil., Die Wahrheit
 ü. E. Haefel u. f. „Welträtsel“. S. 238.
 Dobson A., F. Burney. S. 513.
 Drachmann Hol., Brav-Karl. S. 372.
 Dreßler M. Dr., Vorlesungen über
 Psychologie. S. 418.
 Drews Arth. Dr., Ed. v. Hartmann
 phil. Syst. i. Grundriß. S. 83.
 Schellings Münchener Vorlesungen rc.
 S. 412.
 Duncker Dora, Gottes Glück. — Tot-
 gelacht. S. 135.
 Eck C., Goethes Lebensanschauung. S. 90.
 Ehrenfeld Chr. Dr. Fr. v., Vortr.
 und Besprechungen. S. 431.
 Ehrhard, Franz Grillparzer. S. 223.
 Eißler, Stud. ü. d. Werttheorie. S. 233.
 Eisler Rud. Dr., Nichtiges Erkennt-
 nistheorie u. Metaphysik S. 170.
 Soziologie. S. 285.
 Ernst Ad. W., Lessings L. u. W. S. 183.
 Gucken R., Göt. Auff. S. 510.
 Faßbender M. Dr., Reiseisen i. f.
 L., D. u. W. rc. rc. S. 181.
 Felix Lud., Der Einfluß v. Staat u.
 Recht rc. rc. S. 419.
 Fisk D. Har., Stimmr. u. Einzelstaat
 i. d. Ver. St. v. N.-A. S. 238.
 Fogazzaro, Die Kleinwelt. S. 142.
 Fontane Th., Kriegsgefangen. S. 45.
 Fortescue John, Ueber d. Reg.
 Englands. S. 237.
 Foth W., D. Stellung d. Dramas u. d.
 Künsten. S. 92.
 Franke W. Dr., D. Ausbau d. heutig.
 Schutzzollst. i. Frankr. S. 418.
 Frazer J. G., Le Rameau d'Or. S. 344.
 Friedmann J. Dr., D. dtische. Drama
 d. XIX. Jahrh. rc. S. 140.
 Frobenius J., Weltgesch. d. Krieges.
 S. 137, 238, 344, 470, 512.
 Fulda L., Norella d'Andrea. S. 511.
 Funck-Brentano Fr., Le drame des
 poisons. S. 335.
 Gebhardt Walt., Ein ästhet. Kommen-
 tar z. d. lyr. Dicht. d. Horaz. S. 95.

- Gelzer Heinr., Geisl. u. Weltl. a. d. türk.-griech. Orient. S. 129.
 Gerhardi, D. Wesen d. Genies. S. 425.
 Geyer Chr., Kirchengesch. f. d. evang. Haus. S. 40.
 Gilm H. v., Gedichte. S. 38.
 Glossy K., Jahrbuch der Grillparzer-Ges. S. 340.
 Goldmann, Die neue Richtung. S. 281.
 Goll Jarosl., Der Haß der Völker u. d. öst. Universitäten. S. 344.
 Goffe Ed., Walt Whitmann. S. 338.
 Göhre P., Die agrar. Gefahr. S. 376.
 Grabmayr Karl v., Das Recht der Klerikalen. S. 347.
 Grad M., Die Overbeck's Mädchen. S. 350.
 Grazie M. E. delle, Liebe. S. 350.
 Gedichte. S. 350.
 Der Schatten. S. 350.
 Zu spät. S. 350.
 Gregori F., Schauspieler-Sehnucht. S. 512.
 Griebelbach Ed., D. Goethesche Zeitalter d. dtsh. Dichtung. S. 337.
 Grillparzer Fr., sämtliche Werke. S. 183, 337.
 Grimm, Unüberwindl. Mächte. S. 48.
 Fragmente. S. 232.
 Grotjahn Alfr. Dr., Alkohol u. Arbeitsstätte. S. 276.
 Jahresh. u. d. Fortschr. u. Leist. a. d. Gebiete d. soz. Hygiene u. Demographie. S. 372.
 Gruber Chr. Dr., Deutsches Wirtschaftsleben. S. 36.
 Grund D., Braucht d. Volk d. Kunst? S. 347.
 Grunzel Jos. Dr., Ueber Kartelle. S. 133.
 Guinaudeau B., Klostergreuel. S. 374.
 Gumpenberq Hans v., Grundlagen d. wissenschaftl. Phil. S. 478.
 Gurlitt Cor., Die Lutherstadt Wittenberg. S. 185.
 Guyot N., Die soz. u. pol. Bilanz d. röm. Kirche. S. 370.
 Hagemann K., Regie. S. 95.
 Halbe M., Der Strom. S. 411.
 Hanauer Dr., Die Bekämpf. der jer. Infektionskrankheiten. S. 47.
 Harraeus K., D. F. Strauß. S. 91.
 Hartmann Alma v., Zurück z. Idealismus. S. 129.
 Hartmann L. M. Dr., D. Untergang d. antik. Welt. S. 383.
 Geschichte Italiens i. Mittelalt. S. 423.
 Hatschet Bert. Dr., Vortr. u. Bespr. S. 431.
 Hauptmann Gerh., Der arme Heinrich. S. 47.
 Häusrath Ad., D. Abigenjerin. S. 187.
 Zur Erinnerung an Heinr. v. Treitschke. S. 476.
 Hebel Joh. P., Allemannische Gedichte. S. 382.
 Hecht Mor. Dr., Die Badische Landw. am Anfg. d. XX. Jahrh. S. 175.
 Heigel R. Th., Neue gesch. Essays. S. 41.
 Heimann M., Kritik der Kritik. S. 93.
 Heiß Klem., Wohnungsreform u. Lokalverehr. S. 384.
 Herrmann P., Dtsch. Mythologie in gemeinverft. Darstllg. S. 392.
 Herz Wilh., Heinr. v. Schwaben. S. 180.
 Heyje P., Novellen v. Sardassee. S. 48.
 Romane u. Novellen. S. 141, 345, 375, 472.
 Hoensbroech Graf. v., Die kath. Kritik über mein Werk. S. 134.
 D. Toleranzantrag d.entrums. S. 340.
 Holländer Jel., Ufermann. S. 472.
 Huch F., Geschwister. S. 511.
 Huch Nic., Aus der Triumpfgasse. S. 95.
 Hummel G. L., Kulturstizzen a. China. S. 432.
 Jbrens H., sämtl. Werke in deutscher Sprache. S. 46.
 Imle Fanny, D. Arbeitslosenunterst. i. d. dtsh. Gewerkschft. S. 86.
 Inama-Sternegg Th. v., Staatswissenschaftl. Abhandlungen. S. 420.
 Jahnsturt, Zimmermanns Merlin. S. 346.
 Janitschek M., Feuerliebe. S. 91.
 Jakob G. Dr., Vestliche Kulturelemente i. Abendland. S. 424.
 Jakobowski, Werther, d. Jude. S. 36.
 Jaurès, Frankreich u. Deutschl. S. 240.
 Jeremias Alfr. Dr., Hölle u. Paradies b. d. Babyloniern. S. 428.
 Jeremias, Moses Hammurabi. S. 428.
 Joel Karl, Philosophenwege. S. 269.
 Kalthoff A. Dr., D. Phil. d. Griech. a. kulturhist. Grundlage. S. 96.
 Karlweis E., Wien, das bist du! S. 273.
 Kassowig, Vorträge u. Bespr. S. 431.
 Kautsky K., D. Sozialdemokratie u. d. kath. Kirche. S. 376.
 Keck Heinr., Deutsche Heldensagen. S. 477.
 Keiper Wilh. Dr., Friedr. Stolbergs Jugendpoesie. S. 182.
 Kerr Alfr., Herr Sudermann, d. D... Di... Dichter. S. 93.
 Kendall Rob. v., Fürst und Fürstin Bismarck. S. 143.
 Key Elen., Menschen. S. 337.
 Kinkel Wal., Joh. Fr. Herbart, j. L. u. j. Phil. S. 274.
 Kluge Dr., Männl. u. weibl. Denken. S. 475.

- Roch J. B., Nikolaus Thaddäus von Gänners Staatslehre. S. 420.
- Rolmer Gust. Dr., Parl. u. Verfassg. i. Oest. S. 176.
- Romorzynski Joh. Dr., D. nationalök. Lehre v. Kredit. S. 288.
- Rorn Urth., Die Deutschenverfolg. in Ungarn. S. 277.
- Rorolento, D. Wald raucht. S. 178. Ein gewöhnl. Fall u. a. Erz. S. 383.
- Kriegel F. K., Jahresb. ii. d. Fortschritt und Leist. a. d. Gebiete d. soz. Ong. u. Demographie. S. 372.
- Kroell H., D. Aufbau d. menschl. Seele. S. 221.
- Krüger, Lebenserinnerungen. S. 93.
- Kun Emil Dr., Sozialhist. Beiträge z. Landesarbeiterfr. i. Ung. S. 240.
- Kühnemann Eug., Schillers philosoph. Schriften u. Ged. S. 412.
- Kühnlein H., Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. S. 511.
- Külpe Osw., Die Phil. d. Gegenw. in Deutschl. S. 43.
- Landsberg H. Dr., Grabbe. S. 238.
- Lagerlöf, E. Herrenhofstage. S. 369.
- Lampert Kurt Dr., Die Völker der Erde. S. 137, 220.
- Lange Sv., Sommerspiele. S. 429. Die stillen Stuben. S. 429. Ein Verbrechen. S. 430.
- Langen M., Geben u. Nehmen. S. 477. Von Falkenburg-Cohn. S. 510.
- Langmann Ph., Die Herzmarke. S. 370. Gernins Liebestod. S. 370.
- Lanz-Liebenfels J., Katholizismus wider Jesuitismus. S. 366.
- Leveghov K. Freih. v., Buntes Theater. S. 184.
- Lhokly, Leben u. Wahrheit. S. 427. Die Jonas, Böse Mächte. S. 476.
- Liebknecht W., Zur Gesch. d. Werthh. in England. S. 188.
- Liliencron K. Fr. v., Frohe Jugentage. S. 419.
- Lindau K., Ein unglücklich Volk. S. 44. Zwei Reisen i. d. Türkei. S. 45.
- Loeische Georg, Gesch. d. Protestantism. in Oesterreich. S. 90.
- Lorenz K. Dr., Die kirch.-pol. Partei-bildg. 2c. 2c. S. 279.
- Lubinski S., Multatuli. S. 238.
- Lülmann C., D. Bild d. Christentums. S. 517.
- Maschafy, D. Chronik v. Dirnau. S. 371.
- Mach E. Dr., Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. S. 87.
- Mach Fr., Hussitism., Reform. und Gegenreform. 2c. 2c. S. 135.
- Mach Fr., Freie kath. Universität und mod. Wissenschaft. S. 240.
- Macan J. G., Der Sybarit n. A. i. Proja. S. 343.
- Anarchisten. S. 349.
- Maeterlinck M., Mouma Vanna. S. 184.
- Mang Ad., Prakt. Haushaltungsb. für Arb. 2c. S. 172.
- Mann Th., Buddenbrooks. S. 368. Der kleine Herr Friedmann. S. 368. Tristan. S. 368.
- Mannheimer Prof. Dr., D. Bildgsjr. auf soz. Problem. S. 176.
- Martin M., D. Frau a. Gehilfin b. soz. Zeitaufg. S. 478.
- May M., Die Heidelberger Wohnungsuntersuchg. 2c. S. 365.
- Meister Fried., J. d. dtisch. Südde. S. 96.
- Melchin L., Im Lande d. Verworfenen. S. 125.
- Mereckowski D. S., Leonardo da Vinci. S. 182.
- Julian Apostata d. I. Hellene a. d. Thron. S. 349.
- Meznil J., Die freie Ehe. S. 383.
- Messer Aug. Dr., Die Reformbew. a. d. Geb. d. preuß. Gm.-Wes. von 1882 bis 1901. S. 376.
- Meyer Alfr. Dr., Donatello. S. 280.
- Meyer-Benfey H. v., Raumanns Buch. S. 341.
- Meyer W., A. Natur u. Wissensch. S. 418.
- Mirbeau De., Sebastian Koch. S. 473.
- Moeller-Bruck, Das Variété. S. 185.
- Mohr B. Dr., Marokko. S. 472.
- Morris W., Die Gesch. d. glänzenden Ebene. S. 342.
- Neues aus Kirgengland. S. 348.
- Möbius P. J. Dr., Geschlecht und Krankheit. Geschl. u. Entartg. Ueber d. Wirkung d. Kastration. S. 339.
- Muther Rich., Lucas Cranach. S. 185.
- Muthejius K., Goethe ein Kinderfreund. S. 89.
- Müller Ad., Ein Wucherprozeß in München. S. 235.
- Müller W. M. Dr., Die alt. Aegypter a. Krieger u. Erobr. i. Asien. S. 428.
- Münsterberg, Grundzüge der Psychologie. S. 379.
- Münz Bernh., Literar. Physiognomien. S. 287.
- Nagel W., Deutsch-Oest. Literaturgesch. S. 471.
- Natorp P., Platons Ideelehre. S. 409.
- Nebel K. Dr., Ruvenargues Moral-phil. 2c. 2c. S. 225.
- Neurath W. Prof., Gemeinverständliche nat.-ök. Vorträge. S. 473.

Neuwirth Loth., Zur Frage d. Erforsch.
d. Umfang d. Arbeitslosigkeit. S. 289.
Nietzsche's Fr. Gesammelte Briefe. S. 94.
Nippold W. R. A., Wilhelm III., Prinz
v. Oranien u. c. S. 275.
Oliver Cromwell — Wilhelm III. und
ihre Feinde von heute. S. 275.
Nippold Fried., Handbuch d. neuesten
Kirchengeschichte. S. 276.
Obst Georg, Geld-, Bank- und Börsen-
wesen. S. 375.
Derzter, Blonde Versuchung. S. 342.
Dejer Rud., Wie stellen wir uns z. d.
Kartellen u. Syndikaten. S. 144.
Djner Jul., Das Recht d. And. erl. a
Schuz d. Dritten. S. 214.
Dmpteda G. Fried. v., Aus großen
Höhen. S. 42.
Traum im Süden. S. 126.
Oppenheimer J. Dr., Physiologie
des Gefühls. S. 413.
Parent-Duchâtellet, Die Prostitution
in Paris. S. 182.
Paul H. W., Matthew Arnold. S. 514.
Paulsen Fried., D. höh. Schulen u. d.
Universitätsstud. i. 20. Jahrh. S. 475.
Paltan H. v., Kunst u. Proletariat. S. 475.
Plattensteiner Rich., Franz Stelz-
hammer, z. f. 100. Geburtsst. S. 172.
Polenz v., Der Büttnerbauer. S. 287.
Poppe Theod., Friedr. Halm u. i. Drama.
S. 346.
Prenzler Joh., Graf Bülow's Reden
nebst urkundl. Beitr. z. i. Politik.
S. 475.
Prévost M., Blaudereien einer Pariserin
über die Liebe. S. 144.
Pringsheim Alfr. Dr., Die Grundl.
d. mod. Wertlehre u. c. S. 237.
Przerwa-Tetmajer Raj., Aus der
Latra. S. 383.
Przybyłowski Stan., Totentanz d.
Liebe. S. 42.
Quincey Thom. de, Bekenntnisse eines
Opiumessers. S. 189.
Raimund Ferd., samml. Werke. S. 224.
Reclam Ph., Universalbibliothek. S. 176,
473.
Reich G. Dr., Henrik Ibsen's Dramen.
S. 96.
Reichsberg R. Dr., Handwörterbuch
d. schweiz. Volkswirtschaft. u. c. S. 94.
Rein W. Dr., Ethik u. Volkswirtschaft. S. 96.
Reinhardt V., Orthodorie u. Christen-
tum. S. 236.
Riehl W. H., Kulturst. a. drei Jahrb.
S. 218.
Roeder Hans, Die Religion verdirbt
den Charakter. S. 239.

Roetteten Hub., Boetif. S. 39.
Roos J., Einig Ged. und Bed. eines
evang. Geistl. zu Frenshens „Jörn
Uhl“. S. 343.
Rosegger P., Ernst u. heiter und so
weiter. S. 187.
Rosin H., Der Tracheener Prozeß. S. 192.
Röckl, Ludw. II. u. Rich. Wagner. S. 41.
Römer A. Dr., Fritz Reuter i. i. L. u.
Schaffen. S. 182.,
Sacher Hans, Unsere Tonschrift. S. 140.
Sachs, Der Fall Lesmann. S. 340.
Salburg, Kreuzenbedich. S. 282.
Salomon, Sez. Frauenpflichten. S. 240.
Saltan Feltz, Die kleine Veronika. S. 352.
Scheler Max F., Die transzendente
u. d. psycholog. Meth. S. 126.
Scherer Wer., D. Rechtsverh. d. Jud.
i. d. deutsch-öst. Ländern. S. 192.
Schiele Fr. M., Fried. Schleiermachers
Monologen. S. 412.
Schimmer Ed., Alt- und Neu-Wien.
S. 229, 383, 471.
Schlemihl P., Neue Grobheiten. S. 429
Schmidt Loth., Ackermann. S. 472.
Schnapper-Arndt G., z. Theorie d.
Gesch. d. Privatwirtschaftsstat. S. 518.
Scholl Karl, D. letzten drei Päpste in
ihrem Kampfe g. d. Fortschr. S. 294.
Schradet Er. Dr., Die Grundlegung
d. Psychol. des Urteils. S. 480.
Schulze P., Kulturarbeiten. S. 422.
Schwabe Toni, Die Hochzeit der Eithier
Franzenius. S. 477.
Schwarz Ed., Charakterköpfe aus
der antiken Literatur. S. 178.
Seiner Franko, Ernste u. heit. Erinne-
rung. ei. dtisch. Burenkämpfers. S. 41.
Sellentin Fr. Dr., Zeitgemäße Auf-
klärungen u. c. S. 96.
Servaes Frz., Heint. v. Kleist. S. 273.
Shaw Bern., Drei Dramen. S. 283.
Sierozowski, Sibir. Erzählg. S. 383.
Skitalok, Spiehruten. S. 383.
Sfram, Professor Hieronymus. S. 430.
Sombart W., Die dtisch. Volkswirtschaft.
i. 19. Jhdt. S. 190.
Sommerlad Th. Dr., Die soz. Wirk-
samkeit d. Hohenzollern. S. 428.
Soudet Rich. Dr., Die dtisch. Arbeiter-
sekretariate. S. 339.
Sophokles, Ausgewählte Tragödien u.
S. 183.
Souby-Bey, Fabeln u. Parabeln des
Orient. S. 178.
Spettstößer W. Dr., Der heimkehrende
Gatte u. i. Weib i. d. Weltlit. S. 182.
Springer R., Mehrheits- oder Volks-
vertretung? S. 512.

- Staudinger Jr., Die zehn Gebote i. Lichte mod. Ethik. S. 426.
- Steig Reih., Heimr. v. Kleists Berliner Kämpfe. S. 122.
- Stephen L., George Eliot. S. 513.
- Stiewe, Abhdlg. Vortr. u. Red. S. 91.
- Steiner Rud. Dr., Die Myst. i. Anfang d. neuzeitl. Geisteslebens. S. 230.
- Strigl H., Sprachl. Plaudereien. S. 286.
- Strindberg, Vorhöb. Instanz. S. 184.
- Elf Sinaffer. S. 520.
- Strobl R. H. Dr., Arno Holz u. die jüngstdeusch. Bewegung. S. 477.
- Die Starken. S. 480.
- Die Weltansch. der Moderne. S. 480.
- Der Buddhismus u. d. neue Kunst. S. 480.
- Sudermann H., Verrohung in der Theaterkritik. S. 184.
- Sverdrup E., Neues Land. S. 188.
- Tappenbeck Cr., Deutsch-Neuguinea. S. 341.
- Tardel Herm. Dr., Stud. zur Lyrik Chamisso's. S. 185.
- Teja C., Der Wille zum Glück. S. 342.
- Thoma Lud., Hochzeit. S. 46.
- Tokalbahn. S. 45.
- Thumen F., Die Jphigeniensage i. ant. u. mod. Gewande. S. 182.
- Tolstoj Leo N. sämil. Werke. S. 230.
- Tomasevich Heinz, Die Sinfenden. S. 365.
- Tschierschky S. Dr., Kartell u. Truist. S. 125.
- Turba Gust., Gesch. d. Thronfolgerechtes i. allen habsburg. Länd. u. c. S. 182.
- Ulreich Alois, Herr Lehrer. S. 273.
- Viebig C., Es lebe die Kunst! S. 92.
- Vom Müller-Hannes. S. 133.
- Viljoen Ben., Die Transvaler i. Kriege m. England. S. 93.
- Vorländer, Gesch. d. Philosophie. S. 82.
- Wosß Rich., Römisches Fieber. S. 281.
- Wahrmond Lud. Dr., Das Dtsch. N. u. d. komm. Papstwahl. S. 346.
- Wazner Georg, D. Stelle a. Wege. S. 42.
- Wassermann, Der niegeküßte Mund. S. 369.
- Webers Georg, Lehr- u. Handbuch d. Weltgeschichte. S. 226.
- Wedekind Jr., Mine-Haha, od. ii. d. körpl. Erziehg. d. jung. Mädch. S. 128.
- Frühlings Erwachen. S. 430.
- Weinbach W. Freistr. v., Aus d. Memoir. d. Herzogin v. Albrantes. S. 280.
- Weise D. Dr., Die deutsch. Volkst. u. Landschaften. S. 351.
- Westkirch Luise, Jenseits von Gut u. Böse. S. 389.
- Wettstein, Vortr. u. Bespr. S. 431.
- Wildenbruch, König Laurin. S. 476.
- Wirth Albr. Dr., Die Entwicklung Rußlands. S. 432.
- Aus Uebersee und Europa. 364.
- Wirth Christ., Die Grammatikblindh. u. ihre schädlichen Folgen. S. 347.
- Wittkekindt Wilh. Dr. phil. Johann Chr. Krüger i. V. u. f. Werke. S. 182.
- Wlassaf Rud. Dr., Der Alkoholism. i. Gebiete v. Mähr.-Oesterr. S. 344.
- Wolf C. Jul., Mod. Minneritter. S. 142.
- Wolf-Rabe Scheedem Singh. S. 343.
- Wolgast H., Die Bedeutung der Kunst für die Erziehung. S. 424.
- Zeidler, Deutsch-österr. Literaturgesch. S. 471.
- Zemrich J. Dr., Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen. S. 92.
- Zentker, Die soziolog. Theorie. S. 362.
- Ziegler Leo, Neue Rätsel f. Groß u. Klein. S. 476.
- Zobeltitz J. v., Die Freibeuter. S. 350.
- Zola E., Wahrheit. S. 179.
- Zorn Ph. Dr., Die dtsch. Staatspr. S. 27.
- Staatslerikon. S. 37, 280.
- Großstädtisches Glend. S. 88.
- Der Kampf u. d. Wohnungsnot. S. 178.
- Prot. ii. d. Verhandlg. d. zw. öst. Eisenbahner-Kongresses. S. 192.
- Quatrième congrès général du parti socialiste français. S. 229.
- Die Verhandlg. d. dreiz. Evang.-sozialen Kongresses. S. 229.
- Andrés Neuer Allg. u. Oesterr.-ungar. Handatlas. S. 287.
- Die Brech-Prozesse g. d. Redakteure dtsch. Zeitungen in Süd-Ungarn. S. 339.
- Die Kaiser-Nede i. Reichstag u. d. Sozialdemokraten. S. 339.
- Der Fall Krupp. S. 339.
- Die Gründg. d. dtsch. Sozialdem. S. 340.
- Die Renterversicherungen in Deutschböhmen. S. 341.
- Revue générale de bibliographie française. S. 344.
- Ruthenische Revue. S. 348.
- Bulletin d. Intern. Arbeitsamtes. S. 351.
- Der „Esel“ als Erzieher. S. 368.
- Briefe, die ihn nicht erreichten. S. 371.
- Eugen Richters Sozialistenpiegel. S. 376.
- Der Umsturz im Reichstag. S. 376.
- Der Korbmacher Fischer im Lichte der Wahrheit. S. 376.
- Ratgeber i. Militär-Angelegenh. S. 431.
- Reformation und Renaissance. S. 431.
- Meisterbilder fürs dtsch. Haus. S. 469.
- Frauentrost. S. 477.
- Gartenstädte. S. 514.

Die Sprachenfrage im Amt und die Antwortnote der tschechischen Parteien.

Von Rudolf Springer (Wien).

I.

Die tschechischen Nationalisten sind hartnäckige Utopisten, das beweist neuerdings ihre Antwort auf die Vorschläge der Deutschen Parteien zur Lösung der böhmischen Frage¹⁾. Nicht, weil sie Föderalisten sind — wären sie dies in Wahrheit, so müßten sie die föderative Sonderstellung der Deutschen innerhalb des Königreichs Böhmen selbst wollen; nicht, weil sie das historische Staatsrecht der Sudetenländer wiederzuerwecken streben — wollten sie dies ernsthaft, dann brauchten sie den Sudetendeutschen nur die nationale Autonomie in demselben Ausmaß zu garantiren, wie es einst die Przemysliden in Böhmen und die Arpaden in Ungarn und Siebenbürgen gethan; auch nicht, weil sie die volle Freiheit und Einheit, die Selbstherrlichkeit ihrer Nation wünschen — verlangten sie diese, so wären sie innerhalb eines halben Jahrzehntes am Ziele, denn vier Fünftelle des übrigen Oesterreichs stünden an ihrer Seite. Ihre Utopie ist eine ganz andere, sie wurde 1866 geboren, und ist die nackte Spekulation auf das vermeintliche Hausinteresse der Habsburger.

Das, was Oesterreich und sein Herrscherhaus zu Grunde zu richten droht, ist nicht der nationale Wettstreit, sondern jene Verzerrung des nationalen Gedankens, den ich die nationale Prätorianeridee nennen möchte. Die Habsburger scheinen mir jenem bedauernswerthen reichen Manne vergleichbar, der unbedient bleibt, weil seine Dienerschaft sich um jeden Dienst so lange rauft, bis er nicht mehr geleistet werden kann. Wild gewordene Prätorianer sind die Leute um Schönerer, die, vom bisherigen Herrn nicht genügend engagirt, über der Grenze einen neuen suchen wollen. Trotzige, aufdringliche Prätorianer sind die Klerikalen, die ihre Unentbehrlichkeit dadurch der Krone suggeriren wollen, daß sie behaupten, das Haus Habsburg könne nur als katholische Weltmacht bestehen und seinen Länderbesitz behaupten. Schlaue Prätorianer sind die polnischen Stanczyken, die sich als alleiniges Voll-

¹⁾ Der Wortlaut dieser Antwort ist abgedruckt in der „Neuen Freien Presse“ Nr. 13762 vom 18. Dezember 1902. Ueber die Vorschläge der Deutschen und die Grundzüge Roebbers, s. „Deutsche Worte“, XXII. Jg. 1902, S. 369 ff.

werk gegen Rußland, die Kroaten, die sich als Sturmwehr gegen die unzuverlässigen Magyaren und als feste Brücke in den Orient bezeichnen. Seit 1866 haben nun auch die Tschechen ihre Prätorianeridee: „Ohne uns ist das uralte Reich der Habsburger ein Raub der hohenzollerschen Emporkömmlinge.“ Kraft dieses Titels auf Gnade und Engagement fordern sie die sofortige Dienstesenthebung aller jener Konkurrenten, die ihnen im Wege stehen, durch diese Gnade hoffen sie nicht nur die Einheit und Freiheit ihrer Nation zu erlangen, sondern die Vorherrschaft in allen Ländern ihres Herrn zu erzwingen.

Viele Diener sind ein Unheil, sie machen den Herrn zum Knechte ihrer Interessen. Wollten die Habsburger ihnen das Ohr leihen, sie wären im Nu im Kriege mit der ganzen Welt, mit Nord und West und Ost, sie hätten überall Feinde und keinen Bundesgenossen. Es ist wahrlich ein Glück im Unglück, daß der Völkersturm die Nationen gar so dicht um die Donau gestreut und jede einzelne in der Vereinzelung ohnmächtig gemacht hat.

Die Prätorianeridee macht die österreichische Frage unlöslich; die nationale Idee, d. i. der Gedanke der nationalen Selbstregierung, der unbeschränkten volltlichen Entwicklung im Innern der Nation und der Selbstbeschränkung der Nation auf ihre innere Kulturarbeit, diese Idee wird einst Oesterreich, wenn es der Krisis nicht vorher erliegt, groß und mächtig, wird die Habsburger, wenn sie die Anmaßung der Prätorianer zurückzuweisen die Kraft haben sollten, wieder im europäischen Konzert vernehmbar machen.

Es scheint, daß Kramarsch die Verkörperung jener Ueberspannung des Nationalitätenprinzips bei den Tschechen ist, während Kaizl die Idee der nationalen Selbstgenügsamkeit vertrat. Verwunderlicher Weise ist der angebliche nationalsoziale und demokratische Kofac sein Gefolgsmann auf den Bahnen der Expansionspolitik. Die Deutschbürgerlichen haben freilich nicht das Recht des ersten Steines gegenüber den Tschechen, da sie die Devise „Wir bestellen unser eigenes Haus“ noch immer nicht völlig begreifen und befolgen. Darum ist der Tadel der Tschechen noch lange nicht ihr Lob, aber ihre Mitschuld befreit uns nicht von der Pflicht, die Schuld der Tschechen an dem Mißlingen jeder Verständigung festzustellen. Sie schreiben: „Die Einheit des Königreiches, welche die böhmischen Abgeordneten treu ihrem staatsrechtlichen Programm und auch in wohlervogener Sorge um die Interessen des Reiches wahren müssen“... „Der einheitlichen staatlichen Verwaltung im Königreiche Böhmen... diese festzuhalten gebietet jedoch den böhmischen Abgeordneten nicht nur ihr Pflichtbewußtsein gegenüber dem Königreiche Böhmen, sondern auch gegenüber dem Reiche, dessen Zukunft und Großmachtstellung durch die staatsrechtliche Einheit und Unteilbarkeit des Königreiches Böhmen bedingt ist.“ Diese Sätze geben den G. ist, aus dem jeder Gedanke der tschechischen Antwort fließt, deutlich wieder.

Und diese Quelle ist unlauter. Zwischen den Zeilen wird den Habsburgern gesagt: Trauet nicht den Deutschböhmern, traует ihnen

nicht so viel wie uns. Wir hegen die „wohlerwogene Sorge“, daß diejenigen, mit denen wir nun ehrlichen Frieden schließen sollen, nicht ehrliche Freunde des Reiches sind. Auf uns beruht die „Zukunft und Großmachstellung“ des Reiches, also nicht auf den Deutschen, nicht auf beiden zusammen, nicht auf dem Frieden beider. Diese vage und wahnwitzige Suggestion entspringt nicht aus dem reinen Nationalgefühl, sie ist nicht national, sie ist ein Prätorianergedanke, und es gehört ein hohes Maß von Utopismus dazu zu glauben, daß sie wirkt. Denn so klar sind doch die Tatsachen dem naivsten Beurteiler österreichischer Dinge, daß er weiß: Für die Tschechen gibt es kein anderes Heim als Oesterreich, für die Deutschösterreicher aber am Ende aller Dinge wohl. So gewiß es ist, daß diese in ihrer großen, überwältigenden Mehrzahl kein anderes wollen, so sicher ist es, daß eben dieser tschechische Prätorianertraum, einmal verwirklicht, die Deutschen zwingen würde, ein solches zu suchen. Gerade jetzt, wo sich die Tschechen in der Illusion wiegen, daß für sie das Himmelreich nahe sei, muß es in ihrem Interesse gesagt sein: In jedem Staate ist der Gefährlichere auch der Mächtigere!

Und schon darum haben die Tschechen das nationale Interesse, nichts zu wollen als die nationale Selbstregierung und diese sich zu erzwingen, indem sie auch den Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien dieselbe einräumen, d. h. also Föderalisten zu sein im Lande, damit der Föderalismus im Reiche möglich werde. Auf diesem Wege — das wußten schon die Männer der Fundamentalartikel — liegt möglicherweise die bereinstmalige staatsrechtliche Sonderstellung der Subetenländer im Rahmen Oesterreichs. Es ist eine uralte Wahrheit: Staaten erhalten sich dadurch in der Macht, wodurch sie die Macht erlangt haben. Die Subetenländer sind mächtig geworden durch die gemeinsame Arbeit der Tschechen und Deutschen und diese selbst war nur ermöglicht, indem die nationalen tschechischen Könige den eingewanderten und seßhaften Deutschen ihr nationales Selbstbestimmungsrecht durch Privilegien sicherten.

II.

Bei der Beurteilung der Koerber'schen Grundzüge und der deutschen Vorschläge habe ich den nothwendigen Maßstab aller Kritik von Sprachengesetzen aus nationalem Standpunkt aufgezeigt, indem ich das bürokratische Amtssystem jenem der Selbstregierung gegenüberstellte. Daraus ergab sich die Folgerung: Das System der Selbstregierung der stufenweise einander übergeordneten Verbände löst die Amtssprachenfrage automatisch, weil es nicht ein Symptom, sondern die nationale Frage selbst, soweit sie eine rechtliche und nicht soziale ist, soweit überhaupt von einem „Bösen“ gesprochen werden kann, zur Lösung bringt. Die rein formale, sprachliche Frage der bürokratischen Organisation der Aemter ist nur dann zweckmäßig beantwortet, wenn die Amtssprache vom Staate so geordnet ist, wie die autonom gedachten nationalen Verbände sie selbst regeln würden. Nur dieser Standpunkt ist national, jeder andere ist der eines Nationsteils, einer Schichte oder Relique der Nation.

Darum, sagte ich, ist die Aemterbesetzungsfrage auf rein bureau-
ratischem Wege überhaupt nicht endgiltig zu regeln. Eine solche
Regelung kann nur die letzte Frucht einer völligen Auseinander-
setzung der Nationen sein, angesichts welcher sie fast alle Bedeutung
verliert. Alle Auskunftsmitel des bürokratischen Amtsrechts sind
nichtige Formeln und Klauseln voller Zweideutigkeit, bestimmt zu
täuschen und ohne Wert für die Nationen. („D. W.“ XXII, S. 391 ff.)

Die Antwortschrift der Tschechen belehrt uns eines Besseren:

„Und eben die Methode des Vorschlages der deutschen Abgeord-
neten aus Böhmen scheint uns eine solche zu sein, welche zu einer
Verständigung zu führen nicht geeignet ist. Ungeachtet ihrer unzu-
lässigen Beschränkung auf das Königreich Böhmen allein, ungeachtet
ihres geringen Entgegenkommens gegenüber unseren berechtigten Wünschen
ist schon der Umstand, daß man die Lösung der Sprachenfrage von
der Lösung einer der schwierigsten Verwaltungsfragen, nämlich der
Dezentralisation der staatlichen und autonomen Verwaltung, abhängig
macht, geeignet, jede Hoffnung auf einen günstigen Erfolg der Ver-
ständigungs-Versuche im voraus auf das allergeringste Maß herabzu-
stimmen. Indem wir demnach den Gedanken des deutschen Vorschlages
über die gruppenweise Lösung des ganzen Komplexes der strittigen
Fragen annehmen, glauben wir dennoch verpflichtet zu sein, einen
anderen Weg und eine andere Basis für die Verhandlungen vorzu-
schlagen.

Unserer Ansicht nach ist nämlich die Lösung der Sprachenfrage
bei den landesfürstlichen Aemtern, wie man es auch im Jahre 1900
klar gesehen hat, die Hauptvoraussetzung für die Lösung aller übrigen
in Betracht kommenden Probleme.“ — „Es kann nur das Eine wie-
derholt werden, daß sie alle rasch und bald erledigt werden, wenn
einmal die Sprachenfrage im Sinne des gleichen Rechtes gelöst sein
wird.“ — „Es müßte vor Allem die Sprachenfrage einer Lösung zu-
geführt werden, um dadurch das Terrain frei zu machen für das
Uebrige.“

Hier ist also das Umgekehrte behauptet:

Beißt nur vorerst in die bittere Wurzel der Sprachenverord-
nungen, die süßen Früchte der nationalen Selbstregierung werden Euch
dann von selbst in den Schoß fallen. Es scheint also, daß die Tschechen
entgegengesetzter Meinung sind. Wir wollen sehen.

Zu einem Amt gehören vor Allem drei Stücke, eine Beamten-
schaft, ein Amtssprengel und dessen Bevölkerung. Wer Beamter, wie
der Sprengel abgegrenzt, wie die Bevölkerung dem Amte gegenüber-
gestellt ist; diese materiellen Momente sollen national nicht so wesent-
lich sein, wie die Art der Klangfiguren, in denen man sich im Amte
äußert, wie die Figuren der Schriftzüge, welche das Papier des be-
kannten Kleinkanzleiformats bedecken? Diese Figuren sollen also dem
Engel des nationalen Friedens ebenso den Weg vorzeichnen, wie das
Pentagramma dem Teufel? Ist das wirklich die Meinung der Tschechen?
Sind sie solche Formalisten?

O nein! Sie wissen sehr wohl, daß die drei materiellen Momente entscheiden, Amtssprengel, Amtsvolk und Beamter, aber sie nehmen diesen süßen Kern ganz unvermerkt in die Voraussetzung auf, d. h. sie verzehren ihn als selbstverständliches Präzipuum und laden die Deutschen ein, in die harte Schale sich auf gleich und gleich zu teilen.

Erstens das Gebiet: „Von diesem Standpunkte ausgehend, glauben wir aber, daß die Vorschläge der deutschen Abgeordneten aus Böhmen vor Allem an einem Grundübel leiden, welches die Anbahnung eines nationalen Friedens geradezu ausschließt, nämlich daran, daß sie nur das Königreich Böhmen berücksichtigen. Ohne eine parallele Verstärkungs-Aktion in Mähren, ohne Erfüllung der berechtigten Wünsche der böhmischen und polnischen Bevölkerung in Schlesiens ist jeder Verstärkungs-Versuch zwischen den Böhmen und Deutschen im vorhinein aussichtslos.“

Viele hundert Amtssprengel liegen in den Sudetenländern nebeneinander, jeder von den andern national, ökonomisch oder politisch verschieden. Aber sie alle sollen eins sein, ein einziger großer Amtssprengel, soweit es auf die Amtssprache ankommt.

Zweitens die Bevölkerung, das Amtsvolk: „Einmal schon deswegen, weil das Sprachenrecht nicht in einem jeden Lande, welches die Böhmen und die Deutschen gemeinsam bewohnen, anders geregelt werden kann, nur um den besonderen Verhältnissen, in welchen die Deutschen in einem jeden dieser Länder leben, Rechnung tragen zu können, und dann, weil der Friede in Böhmen und gleichzeitig die Fortsetzung des nationalen Kampfes in Mähren und Schlesiens wegen der nationalen Solidarität der Deutschen und Böhmen in allen drei böhmischen Ländern keine Beruhigung dem Reiche und keine Garantie für die friedliche Entwicklung unserer öffentlichen Zustände bieten könnte.“

Auch hier dieselbe versteckte präjudizierende Voraussetzung, wenn sie auch durch fundamentale Wahrheiten verhüllt ist: Wahr ist, daß die Tschechen in allen drei Ländern der nationalen Solidarität huldigen, huldigen müssen und in keiner Sache so recht haben, wie gerade darin, denn das nationale Einheitsinteresse ist das oberste Interesse jeder Nation. Wahr ist ferner, daß die Deutschen aller drei Länder sich solidarisch fühlen, aber es ist nur die halbe Wahrheit: Das nationale Einheitsinteresse zwingt nicht nur die Sudetendeutschen zur Gemeinbürgerschaft, sondern alle österreichischen Deutschen, und dies jaust — so wie die Tschechen — mit souveräner Verachtung der Kronlandsgrenzen! Aber — und das ist die logische Erschleichung — wenn die Deutschen für sich und die Tschechen für sich auch innerhalb der Sudetenländer je eine politische Einheit bilden, so folgt daraus nicht, daß beide zusammen eins sind, sondern sie sind und bleiben amtspolitisch zwei Völker, zweierlei Amtsvolk und fordern zweierlei Amtsrecht.

Und drittens der Beamte: „Die böhmischen Abgeordneten glauben, daß die Beamten, wo es ohne Gefährdung . . . der Staatsinteressen . . . thunlich ist, womöglich der Nationalität der Be-

völkering angehören sollen.“ Auch hier die illoyale Voraussetzung, daß der deutsche Beamte in den Sudetenländern staatsgefährlich ist, auch hier die antinationale, prätorianische Voraussetzung, daß der Grundsatz: „Jeder Nation ihr Amt“ — „wohl auch von keiner ihrer Pflichten bewußten Regierung angenommen werden könnte.“ Aus diesem Grundgedanken des tschechischen Laborats ergibt sich schnurgerade das Bach'sche Prinzip: Jede österreichische Nation ist durch Beamte der anderen Nation zu regieren, also auch die Tschechen durch Deutsche.

Und die tschechischen Bureaukraten im Parlamente sind so kurz-sichtig, zu übersehen, daß die allgemeine Doppelsprachigkeit für den kommenden Absolutismus — das wird die Erfüllung mancher Verheißungen in der Fülle der Zeit sein — das Mittel sein wird, die Tschechen selbst unter nationale Fremdherrschaft zu bringen. Während sie ausziehen, des Nachbars Taube in ihren Schlag zu fangen, öffnen sie dem Fuchs den eigenen Hühnerstall!

Man sieht: Die Tschechen halten selbst die Amtssprache nicht für den Kern, sondern die Sprengelgrenze, das Amtsvolk, den Beamten. Aber sie verstecken ihren Abgrenzungsplan hinter dem historischen Recht, nehmen ihn als undiskutierbar in die Voraussetzung auf und nuthen den Deutschen zu, sich um die leere Schale des Sprachengebrauchs bei den Behörden zu streiten, sich mit der leeren Ruß zufriedenzugeben. Die Deutschen müssen aber auf der nationalen Sprengelgrenze und auf der nationalen Beamenschaft bestehen, das ist für sie nationalpolitisch, das ist für die Sprachenregelung schon technisch genommen unerläßlich.

III.

Der Standpunkt der Tschechen findet eine scheinbare Rechtfertigung in den Bedürfnissen der Amtssprache des Parteienverkehrs.²⁾ Diese demokratische Seite des Amtsrechts dient in Folge der Kurzsichtigkeit der Deutschen zur Vorspann für die bürokratische Vorherrschaftshoffnung der Tschechen:

„Für die böhmischen Parteien bleibt es ein unberrückbarer Grundsatz, daß in den böhmischen Ländern ein Böhme oder Deutscher bei allen landesfürstlichen Aemtern sein Recht in seiner Sprache finden könne, und zwar nicht nur durch die Annahme, sondern auch durch die Behandlung und Erledigung seiner schriftlichen und mündlichen Anliegen. Von dieser grundlegenden Forderung können die böhmischen Parteien nicht nur deswegen nicht abgehen, weil es seit Urgezeiten ein anerkannter Rechtszustand in den böhmischen Ländern ist, sondern auch deswegen, weil es ein Gebot sozialer Pflicht der modernen staatlichen Verwaltung ist. Nicht nur die „seßhaften“ Minoritäten haben ein Anrecht auf den Rechtsschutz und die soziale Fürsorge des Staates, sondern ein jeder Angehörige der beiden die böhmischen Länder bewohnenden Völker, weil die Weltend-

²⁾ „Deutsche Worte“, XXII. Jg., S. 377 ff.

machung seiner Rechte und Ansprüche bei allen landesfürstlichen Behörden in seiner Muttersprache ein erworbenes nationales Recht für einen jeden Angehörigen beider Völker bedeutet, ein Recht, welches namentlich für die arbeitende Klasse in Bezug auf ihre Freizügigkeit und Ausnützung einer jeden sich bietenden Erwerbsgelegenheit geradezu eine Vorbedingung für ihr wirtschaftliches Fortkommen ist. Dieses Recht wird jedoch in den Vorschlägen der deutschen Abgeordneten nicht gewahrt, weil der Anspruch auf den Sprachenschutz für die Majorität der Bevölkerung anders als für die Minorität geregelt wird und bezüglich der letzteren noch der Unterschied zwischen den „seßhaften“ und anderen Minoritäten gemacht wird. Nebstdem kann nicht unerwähnt bleiben, daß die beantragte Regelung der Sprachenfrage, welche eine so häufige und ganz überflüssige Uebersetzung so vieler Amtshandlungen zur Folge hat, keineswegs eine „Vereinfachung“ der öffentlichen Verwaltung, sondern eine Erschwerung und Verteuerung des Rechtsschutzes bedeutet.“

Hier haben die Tschechen vollkommen Recht; keine Zeile sollen und dürfen sie von diesen Grundsätzen abhandeln lassen. Aber dieses höchste Recht wird politisch zum Unrecht, wenn sie daraus ein System der Absorption der deutschen Aemter ableiten, wenn sie die seit Jahrhunderten mit dem Privileg der Selbstregierung ausgestatteten deutschen Gebiete wie eine Kolonie oder ein Schutzgebiet in Afrika von Prag aus für ihren „König“ etwa „pazifizieren“ wollen — eine Absicht, so wahnsinnig, daß man sich wundern muß, wie die sonst so kalte, nüchterne und kluge Nation der Tschechen sich in solch eitlen Hoffnungen wiegen kann. Ich finde keine Erklärung dafür als das Jahr 1866. Ableugnen läßt sie sich nicht, denn gerade in dieser Note der Tschechen liegt sie, wie wir gesehen, klar und deutlich ausgesprochen.

Der vollkommen deutsche Amtscharakter in den deutschen Gebieten Böhmens — das, worauf die Deutschen bestehen müssen — beeinträchtigt die Erfüllung dieses tschechischen Wunsches nicht. Denn dieser Charakter ist bestimmt durch die Hauptfaktoren: Beamte deutscher Nationalität und ein überwiegend von Deutschen bewohntes national abgegrenztes Amtsgebiet. Ist dieses sichergestellt, dann ist die Berücksichtigung der Minorität³⁾ keine Lebensfrage der Nation mehr, sondern eine Lernfrage für die Studenten.

Die Tschechen stellen die Sache so dar, als wäre der deutsche Charakter des Amtes mit dem „wohlverworbenen Recht eines jeden Angehörigen“ der tschechischen Nation nicht vereinbar. Drehen wir den

³⁾ Die Berücksichtigung der einmal aufweisenden und national differenten Minorität ist ein ganz anderes Problem als die Abwehr der Einwanderung und der Versuch, die eingewanderten national indifferent zu erhalten und so allmählich zu absorbieren. Denn dieser Indifferentismus ist die Vorbedingung jeder Absorption. Die Deutschen gehen darin thöricht vor, daß sie die Sprache rechtlich nicht anerkennen. Täten sie dies, so käme die Tatsache der Prävalenz der deutschen Sprache bei den Slaven ohne die Verbitterung der rechtlichen Verkürzung leicht und voll zur Geltung, der Uebergang zum Deutschtum wäre auf dem Wege des Indifferentismus rasch und häufig.

Spieß um: Dann ist der tschechische Charakter eines Amtes mit dem wohlverworbenen Recht „eines jeden Angehörigen beider Völker“ ebenso unvereinbar, dann bekreuzen sich die Tschechen selber vor dem Gedanken eines nationalen Amtes. So weit kommt eine Nation, die sich von ihren Bureaokraten auf das Feld der abenteuerlichsten Eroberungspolitik führen läßt und nach der Niederlage unter Badeni noch immer darin festhält. Wie oft wird sie noch geschlagen werden müssen, bis sie zurückfindet nach Kremfier, bis sie begreift, daß für sie wie für alle österreichischen Völker kein anderes Heil ist, als die nationale Selbstregierung, als die Befennung zum Prünner Nationalitätenprogramm!

Diese Eroberungspolitik ist — wie jede andere, wie die Schönerers und die des Polenklubs — überhaupt nur auf bürokratischem Wege denkbar und darum sind heute die Tschechen das amtsfrommste Volk Oesterreichs, darum stehen sie unter der Führung Kramarschs, des Bewunderers der omnipotenten zarischen Bureaokratenherrschaft. Sonderbar ist nur, daß die Agrarier und National-Sozialen auch soweit Gefolgschaft leisten. Daß sich stufenweise übergeordnete Verbände selbst regieren können und daß die ganze tschechische Nation auf diesem Wege endlich frei, endlich eins, endlich rechts- und handlungsfähig würde, das dürfen ihre Vertreter nicht einsehen, das dürfen sie nicht anhören; blind und taub müssen sie sich stellen vor der Vernunft. Sie dürfen nicht kämpfen für die Nation, für ein Nationalparlament, für nationales Finanzrecht, für ein nationales Amt. Sie kämpfen nun schon viele Jahrzehnte nicht um Helena, sondern um Helenas Gewand, u. zw. um ein Gewand, das zu groß und zu weit ist, das ihre Nation allein nicht füllen kann, um den Sudetengürtel. Man nennt auch im Sexualleben einen solchen Trieb Fetischismus. Der Fetischismus der Kronlandsgrenze blendet und betäubt das tschechische Bürgerthum so, daß es sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den Schädel an den harten Tatsachen wund rennt und doch keinen Ausweg findet.

So macht die Nation es sich selbst unmöglich, die tschechische innere Dienstsprache ehrlich zu verlangen, sie kann ihren Lieblingswunsch nach der inneren Dienstsprache nicht einmal aussprechen, weil sie das Wort „Sprachgebiet“ nicht einmal gebrauchen darf! Hören wir:

„Nach der historischen Entwicklung und nach den geltenden Staatsgrundgesetzen haben beide Landessprachen das gleiche Recht auf deren Gebrauch im ganzen Lande, und können daher die böhmischen Abgeordneten nichts zulassen, wodurch diese Grundprinzipien des Sprachrechtes in irgend einer Weise verletzt würden. Als eine solche unzulässige Verletzung der geltenden Gesetze müßten wir es ansehen, wenn der Gebrauch der böhmischen Sprache im inneren Dienste der Aemter und Behörden nur in taxativ aufgezählten Fällen zugelassen würde, weil dies nichts Anderes als die Einführung der deutschen Staatssprache de jure und de facto bedeuten würde, was keine böhmische Partei je zugeben kann. Im Gegentheil müssen wir darauf beharren, daß das Recht des Gebrauches beider Landessprachen im inneren Dienste

für das ganze Gebiet der böhmischen Länder nach gleichen Grundsätzen geregelt werde.“

„Nach gleichen Grundsätzen“ — schön! Sie meinen ja selbst, im tschechischen Gebiete tschechisch, im deutschen deutsch und somit nach gleichen Grundsätzen im ganzen Land. Denn eine solche Behandlung der Frage ist ohne Zweifel eine gleiche. So zu lesen sind die Deutschen höflichst eingeladen, der tschechische Wähler aber hat zu lesen: Im ganzen Lande tschechisch und deutsch, nach außen und innen — eine solche Behandlung ist ja ebenso gleich. Man begreift doch sonst schon, daß der Begriff der Gleichheit ein leerer, nichtsagender ist. Man weiß über die Natur und das Wesen eines reinen Geistes nicht das geringste, wenn man erfährt, daß alle reinen Geister gleich rein sind. Und so ist die Antwort der Tschechen in der Frage des inneren Dienstes ganz nichtsagend und wesenlos. Aus ihm kann Jeder die Forderung nach den Badenischen Verordnungen ebenso gut herauslesen als die dezidierteste Zustimmung zu den Koerberischen Grundsätzen.

Ebenso ergeht es uns mit dem Passus, der die deutsche Staatsprache zum Gegenstande hat. Man braucht auf den Satz nur das argumentum a contrario anzuwenden, so lautet er:

„Als eine solche unzulässige Verletzung der geltenden Gesetze können wir es nicht ansehen, wenn der Gebrauch der böhmischen Sprache im inneren Dienste der Ämter und Behörden nicht nur in tagativ aufgezählten Fällen zugelassen würde“ — sondern umgekehrt das vorbehaltene Gebiet der deutschen Sprache tagativ festgestellt wird, wie es Koerbers Vorschlag will. — Diese Auslegung ist durch den weiteren Satz nicht ausgeschlossen:

„Dabei wollen wir nur nebenbei bemerken, daß die Vertreter des böhmischen Volkes gegen die Einheit der Armeesprache, soweit sie für die Erhaltung der Wehrkraft der Monarchie unbedingt nothwendig ist, keine Einwendung gemacht haben. Selbstverständlich ist jedoch, daß wir zu einer gesetzlichen Festlegung der deutschen Sprache als Staats- oder Vermittlungssprache nie die Hand bieten werden.“

Daß die Tschechen dazu nie die Hand bieten, sondern bei einer Abstimmung im Parlament sogar die Hand dagegen erheben werden, ist gewiß selbstverständlich, ebenso selbstverständlich, als auch ganz gewiß, daß sie sich dabei zwar mit Krawall, aber sonst in Ehren werden — überstimmen lassen müssen.

Die ganze Amtssprachenpolitik ist wahrhaftig — bei Deutschen und Tschechen — ein Verierspiel, bei dem nichts verwunderlicher ist als die Langmuth der Völker. Jede Nation will ihr Amt — das ist das einfachste, klarste und allgemein verständliche Programm. Warum redet man nicht offen, warum nennt man das Ding nicht beim Namen? Das wagt man nicht, weil diese Forderung revolutionär erscheint — in Wahrheit ist sie die einzig österreichische, einzig monarchistische Forderung. Aber selbst, wenn man es wagte, wollte man's nicht. Denn man will auch das Amt des Andern. Sagte man das rund heraus, so ließen einen drei Biertheile des eigenen Volkes im Stiche, das andere Volk aber stünde wie ein

Mann auf. Und darum hat sich ein sprachpolitischer Jargon herausgebildet, der neun Zehntel der Bevölkerung unverständlich ist, darum spricht man in Formeln und Klauseln, operirt mit Hinterhalten und Felsbrücken und macht die einfachste Sache der Welt zu einer kabbalistischen Geheimkunde. Und nun fehlt den Tschechen für eine Sache, um die sie das ganze Reich in eine schwere Krise stürzen, gar das Wort. Sie vermögen gar nicht zu sagen: Minister, gib uns im geschlossenen tschechischen Sprachgebiet — dies das Unglückswort! — den nationalen inneren Dienst, damit sind wir vorläufig zufrieden.

Sollte diese Interpretation nicht richtig sein? Beharren die Tschechen noch immer auf der sogenannten doppelsprachigen Gleichberechtigung, wie sie in den Badenischen Verordnungen kodifiziert ist? Wäre dies der Fall, dann hätten die Tschechen wahrlich nichts gelernt und nichts vergessen, dann wäre die Geschichte der letzten Jahrzehnte vergeblich an ihnen vorübergegangen. Sehen wir einmal, was sie lehrt, nachdem wir kurz noch einmal die Bedeutung der inneren Dienstsprache betont:

Da die innere Amtssprache nicht ganz unzweideutig durch das sachliche Bedürfnis gegeben ist, läßt sie sich sehr wohl über das nationale Sprachgebiet ausdehnen, wenn der Beamte nur die ortsübliche Sprache für den Parteienverkehr genügend beherrscht. Aus einem Palladium der nationalen Entwicklung und einem Schutzmittel gegen nationale Fremdherrschaft wird sie dadurch zum vorzüglichsten Mittel, nationale Fremdherrschaft aufzurichten. Sie ist dann nicht mehr inneres Kulturmittel des ganzen Volkes, sondern äußeres Expansionsmittel für die bürokratische Schichte der Nation. In national gemischten Staaten wird so, wie wir wiederholt betont, die innere Amtssprache die Walstatt für den spezifischen Klassenkampf dieser Schichten. Wie in jedem Klassenkampf, gibt es auch in diesem keine dauernde Versöhnung, kein Kompromiß, außer infolge der Intervention der produktiven, nicht-bürokratischen Klassen. Sind obige Schichten noch dazu durch ein verkehrtes Wahlssystem fast allein wirksam vertreten, so ist dadurch der nationale Bürgerkrieg einfach zum geltenden Rechtszustand erhoben.

Skizziren wir also kurz die historische Entwicklung dieses Kampfes. Zunächst bestanden die Deutschen, angeblich als Hüter der Einheit der staatlichen Administration, in Wirklichkeit aus wohlverstandenen Klasseninteresse der Bourgeoisie, darauf, daß das Deutsche in ganz Böhmen ausschließliche innere Amtssprache sei, die Tschechen dagegen forderten bis in die jüngste Zeit bloß, daß im tschechischen Sprachgebiete tschechisch, im deutschen deutsch, im gemischten utraquistisch amtliert werde.⁴⁾ Die sohin erklossene Taaffe-Stremayr'sche Sprachen-

⁴⁾ Siehe in dieser Beziehung Raizl in der „Česka Revue“ 1898 und die in den „Narodni Visti“ vom 16. und 18. Jänner 1898 durch Dr. Pacal zum Wiederabdruck gebrachten Belege, insbesondere den Antrag Seidl's im böhmischen Landtag 1861, das eine Beilage der Fundamentalartitel bildende Nationalitätengesetz vom Jahre 1871, das von den tschechischen Abgeordneten beim Eintritt in den Reichsrat dem Ministerium überreichte Memorandum (1879).

verordnung vom 19. April 1880 regelt hauptsächlich die Sprache des Parteienverkehrs im Sinne durchgehender Doppelsprachigkeit: In ganz Böhmen müssen tschechische und deutsche Eingaben angenommen und in der Sprache des Anbringens erledigt werden. Bezüglich der inneren Amtssprache verbleibt es — mit Ausnahme der Gerichte — beim Alten, das ist, der Hauptsache nach, bei der deutschen inneren Amtssprache. Noch im Dezember 1895 stellt Dr. Trojan im böhmischen Landtage den Antrag, die Regierung zu einer Nachtragsverordnung aufzufordern, der zufolge erstens bei den Behörden erster Instanz als innere Amtssprache die Sprache der Mehrheit der Bewohner des Bezirkes, zweitens bei Landesbehörden und solchen, deren Sitz sich in Prag befindet, beide Sprachen zu dienen haben. Diese Anpassung des inneren Dienstes an die Sprache der Mehrheit der Bevölkerung, welche die Tschechen noch 1895 forderten, entspricht formell der nationalen Autonomie, und ist in den Koerber'schen Grundsätzen, wie wir gesehen, erfüllt. Ein Antrag Pleners vom 5. Dezember 1885 forderte die Aufhebung der Stremayr'schen Verordnungen für das deutsche Gebiet, so daß in diesem nur deutsche Parteienanbringen anzunehmen wären, gesteht aber die innere tschechische Amtssprache im tschechischen Gebiete zu. Beide Anträge nähern sich ganz hinsichtlich der inneren Amtssprache, sie unterscheiden sich bloß bezüglich des Parteienverkehrs, da die Tschechen tschechische Eingaben in ganz Böhmen, die Deutschen aber nur im tschechischen und gemischtsprachigen Gebiete zulässig finden.

Charakteristisch ist dabei, daß Trojans Antrag, der von beiden tschechischen Parteien unterfertigt ist und also die damalige Meinung des ganzen tschechischen Volkes zum Ausdruck bringt, drei Sprachgebiete mit verschiedenem nationalen Recht in Böhmen unterscheidet, ohne daß jemand den Vorwurf der Landeszerreißung erhob. Er bildet das letzte Glied einer seit 1848 ununterbrochenen Kette tschechischer Postulate, die die wahre Gleichberechtigung in der Einsprachigkeit der inneren Amtierung im deutschen wie im tschechischen Gebiete sah. Dies die sogenannte einsprachige Gleichberechtigung. Die Deutschen hingegen, die ausgegangen waren von der ausschließlich deutschen inneren Amtssprache, hatten sich in diesem Punkte den Tschechen vollständig genähert, um in ihrem Gebiete selbst von der tschechischen Sprache unberührt zu bleiben. Der Plener'sche Antrag hatte also Tschechen und Deutsche bis auf die papierdünne Wand genähert und diese betraf nur mehr die Frage der Sprache des Parteienverkehrs. Der Antrag Trojan hätte das Postulat der nationalen inneren Amtssprache im nationalen Gebiete verwirklicht. Da trat aber der Umschwung, die Ueberspannung des nationalen Interesses ein, das Postulat der nationalen Kultur-entwicklung machte dem Programm der bürokratischen Expansion Platz.

In der Zeit vom 12. Dezember 1885 bis zum 14. Jänner 1886 berieth der Ausschuß beide Anträge. Unter dem nachweislichen Einfluß des Feudaladels, den die winkende Möglichkeit der Verständigung und des Friedens erschreckte, kam ein Ausschußbericht zustande, der für alle Ämter in allen Instanzen absolute Doppelsprachigkeit der inneren Amtsführung forderte! Und das war von nun an tschechisches Pro-

gramm: Nur durch die Einflüsterungen der Feudalen, durch ihr Bündnis mit der jungen tschechischen Bureaukratie läßt sich ein solch radikaler, unerwarteter Umschwung in der Zeit eines Monats erklären. Und nun erfind man zur Hypnotisierung der etwa stutzig werdenden nichtbureaukratischen Bourgeoisie das chauvinistische Schlagwort von der Landeszerreißung und das Spottwort vom dreiteiligen Königreich!

Ist diese „doppelsprachige Gleichberechtigung“ in Wahrheit national? Wohl ist sie für den Augenblick radikaler, uniformer, zentralistischer für Böhmen. Sie ist aber auch zentralistischer für das Reich: denn sie stellt für ganz Böhmen doch auch die innere deutsche Amtssprache wieder her! Und die Geschichte beweist, daß diese Doppelsprachigkeit den Tschechen auf die Dauer sehr gefährlich werden kann. Sie bestand von der Ferdinandeischen Landesordnung bis in die Zeit Maria Theresias und hatte auf die Dauer zur Folge, daß das kulturell mächtigere Deutsche das Tschechische derart zurückdrängte, daß es schließlich an „tschechischen Subjekten zur Besetzung der Aemter“ fehlte. Die einsprachige Gleichberechtigung ist national durchgreifender — nach Kaiserl. Sie wird heute auch von den Deutschen, seit sie national und nicht mehr „staatsparteilich“ denken, akzeptirt. Ist die Doppelsprachigkeit wirklich der nationalen Entwicklung günstig? Strebt diese nicht überall reinnationalen Charakter, in Literatur und Kunst ureigene nationale Typen an? Wurden nicht die Hochschulen geteilt und das ganze Schulwesen auf exklusiv nationale Grundlage gestellt? Erhalten sich doch alle utraquistischen Institutionen nur noch durch äußeren Zwang!

Die nationale Bureaukratie der Tschechen hat in ihrem Klasseninteresse also die nationale Sache eher gefährdet als gefördert! Zunächst hat sie in den Baden'schen Verordnungen ihr Programm verwirklicht — mit gewaltigen Einbußen an nationaler Ehre und materiellen Gütern der produktiven Schichten ihrer Nation. Zudem haben Deutsche den Trojan'schen Entwurf adoptirt — der Pfersche-Ulbrich'sche Vorschlag in der „Neuen Freien Presse“. Aber siehe! Sobald sich die Tschechen ihrem ursprünglichen Programm wieder nähern, was sie in dem bekannten Landtagsbeschuß über die Sprache der autonomen Behörden in Böhmen gethan, sobald die Verständigungsmöglichkeit nähergerückt, beziehen die deutschen Bourgeoisieparteien unter Schönerer's Einfluß zum Theil wieder die Kampfesposition, sie fordern die „deutsche Staatsprache“, unter der sie kaum etwas Anderes verstehen als die deutsche innere Amtssprache!

Beweist diese ganze Entwicklung nicht sonnenklar, was die Nationalitätenfrage in Oesterreich unlösbar macht? Zugrunde liegt ihr das berechtigte und nothwendige Streben der Nationen auf nationale Autonomie, das ist Ausschließung jeder nationalen Fremdherrschaft und Selbstregierung durch nationale Beamte. Aber die Nationen sind in ihrer überwiegenden Anzahl rechtlos und ohne Einfluß auf die Wahl oder Ernennung ihrer Beamten. Politisch berechtigt sind nur die bureaukratischen Schichten und deren Mitinteressenten. Und diese nützen das wohlbegründete Interesse ihrer Nation aus, sie benutzen die misera

contribuens plebs als Kanonenfutter in ihrem Aemterkriege, verhindern die innere nationale Kulturarbeit durch ununterbrochene Expansionsmanöver, die niemand nützen und allen Schaden, sie setzen an Stelle der Arbeit die Hezerei, an Stelle der Aufklärung und Bildung die Aufreizung und Verwilderung, alles im wohlverstandenen Eigeninteresse der bureaukratischen Klasse. Aber schon sind die „Erwerbstätigen“ dieses fruchtlosen Haders müde und über Nacht kann es den Nationalisten zustoßen, daß die „Ernährer des Volkes“ nicht hinter ihnen, sondern hinter dem „Arbeitsminister par excellence“ stehen. Wenn die Tschechen die Zeichen der Zeit begreifen, müssen sie einsehen, daß heute die Bescheidenheit die klügste Taktik ist!

IV.

Diese Bescheidenheit täte den Deutschen noch mehr not. Nicht als ob ich verlangte, daß sie nur ein Jota von der vollen nationalen Selbstregierung preisgeben, im Gegentheil, je starrer und fester sie daran festhalten, umso näher kommt der Staat dem Frieden. Fordern sie nichts für sich, als ihre eigene Einheit und Selbstbestimmung, so geben sie ja auch die Tschechen frei. Bescheiden sollen sie sein in ihrer Dienstbereitschaft für den Staat, preisgeben sollen sie den Gedanken, sich den Habsburgern par tout als Retter aufzudrängen. Dieses Herrscherhaus braucht ja nichts so sehr, als den nationalen Frieden, als ihre und aller Nationen Selbstbeschränkung, man dient ihm besser ohne Byzantinismus, ohne Pratorianismus. Was soll dem Staate eine künstlich den Widerstrebenden aufgenöthigte Staatssprache nützen?

Man erklärt von deutscher Seite in angeblichem Interesse des Staates: Ohne Staatssprache kein fester Kitt, der die Teile Oesterreichs zusammenhält. Wenn also die Völker Oesterreichs auseinander wollten, weil sie sich in ihrem Herzen hassen, wenn alle ökonomischen und kulturellen Bindeglieder zerrissen sind, dann werden die auf dauerhaftem Amtspapier mit echter Tinte geschriebenen, deutsch abgefaßten Geschäftsstücke, die per Post von Amt zu Amt wandern, Oesterreich zusammenhalten! Ein echter Bureaukratengedanke, der verkrüppelte Zwilling der Gamaschenidee, ein Gemeinwesen lasse sich dauernd auf die bloßen Bajonette stützen. Mag alles in Stücke gehen, wenn nur die Einheit der Akten gewahrt bleibt!

Man wird sagen: Wenn eine Staatssprache normirt ist, dann müssen alle Beamten auch diese Sprache verstehen, und dadurch ist wenigstens ein Moment der Einheit mehr gegeben. Gut. Aber glaubt man, daß Tschechen, Polen u. deshalb, weil ihre Beamten deutsch zu lernen und zu korrespondiren gezwungen sind, gerade deshalb Oesterreich lieber wollen werden?

Ist es nicht umgekehrt richtig? Wenn Oesterreich so eingerichtet ist, daß Tschechen und Polen den Staat lieben lernen, werden sie nicht gerne ihren Beamtenaspiranten Unterricht im Deutschen vorschreiben, damit die Verständigung und damit Oesterreich möglich sei?

Man sagt von nationalistischer Seite: Es ist für uns ein nationaler Vortheil, wenn tschechische und polnische Beamte deutsch

lernen. Aber das ist ebenso deren Vorteil als der unsere. Ein nennenswerter Zuwachs an Volkszahl läßt sich daraus für die Deutschen nicht erwarten. Denn die Intelligenz der allerkleinsten Nation ist heute so national, daß sie sich nicht mehr germanisieren läßt!

In Wahrheit liegt die Sache anders. Die Sprache des bürokratischen Verkehrs ist, wie wir jüngst gezeigt, überhaupt keine nationale Sache, sondern eine Staatssache. Sie ist keine Prinzipien- und keine Ehrenfrage, sie ist ein rein technisches Postulat der geordneten Staatsverwaltung.

Die Parteiensprache ist Volksache, die innere Dienstsprache ist Bürokratiensache, die Verkehrssprache ist Staatsache. Dies die Rangordnung der Sprachenfragen. Für die Massen ist die dritte Frage so fern und so nah wie der Staat selbst. Er behandelt den Arbeiter durch die fünfte Kurie als Staatsbürger fünfter Klasse, der Arbeiter hat gar keinen Grund, den Staat höher zu taxieren, als dieser ihn. Auf den Staat hat der Wunsch eines Feudalherrn tausendmal mehr Gewicht als die gerechte Forderung von hunderttausend Proletariern nach dem gleichen Wahlrecht. Und darum darf sich die Staatsgewalt nicht wundern, daß die Not des ersten besten Arbeitslosen die Massen näher angeht als alle Nöten und Ängsten der Minister. Wie die Arbeiterschaft, so denkt meist auch die bäuerliche und kleinbürgerliche Masse.

Es ist gar kein Zweifel: Alle Organe des Staates bedürfen eines gemeinsamen Verständigungsmittels. Wäre ein solches in Oesterreich nicht geschichtlich gegeben, wir hätten das Wolapük erfinden oder das Lateinische behalten müssen. Hätte Bismarck die Deutschen mit hinübergenommen ins Reich, das Verständigungsmittel wäre das gleiche geblieben. Denn noch immer wären so viele Sprachen übrig geblieben, daß nicht alle Beamten alle Sprachen hätten erlernen können, daß eine Vermittlungssprache erforderlich wäre. Gäbe es keine Deutschen in Oesterreich, die Slaven, Romanen und Magyaren hätten sich selbst auf das Deutsche geeinigt.

Was erschwerte ihnen diese Einigung bei der Anwesenheit der Deutschen? Die Furcht, die Festsetzung der deutschen Vermittlungssprache könnte aus einer bestimmten Funktion einer Sprache das Privileg der bürokratischen Kaste der deutschen Nation in Oesterreich werden. Denn das war sie zur Zeit Bachs dem Anschein nach.

In Wahrheit aber hängt diese privilegierende Auszeichnung nicht an der Sprache des Korrespondenzverkehrs, sondern ausschließlich an der Amtssprache im inneren Dienst. Das beweist die Geltung des Polnischen in Galizien, welche die ganze germanisirte Tschechenbürokratie in Galizien verdrängt oder aufgesogen hat. Der Vermittlungsdienst entnationalisiert nicht, ebensowenig als die französische Verkehrssprache die Diplomatie verwälst oder den Franzosen ein Vorrecht auf diplomatische Posten gewährt.

Verleiht aber die Kenntnis der Verständigungssprache kein persönliches, materielles Vorrecht mehr, worin besteht dann für Slaven und Romanen die Gefahr der deutschen Vermittlungssprache? Daß der

deutsche Student diese nicht erst lernen muß? Wirklich? Betrachten wir also doch die öffentlichen Angelegenheiten vom Standpunkt des faulen Studenten, für den es keine härtere Zumuthung gibt als Lernenmüssen? Ist nicht die Erlernung einer Weltsprache unter allen Umständen ein Vortheil? Ich persönlich halte es auch für die deutsche Nation, beziehungsweise für den Teil derselben, der Oesterreich bewohnt, weder für eine überhaupt in Betracht kommende Last noch für eine Schande, wenn er seinen Studenten eine zweite Landessprache lernen läßt. Was die Nation sie lernen läßt, sie zu lernen zwingt, darauf kommt es an, nicht aber darauf, was ein Häuflein minderjähriger Leute lernen will oder nicht. Und ich meine, daß die Deutschösterreicher noch lange, lange Jahre über alle Nationen hätten herrschen können, wenn sie so klug gewesen wären, ihre Buben in den Landessprachen unterrichten zu lassen und den Völkern in deren Nationalsprache zu unterrichten. Heute straft sich die zarte Rücksichtnahme auf die Herren Söhne, denn heute amtirt vielfach der Tische in deutscher Sprache über Deutsche.

Die Sprache des Korrespondenzverkehrs, die sonst nur Amtssprache ist, wird an einem Punkt zur Verhandlungs- und inneren Dienstsprache, in den Zentralstellen. Auch an diesem Punkte versagt der Nationalismus der Sprachbefähigungsklauseln gänzlich. Die Bureaukraten aller Nationen sind ganz unfähig, irgendeine vernünftige Regelung nur zu erdenken, geschweige denn durchzusetzen. Und wenn Herr Schönerer selbst das draconische Gesetz zu erlassen das Recht hätte: „Jedes nichtdeutsche Wort in den Zentralstellen wird mit der Todesstrafe geahndet“, so wäre dieses Gesetz nutzlos. Es scheint, daß die deutschbürgerlichen Gehirne, auch die alkoholfreien, gar nicht im Stande sind, das Problem zu fassen! Sonst müßten sie doch begreifen, daß die Amtssprachenfrage nur eine äußerliche, ja nebensächliche Seite des Nationalitätenproblems ist, nur eine einzelne Erscheinungsweise desselben, keineswegs aber sein Sinn und Kern.

Bis heute ist das Deutsche die innere Dienstsprache der Zentralstellen. Hat das — ich betone dies schon bis zum Ueberdruß — die Ministerien Baden und Baiern, genannt Thun, nur im geringsten gehindert, alle Ressorts im höchsten Grade zu tschechisieren und zu polonisieren? Ohne den Tribünensturm der Sozialdemokraten, das kann ohne Uebertreibung gesagt werden, säßen wohl heute noch die Badener im Amt, und Oesterreich würde zwar in deutscher Sprache, aber von galizischen, tschechischen oder „germanischen“ Nömlingen nach den Weisungen der Kurie regiert. Auf den Mann und seine Gesinnung, nicht auf die von ihm gebrauchte Sprache kommt es an. Der bureaukratische Nationalismus aber haftet an den Sprachqualifikationen!

Sind die Nationen autonom in nationalen Angelegenheiten, dann können sie miteinander vereinbaren, in welchem Maße jede in den Zentralstellen vertreten sein soll. Ist aber jede verhältnismäßig durch verlässliche Männer vertreten, dann ist die Sprache, in der diese Männer untereinander verkehren, eine rein praktische, technische Frage, die kein nationales Interesse verkürzt. Es liegt in den

Tatsachen, daß diese Sprache die deutsche sein wird; in diesen Tatsachen aber liegt keinerlei nationale Beeinträchtigung.

Darum sollen die Deutschen darin keine nationale Frage finden, ob das Ministerium die Geltung der deutschen Sprache in taxativ aufgezählten Fällen als „Abzugspost“ dem Staate reserviert oder ob umgekehrt die tschechische innere Dienstsprache taxativ festgestellt wird. Der Autor der deutschen Vorschläge scheint es ja zu sein, der die Devise geprägt: „Wir bestellen nur unser eigenes Haus“. Sie ist wahrhaftig eine heilsame Losung und darum soll man ihr treu bleiben. Denn sie drängt die Tschechen auf ihr eigenes Haus zurück und damit ist der Friede gegeben. Vorläufig aber schwärmen sie noch weit darüber hinaus, wie wir fogleich sehen sollen.

V.

Den größten Theil des tschechischen Schreibens nimmt die Beantwortung der deutschen Kreisvorschläge ein. Ueber diese schrieb wir: ⁵⁾ „Hier tritt uns zum erstenmale in der österreichischen Parlamentsgeschichte die Idee der nationalen Selbstregierung entgegen . . . Diese großzügige Reform kann nur das Werk vieler Jahre sein, sie kann — das wird durch die Antwort der Tschechen klar werden — nur im Kampfe gegen das tschechische Bürgerthum und den polnischen Adel durchgeführt werden, zu ihrer Verwirklichung wird der Staatsgewalt nichts übrig bleiben als — Acheronta movere! Ich thue der Bedeutung des Vorschlages nicht Abbruch, wenn ich sage: Er richtet sich an die falsche Adresse. Jetzt ist dazu nicht die Zeit, solange Szell und Bülow drängen Auch der Entwurf Baerndt's geht nicht so weit, den autonomen Kreisvertretungen die Amtshoheit zuzusprechen, worauf es ankommt.“

Die Tschechen gehen nun scheinbar auf das Projekt ein, aber nur, indem sie seinen einzigen Wert für die Nationen zerstören. Sie fassen ihn nicht als Programm der nationalen Selbstregierung, sondern als Ausgestaltung der bureaukratischen Amtsgewalt und verpönnen jede andere Auffassung. Hören wir sie selbst!

„Andererseits glauben wir auch sagen zu dürfen, daß die von den deutschen Abgeordneten aus Böhmen vorgeschlagene Methode, durch die Kreisverfassung zur Regelung der Sprachenfrage zu gelangen, kaum gangbar sein wird. Im Gegentheil, die Regelung der sprachlichen Verhältnisse, die volle sprachliche Rechtsicherheit für einen jeden Angehörigen der beiden Volksstämme könnte erst eine geeignete Basis für eine Verwaltungsreform sein, deren Zweckmäßigkeit sich die böhmischen Abgeordneten unter gewissen Voraussetzungen nicht verschließen wollen. Wir glauben eben, daß die Kreisverfassung in erster Reihe eine Gewähr für eine bessere Verwaltung sein soll, nicht aber vornehmlich eine Institution zum Schutze nationaler Rechte, obzwar auch wir uns nicht der Einsicht verschließen, daß die Bildung national möglichst homogener Kreisverwaltungen für ihre erspriessliche Wirkung nicht nachtheilig sein kann. Nur dürfen nicht

⁵⁾ „Deutsche Worte“, XXII., Seite 375 u. 376.

unnatürliche Konfigurationen gebildet, seit altersher bestehende wirtschaftliche Verbindungen gewaltsam gelöst, neue Gebilde gegen unleugbar vorhandene wirtschaftliche und soziale Bedürfnisse erzwungen werden, nur um die sogenannte nationale Abgrenzung zu erreichen. Die böhmischen Abgeordneten müssen also die Erledigung der Sprachenfrage nicht als die Konsequenz der durchgeführten Kreisverfassung, sondern geradezu als ihre Voraussetzung erklären.“

Lasset alle Hoffnung fahren: uns handelt es sich nicht um die nationale Selbstbestimmung durch das Selbstgovernment, sondern um eine bessere bürokratische Ordnung. Diese ist nicht „vornehmlich eine Institution zum Schutze nationaler Rechte“, was ja ohneweiters richtig ist.

„Was die Kreisverfassung selbst anbelangt, sind die böhmischen Abgeordneten prinzipiell keineswegs gegen eine Institution, die in Böhmen historisch, ja für die anderen Länder vorbildlich war. Aber schon jetzt muß gesagt werden, daß wir nie unsere Einwilligung dazu geben werden, um aus den Kreisen etwas Analoges den Departements zu bilden, welche eine Mittelinstanz zwischen den Bezirkshauptmannschaften und den Ministerien zu bilden hätten.“

Departements — das war die Meinung nicht, für solche erhigt sich Niemand, ich glaube auch Baernreither nicht. Was einzig zweckmäßig wäre, ist das Muster der englischen Grafschaften und der englischen Lokalverwaltung!

„Die erwünschte rationelle Dezentralisation würde dadurch zu einer derart irrationellen Zentralisation verbildet werden, daß sie keinen verwaltungspolitischen Fortschritt, sondern einen unzulässigen Rückschritt bedeuten würde.“

Dezentralisation — auch das war die Meinung nicht, denn Zentralisation und Dezentralisation sind rein bürokratische Auskunftsmitel. Die Selbstregierung ist selbst theils zentralisiert oder dezentralisiert, je nachdem ein höherer oder ein lokaler Verband eine Angelegenheit verwaltet. — Die Auffassung der Sprachenfrage als Dezentralisationsbedürfnis geht also ganz daneben.

„Die Statthalterei würde zu einer wesentlosen Institution herabsinken, und die vom Standpunkte einer ersprißlichen Administration nothwendige Einheit der Verwaltung eines historisch und geographisch gegebenen wirtschaftlichen Ganzen, wie es das Königreich Böhmen ist, würde zum Nachtheile der sozial-kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes zerschlagen und vollständig zwecklos geopfert werden. Die Dezentralisation der Verwaltung eines so großen wirtschaftlichen Gebietes, wie es das Königreich Böhmen ist, ist wohl nothwendig, aber seine Einheit muß durch die Statthalterei nicht nur nominell, formell, sondern thatsächlich gewahrt bleiben. Die Statthalterei sollte in allen Angelegenheiten der Landesgesetzgebung und in allen denjenigen Fällen die letzte Instanz sein, welche nicht wegen ihrer prinzipiellen Bedeutung der Entscheidung der Ministerien, so lange die jetzige Verfassung thatsächlich in Geltung ist, vorbehalten bleiben müssen. Aber auch in diesen Fällen dürfte der Instanzenzug die Statt-

halterei nicht übergehen. So würden nicht nur die Ministerien, sondern auch die Statthalterei von der Erlebigung geringfügiger Angelegenheiten entlastet und könnten in der That und durchgreifend die Aufsichtsbehörde der Verwaltung bilden.“

D darüber ist kein Zweifel, daß es Kramarsch verstünde, ein napoleonisch-zaristisches Böhmen zu organisiren, in welchem — nach dem nothwendig verjüngten Maßstab — der Kreis oder Bezirk nichts wäre als ein französisches Departement. Denn Departements sind für die Tschechen der Weisheit letzter Schluß, nur sollen sie nicht Wiener, sondern Prager Departements sein! Darum die Furcht für die Statthalterei, die, ob staatlich, ob national angesehen, immer ein Unding ist.⁶⁾

National vor allem deswegen, weil die Tschechen, die eine Nation sind und einheitlich verwaltet sein wollen, solange in Prag ein Statthalter regiert, eben unter drei Statthaltern stehen! Die Landesgrenze zerstückt auch sie, der Bureaokratismus macht auch sie ohnmächtig.

Die tschechische Nation als solche braucht nicht drei, nicht einen Statthalter; was ihr nothut, ist ein tschechischer Nationalrat und ein nationales Ministerium, das im Namen, nicht des Königs von Böhmen, sondern eines tschechischen Königs⁷⁾ die nationalen Angelegenheiten verwaltet. Das ist mehr als ein Viertel Duzend Statthalter mitsammt einer Legion Bureaokraten, welche die Tschechen selbst zu „nationalen Amphibien“ — es ist ihr Wort — machen zu müssen glauben.

Nun spricht auch die tschechische Note von Kreisvertretungen, sie scheint also nicht völlig bureaokratisch gedacht:

„Auch in Bezug auf die Kreisvertretungen müßten die Rechte des böhmischen Landtages und des Landesausschusses sorgsam gewahrt bleiben, damit die Einheit des Königreiches, welche die böhmischen Abgeordneten treu ihrem staatsrechtlichen Programme und auch in wohlwogener Sorge um die Interessen des Reiches wahren müssen, nicht gefährdet werde. Zu einer Aufhebung einer so bedeutenden Institution, wie es die Bezirksvertretungen sind, ist unserer Ansicht nach kein genügender Grund vorhanden. Im Gegentheil ist es ein alter Wunsch der böhmischen Parteien, daß die Bezirksvertretungen auch in Mähren und Schlesien eingeführt werden, und auf diesem Wunsche werden die böhmischen Abgeordneten beharren.“

Die Errichtung von besonderen Kreisvertretungen ohne eine Reform der autonomen Finanzen wäre übrigens wohl undenkbar und wir könnten nicht zugeben, daß diese lokalen Organe irgend eine Kompetenz in Angelegenheiten, welche mit den Landesfinanzen im Zusammenhang sind, bekämen. Und sollte den Kreisvertretungen ein angemessener Wirkungskreis eingeräumt werden, so müßte auch im Wege

⁶⁾ Springer, Kampf der Nationen. I., S. 124 ff.

⁷⁾ Ueber Gebiets- und Nationenkönigthum s. Springer, Kampf der Nationen, I., S. 203 ff. —.

einer Aenderung der Landesordnung die legislative Kompetenz des Landtages entsprechend erweitert werden.

Die Herstellung einer organischen Verbindung zwischen den Kreishauptmannschaften und den autonomen Kreisvertretungen in Erwägung zu ziehen, wären die böhmischen Abgeordneten bereit, sie wollen jedoch gleich bemerken, daß dieselbe auf die Kreise und ihre Verwaltung nicht beschränkt bleiben könnte, sondern eine durchgreifende Umbildung der staatlichen und autonomen Verwaltung von der untersten bis zu der letzten Instanz erfordern würde.“

An das Inslebenreten der Kreisvertretung werden hier so viele Schwierigkeiten geknüpft, daß man gar nicht daran denken kann, sie sei ernsthaft gewollt. Freilich können die Tschechen für diese dilatorischen Einwände gute Gründe anführen :

„Auf jeden Fall würde die Lösung dieser schwierigen Fragen, welche ohne die sorgfältigste Erwägung aller der unzähligen Gesetze und Verordnungen, welche das öffentliche Recht bilden, kaum denkbar ist, eine so geraume Zeit in Anspruch nehmen, daß die Aufschiebung der endgiltigen Lösung der Sprachenfrage bis zur legislativen Erledigung dieser so schwierigen Fragen von den böhmischen Abgeordneten nicht zugegeben werden kann, ungeachtet ihrer schon erwähnten Ueberzeugung, daß die vorherige Regelung der Sprachenfrage die Lösung aller dieser reinen Verwaltungsfragen erleichtern und ermöglichen würde, weil die letzteren, losgelöst von den nationalen Abichten und Befürchtungen und nur vom Standpunkte der verwaltungspolitischen Ersprießlichkeit betrachtet, unzweifelhaft einer viel rascheren und für beide Völker vortheilhafteren Erledigung zugeführt werden könnten.“

Diese Ausführungen enthalten das eine Wahre, daß die nationale Selbstregierung — selbst in der gemilderten Form der Baernreither'schen Vorschläge — nicht in kurzer Zeit zu realisieren ist. Und dies ist ja auch der einzige Grund, warum ich den Koerber'schen Grundfätzen angesichts der politischen Lage den Vorzug einräume.⁹⁾ Die Deutschen müssen in einem langen zielbewußten Kampfe das Reich gegen die tschechische Bureaukratie mobilisieren und durch die eigene Selbstbeschränkung diese Nation zwingen, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Ich sehe keinen anderen Weg. Zwischen Thür und Angel kann man, selbst vom Prätorianismus nicht völlig frei, eine Nation von den ausichweisenden Hoffnungen des Prätorianismus nicht zurückbringen. Espricht dieser doch so deutlich aus jeder Zeile:

„Die staatliche und autonome Verwaltung eines Landes, welches durch Geschichte, durch jahrhundertelange wirtschaftliche Lage und soziale

⁹⁾ Nach den Meldungen der Blätter hat Koerber bei der Eröffnung der neuerlichen Konferenzen im Jänner 1903 wider die Kreisordnungsfrage in den Vordergrund gerückt. Ich halte dies für nicht praktisch. Die rein bureaukratische Amtsprachenregelung — die freilich wenig Wert hat — erfordert nichts als die rein formale, geographische Abgrenzung. Ein bureaukratischer Kreis nützt nichts, Kreise der nationalen Autonomie sind im Augenblick nicht durchzusetzen. Ich glaube darum, daß es klug ist, sich auf die zwei Demarkationslinien zu beschränken.

Entwicklung ein einheitliches Ganzes bildet, kann nicht plötzlich einseitig nur nach nationalen Gesichtspunkten umgeformt werden, und deswegen können die böhmischen Abgeordneten weder eine unnatürliche, geographisch ungerechtfertigte nationale Bildung von Kreisen, aber noch weniger dieselbe als „den ersten Schritt und das Vorbild“ zugeben, „um Finanz- und Postverwaltung in derselben Weise zu organisiren, um in weiterer Folge alle Landesbehörden in Prag nach dem Grundsatz der Scheidung der Geschäfte nach sprachlichen Territorien einzurichten“, denn es würde dies wohl keine Organisation, sondern vielmehr eine förmliche Desorganisation der einheitlichen staatlichen Verwaltung im Königreiche Böhmen bedeuten.“ — Diese einheitliche staatliche Verwaltung, nicht Oesterreichs, sondern „in Böhmen“, ist der klassische Ausdruck der von den Tschechen beliebten Umwertung der Begriffe. Die einheitliche staatliche, d. i. die bürokratische Verwaltung Oesterreichs fordert Departements, für sie sind die Kronländer Gift und Tod. Die einheitliche Verwaltung in Böhmen ist aber keine staatlich-einheitliche, sondern eine staatlich-siebzehnfache, denn der Staat hat 17 Kronländer. Ist die einheitliche staatliche Verwaltung in Böhmen nicht ein Begriffsspiel mit Worten? — „Diese festzuhalten, gebietet jedoch den böhmischen Abgeordneten nicht nur ihr Pflichtbewußtsein gegenüber dem Königreiche Böhmen, sondern auch gegenüber dem Reiche, dessen Zukunft und Großmachstellung durch die staatsrechtliche Einheit und Untheilbarkeit des Königreiches Böhmen bedingt ist.

Ebenso wenig könnte es zugegeben werden, daß nur solche Beamte und Diener angestellt werden könnten, welche sich bei der letzten Volkszählung zur Umgangssprache der in Frage kommenden Behörde bekannt haben. Ungeachtet dessen, daß die Umgangssprache kein richtiges Kriterium für die Nationalität und oft auch nicht für die Kenntnis der Sprache bildet, wäre eine solche Bestimmung mit den Anforderungen der staatlichen Verwaltung und mit den bestehenden Staatsgrundgesetzen kaum in Einklang zu bringen. Die böhmischen Abgeordneten glauben, daß die Beamten, wo es ohne Gefährdung des Dienstes, der Staatsinteressen und der wohlverworbenen Ansprüche der übrigen Beamten derselben Kategorie thunlich ist, womöglich der Nationalität der Bevölkerung angehören, aber Beamte wegen ihrer Nationalität von öffentlichen Aemtern auszuschließen, obzwar sie fachlich und sprachlich vollständig dazu qualifiziert sind, wäre ein derartig dem geltenden Rechte und allen Auffassungen vom staatlichen Dienste widersprechender Grundsatz, daß derselbe nicht nur von den böhmischen Abgeordneten, aber wohl auch von keiner ihrer Pflichten sich bewußten Regierung angenommen werden könnte. Wenn es also nur recht und billig ist, den Beamten beider Nationalitäten gleichmäßig, so weit es überhaupt durchführbar ist, die Möglichkeit zu geben, unter ihren Konnationalen zu wirken, was jedoch nicht nur für Böhmen, sondern auch für Mähren und Schlesien gelten muß, so kann dies keinesfalls zu einer gesetzlich bestimmten Voraussetzung für ihre Anstellung gemacht werden, namentlich dann nicht, wenn dadurch für eine nationale

Gruppe der Beamten mit Rücksicht auf die jetzigen faktischen Verhältnisse ungerechtfertigte Begünstigungen in den Avancements-Verhältnissen bezweckt werden sollten.

In Bezug auf die Fragen des Sprachengebrauches bei den autonomen Körperschaften, des Schutzes der nationalen Minoritäten, der Minoritätsschulen, der Errichtung einer neuen Handels- und Gewerbekammer, die Fragen der Landtags-Wahlordnung und der Kurien kann nur das Eine wiederholt werden, daß sie alle rasch und bald erledigt werden, wenn einmal die Sprachenfrage im Sinne des gleichen Rechtes gelöst sein wird, und dies umsomehr, als in Bezug auf mehrere dieser Fragen sehr weit gediehene Vorarbeiten vorliegen. Bei dieser Gelegenheit muß nachdrücklichst betont werden, daß zur Herstellung des nationalen Friedens in Mähren die Reform der bisherigen so ungerechten Wahlordnungen eine der Hauptvoraussetzungen ist.“

Die Reform der Wahlordnung in Mähren, natürlich nur in Mähren, das ist so selbstverständlich — trotz „der nationalen Solidarität der Deutschen und Böhmen in allen drei böhmischen Ländern“!

Die Jungtschechen haben in wenigen Jahren einen weiten Weg zurückgelegt. Ausgegangen sind sie von der klaren Einsicht, daß sie nur auf Grund des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes ihre Nation befreien und einigen können — also auf demokratischem Wege. Diese Einsicht ist so klar, so gewiß, so siegreich, daß in drei Jahren das Koalitionsministerium an ihren Verfechtern zerschellte. In weiteren drei Jahren hatten sich diese zu Janitscharen der badenitischen Staatsgewalt ausgewachsen und dieses Ministerium sammt seinen Janitscharen zerschellte an einer spontanen Volksbewegung. Und nun — nun stehen sie vor dem Burghthor und weinen: Seht doch ein, wir sind ja doch die besseren und billigeren Janitscharen. Nun begreifen sie nicht einmal das Eine, daß man überhaupt keine Janitscharen will, weil man keinen Krieg will, weil die Staatsgewalt den Frieden braucht wie der Mensch die Luft zum Atmen. Mir gelten die Tschechen, da sie ja die Deutschen unter den Slaven sind, sehr viel und das Zusammengehen der Deutschen und Tschechen Alles, Alles für Oesterreich, aber ich schulde es dieser meiner Achtung des Volkes, im Tadel so streng zu sein, wie freigebig im Lobe. Ich wäre glücklich, wenn die österreichischen Deutschen so wären, wie die Tschechen der Koalition, und ich beklage es, daß die Deutschen um Schönerer heute genau so sind wie die Tschechen um Badeni. Aber die Deutschen — den deutschen Arbeiter ausgenommen — waren nie viel besser, die Tschechen waren es, und daß sie so rasch anders geworden, rechtfertigt das schwerste Wort des Tabels.

So viel über die tschechische Note. Ich weiß nicht, ob sie noch gilt, wenn diese Zeilen dem Leser zukommen, ob dann das Ministerium Koerber noch sein wird. Seine „Grundsätze“ aber werden bleiben als letztes bureaukratisches Auskunftsmittel. Denn jeder Schritt nach rechts oder links ist Verderben. Wenn es aber versagt, was dann?

Kein Mensch weiß, welche Irrfahrten wir noch mitmachen, welche Wirren wir noch erleben, wie viel Wechselfälle wir noch über uns

ergehen lassen müssen. Und doch steht das Ende fest vor meiner Seele: Oesterreich wird — nisi forte coelum in nos ruat — Genesung und Friede in der Verwirklichung der nationalen Selbstregierung finden. Und weil ich heute gerade bei den Tschechen halte, will ich ihnen sagen, welchen Wert sie für ihre Nation hat.

Ihr Königreich Böhmen wird nicht mehr das Haus der feindlichen Brüder sein, eine historische Grenze wird sie nicht mehr in dem einen Lande zur ohnmächtigen vollberechtigten, in dem anderen zur ebenso ohnmächtigen rechtlosen Majorität, im dritten zur Minorität machen, sie werden eins sein und frei. Der Ausdruck der großböhmischen Idee wird sie nicht mehr verstoren, aber sie werden darum auf Expansion nicht verzichten müssen. Zwei Millionen Seelen warten vor den Thoren der kleinen Karpathen auf den Augenblick, wo die Tschechen nicht mehr mit den Magyaren Geschäfte machen, um die Deutschen unterzukriegen. Der großmährische Gedanke, der kühnere, stolzere und edlere, gibt ihrem Thatendurst Raum, der großmährische Gedanke, der ihrem Stamm den Weg bis Kaschau öffnet, der ihnen die deutschen Heimatgenossen zu Bundesgenossen macht — diese haben ja auch Stammesbrüder drüben sitzen, in der Zips, in den Bergstädten, ja überhaupt zwei Millionen jenseits der Leitha. Mähren, das ist Kremšier und Brünn, die großmährische Idee, sie wäre die Frucht der Kremšierer Verfassung gewesen, sie wird die Folge der Beschlüsse des Brünner Arbeiterparlaments sein, sie wird Tschechen und Deutsche vereinen.

Aber wo bin ich — wir halten ja bei den Fragen der ein- oder zweisprachigen Gleichberechtigung! Die Amtssprache, die Amtssassikelausschriften, das sind unsere Sorgen! Was sind daneben die blutigen Verfolgungen von zwei Millionen deutscher und zwei Millionen tschechoslawischer Nationsgenossen jenseits der Leitha, was ist dagegen der Hochmuth der Magyaren, das Unglück des Reiches und die Verachtung des Auslands!

Das Zuckercontingent.

Ein Beitrag zum Staatskapitalismus. Von Dr. Rudolf Silberding (Wien).

Die merkantilistische Politik, die Politik der Prohibition und der staatlichen Liebesgaben, hat nach ihrem Bankerott sich noch eine bedeutende Domäne zu erhalten gewußt, den Zucker. Selbst zur Zeit, als der Freihandel auf allen anderen Gebieten den Sieg errungen hatte, als alle anderen Produktionszweige schon längst dem scharfen Luftzug der freien Konkurrenz ausgesetzt waren, blieb die Zuckerindustrie im Treibhause staatlichen Schutzes sorgsam verschlossen, bis schließlich ihr krankhaft üppiges Wachstum den allzu engen Raum zu sprengen drohte. Das Jahr 1903 soll hier einen Wendepunkt bedeuten. Auch die Zuckerindustrie ist reif geworden für die Freiheit, und die Brüsseler Zuckerconvention macht der bisherigen Schutzpolitik ein Ende.

Und diese Schutzpolitik hat nirgends vielleicht so verderbliche Folgen gehabt wie in Oesterreich. Nirgends hat das staatliche Ein-

greifen in so hohem Maße die Einschränkung des Konsums dieses Nahrungsmittels bewirkt, dessen hohe Bedeutung erst die moderne Physiologie uns vollauf erschlossen hat, wie in Oesterreich, wo der Zuckerkonsum 8 Kilo pro Kopf gegen 45 Kilo in England beträgt.

Zwei Momente haben es bewirkt, daß der österreichische Zucker zu theuer geworden war für die österreichische Mäherin, die sich ihre Morgen-Zichorie damit versüßen wollte, und billig genug, daß ihn der englische Viehzüchter zum Schweinesüttern benützen konnte. Zunächst die exorbitante Höhe unserer Zuckersteuer, in die sich der Fiskus mit den exportirenden Zuckerbaronen theilte, die aus dem Ertrag der Zuckersteuer jährlich 18 Millionen Kronen für Exportprämien bezogen.

Die Zuckersteuer, die bereits bis zum Jahre 1900 26 Kronen pro Meterzentner Konsumzucker betragen hatte, wurde in diesem Jahre mittels des Thun-Kaizl'schen Verfassungsbruches auf 38 Kronen erhöht, während ein Einfuhrzoll von 11 Gulden in Gold auf Raffinaden und 6 Gulden auf Rohzucker jede Einfuhr ausländischen Zuckers unmöglich machte.

Diese Prohibition provozierte geradezu den Abschluß des Zuckerkartells und erlaubte ihm eine Preispolitik, welche das Kilogramm Zucker über den Betrag der Steuer von 38 Heller noch um den größten Theil des Zollbetrages von 22 Heller erhöhte, so daß der österreichische Konsument für jedes Kilogramm Zucker einen Tribut zahlt, der in den letzten Jahren zwischen 52 und 60 Heller schwankte.

Der Gewinn des Kartells läßt sich folgendermaßen berechnen. Der Rohzuckerpreis beträgt durchschnittlich beiläufig 24 Kronen pro Meterzentner. Die Raffineriekosten, hoch gerechnet und nach Zuschlag des „bürgerlichen“ Gewinns, machen 8 Kronen aus. Der Inlandspreis der Raffinade betrug aber 84 Kronen pro Meterzentner. Zieht man von diesem Preis den Betrag der Steuer von 38 Kronen ab, so sieht man, daß das Kartell pro Meterzentner einen Aufschlag von 14 Kronen einhebt. Bei einem Konsum von zirka 3·3 Mill. MZ. erhebt das Kartell von den Konsumenten einen jährlichen Tribut von 46·2 Millionen Kronen, der sich auf zirka 236 Etablissements vertheilt. Dazu kommen noch die 18 Millionen Kronen Exportprämien, so daß unsere Zuckerbarone 64 Millionen Kronen jährlich als Extraprofit aus den Taschen der Konsumenten in die eigenen stecken. Im letzten Jahr, wo der Rohzuckerpreis auf 18 Kronen gesunken war, haben übrigens die Raffinerien durch diesen Preisfall noch weitere 13·2 Millionen profitirt.

Der Zuckerpreis von 84 Kronen wurde aber trotz des Falles des Rohzuckerpreises nicht ermäßigt. Der Kartellaufschlag betrug so in der letzten Kampagne 22 Kronen oder genau den Betrag des Zolles, eine Thatsache, die deshalb interessant ist, weil sie zeigt, daß der Zucker eines Schutzzolles überhaupt nicht bedarf. Denn trotzdem der Inlandspreis um den ganzen Zollbetrag erhöht war, fand dennoch keine Einfuhr von Zucker statt.

Diese Steuer- und Kartellpolitik hat die Entwicklung unseres Konsums außerordentlich verlangsamt. Wie empfindlich der Zuckerkonsum gegen jede Preiserhöhung mit der Einschränkung des Bedarfes

reagiert, zeigt sehr klar folgende Tabelle des Zuckerkonsums der Monarchie, wobei der Antheil Ungarns in Klammern gesetzt ist.

Jahr	Raffinade In tausenden Meterzentnern.	Rohzucker	Anmerkung
1889/90	2565 (267)	19	
1890/91	2532 (378)	14	Oktober beträgt die Spannung *) K 8-90 Abchluß eines Raffinerie-Kartells;
1891/92	2728 (429)	16	Spannung K 14—18; im Oktober 1894 K 20—-. Dem entspricht eine Preiserhö- hung von K 5—9. Im Jahre 1894 von K 11—-. Daher der Rückgang des Konsums.
1892/93	2870 (461)	23	
1893/94	2792 (482)	23	
1894/95	3263 (460)	22	Kein Kartell. Spannung K 8—-. Rasche Zunahme des Konsums.
1895/96	3379 (546)	34	Raffinerie-Kartell. Verlangsamte Zu- nahme.
1896/97	3016 (462)	33 (5)	Roh- und Raffineriezuckerkartell.
1897/98	3327 (541)	49 (2)	Starke Preiserhöhung. Abnahme d. Konsum.
1898/99	3463 (579)	50 (1)	
1899/1900	3226 (532)	33 (2)	Steuerhöhung um K 12—-. Abnahme des Konsums.
1900/01	3372 (550)	36 (3)	
1901/02	3453 (570)	38 (8)	

So ist es gekommen, daß Oesterreich unter allen Kulturstaaten, mit Ausnahme des reichen Frankreichs, den höchsten Zuckerpreis und daher den niedrigsten Zuckerkonsum hat. Man ersieht dies aus folgenden Zahlen:

	Zuckerdetailpreis h	Zuckerkonsum per Kopf
Oesterreich	96	8
Deutschland	77	15
Frankreich	120	16½
Dänemark	41	25
Vereinigte Staaten	67	30
England	34	48

Man mußte es daher mit Freuden begrüßen, daß endlich in Ermanglung der österreichischen, sich wenigstens die englische Regierung bewogen fühlte, der Ausbeutung der österreichischen Konsumenten ein Ende zu setzen. Denn die auf ihr Betreiben zustande gekommene Brüsseler Konvention schränkt durch die Beseitigung aller direkten und indirekten Ausführprämien und durch Statuirung eines Höchstzolles von 6 Frcs. auf 100 Kilogramm raffinirten Zuckers die wucherische Verteuerung dieses wichtigen Nahrungsmittels durch Staat und Kartell für die Zukunft in erheblichster Weise ein. Der Wegfall der Ausführprämien bietet dem Staat die Möglichkeit, um die dadurch ersparte Summe die Zuckersteuer herabzusetzen, während die Herabsetzung des

*) Spannung ist die Differenz zwischen den Preisen des Rohzuckers und der Raffinade.

Zolles einerseits die Bildung des Kartells erschwert, jedenfalls aber durch Ermöglichung der auswärtigen Konkurrenz die Hinauftreibung des inländischen Zuckerpreises zu einem Mehrfachen des Weltmarktpreises unmöglich macht. Durch eine Verminderung der Zuckersteuer, die dem Staat keinen Kreuzer kostet, weil er ja die Ausfuhrprämien erspart, und durch Vernichtung der räuberischen Preispolitik des Kartells mußte der Zuckerpreis heruntergehen zu einem Punkte, wo auch den breiten Massen des Volkes eine ausgiebige Konsumtion dieses eminenten Nahrungsmittels gewährt wäre. Auch in Oesterreich wäre die Möglichkeit gegeben zur Entstehung von zuckerverarbeitenden Industrien, die die besten und sichersten Abnehmer einer auf natürlicher Grundlage sich aufbauenden Zuckerindustrie wären.

Man hätte also föhlich erwarten dürfen, daß, wie in anderen Staaten, auch bei uns die Brüsseler Konvention, ergänzt durch ein die Zuckersteuer herabsetzendes Gesetz, dem Parlamente vorgelegt werde. Aber rasch wurde diese Erwartung getäuscht. Vielmehr widerspricht das Gesetz, das die Regierung in Verbindung mit der Konvention eingebracht hat, dem Geiste dieser Konvention, ja, wie wir glauben, in seinem wichtigsten Punkte auch ihrem Wortlaut auf das gröblichste.

Schon die für die diesjährige Kampagne vorgenommene Erhöhung der Exportprämien von 18 auf 21 Millionen Kronen widerspricht der allerdings nicht ausdrücklich formulierten, aber bei Teilnehmern an einem Vertrage, der die Einschränkung der Ueberproduktion bezweckt, ganz selbstverständlichen Verpflichtung, während der Uebergangszeit keine Maßregeln zur weiteren Förderung der Ueberproduktion zu ergreifen.

Und diese Erhöhung der Prämien muß umso befremdender wirken bei einer Regierung, die bei allen Gelegenheiten — bei der Forderung nach Notstandsbauten, nach Erhöhung der Lehrergehälter u. ihre Geldverlegenheit vorschützt. Wichtiger aber und viel einschneidender als diese „letzte Liebesgabe“ ist die andere Maßregel, mit der die Regierung der „bedrohten“ Zuckerindustrie zu Hilfe eilt: die staatliche Kontingentierung der Zuckerproduktion.

Sie verdient daher eine eingehende Würdigung.

Die Kontingentierung war — wie bei jedem anderen — auch das erste Wort beim Zuckerkartell. Das heißt, es wurde die Gesamtmenge bestimmt, welche in den inländischen Verkehr gebracht werden durfte, und diese auf die einzelnen Fabriken aufgeteilt. Die Konkurrenz auf dem inneren Markte war damit aufgehoben, und die Preise konnten vom Kartell, das durch den hohen Zoll vor der ausländischen Konkurrenz geschützt war, in der ihm zusagenden Höhe festgesetzt werden. Erst so wird die Ausnützung des Zolles zur Preiserhöhung ermöglicht. Und in der Generalversammlung des Zentralvereines für Rübenzuckerindustrie vom Jahre 1902 hat der Präsident Baron Stummer in seiner Agitationsrede für Erneuerung des Kartells dies auch direkt ausgesprochen. „Treten Sie,“ meinte er, „dem Uebereinkommen (gemeint ist das Kartell) nicht bei, so nützt Ihnen der Schutz Zoll von 11 fl. gar nichts mehr, da wir im nächsten Jahre den Inlandspreis per Raffinade

faum $\frac{1}{2}$ fl. über Exportparität (statt 8—11 fl. wie bisher. R. H.) werden halten können. ¹⁾

Macht nun die Brüsseler Konvention den Preisausschlag auf den inländischen Zucker in dieser exorbitanten Höhe allerdings für die Zukunft unmöglich, so bietet sie durch das Bestehen der Surtaxe von 6 Franks einem Kartell noch immer die Möglichkeit durch Ausnützung dieses Zolles den Inlandspreis um zirka 6 Kronen über Weltmarktparität zu erhalten, wobei durch die Abschaffung der Prämien und Einschränkung der Ueberproduktion der Weltmarktpreis ein höherer ist, als früher.

Der Abschluß des Zuckerkartells war aber für die Zeit nach dem Inlebentreten der Konvention durchaus nicht gesichert. Abgesehen von allen anderen Momenten, war die Erneuerung des Kartells bedroht durch den Gegensatz zwischen den großen, technisch überlegenen Fabriken und den kleinen und älteren, denen der hohe Kartellpreis die Konkurrenz auch bei mangelhafter technischer Einrichtung gestattet hat. Und diese Verschiedenheit ist ziemlich beträchtlich. Die Differenz zwischen den Erzeugungskosten des Rohzuckers bei großen und kleinen Fabriken beträgt pro Meterzentner 1—2 Kronen, bisweilen aber auch bis zu 4 Kronen.

Den großen Fabriken konnte daher der Beginn der Gültigkeit der Konvention als geeigneter Zeitpunkt erscheinen, diesen Gegensatz zum Austrag zu bringen und ihre Ueberlegenheit im Konkurrenzkampf zu erweisen. Es ist klar, daß der Wegfall der Kartellvereinbarung und der sich anschließende Preiskampf, die Ausnützung des Zolles unmöglich gemacht und den Inlandspreis dem Weltmarktpreis gleichgesetzt hätte. Der Tribut, den die österreichischen Zuckerkonsumenten an das Kartell zu entrichten haben, hätte endlich ein Ende genommen.

Dies war ja auch der Zweck der Herabsetzung des Zolles durch die Brüsseler Konvention. Es sollte jene Kartellpolitik beseitigt werden, welche einen Theil des Extraprofits am Inlandspreise zur Herabsetzung des Weltmarktpreises und zu einer mit Ueberproduktion verbundenen Schleudekonkurrenz am Weltmarkt benützte. Dem bedrohten Kartell eilt nun die Regierung rasch und energisch zu Hilfe. Ihr Gesetzentwurf bedeutet nichts anderes, als daß die wesentliche und grundlegende Bestimmung des Kartells durch Gesetz obligatorisch gemacht wird. Die Kontingentierung und damit der Ausschluß der Konkurrenz wird gesetzlich fixiert. Die Regierung verstaatlicht die Funktion des Kartells und nimmt den Zuckerwucher des Kartells in eigene Regie. Aber sie hütet sich mit den Funktionen des Kartells auch seinen Profit zu verstaatlichen; dieser, obwohl erst geschaffen durch die staatliche Macht, die durch ihr Eingreifen die Konkurrenz aufhebt und die Konsumenten gebunden den Industriellen ausliefert, bleibt den privaten Nutznießern voll erhalten. Die Kontingentierung bewirkt aber, wie wir gesehen haben, daß der inländische Zuckerpreis um den Betrag des Zolles über

¹⁾ Siehe den Bericht über die Generalversammlung in der „Zeitschrift für Zuckerindustrie und Landwirtschaft“. XXXI, Heft 3.

den Weltmarktpreis erhöht wird, daß also um diese Summe der Profit der Zuckerleute künstlich über den Durchschnittsprofit gesteigert wird. Diese Erhöhung wird aber pro Meterzentner ca 6 Kronen ausmachen, da jetzt nach Wegfall auch der ausländischen Exportprämien die volle Ausnützung des Zolles für die Preiserhöhung umso leichter möglich ist.

Da die Regierung für die Kampagne 1903/4 das Zuckerkontingent der Monarchie mit 3,659.000 Meterzentner festgesetzt hat, so profitirt das Kartell, dem seit 1895 die Oesterreicher einen Tribut von zirka 400 Millionen Kronen entrichtet haben, nunmehr bei der nächsten Kampagne zirka 22 Millionen Kronen, eine Summe, die mit der Ausdehnung des Konsums stetig zunehmen wird. Mitleidigen Seelen aber, die das Kartell wegen des durch die Konvention allerdings unausbleiblichen Verlustes am inländischen Zuckerverbrauch beklagen wollten, mag als Trost dienen, daß der Weltmarktpreis in Folge der Beseitigung der Exportprämien in die Höhe gehen muß und bereits gegenüber dem Vorjahre um ca. 4 Kronen gestiegen ist, was bei einem Export von 7—8 Millionen Meterzentnern ein Mehr von 28—30 Millionen Kronen ergibt, das den „Verlust“ am inländischen Markte wettmacht. Man sieht, was es mit der Hilfsbedürftigkeit der Zuckerindustrie auf sich hat.

Dieser Tribut von 22 Millionen Kronen, den die Regierung zur Bereicherung der Reichsten der Reichen den Armsten der Armen auferlegt, ist aber keineswegs der einzige Schaden, den sie mit ihrer Kontingentierung anrichten würde. Die Kontingentierung wirkt auch in dem Sinne preiserhöhend, daß sie ein Hindernis für die technische Entwicklung der Industrie und somit für die Verringerung der Produktionskosten darstellt. Sie bewirkt dies in doppelter Weise.

Zunächst wird die Anlage neuer Fabriken erschwert. Denn je mehr eine Fabrik Antheil an der Produktion für den inländischen Markt zugewiesen erhält, umso größer ist ihre Rentabilität, weil sie ja für diesen Antheil nicht bloß den Durchschnittsprofit, sondern diesen Profit plus einem Extraprofit von zirka 6 Kronen pro Meterzentner erhält. Das Kontingent wird aber unter die jetzt bestehenden zirka 236 Fabriken aufgetheilt. Eine neue Fabrik wird also, wenn sie kein Kontingent bekommt, also nur für den Export arbeiten könnte, unter ungünstigeren Gewinnstausichten produzieren. Daß sie aber kein Kontingent erhält, daran haben die alten Fabriken das größte Interesse, da ja durch die Theilnahme einer neuen ihr Antheil am Kontingent und damit ihr Extraprofit vermindert würde. Und die ganze Geschichte der Zuckerindustrie beweist, daß die Regierung den Industriellen noch immer zu Willen gewesen ist.

Die neuen Fabriken aber sind gerade diejenigen, welche mit den modernsten Mitteln der Produktionstechnik ausgestattet werden und mit den geringsten Produktionskosten arbeiten. Ihre Verhinderung bedeutet somit eine Verlangsamung des technischen Fortschrittes, und für die Zukunft ein Hindernis für die weitere Verbilligung des Zuckers.

In gleicher Richtung wird auch die Vertheilung des Kontingents wirken. Das Nähere darüber hat ja die Regierung noch nicht bekannt gegeben.

Nur das ist sicher, daß eine Bevorzugung der „kleinen“ Fabriken erfolgen soll. Natürlich gehören gerade die „kleinen“ Fabriken durchaus nicht den berühmten „kleinen Männern“. Im Gegentheil! Aber abgesehen davon. Die kleinen Fabriken arbeiten jedoch, wie wir bereits gesehen haben, mit viel höheren Kosten als die großen; auch hier wird der technisch und ökonomisch rückständige und minderwertige Betrieb begünstigt auf Kosten des vorgeschrittenen. Auch dies ist ein Moment, das die Produktionskosten und damit den Preis des Zuckers künstlich hoch erhält. Aber aus diesem Vorgehen der österreichischen Regierung entspringt noch eine weitere Gefahr. Natürlich fällt es keiner anderen Regierung ein, die technische Entwicklung zu behindern. Die ausländischen Fabriken werden in ihrer technischen Vervollkommnung, in der Verringerung ihrer Produktionskosten, ungehindert von einem widersinnigen staatlichen Eingreifen, fortschreiten können. Mit diesen technisch besser ausgerüsteten Fabriken wird aber unsere, an ihrer Entfaltung künstlich gehinderte Industrie die Konkurrenz am Weltmarkt aufnehmen müssen. Die Regierung sorgt somit dafür, daß die Konkurrenzbedingungen der österreichischen Zuckerindustrie am Weltmarkt stetig verschlechtert werden. Ihr Eingriff, der die natürliche ökonomische Entwicklung nicht fördert, sondern hemmt, gereicht der Zuckerindustrie im Ganzen zur größten Gefahr, wenn er auch momentan im Interesse der „kleinen“ Zuckersabrikanten, vom Prinzen bis zum Freiherrn herunter, gelegen ist.

Diese Gefahr ist umso größer, als unsere Zuckerindustrie in ihrer technischen Entwicklung ohnehin gegenüber dem Auslande ins Hintertreffen gerathen ist. Dies ist eine Folge der bisherigen Politik, welche systematisch namentlich bei der Auftheilung der Exportprämien die kleinen Fabriken begünstigt hat.

So ist es gekommen, daß, während in Oesterreich etwa 57 Raffinerien 3-4 Millionen Meterzentner, den jährlichen inneren Konsum, also jedes Etablissement durchschnittlich nur 60.000 Meterzentner erzeugen, es in Frankreich Raffinerien gibt, die mehr als das zehnfache, in Holland solche, welche das dreifache leisten.

Um das schädliche Treiben der Regierung begreifen zu können, ist es nothwendig, sich des Charakters der Zuckerindustriellen zu erinnern. Die Zuckerindustrie ist die feinste Blüte des Kapitalismus. Alles was in der kapitalistischen Welt zum Reichsten und Angesehensten gehört, ist an ihr theilhaftig. Neben der hohen Finanz, an der Spitze die Länderbank und die Zivnostenska Banka in Prag, sind es aber namentlich die Mitglieder des hohen Adels, vor allem die böhmischen Feudalen, die die auf ihren Latifundien gebaute Rübe in den eigenen Fabriken verarbeiten. Ihnen gehören zumeist jene „kleinen“ Fabriken, zu deren Gunsten die ganze Zuckergesetzgebung gemodelt ist. Ein Blick auf die privaten, nicht Aktiengesellschaften gehörenden Fabriken zeigt unter den Besitzern neben dem k. k. Fideikommiß und dem Erzherzog Friedrich, dem regierenden Fürsten Johann II. von Liechtenstein, zwei Prinzen, 14 Fürsten, einen Altgraf, 12 gewöhnliche Grafen; denen sich über ein Duzend Barone, Ritter und Freiherren anschließen. Das

Adressenbuch der Zuckerrfabriken ist zugleich das Adressenbuch der „glänzendsten“ Namen unseres „historischen“ Adels.

Es ist also nur natürlich, daß niemand anderer als Prinz Friedrich Schwarzenberg es war, der, als die landwirtschaftliche Zentralgesellschaft für Böhmen sich mit der Konvention beschäftigte, die Forderung nach der „gesetzlichen Regelung des Kartells“ erhob und ebenso natürlich, daß die Regierung dieser Forderung sofort nachkam.

So ist es die politische Macht unserer Feudalen, welche die Zuckerpolitik der Regierung entscheidend bestimmt, und das Wahlprivileg unserer Großgrundbesitzer erweist sich als weit wirksameres Mittel der Plünderung als der Kaufwegen ihrer raubritterlichen Vorfahren.

Aber der Kontingentierungsplan schießt noch eine bedeutende Schädigung speziell der österreichischen Reichshälfte in sich. Denn es ist nun einmal so eingerichtet in diesem merkwürdigen Staate, daß, wenn eine österreichische Regierung dem Volke neue Lasten aufbürden will, sofort die ungarische Regierung ihren Antheil einzufordern eilt, eine Forderung, die für eine österreichische Regierung immer unwiderrstehlich war. Herr v. Koerber macht darin keine Ausnahme.

Ungarn, dessen Interesse an der Kontingentierung geringer ist, weil seine 21, ziemlich gleich großen Zuckerrfabriken sich auch ohne Beihilfe der Regierung zum Zwecke der Ausbeutung der Konsumenten leicht verständigen können, hat sich seine für die Kontingentierung notwendige Zustimmung theuer erkaufen lassen.

Bisher konnten nämlich die ungarischen Fabriken den Bedarf ihres Landes nicht decken. Nach den Festsetzungen des Zuckerkartells produzierten sie für den Konsum ihres Landes ca. 576.890 Meterzentner. Der wirkliche Konsum Ungarns betrug nun nach den Aufzeichnungen des Zuckerkartells in der Kampagne 1901/2 ca. 786.902 Meterzentner. Die österreichische Regierung hat nun zugestanden, daß Ungarn seinen Konsum durch eigene Produktion decke und hat außerdem den ungarischen Konsum in der bisher nicht erreichten Höhe von 863.660 Meterzentner angenommen. Dies bedeutet aber nichts anderes, als daß der österreichischen Industrie der Theil des ungarischen Marktes, den sie bis jetzt versorgt hat, durch die Uebereinkunft der beiden Regierungen verloren geht. Die österreichische Zuckerindustrie verliert somit, wenn der Konsum Ungarns derselbe bleibt wie 1901/2 zirka 210.012 Meterzentner, steigt er aber wirklich, wie die ungarische Regierung annimmt, auf den Betrag des Kontingentes, sogar 286.770 Meterzentner. Freilich mag die Regierung einwenden, die österreichischen Zuckerindustriellen mögen diesen Betrag exportiren. Es wäre aber dieser Rath ein Hohn zu einer Zeit, wo der Weltmarkt überfüht ist, wo allgemeine Einschränkung und keine Erweiterung des Exportes erwartet wird. Die Folgen der Beschränkung der österreichischen Industrie tragen aber in erster Linie nicht die österreichischen Zuckerrfabrikanten. Denn diese Leute sind schon jetzt an der ungarischen Industrie theilhaftig und werden auch den Profit, den die Erweiterung der ungarischen Fabriken auf Kosten der österreichischen machen, zum

größten Teile mit einheimischen. Die Einschränkung trifft vielmehr in erster Linie die in der Zuckerindustrie beschäftigten Arbeiter, die nun schwererer Beschäftigung finden werden, und die österreichischen Rübenbauern, die von ungarischen Produzenten — und das werden größtenteils nicht Bauern, sondern ungarische Magnaten sein — verdrängt werden.

Der Entgang der österreichischen Landwirtschaft läßt sich leicht annähernd berechnen. Zur Produktion von den rund 287.000 Meterzentnern, deren Absatz Oesterreich verliert, bedarf es eines Rübenquantums von ungefähr 2,133.000 Meterzentner. Bei einem Selbstkostenpreis von K 1.40 und einem Verkaufspreis von K 1.70 pro Meterzentner Rübe entgeht der österreichischen Landwirtschaft ein Bruttoertrag von nicht weniger als K 3,626.100 und ein Reingewinn von K 639.900!

Das Interesse der Landwirtschaft steht also nicht auf Seite der Verteidiger, sondern auf Seite der Gegner des Kontingentierungsplanes. Denn zwischen der Kontingentierung und dem Tribut an Ungarn besteht nun, wie einmal die Verhältnisse liegen, ein unzerreißbares „Junctim“.

Man kann die Uebereinkunft der Regierungen nicht verhindern, wenn man nicht den ganzen Kontingentierungsplan zunichte macht. Denn dieser beruht auf dem Satz, daß jedes Land seinen Bedarf selbst decken müsse. Akzeptiert man die Kontingentierung, so akzeptiert man auch diesen Satz, und dann ist natürlich Ungarn nur recht, was Oesterreich billig ist.

Wir müssen uns noch kurz mit den Ausflüchten beschäftigen, die die Verteidiger der staatlichen Regulierung vorbringen. Man erzählt uns, die Kontingentierung sei im Interesse der Landwirtschaft gelegen, die Regierung müsse einen Preisfall des Zuckers verhindern. Denn wenn der Zuckerpreis sinke, so werde das Kartell den Rübenpreis drücken und die Rübenbauern schädigen.

Die Argumentation leidet nur an dem Fehler, daß sie vergißt, daß auch ein Kartell die Preisgesetze nicht aufheben kann. Der Rübenpreis hängt ab nicht vom Weltmarktpreis des Zuckers, sondern von den Produktionskosten der österreichischen Zuckerrübe. Sinken die Rübenpreise unter dieses Niveau, so würden keine Rüben angebaut, und die Zuckerindustriellen müßten sich den Zucker aus den Fingern zupeln, womit sie aber kaum ihren Hausbedarf decken könnten. Meint man aber, daß die Kartelleute so sentimental sind, um einen Theil ihres Profits den Rübenbauern freiwillig abzutreten, man brauche ihn also nur recht tüchtig zu erhöhen, und die arme Näherin werde diese Erhöhung im angenehmen Bewußtsein ertragen, daß ihr Genosse in der Armut, der Rübenbauer, davon den Vortheil habe, so irrt man nicht minder. Vielmehr war es die erste Tat des Zuckerkartells, den Rübenpreis durch Ausschließung der Konkurrenz, die sich die Zuckerfabriken gegenseitig machten, durch die „Nahonierung“ des Rübenbaues, auf das geringste Niveau zu senken. Die Preise betrogen vor Abschluß des

Kartells (1895) im Durchschnitt 170 bis 250 Heller; seitdem aber 150 bis 180 Heller pro Meterzentner Rübe.

Die Schwankungen erklären sich aus dem wechselnden Ausfall der Rübenernte, keineswegs aber aus dem Wechsel des Zuckerpreises. Wenn sie auch mit letzterem einen gewissen und durchaus nicht strengen Parallelismus einhalten, so einfach deswegen, weil bei größerer Verbreitung einer schlechten Rübenernte auch der Weltmarktpreis des Zuckers steigen muß. Es ist aber ein arges quid pro quo, nunmehr aus dem Zuckerpreis auf den Rübepreis einen Rückschluß ziehen zu wollen. Eine Erhöhung des Rübepreises ist unter sonst gleichen Verhältnissen nur von einer Vermehrung der Konkurrenz der Rübekäufer zu erwarten. Aber gerade der Regierungsplan verhindert den Zerfall des Kartells, zwingt die Zuckerfabrikanten zur Einigung und liefert ihnen, wie die Konsumenten, so die bäuerlichen Rübenproduzenten von Neuem gebunden aus.

Der Gewinn aber, den das Kartell aus der Verbilligung der Rübe zog, beläuft sich, wenn wir die Ermäßigung des Rübepreises nur mit 20 Heller pro Meterzentner annehmen, bei dem in den letzten Jahren durchschnittlich verbreiteten Quantum von 85 Millionen Meterzentnern Rübe auf etwa 17 Millionen Kronen jährlich.

Ebenso wenig ernst ist ein zweiter Einwand zu nehmen. Die Befürworter der Kontingentierung meinen, daß der Schutz und die Erhaltung der kleinen Fabriken deshalb wichtig sei, weil sonst leicht nach Niederkonkurrirung der kleinen ein Trust der großen Fabriken entstehen könnte, dem die Konsumenten dann vollends ausgeliefert wären. Aber diese Zukunftsmusik verliert alle Schrecken, wenn gerade durch die Maßregel der Regierung alle Folgen eines Trusts sofort bewirkt werden. Denn gesicherter und unerschütterlicher kann kein Trust die Konkurrenz ausschließen, als es die Regierung beabsichtigt. Für die Konsumenten und Rübenaubauern ist aber die Frage, ob sie von einem Kartell oder von einem Trust ausgebeutet werden, höchstens von einem terminologischen Interesse. U. er keineswegs gleichgiltig kann es ihnen sein, daß sie den ungewissen Zukunftschaden eines Zuckertrusts durch den ganz sicheren Gegenwartsschaden des von der Regierung erzwungenen Kartells erkaufen müssen. Der Finanzminister Böhm-Bawerk stellt mit dieser Zumuthung die Grenzpunktpsychologie des Professors Böhm-Bawerk geradezu auf den Kopf!

Weit entfernt aber die Bildung eines, unseres Erachtens überhaupt unvermeidbaren Zuckertrusts zu verhindern, wird derselbe durch die staatliche Kontingentierung wahrscheinlich noch beschleunigt werden. Die Details des Kontingentierungsplanes der Regierung liegen leider noch nicht vor. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die Kontingentierungsanteile veräußlich sein werden. Dies ist ja schon deshalb notwendig, weil ja eine einzelne Fabrik gar keine Garantie für die Herstellung des auf sie fallenden Kontingentanteiles übernehmen kann; diese Garantie kann nur die Industrie in ihrer Gesamtheit übernehmen. Es sei übrigens in parenthesis bemerkt, daß der Regierung, falls die Fabriken sich weigern, gar keine Maßregel zu Gebote steht,

die Herstellung des Kontingents zu erzwingen. Die Kontingentierung bietet eben den Fabrikanten so große Vortheile, daß die Regierung auch thatsächlich an diese Eventualität gar nicht zu denken brauchte.

Nun würde der Preis des auf einen Meterzentner Raffinade lautenden Kontingentierungsscheins zirka K 6 betragen. Die großen Fabriken können so leicht Scheine von den kleinen Fabriken ankaufen und nach Ablösung der für die kleinen Etablissements wenig rentablen Exportproduktion diese zum Stillstand bringen. Das Kartell würde auf diese Weise allmählich in einen Trust verwandelt werden. Der Konkurrenzkampf mit seinen preisermäßigenden Folgen würde vermieden und auf Kosten der Konsumenten den kleinen Fabriken, die den großen Herren gehören, eine höhere Ablösungssumme verschafft werden. Der Trust mit seinen unleugbaren Vorzügen im kapitalistischen Konkurrenzkampf würde in der Weise zu Stande gebracht werden, daß nicht die ökonomisch zurückgebliebenen Betriebe, sondern die Konsumenten die Kriegskosten bezahlen.

Die Vertenerung des Zuckers verletzt aber nicht nur die Interessen der breiten Massen, sie schädigt auch ganz empfindlich den Staatsschatz. Denn jede Preiserhöhung wird beantwortet durch eine Verminderung des Konsums, die auch eine Verminderung des Ertrages der Zuckersteuer bedeutet. Diese stets in Geldverlegenheiten befindliche Regierung mit einem Budget, dessen Defizit kaum verhüllt ist, verstopft so selbst die natürliche Steigerung einer wichtigen Steuerquelle.

So gibt es kein in Betracht kommendes, allgemeines, volkswirtschaftliches Interesse, das der Plan der staatlichen Kontingentierung der Zuckerproduktion nicht verletzen würde. Die Interessen des Staatsschatzes und der diesseitigen Reichshälfte, das Interesse der Konsumenten und der Landwirtschaft, die Zukunft der Zuckerindustrie selbst wird aufgeopfert den momentanen Bedürfnissen einer Handvoll Leute, weil diese Leute die Reichsten und Mächtigsten sind. Zu dieser verderblichen ökonomischen gesellt sich aber noch eine politisch sehr bedenkliche Folge. Die Rentabilität der Zuckerfabriken wird wesentlich beeinflusst werden von der Größe ihres Kontingentanteils, die Errichtung einer neuen Fabrik zum Theil davon abhängen, ob und welchen Antheil am Kontingent sie erhält. Es ist kein Zweifel, daß, wie nun bei uns die Verhältnisse liegen, der Einfluß der Regierung auf die Rentabilität und Neuanlage der Fabriken zu einem Schacherobjekt zwischen der Regierung und den Parteien werden wird, zu einem neuen Springquell politischer Korruption. Ist es doch bezeichnend, daß sofort nach dem Bekanntwerden des Regierungsplanes der Polenklub zusammentrat, um eine Erhöhung des Zuckerkontingentierungsanteils „für Galizien“ zu fordern, eine Forderung, die man erst recht würdigen kann, wenn man weiß, daß in Galizien eine einzige Fabrik in Betrieb ist, deren Hauptbesitzer der Graf Potocki ist!

Doch wenn die ökonomische Unvernunft und die moralische Bedenklichkeit kein Hindernis für die Annahme des Vorschlages sein sollten, so bleibt uns die Hoffnung, daß die fremden Regierungen sich des österreichischen Volkes annehmen werden. Es ist kein Zweifel,

daß das Vorgehen der Regierung nicht nur dem Geiste, sondern auch dem Wortlaut der Konvention widerspricht.

War es doch gerade Graf Rhevenhüller, der Vertreter der Monarchie, welcher in der 2. Sitzung der internationalen Konferenz erklärte: die „Regierungen verstehen unter indirekten Prämien alle der Zuckerindustrie durch die Gesetzgebung gewährten Vorteile“. Und ganz ähnlich definiert die Konvention in ihrem Artikel 1 die Prämien als „alle Vortheile, welche sich für die verschiedenen Klassen von Erzeugern aus der Steuergesetzgebung der Staaten direkt oder indirekt ergeben“.

Es wird dem internationalen Zuckerkomité ein Leichtes sein, den Vorschlag unserer Regierung unter den Begriff einer indirekten Prämie zu subsumiren, die er in der Tat darstellt. Denn ein Teil des im Inlande mit Hilfe der Gesetzgebung gewonnenen Extraprofits kann dazu verwandt werden, um auf dem Weltmarkt mit einem niedrigerem als dem natürlichen Preis in Konkurrenz zu treten.

Dürfte der Vorschlag der Regierung somit in der Praxis wohl nicht so leicht zu realisiren sein, so bietet er doch ein großes theoretisches Interesse. Er zeigt wieder einmal deutlich, wie die Doktrin des *laissez faire* von der Bourgeoisie selbst gänzlich verlassen ist und ihr höchstens noch als Schlagwort gegen die sozialpolitischen Bestrebungen der Arbeiterchaft dient. Der moderne Staat greift immer entscheidender in das Wirtschaftsgetriebe ein, und immer verbreiteter und unangefochtener wird das Bewußtsein von der Fähigkeit der Gesamtheit zur Regelung und Leitung des Wirtschaftslebens. Wird auch dem Charakter des Staates als kapitalistischen Klassenstaates entsprechend dieser Eingriff zunächst im Interesse der herrschenden Klassen und zur Stärkung ihrer Macht vorgenommen, so entwickeln sich doch auf diese Weise auch die Formen, die eine sozialistische Gesellschaft wird benützen können, um sich der Leitung der Produktion zu bemächtigen.

Wir wollen diese Bemerkungen nicht schließen, ohne ganz kurz das Mittel anzudeuten, durch das der Zuckerindustrie, die durch die Ueberproduktion in eine momentane Verlegenheit gerathen ist, Hilfe gebracht werden kann; wir meinen die Herabsetzung der Steuer, die durch Verbilligung des Preises und durch die dadurch bewirkte Vermehrung der Nachfrage den Absatz sofort erheblich steigern müßte. Die Ersparnis der Prämien macht eine sofortige Herabsetzung der Steuer, wenn man auch nur eine geringe Steigerung des Konsums in Rechnung setzt, von K 6 möglich, ohne Verringerung der staatlichen Einnahmen. Zu dieser Herabsetzung braucht es keiner Zustimmung Ungarns, da Ungarn, wenn es die bisherige Steuer beibehalten will, die Differenz wie vor dem Jahre 1900 in Form einer Verschleißabgabe erheben könnte. Die Herabsetzung der Steuer und die Beseitigung des Kartellwuchers würde eine Ermäßigung des inländischen Zuckerpreises von zirka 18—20 Kronen, also von 18—20 Heller pro Kilogramm ergeben.

Es könnte dadurch auch in Oesterreich dieses wichtige und rationelle Nahrungsmittel in einem Umfange in den Konsum der breiten

Massen eingehen, den er in den Kulturstaaten schon längst erreicht hat. Der Zuckerindustrie wäre ein stetig wachsender Abgabemarkt erschlossen, der ihr eine sichere Entwicklung verbürgte. Diese Entwicklung täte besonders Oesterreich Noth, dessen Konsum nur 35%, in der Kampagne von 1901/02 gar nur 28% der erzeugten Zuckermenge betrug, gegenüber 43% in Deutschland und 44% in Frankreich. Gerade unsere Zuckerindustrie, die in einem unnatürlich hohem Maße auf den Weltmarkt mit seinen schwankenden Konjunkturen angewiesen ist, hat das größte Interesse an einer durch keine künstlichen Maßregeln verhinderten Entwicklung eines inländischen Marktes.

Unsere Hauptkonkurrenten, Deutschland und Frankreich, sind uns in dieser Hinsicht schon vorangegangen. Ersteres hat seine ohnehin niedrigere Steuer von 20 Mark um 6 Mark, Frankreich die seine fast um die Hälfte auf 25 Franks ermäßigt. Nur bei uns soll die übertrieben hohe Besteuerung des Zuckers noch weiter in Kraft bleiben.

Der Vorschlag der Regierung enthält so das wirklich wirksame, im Interesse der Allgemeinheit gelegene Mittel zur Abhilfe nicht. Er bedeutet im Gegentheil nichts Anderes als die Uebernahme des Wuchers durch das Kariell in die eigene Regie des Staates zu Gunsten einer kleinen Anzahl mächtiger und einflußreicher Leute. Trotzdem ist zu fürchten, daß das Parlament, welches in den letzten Monaten oft einer Zuckerbörse ähnlicher gesehen hat als einer Volksvertretung, diesen Vorschlag nicht zerreißen werde. Aber dann bleibt uns als guten Oesterreichern noch die Hoffnung auf Abhilfe durch eine internationale Blamaze.

Wien, im Dezember 1902.

Literarische Anzeigen.

1. Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom. Von Houston Stewart Chamberlain. Vorwort zur 4. Auflage der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. München. Verlagsanstalt F. Bruckmann u. G. 1903. 80 S. Mk. 1.

Dieses Vorwort bildet eine wesentliche Ergänzung und Bereicherung zu dem Werke. Zunächst entwickelt Chamberlain, im Anschluß an Goethe und Schopenhauer, daß ein wohlverstandener Dilettantismus ein Kulturbedürfnis unserer Zeit ist; der echte Dilettant soll nach ihm „ein geschulter Nichtfachgelehrter“ sein, der mit Bewußtsein seiner verantwortlichen Stellung zwischen Wissenschaft und Leben vermittelt, wie es bei der nothwendigerweise immer mehr zunehmenden Spezialisirung des Fachgelehrtentums nöthig ist. Sodann geht der Verfasser zu der viel umstrittenen Rassenfrage über. Den rein empirischen Standpunkt verfechtend, bekämpft er sowohl die Dogmatiker als auch die Skeptiker und verlangt, daß wir von dem Bekannten und Gegenwärtigen ausgehen, um in dessen Licht das Vergangene begreifen und das Zukünftige gestalten zu lernen. Chamberlain schließt sich in der Rassenfrage eng an Darwin an und bekämpft energisch die beliebte Verwechslung seiner durchaus praktischen und konstruktiven Ideen mit

den dogmatischen und pessimistischen Lehren Gobineaus. Ein besonderes Interesse gewinnt die nun folgende Auseinandersetzung über den Einfluß des Semitismus auf die Religion dadurch, daß der Verfasser die heikle Frage nicht rein theoretisch behandelt, sondern an einem unmittelbar aus der Gegenwart gegriffenen praktischen Beispiel zeigt, wie unter dem Anschein freier, wissenschaftlicher Forschung auch heute noch das priesterliche Ideal eines starren historischen Kirchenglaubens am Werke ist. Das herangezogene Beispiel ist die 1902 erschienene Broschüre „Babel und Bibel“, von Professor Friedrich Delitzsch, Chamberlain, unterstützt durch mehrere Fachgelehrte, übt eine geradezu vernichtende Kritik an dieser Arbeit, eine Kritik, die sich aber nicht gegen die Person des verdienten Theologen und Assyriologen richtet, sondern zeigen soll, wie der in unseren christlichen Kirchen großgezogene Aberglaube an eine religiöse Ueberlegenheit der Semiten das Urteil völlig lahmlegt. — Die wertvollste Ergänzung aber, welche das neue Vorwort zu den „Grundlagen“ bringt, ist wohl die sich hieran anschließende Ausföhrung über die wahre Bedeutung des Alten Testaments. Dem semitischen Monotheismus, der nur die „Einzelhaftigkeit“ Gottes zu lehren weiß, wird der erhabenere indogermanische Monotheismus gegenübergestellt, der die „organische Einheit“ des Göttlichen in der Mannigfaltigkeit erkennt. Die Tatsache, daß der Verfasser in der Lage ist, sich auf die neuesten Veröffentlichungen gewisser katholischen Geistlichen zu berufen, zeigt, wie sehr diese neue und unwälzende Erkenntnis durch die Fortschritte der Kultur gefordert wird. Doch in solche Fragen vermag nicht jeder sich zu vertiefen, und so wird wohl der kurze, letzte Abschnitt des Vorworts von allen das lebhafteste Interesse erregen. Hier untersucht Chamberlain die Frage, ob man berechtigt sei, zwischen „Römisch“ und „Katholisch“ zu unterscheiden. Daß er es in seinem Buche tut und Rom als politische, antinationale und antigermanische Macht, als hierarchische Organisation zur Knebelung der Freiheit und Bedrängung der Kultur aufs entschiedenste bekämpft, ohne aber jemals die katholische Religion als solche anzugreifen, ja, indem er seine Sympathie für sie gar nicht verbirgt und somit keiner protestantischen Engherzigkeit verdächtigt werden kann — das war ihm von einer Reihe von Kritikern sehr verübelt worden. Diese erhalten jetzt eine Antwort, wie sie sie wohl nicht erwartet hätten. Der Verfasser greift mitten in die schmerzreichsten Fragen des heutigen Tages, und die Art, wie er die drohende Gefahr jener „absolute Politik“ treibenden Hierarchie schildert und zugleich Katholiken und Protestanten zum brüderlichen Einverständnis im Interesse der Religion auffordert, ist ergreifend. Diese wenigen Seiten, in denen jeder Satz wie ein Hammerschlag ist, der den Nagel auf den Kopf trifft, werden voraussichtlich eine tiefe und dauernde Wirkung ausüben.

2. Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts
 von Houston Stewart Chamberlain. Kritische Urteile. Zweite, vermehrte Auflage. München. F. Bruckmann N.-G. 1902. 124 S.

Es sind hier zweiundzwanzig Rezensionen des großen Werkes Chamberlains abgedruckt. Bei dem großen, leidenschaftlichen Interesse,

das dieses hervorgerufen hat, werden auch diese Rezensionen Beachtung finden, zumal sie zum Teil von bedeutenden Männern herrühren.

3. Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Dr. Chr. Gruber. Mit 4 Karten. Leipzig. B. G. Teubner. 1902. 137 S. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 42. Bändchen.)

Die Gegenwart fordert von jedem gebildeten Deutschen ein gründliches Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reiches. Dieses Verständnis setzt aber voraus, daß man mit den wechselseitigen Beziehungen zwischen der heimischen Scholle und den nationalökonomischen Verhältnissen vertraut sei. Sie in breiten Strichen aufzuzeigen, darzulegen, inwieweit sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen: das ist der Zweck dieser Schrift. Sie bietet vier Abhandlungen dar. Die erste derselben erörtert in allgemein orientirender Weise die geographischen Grundlagen des deutschen Handels. Die glückliche Lage unseres Vaterlandes inmitten Europas und seine fast schrankenlose Zugänglichkeit auf allen Seiten, die vielseitigen landwirtschaftlichen Produktionsverhältnisse, die Fülle natürlicher Verkehrsstraßen und die breite Zufahrt zum Weltmeere, die große Wegbarkeit und mannigfaltige Schönheit der Landschaften, der Reichtum an Bodenschätzen und das zum guten Teile auf ihm beruhende gesunde Emporwachen der heimischen Industrie, endlich die nachhaltige Schaffenskraft und die zähe, weitschauende Unternehmungslust des deutschen Kaufmanns und Handelsherrn: sie werden als das von der Natur selbst dargebotene Fundament abgewertet, auf dem sich der deutsche Handel kraftvoll aufgebaut. Ein zweiter Aufsatz schildert sodann Alpenlandschaft und Alpenwirtschaft. Er charakterisirt in vergleichender Weise die Eigenart der Algäuer, Bayerischen und Berchtesgadener Alpen. Daran reiht sich eine gedrängte Betrachtung über die Frage, inwieweit sich wirtschafts-geographische Gegensätze in Deutschland kundgeben. Sie wird durch 4 Kärtchen illustriert, welche die Verbreitung der landwirtschaftlichen und industriellen Bethätigung im Reiche klar veranschaulichen. Eine vierte Abhandlung endlich gilt unserem Anrecht auf das Meer. Sie erweist, daß dieses geographisch, historisch und volkswirtschaftlich tief begründet sei und möchte auch die weit im Binnenlande lebenden Deutschen über die Bedeutung des Wortes belehren: *Navigare necesse est*. Wir können diese Schrift wie die ganze Sammlung warm empfehlen.

4. Werther, der Jude. Roman von Ludwig Jakobowski. Vierte Auflage. Dresden. C. Pierson's Verlag. 1903. 314 S. M. 3.

Zu den interessantesten kulturhistorischen Romanen, die im neunzehnten Jahrhundert geschrieben worden sind, gehört ohne Zweifel „Werther, der Jude“ von Ludwig Jakobowski. Stellt ihn doch Georg Brandes mit den „Leuchtenden Tagen“ des Dichters an die Spitze von

dessen Werken. Die Lage eines gebildeten Juden der jüngeren Generation in der von nationalen Gedanken beeinflussten deutschen Gesellschaft, die nicht zu überwindende Tragik der Vererbung, der Rasse, des Kindheitsmilieus, sein glühender Wunsch, als vollgiltiger Deutscher anerkannt zu werden, seine Demütigungen und Enttäuschungen, — alles das ist hier geradezu typisch festgehalten und bildet doch zugleich eine Art Selbstbekenntnis des damals dreiundzwanzigjährigen Autors, der dem literarischen Leben Deutschlands bekanntlich zu früh entrisßen wurde. Jakobowakis Romanheld ist „sensitiv wie eine Mimose, grausam wie ein Schwächling derjenigen gegenüber, die er liebt und doch recht denkend wie ein ungewöhnlicher Mensch“; er verabscheut die Fehler und Laster seines Stammes, will „edel, hilfreich und gut“ sein, aber die Verhältnisse im Verein mit jenen angeborenen Schwächen machen ihn zum Verführer eines armen Mädchens, das den Tod in der Spree sucht, worauf auch Leo seinem Leben ein Ende macht. Allgemein hat die Kritik die meisterhafte Zeichnung dieses Mädchens, ferner des alten Lehrers und seiner Frau und vor Allem des Vaters unseres Helden gerühmt, der in mittelalterlichen Begriffen, wie sie unter den Juden des Ostens noch vielfach herrschen, lebt und webt und den Sohn noch weit weniger versteht als dessen christliche Umgebung es vermag. „Das Buch ist viel gehaßt und viel geliebt worden,“ so schrieb der Dichter im Geleitwort zur dritten Auflage des nunmehr bereits in der vierten erscheinenden Romans. Jedenfalls ist es von Freund und Feind mit dem lebhaftesten Interesse gelesen worden und wird auch jetzt wieder die Verehrung des Dichters beträchtlich vermehren und dazu beitragen, sein Andenken auch im breiteren Publikum lebendig zu erhalten.

5. Staatslexikon. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem. Erscheint in 5 Bänden von je 9—10 Hefen à Mk. 1.50. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlags-handlung.

Vom vierten Bande des Staatslexikons sind zwei Hefte erschienen, 28 und 29. Dieselben reichen von Mäser bis Pappitum und Kaisertum im Mittelalter (noch unvollendet). Ein besonderer Vorzug der neuen Auflage ist es, daß die biographische Seite stark erweitert wurde; so enthält das 28. Heft einen neuen, interessanten Artikel O'Connell aus der Feder des Prälaten Weinand, der auch die Artikel Bossuet und Fenelon lieferte. Von aktueller Bedeutung sind die beiden Artikel Nation, Nationalitätsprinzip und Notrecht, ersterer wegen der Nationalitätenstreitigkeiten in Oesterreich und andern Ländern, letzterer wegen der gegenwärtigen parlamentarischen Zustände auch im Deutschen Reich. Der Artikel Oranje-Freistaat ist auch in der zweiten Auflage beibehalten worden, obgleich diese südafrikanische Republik seit einigen Monaten als selbständiger Staat nicht mehr besteht, wegen der Neuordnung der staatlichen Verhältnisse am 31. Mai d. J., die in knapper Weise dargestellt sind. Der Artikel Oesterreich-Ungarn ist ganz neu

bearbeitet worden und paßt nunmehr in den Rahmen, der im Staatslexikon für Staatenartikel angezeigt ist. Der Artikel Papst ist von Stiftsprobst Bellesheim bearbeitet und bemerkt zu gewissen Fragen über die päpstliche Gewalt, sie besäßen bei den modernen staatsrechtlichen Verhältnissen nur geschichtlich theoretischen Wert. Dieses durchaus auf katholischem Standpunkte stehende Staatslexikon hat gerade darin seinen Wert, daß es den wissenschaftlichen Stand des heutigen Katholizismus präzisirt.

6. Gedichte. Von Hermann von Gilm. Innsbruck. A. Eblinger. XVI, 247 S. K 4:80; in Original-Einband K 6.

Hermann von Gilm, neben Lenau unstreitig der größte deutsche Lyriker österreichischen Stammes, gehört zu jenen deutschen Dichtern, deren Ruhm langsam und spät erblühte, heute jedoch sich voll entfaltet hat. Hemmungen ganz besonderer Art — um vieles feindseliger, als diejenigen, welche die Heimatskunst eines Gottfried Keller, Theodor Storm, Theodor Fontane zu überwinden hatte — hinderten dieses Wachstum, und sie lassen sich unschwer nachweisen in den trostlosen politischen Zuständen des österreichischen Vor- und Nachmärz einerseits und in der sozialen Stellung Gilm's andererseits. Ein Freiheitskämpfer von der Kühnheit und Leidenschaft eines Gilm im Frack eines politischen Beamten wäre auch nach Metternich und Bach eine kaum erträgliche Erscheinung gewesen, was Wunder, daß Gilm, der schon 1864 starb, eine Ausgabe seiner Gedichte überhaupt nicht mehr erlebte, obwohl viele seiner Lieder seit Jahrzehnten in seiner engeren Heimat von Mund zu Mund gingen. Seither hat sich jedoch erwiesen, daß Gilm's Gedichte von stärkster Lebenskraft erfüllt sind und ursprünglich und jugendfrisch wirken, unabhängig von der Zeiten Wandel, wie alle echte Kunst. Sein „politisch Lied“ ist kein „garstig Lied“, sondern ein Kampflied voll edler Begeisterung für unvergängliche Ideale in strenger künstlerischer Form gemeistert; sein Liebeslied entzückt durch seltene Anmut und Innigkeit; Gedankenreichtum und Sprachschönheit schmücken seine Verse, und in Lieb und Haß spiegelt sich reizvoll die Natur des herrlichen tirolischen Landes wieder, das dem Dichter die Heimat war und ihm den Stempel der Eigenart unverwischbar aufgedrückt hat. Sind nun auch Gilm's Dichtungen heute zum Gemeingut des deutschen Volkes geworden, so fehlte doch noch eine Ausgabe derselben, die schon in ihrer äußeren Erscheinung die Würdigkeit des Inhaltes betont. Eine solche Ausgabe bietet uns A. Eblingers Verlag. Auf schönem, festem Papier zweifärbig gedruckt, enthält der stattliche Band eine sorgfältige Auswahl der Dichtungen Gilm's. Ein Lebensabriß des Dichters von Hugo Greinz ist derselben vorangestellt und jeder der vierzehn Abschnitte des Bandes wird von einem die Seite füllenden Bilde des Malers Max Bernuth eröffnet, von dem auch der Haupttitel und der Rahmen der Textseiten gezeichnet sind. Auf Satz und Druck wurde größte Sorgfalt verwendet und wir hoffen, daß diese neue Gilm-Ausgabe viele Käufer und Leser finden werde.

Aus dem Buche wollen wir ein Gedicht abdrucken:

Der Jesuit.

Es geht ein finst'res Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Er redet nicht, ist still und stumm,
Und schleichend ist sein Tritt.

Er trägt ein langes Frau'rgewand
Und kurz geschor'nes Haar,
Und bringt die Nacht zurück ins Land,
Wo schon die Dämm'ung war.

Es hat nicht Rast und hat nicht Ruh'
Und hat ein sahl Gesicht;
Und drückt beim Tag die Augen zu,
Als heiße es das Licht.

Er wohnt in einem öden Haus,
Und sinnt auf neuen Zwang,
Und schaut es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang.

Und Jesu trug ein farbig' Kleid,
Und seine Brust war bloß,
Und was er sprach, war Seligkeit,
Und was er tat, war groß.

Und Jesu trug ein wallend Haar,
Und seine Wang' war rot,
Und Jesus off'nes Auge war
So frei — wie sein Gebot.

Am dattelfreichen Palmenbaum,
Da lehrt er sein Gebet,
Und träumte seiner Liebe Traum
Am See Genesareth.

D'rum seh' ich solch 'nen Finsterling,
So fällt mir immer ein:
Wie kann man doch solch' wüstem Ding
So schönen Namen leih'n.

7. Poetik von Hubert Koettken. Erster Teil. Vor-
bemerkungen. Allgemeine Analyse der psychischen Vorgänge beim Genuß
einer Dichtung. München. C. H. Beck. 1902. XIII, 315 S. M. 7.

In einem Vorworte, das der Verfasser „Ankündigung“ nennt,
sagt er: „Die Poetik, deren ersten Teil ich hier vorlege, ist auf drei
Bände berechnet. Der erste untersucht im Allgemeinen die Vorgänge,
die sich beim Genuß einer Dichtung in uns abspielen, sucht festzu-
stellen, wie aus dem unmittelbaren Genuß ein Werturteil zu gewinnen
ist, und behandelt im Anschlusse daran auch den außerästhetischen Wert
der Poesie. Ich bin zweifelhaft gewesen, ob ich nicht noch zwei Ab-
schnitte diesem ersten grundlegenden Teile zuweisen sollte: erstens einen
besonderen Abschnitt über die innere Wahrheit, und zweitens einen Ab-
schnitt über Stellung und Umfang des assoziativen Faktors. Doch habe
ich diese Abschnitte schließlich für den zweiten Band zurückgestellt, ein-

mal aus dem Grunde, den ich S. 131 angebe, nämlich weil die Behandlung dieser Dinge ein genaueres Eingehen auf einzelne Dichtungen nahelegt, als es mir in dem allgemeinen Teil am Platze zu sein schien, und zweitens, weil beide Themata zum Teil nahe Beziehungen zu einander haben, wie sich das auch schon in der herkömmlichen Terminologie spiegelt, und ich sie daher gerne zusammen behandeln wollte. Der zweite und der dritte Band werden nicht so wie der vorliegende erste jeder für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Der zweite wird außer dem eben ange deuteten Kapitel eine Untersuchung des dichterischen Schaffens bringen und dann nach den von mir in meinem Vortrage über die Dichtungsarten angegebenen Gesichtspunkten das Material behandeln, das gewöhnlich in den Kapiteln von den Dichtungsarten zu finden ist. Der dritte Band soll die Darstellungsmittel, die Arten der Wirkung, den Stil, den Ursprung der Poesie und die Begriffe Volkspoesie und Kunstpoesie behandeln. Es wird mein Bestreben sein, diese beiden Bände so bald als möglich zu liefern.“ Hier das Inhaltsverzeichnis: Vorbemerkungen. Erstes Kapitel. Die Sprache und das innere Bild. — Zweites Kapitel: Die ästhetische Anschauung. 1. Allgemeine Beschreibung. 2. Der Eindruck der Lebenswahrheit. 3. Die Illusion. — Drittes Kapitel: Die Gefühlsentwicklung. 1. Der assoziative Faktor. 2. Die Einschmelzung. 3. Die einzelnen Gefühlsanlässe. 4. Einige allgemeine Bedingungen und Gesetze der Gefühlswirkung. Viertes Kapitel: Der Wert der Poesie. 1. Der ästhetische Wert. 2. Der außerästhetische Wert.

8. Kirchengeschichte für das evangelische Haus von Friedrich Baum † und Christian Geher. Dritte aufs neue umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 600 Abbildungen im Text und vielen Beilagen. München. C. F. Beck. 1902. XII, 954 S. M. 11.

Schon die früheren Auflagen dieses Werkes haben Anerkennung gefunden. Die hier vorliegende ist neuerlich vermehrt und verbessert. Der besondere Charakter desselben besteht in der innigen Verbindung des Textes mit einer reichen und gut gewählten Illustration. Mit Rücksicht insbesondere auf diese ist der Preis gering zu nennen. Diese Kirchengeschichte kündigt sich direkt „für das evangelische Haus“ an. Sie ist aber auch jenen katholisch Getauften zu empfehlen, die längst den inneren Zusammenhang mit der Kirche, der sie äußerlich aus Bequemlichkeit oder Indifferentismus noch angehören, doch das Bedürfnis haben, sich über den Gang der Geschichte der christlichen Kirchen unterrichten zu wollen. Wenn das Werk auch auf dem Boden positiven Christentums steht, so ist es doch im Allgemeinen ohne kirchliche Bornirtheit geschrieben. Der Text ist gemeinverständlich, das Ganze anschaulich und nicht gar zu umfangreich, so daß das Buch mit vielem Nutzen studiert und gelesen werden kann. Da nun religiöse Fragen wieder mehr Interesse erwecken, als noch vor einigen Jahren, und die allgemeine Unwissenheit über Wesen und Geschichte des Christentums groß ist, so kommt das Werk auch einem Bedürfnisse entgegen, dem es nach vielen Richtungen hin gerecht wird.

9. Gruite und heitere Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers von Franko Seiner. München. C. H. Beck. 1902. 1. Bb. Zu der Karoo und am Modderriver (10. November 1899 bis 10. März 1900). Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes und mehreren in den Text gedruckten Plänen. VIII, 237 S. M. 2.25. — 2. Bb. Rückzugsgesefchte im Freistaate. Kämpfe bei Pretoria und an der Delagoabahn; Schlacht von Dalmanutha; Kriegsgefangenschaft und Heimkehr. (10. März bis 4. November 1900.) Mit einer Spezialkarte der Delagoabahn und einem Plan von Dalmanutha. VII, 325 S. M. 3.

10. Der Burenkrieg für Alt und Jung erzählt von Franko Seiner. Mit Bildern von Ernst Zimmer und einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes. München. C. H. Beck. 1903. VI, 362 S.

Die Bücher über Südafrika, die Buren, das Burenland und den Burenkrieg schießen jetzt überall aus dem Boden. Die wertvollsten unter ihnen sind natürlich jene, die von Augenzeugen herrühren. Zu dieser Art von Büchern gehören die vorliegenden, deren Verfasser den Heldenkrieg der Buren gegen die Engländer mitgemacht hat und der interessant, anregend und fesselnd zu erzählen weiß. Insbesondere dürfte das zweite, das sich auch in einem entsprechenden Festgewand präsentirt, sich besonders zu Festgeschenken eignen.

11. Ludwig II. und Richard Wagner. 1864 und 1865. Von Sebastian Röckl. München. C. H. Beck. 1903. 161 S. M. 2.50.

Das hochbedeutende Werkchen, das neues und bisher ganz unbekanntes Material bringt, braucht bloß angezeigt zu werden. Die Mitglieder der großen Richard Wagner-Gemeinde werden das Buch lesen müssen. Es ist auch ein schöner Beitrag zur Kenntnis des Wesens des unglücklichen Bayernkönigs.

12. Neue geschichtliche Essays. Von Karl Theodor von Heigel. München. C. H. Beck. 1902. 331 S. M. 7.

Das Buch enthält folgende Essays: I. Zur Erinnerung an Heinrich Treitschke; II. Die Verlegung der Ludwigs-Maximilian-Universität nach München im Jahre 1896; III. Der Uebergang des Kurfürstentums Pfalz-Bayern an das Haus Pfalz-Zweibrücken; IV. Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck; V. Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges; VI. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig vom 25. Juli 1792; VII. Zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes am 28. April 1799; VIII. Die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich; IX. Lorenz Westenrieder; X. Der Kongreß von Chatillon; XI. Die Wahl des Prinzen Philipp Moriz von Bayern zum Bischof von Paderborn und Münster; XII. Festrede zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms I. Gefällige Form zeichnet alle diese Aufsätze aus, die uns zudem auch eine Erweiterung unseres geschichtlichen Wissens darbieten.

13. Sommerbuch. Alweimarische Geschichten von Helene Böhlau (Frau al Naschid Bey). Berlin. F. Fontane & Co. 1903. 224 S. M. 3.

Nach längerer Pause tritt die berühmte Verfasserin wieder vor das Publikum mit einem neuen Werk, das einer umso freudigeren Aufnahme gewiß sein kann, als es eine neue Folge altweimarer Geschichten bringt, mit denen Helene Böhlau einst ihren ersten Ruhm errungen und die sich längst einen festen Platz in den Herzen des deutschen Volkes erworben haben. Der Band enthält fünf Arbeiten: Regine die Köchin — Sommerseele — Jugend — Der dichtberwachsene Garten — Muttersehnsucht. Alle sind sie umwittert von jenem seltsamen Hauch der Vergangenheit, der wie der Duft aus alten Potpourri-Bäsen anmuthet. Es ist etwas Heimliches, Trautes, etwas Altfränkisches darin, und doch wieder auch das ganz moderne Empfinden einer überfeinen Frauennatur, dichterische Tiefe geistvolle Diktion und leidenschaftlicher Schwung. Von der sommerlichen Stimmung, die über dem Ganzen ausgebreitet liegt, gibt das von Hans Thomas gezeichnete Umschlagbild eine schöne Vorstellung.

14. Die Stelle im Wege. Roman von Georg Wasner. F. Fontane & Co. Berlin. 1903. 246 S. 3 Mk.

„Und geht es noch so rüstig hin über Stein und Steg, es ist eine Stelle im Wege, du kommst darüber nicht weg.“ Dieser Storm'sche Witzzeiler ist es, über dem sich Georg Wasners neuester Roman „Die Stelle im Wege“ aufbaut. Und rüstig hin geht es denn auch mit dem armen Schulamtskandidaten, der noch jahrelang auf seine Anstellung warten mußte, als er mit kurzem Entschluß umsattelt und in Berlin bei einer Versicherungsgesellschaft eintritt. Bis er dann seine Stelle im Wege findet und stürzt. Aber er stürzt nicht, weil die Großstadt ihm, dem Kantorssohne, schon alles genommen hat, was er innerlich erkämpft mitbrachte, er fällt dort, wo der Ueberührte wie der Routinierte, beide mit gleicher Sicherheit, vorübergekommen wären. Mit diesem feinen Zuge leitet der Verfasser die Erhebung des Niedergebrochenen ein.

15. Todtentanz der Liebe. Vier Dramen. Von Stanislaw Przychodzki. F. Fontane & Co. Berlin. 1902. 290 S. Mk. 4.

Dieses Buch enthält vier Dramen, von denen jedes einzelne in der Heimat des Verfassers großes Aufsehen erregt hat und auf allen polnischen Bühnen mit starkem Erfolg gespielt wurde. Was diese Dramen besonders kennzeichnet, das ist die strenge Konsequenz, mit welcher der Autor im Gegensatz zu dem alten Drama das ganze Schwergewicht der Handlung in die Seele des Menschen verlegt. Es wäre interessant, diese Dramen auch auf deutschen Bühnen aufgeführt zu sehen. Ihre Titel sind: Das goldene Bließ — Das große Glück — Die Mutter — Die Gäste.

16. Aus großen Höhen. Alpenroman. Von Georg Freiherr von Dmpteba. Berlin. F. Fontane & Co. 1903. 349 S. Mk. 3.50.

„Wer zu den Bergen kommt nicht mit Vorwitz und Reckheit, wer ihnen naht Schönheitstrunken, erfüllt von ihrem Frieden, ihrer keuschen Herbe, wer sich bezwingt mit Dankbarkeit gegen die Natur, die ihm unvergeßliche Eindrücke schenkt, die ihm Hochgefühle bereitet,

rein wie ihr Firn, unvergänglich wie ihr Felsenleib, wer ihnen demütig naht mit dem Gedanken: ich bin nur ein Staubatom gegen dich, gewaltige Natur, Jungbrunnen für uns arme Menschenlein, wer zu ihnen spricht: ich danke euch, daß ihr mich Einkehr lehrt durch eure Einsamkeit, daß ihr mir Demut gebt durch eure Größe, daß ihr mir schenket höchstes Erdenglück: Rückkehr zur Schlichtheit, Einfachheit, zur Natur, daß ihr mich weiset, Gott in eurer Hoheit zu erkennen — dem sind die Berge Freund. —“ „— — — Wer den Bergen mit besleckten Händen naht, mit unlauteren Absichten, wer zu ihnen mit einer Sünde kommt, einer Schuld, dem vergelten sie es. Solche Leute weisen sie ab . . .“ Wie Leitmotive wiederholen sich diese Mahnungen in dem Roman, und die Katastrophen in demselben sind gewissermaßen Belege für die Wahrheit dieser Behauptung. Der Roman ist zeitgemäß. Er behandelt die Gefahren und Reize der Bergwelt und erweckt schon damit allein das Interesse einer großen Zahl von Menschen, die dem Bergsport huldigen.

17. Auf und Ab in Südafrika. Erlebnisse eines Deutschen über See. Von Dietrich C. Braun. Mit zwölf Illustrationen. F. Fontane & Co. Berlin. 1903. 314 S. Mk. 5.

Unter den zahlreichen Werken über Südafrika verdient das vorliegende einen besonders hervorragenden Platz. Nicht bloß, weil es mit großer Frische und Anschaulichkeit geschrieben ist und im Gegensatz zu anderen, ausschließlich den Krieg behandelnden Büchern, schon Jahre vorher beginnt, und auch der Jameson-Einfall und seine unmittelbare Wirkung auf die Bewohner Transvaals von dem überall mitthätigen Augenzeugen geschildert wird, sondern weil dieser selbst eine überaus sympathische Persönlichkeit ist, deren Bekanntschaft zu machen ein Vergnügen ist. Nicht aus Not, nicht wegen dummer Streiche in der Heimat, nur aus reiner Abenteuerlust, aus lebhaftem Tatendrang, geht der junge Mensch hinüber; aus behaglichen Verhältnissen heraus plötzlich auf sich selbst, seine eigene Intelligenz und Energie gestellt, wächst der Verfasser, ohne daß er es selbst weiß und ohne einen Augenblick sich mit seinem Mut, seiner Entschlossenheit, an die große Anforderungen gestellt werden, zu brüsten, mit einer wohlthuenden Bescheidenheit zu einem starken, sicheren Menschen empor, der auch im fernen Lande immer die innige Liebe zur Heimat wach erhält und ein echter Pionnier deutscher Kultur, deutscher Gesittung wird. Der Verfasser hat natürlich auch den Krieg mitgemacht und von diesem, sowie von der Gefangenschaft, in der er lange geschmachtet, entrollt er anziehende Bilder. Die Worte, in die er das Resultat seines ersten Aufenthaltes in Südafrika zusammenfaßt, wollen wir als charakteristisch für den Autor hierhersetzen: „Nahezu zehn Jahre hat es mich gekostet, jene Selbständigkeit zu erringen, die schon den englischen Jungen mit zwölf Jahren kennzeichnet und jene servile Schen abzustreifen, die uns in der Schule anerzogen, in der wir beim Militär bestärkt, die im ganzen deutschen Erwerbsleben verlangt und von allen deutschen Konsulaten soweit als tunlich ins Ausland verschleppt wird, um den soweit Geflohenen auch dort noch das Dasein zu erschweren und zu vergällen.“

Nun, das ist wie gesagt für mich ein überwundener Standpunkt. Ich bin in Afrika ein anderer Mensch geworden. Ich habe meine gesellschaftliche Stellung nicht aufgegeben, und bin doch zu Hause in dem rough and tumble life der Goldfelder und des Kamplebens. Ungebundenheit und persönliche Freiheit sind mir über alles lieb geworden. Für sie ist mir kein Opfer groß genug. Es ist ein prickelndes Gefühl, auf sich selbst und nur auf sich selbst angewiesen zu sein, nicht bei jeder Gelegenheit „Hilfe“ und „Polizei“ zu schreien, sondern seinen Weg sich selbst zu bahnen.“

18. Der schöne Valentin. Novellen von Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey). Zweite Auflage. Berlin. F. Fontane & Co. 1903. 299 S. 4 M.

Während die anderen Bücher von Helene Böhlau in kurzer Zeit zahlreiche Auflagen erlebten, erscheint das vorliegende — eines der Erstlingswerke der Verfasserin — erst nach geraumer Frist in zweiter Auflage. Aber dieser Novellenband ist keine schlechtere Arbeit der Künstlerin und darf mit voller Berechtigung den andern „altweimarischen Geschichten“ der Verfasserin an die Seite gestellt werden. Die Novelle, die dem Buch den Namen gegeben, hinterläßt einen wunderbaren Eindruck. Gemütvoll und behaglich liest sich auch die zweite Geschichte des Bandes, „Die alten Leuchten“.

19. Ein unglückliches Volk. Roman. Von Rudolf Lindau. Berlin. F. Fontane & Co. 1903. 1. Bd. 351 S., 2. Bd. 318 S. M. 10.

Im „Janar und Mahfair“ hatte Rudolf Lindau besonders die griechische Gesellschaft in Konstantinopel geschildert. Der neue Roman läßt uns nun einen anderen Bestandtheil der bunten Konstantinopler Bevölkerung, die Armenier, kennen lernen. Die schrecklichen Verfolgungen, denen diese Armenier ausgesetzt waren, bilden das blutige historische Drama, das hier vor uns entrollt wird. Es handelt sich um Vorgänge von schier beispielloser Wildheit in der zivilisierten Welt, um Ermordung von Hunderttausenden. Der Verfasser geht mit ernster Ehrlichkeit an die Tatsachen heran wie ein Forscher, aber er bleibt nicht bei der nüchternen Wiedergabe der verschiedenen Gesichtspunkte der Betrachtung stehen, sondern blickt mit den Augen des Poeten tiefer hinein in die Wirklichkeit, als es der gelehrten Forschung zusteht. Er zeigt als frei nachschaffender Künstler, wie die Ereignisse sich zugetragen haben können, so lebendig treu bis in alle geographisch-topographischen Einzelheiten hinein, daß wir einen Akt im weltgeschichtlichen Drama erschütterter mitzuerleben glauben. Rudolf Lindau hat mit diesem Buche ein ebenso farbenprächtiges als packendes Gemälde ausgeführt.

20. Uferleute. Geschichten vom unteren Rhein. Von Wilhelm Schmidt-Bonn. Berlin. F. Fontane & Co. 371 S. M. 5.

Keine „Rhein- und Wein“-Geschichten! Wir sehen uns nicht in einer typischen Rheinlandschaft, sondern in dem eigenartigen Grenzgebiet, da, wo der Rhein aus den sonnigen Schieferwänden, die der Sommer mit grünem Wein bedeckt, in weitem Bogen in das unübersehbare Flachland hinaustritt, wo endlose braune Acker zu beiden

Seiten vom Wasser aufsteigen und rauchende Fabriksschöte in den weißen Himmel starren. Die Menschen, die ihre Häuser hier an den Strom gebaut haben, haben ihre Eigenart von ihren Ufern hergenommen. Neben der grundlosen Fröhlichkeit der Bergleute oben, die sie Kindern gleich sein läßt, dem schnell kochenden Blut, dem trotzigen Rechtsgefühl, tragen sie die merkwürdige, stille Sehnsucht und den rastlosen Fleiß der Menschen der Ebene in sich. Der Schmied, der den Deserteur versteckt; der Handwerker, der den Studenten zum Zweikampf fordert; der alte Geselle von der Landstraße, der die entbehrungsreiche Freiheit dem behaglichen Aßl vorzieht; die jungen Leute, die nicht Kraft genug haben, einer sündigen Liebe zu widerstehen, und doch Kraft genug, sie mit dem freiwilligen Tod in den ewigen Wellen zu büßen — das alles sind „Uferleute“, Menschen, die nur in dieser Landschaft möglich sind. Sie reden alle in einer breiten, singenden Sprache und handeln in einer noch merkwürdig ungebrocheneren Kraft der Triebe. Und über allen diesen Menschen, die nichts von der den Rheinländern herkömmlich nachgesagten Zechernatur an sich haben, wächst groß und gespenstisch die Gestalt des Stromes auf.

21. Zwei Reisen in der Türkei. Von Rudolf Lindau. Berlin. F. Fontane & Co. 1899. 146 S.

Die eine Reise heißt „Eine Fahrt durch Kleinasien“, die andere „Ein Ausflug nach den ägäischen Inseln“. Der Verfasser, als Diplomat und gewandter Erzähler bekannt, plaudert angenehm und zerstreut manche Vorurteile. So ist das Büchlein Allen, die eine Lektüre lieben, die sie in entfernte und in gewissem Betracht seltsame Länder entführt, zu empfehlen.

22. Kriegsgefangen. Erlebtes 1870 von Theodor Fontane. 5. Aufl. Berlin. F. Fontane & Co. 1900. 286 S.

Diese Erinnerungen haben einen intimen Reiz und bilden eine überaus angenehme und unterhaltliche Lektüre. Sie atmen den ganzen großen Reiz des großen Erzählers, der überall scharf zu sehen und anschaulich darzustellen versteht.

23. Hochzeit. Eine Bauerngeschichte von Ludwig Thoma. Umschlagzeichnung des Buchschmuckes von Bruno Paul. Drittes und viertes Tausend. München. A. Langen. 1902. 144 S.

24. Die Lokalbahn. Ludwig Thoma. Komödie in drei Akten. München. A. Langen. 1902. 165 S.

Thomas satirisches Talent ist ganz hervorragend. Er zeigt es hier in einer schlichten Erzählung und in einem sehr einfachen Theaterstück. Wie eine Heirat dieser Bauern eingeleitet und wie dann die Hochzeit gefeiert wird, schildert der Verfasser mit überlegenem Humor. Derselbe Humor in der Zeichnung des Philistertums in den kleinen Orten begegnet uns in der Komödie, die, wie wir hören, demnächst in Wien aufgeführt werden soll.

25. Björnsterne Björnson. Von Chr. Collin. In zwei Bänden. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Cläre Greverus Wjden. Erster Band 1832—1856. Mit

22 Illustrationen. Alchees von Brend' amour. Simhart & Co., München. N. Rangen. 1903. 196 S. Mk. 4, eleg. geb. Mk. 5 50.

Chr. Collins Biographie von Björnsterne Björnson ist das erste wissenschaftliche Lebensbild des großen Menschenbildners und Volkshüfers. Bisher waren nur kurze und dürftige Skizzen seines Lebens erschienen; und auch nur die großen Linien seiner Entwicklung als Mensch und Dichter waren bisher noch nicht mit fester Hand gezogen. Chr. Collin hat sich seit vielen Jahren mit Studien über Björnson und seine Zeit beschäftigt. Er hat beinahe alles gesammelt, was über Björnsons Leben und Dichtung an Ort und Stelle aufzuspüren war. Eine Fülle von mündlichen und brieflichen Mitteilungen werfen besonders über Björnsons Kinderjahre und Jugend, sowie über die Entstehung seiner Meisterwerke ein neues Licht. Der Verfasser hat besonderes Gewicht darauf gelegt, den Ursprung und die stufenweise Entwicklung der Werke aufzuhellen und das Verhältnis zwischen Leben und Dichtung zu beleuchten. Diese erste große Björnson-Biographie stellt sich somit als ein Quellenwerk ersten Ranges dar, unentbehrlich für den literarischen Forscher, und gleichzeitig als ein höchst fesselndes Lebensbild, das jedermann mit dem größten Interesse lesen wird. Der reiche Illustrations schmuck erhöht den Wert des wunderschön ausgestatteten Buches noch um ein bedeutendes. Der zweite Band wird wohl bald folgen.

26. Henrik Ibsens sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenker. 1. Bd. Gedichte. Deutsch von Christian Morgenstern, Emma Klingensfeld, Max Bamberger. Nachtrag zu den Gedichten. Deutsch von Ludwig Fulda, Emma Klingensfeld, Max Bamberger. Prosaschriften. Neben. Catilina. Deutsch von Christian Morgenstern. Berlin. S. Fischer. 1903. XLIX. 567 S. Mk. 5.

Winnen Jahresfrist wird ein Supplementband folgen, der die Briefe Ibsens enthält und so reich ausgestattet sein soll, daß er als eine Art Autobiographie wird gelten können.

Der vorliegende Band enthält die Gedichte Ibsens in neuer Uebersetzung. Neu hinzugekommen sind 62 Gedichte, die, ganz abgesehen von ihrem ästhetischen Werte, für die innere Geschichte von Ibsens Art und Kunst von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Sie geben n. a. über die seelischen Grundstimmungen des jugendlichen Dichters, über seine Vorbilder, über seine sozialen Anschauungen, über seine politischen Empfindungen, über den ganzen Sturm und Drang seiner Werdezeit willkommenen Aufschluß. Die Prosaschriften, die hier zum erstenmale in deutscher Sprache veröffentlicht werden, zeigen uns Ibsen von einer ganz neuen Seite. Er, der später nur durch seine Dichtung polemisierte, versucht sich hier als lecker, kritischer Fechter. Er nimmt das Wort zu den schwebenden Theaterfragen, die sich wesentlich um die Stiftung einer Nationalbühne drehen; er verteidigt seine eigene Theaterleitung und sein Repertoire gegen die Torheit einzelner Skribenten und die Stumpfheit des Publikums; er

sucht dem „norwegischen Drama“ die Wege zu ebuen; er beleuchtet nach Maßgabe strengster künstlerischer Forderungen wertvolle belletristische Erscheinungen der Zeit; er legt seine Ansichten von Schauspielkunst in den eingehendsten Analysen bestimmter Theateraufführungen nieder; er macht gegen den Vorwurf des Deutschenhasses Front und stellt sein Verhältnis zur Sozialdemokratie fest und er entpuppt sich unvermutet als anziehender Reise- und Naturschilderer, wobei er es an Seitenblicken auf Kultur- und Gesellschaftsverhältnisse nicht fehlen läßt. Sodann wurden Ibsens Reden gesammelt. Von dem Wortkargen ließen sich nur zwölf oratorische Leistungen entdecken, doch in dieser kleinen Zahl finden sich Stücke von der allergrößten Bedeutung: seine Stellung zur Heimat, zur Kunst, zu den Ideen der Zeit, zur Arbeiter- und Frauenfrage; Aufschlüsse über die Arten seines Dichtens und Schaffens; Weichten. Das Drama „Catilina“, übersetzt von Christian Morgenstern, steht am Schluß dieses Bandes, abgetrennt von den übrigen Dramen, weil es literarisch und biographisch eine Erscheinung für sich bildet. In die Verdeutschung der Gedichte teilten sich neben Morgenstern Ludwig Fulda, Emma Klingsfeld, und ein neues Uebersetzertalent Max Bamberger. Die von Paul Schlenther verfaßte Einleitung betont besonders stark das biographische Moment in den Gedichten; „Catilina“ wird als Jugendwerk reizvoll charakterisiert; aber auch die Zukunftskleine und Zukunftsmotive werden mit Kenntnis und Verständnis aufgedeckt.

27. Der arme Heinrich. Eine deutsche Sage. Von Gerhart Hauptmann. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Berlin. S. Fischer. 1902. 172 S. Mk. 3.50.

Diese neueste Dichtung Gerhart Hauptmanns ist im Wiener Burgtheater mit großem Erfolge aufgeführt worden. Sie gehört aber zu jenen Dramen, die man auch gerne immer wieder liest. Der Dichter inauguriert mit ihr vielleicht eine neue, höhere Phase seines künstlerischen Wirkens.

28. Die Bekämpfung der sexuellen Infektionskrankheiten. Eine Aufgabe des Staates und der Gesellschaft. Von Dr. med. Hanauer, prakt. Arzt in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. 62 S. Mk. 1.

Das Interesse an der Eindämmung der sexuellen Infektionskrankheiten ist in der Gegenwart mächtig rege geworden, es hat u. a. in der kürzlich erfolgten Begründung einer deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten seinen Ausdruck gefunden. Da kommt obengenannte Broschüre sehr gelegen, welche es sich zur Aufgabe macht, die weitesten Kreise der Öffentlichkeit in die hier in Betracht kommenden Fragen einzuführen und das Verständnis für dieses schwierigste Kapitel der sozialen Hygiene zu wecken. Sie erörtert in objektiver und vorurteilsfreier Weise alle Seiten dieses weitverzweigten Gebietes. Die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten wird unter Zuhilfenahme der neuesten Statistik eingehend geschildert und die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für Leben und Gesundheit nachdrücklich dargelegt, wobei auch die volkswirtschaftliche und sozialpoli-

tische Seite nicht zu kurz kommt. Die weiteren Kapitel beschäftigen sich sehr eingehend mit der Prostitution; es werden die gegen die Reglementierung gemachten Einwände zurückgewiesen, der Nutzen der sanitären Kontrolle dargelegt, dabei auch die Bordellfrage behandelt. Die Maßnahmen, die der Staat zu ergreifen hat, sind legislatorischer, sozialer und internationaler Natur. Dabei wird vielfach auf die Verhältnisse im Auslande hingewiesen, einer Verbesserung der Rechtsstellung der Prostituierten das Wort geredet und eine gesetzliche Grundlage für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten verlangt. Hinsichtlich der Aufgaben der Gesellschaft wird eingehend auseinandergesetzt, was gemeinnützige Vereine, Schule, Elternhaus u. s. w. im einzelnen zu erfüllen haben.

29. Das klassische Altertum und die höhere Schule.

Ein Vortrag, gehalten in der öffentlichen Versammlung des Gymnasialvereins, Ortsgruppe Frankfurt a. M., am 8. November 1899 von Dr. Felix Bölte, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1900. 16 S. 40 Pf.

Der Streit um das Gymnasium dauert schon viele Jahre. Eine starke Strömung geht gegen den Unterricht in den alten Sprache und für dessen Eindämmung; ja der griechische Sprachunterricht in der Mittelschule soll, ginge es nach den extremen Wünschen der Gymnasialgegner, ganz aufgegeben werden. Unter solchen Umständen thut jedes besonnene Wort eines Freundes des altklassischen Unterrichts wohl und der vorliegende Vortrag ist ein solches besonnenes Wort eines sachkundigen Mannes. Im überzeugender und vielfach origineller Weise tritt der Verfasser für den altklassischen Unterricht ein und es wäre zu wünschen, daß sein Wort von recht Vielen vernommen würde.

30. Novellen vom Gardasee von Paul Heyse. Inhalt: Gefangene. — Singvögel. — Die Nacht der Stunde. — San Vigilio. — Entfagende Liebe. — Eine venezianische Nacht. — Antiquarische Briefe. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf. 1902. 435 S. M. 4.50.

Die nun hier schon in dritter Auflage vorliegenden Novellen vom Gardasee gehören der letzten Schaffensperiode Paul Heyses an. Umso mehr ist ihre Frische zu bewundern. Alle Vorzüge des jungen Heyse zeigen sich auch hier. Heyse gehört zu jenen Begnadeten, die nicht altern.

31. Unüberwindliche Mächte. Roman von Hermann Grimm. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin. 1902. 1. Bd. 406 S. 2. Bd. 410 S. M. 8.

Dieser Roman ist 1867 zum ersten, 1870 zum zweiten Male erschienen. Er verdient es, daß er neuerlich in dritter Auflage herauskommt. Sie ist auch ein gutes Zeichen, denn sie beweist, daß das ernste und tüchtige Buch noch immer verlangt wird. Es ist zu hoffen, daß es einen weiten Leserkreis finde und bald eine neuerliche Auflage notwendig werde.

Für den Inhalt verantwortlich: **Engelbert Fernerkorfer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien, VIII. Breitenfeldberggasse 22.

Industriepolitik in Oesterreich.

Von Dr. Stefan Licht, N.-R.-Abg. (Wien).*)

Mein Vortrag kann vielleicht gerade in diesen Tagen auf besondere Aktualität Anspruch erheben, wo durch die Vorlage der Ausgleichsgesetze die Entscheidung über die wirtschaftliche Zukunft des Reiches näher rückt. Ich will das Vortragsthema möglichst enge fassen und begrenzen und mich — die Sozialpolitik ausschaltend — darauf beschränken, in kurzem Rundblicke zu erfassen, in welcher Weise in Oesterreich der Staat seine Stellungnahme zur Entwicklung der industriellen Produktion eingerichtet und die industrielle Unternehmungslust gefördert oder gehemmt hat.

Industrie-Politik im Sinne einer planmäßigen Industrieförderung, welche staatliche Mittel unmittelbar diesem Zwecke zur Verfügung stellt, hat der Staat nur im Zeitalter des Merkantilismus unter den Regierungen Kaiser Karls VI., der Kaiserin Maria Theresia und insbesondere Kaiser Josef II. betätigt. Die Erfolge Colberts in Frankreich luden zur Nachahmung ein. Die Schriften Dr. Pechers, der für die Hebung von Industrie und Handel in den österreichischen Erblanden in einer Kaiser Leopold I. gewidmeten Abhandlung eintrat und in die Leitung eines Kommerzkollegiums berufen wurde, sowie Johann von Hornegks viel gelesenes Buch „Oesterreich über Alles, wenn es nur will“ fanden Wiederhall für ihre Anregungen. Die Förderung von Manufakturen und Fabriken wurde unter den genannten drei Regierungen, die mit Geschick zumeist in alten Produktionszentren die Reste einer umfassenden gewerblichen Tätigkeit früherer Zeit wieder belebten, mit staatlichen Mitteln und nicht ohne Erfolg vorgenommen. Arbeiter wurden importiert, Zollschutz gewährt, Handelsverbindungen angebahnt. Maria Theresia schuf für die Förderung des Handels- und Gewerbsfleißes im Kommerzdirektorium in Wien und in den Kommerzkonzessen in den Kronländern einen besonderen Verwaltungsapparat. Gewiß von Interesse ist es, daß die außerordentliche Förderung des Volksunterrichtes unter der Regierung der Kaiserin direkt mit der industriellen Schulung der Bevölkerung in Verbindung gebracht wurde.

*) Nach einem Vortrage, der am 6. Februar 1903 im sozialwissenschaftlichen Bildungsvereine in Wien gehalten wurde.

Die planmäßige Gründung großer Fabriken und Manufakturen machte unter Kaiser Josef II. Regierung besondere Fortschritte. Namentlich aus den Gebieten des Niederrheines wurden tüchtige Männer nach Oesterreich berufen, um die Leitung staatlicher Fabriken zu übernehmen, die in ziemlich kurzer Zeit in privates Eigentum übergingen. In jenen Tagen begründet, besteht z. B. heute noch in Brünn die Firma Johann Heinrich Offermann, während ihre Zeitgenossen und nächsten Nachfolger zumeist der wirtschaftlichen Krise zum Opfer fielen, welche nach den Napoleon'schen Kriegen durch den finanziellen Ruin Oesterreichs, die Aufhebung der Kontinental-Sperre und die Uebermacht der durch die großen technischen Fortschritte Alles überflügelnden englischen Konkurrenz über die industrielle Produktion Oesterreichs hereinbrach.

Seit jener Zeit ist von einem unmittelbaren Eingreifen des Staates für die Förderung einer industriellen Produktion nicht mehr die Rede. Mit dem Ende der 20er Jahre beginnt eine neue Aera. In ziemlich raschem Fortgange entwickelte sich die industrielle Produktion im eigentlichen Sinne des Wortes in Oesterreich, welche die technischen Fortschritte sich zu eigen machte, die die Einführung der Dampfkraft im Gefolge hatte, die Neugestaltung des Verkehrs seit der Einführung der Eisenbahnen ausnützte, mit allen Mitteln der kapitalistischen Produktionsweise arbeitend in unbeschränkter Produktionsfreiheit das Fabrikationsssystem entwickelte und die letzten Reste zumtägigen Zwanges einfach überrannte, bis die Gewerbeordnung des Jahres 1859 die Gewerbefreiheit in Oesterreich proklamierte.

Es sei mir noch gestattet, in aller Kürze zu erwähnen, wie diese Blüteperiode der österreichischen Industrie, insbesondere der Textilindustrie, die ihre glänzendste Entfaltung gegen Ende der 60er Jahre fand, und eine seither in diesem Umfange nicht mehr erlebte Beteiligung der österreichischen Industrie am Weltverkehre zeitigte, nicht zum mindesten durch eine verfehlte Handelspolitik insbesondere aber durch den wirtschaftlichen Zusammenbruch des Jahres 1873 auf das härteste getroffen wurde, und dies in einer Weise, daß sich bedeutende Industriezweige und Industriegebiete noch heute nicht von den Folgen dieser Katastrophen erholt haben.

Damals fanden die protektionistischen Bestrebungen der österreichischen Industrie festen Boden. Gegen Ende der 70er Jahre setzte die Schutzzollpolitik zunächst in mäßigem Tempo ein, um in steter Steigerung, durch die Erfolge des Systems getragen und durch die Tatsache, daß die Handelspolitik in den großen Kulturstaaten mit Ausnahme Großbritanniens, dieselben Wege schreitet, gerechtfertigt, zu jenen Ergebnissen zu gelangen, welche der vor einigen Tagen dem Abgeordnetenhanse vorgelegte Zolltarif-Entwurf in seinen Positionen verförpert. Auf dem Gebiete der Zoll- und Handelspolitik sind somit in den letzten Dezennien die Interessen der österreichischen Industrie vom Staate vertreten worden.

Industrieförderung aber im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes durch Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung, die einzelnen Industriezweigen oder Unternehmungen zugute kommen, wie dies im

Zeitalter des Merkantilismus der Fall war und wie Ungarn dies heute betreibt, ist in Oesterreich nicht mehr betätigt worden. Vielmehr macht sich in auffallendem Widerstreit mit dem Entwicklungsgange der Handelspolitik Oesterreichs eine negative Industriepolitik bemerkbar, welche der Erhaltung und Neubelebung des gewerblichen Mittelstandes dadurch dienen will, daß sie, selbstverständlich erfolglos, der Entwicklung des Großbetriebes sich in den Weg zu stellen sucht, und das Charakteristikon wirtschaftlicher Rückständigkeit deutlich an sich trägt.

Ich komme gerade von einer Abstimmung im Abgeordnetenhaus, von den Beschlüssen über die Zuckervorlagen, welche die Kontingentierung der Zuckerproduktion in Oesterreich und damit die Schöpfung eines sonderbaren Wechselbalges juristischer und wirtschaftlicher Konzeption, die eines Privatmonopols unter staatlicher Leitung und Obhut für einen unentbehrlichen Verbrauchsartikel der gesamten Bevölkerung aus der offen eingestandenen Absicht herbeiführt, die kleinen Betriebe auf dem Gebiete der Zuckerindustrie, trotzdem dauernde Voraussetzungen für ihre Erhaltung nicht gegeben sind, wenigstens für eine Reihe von Jahren ihr Leben weiterfristen zu lassen. Für diese Art von Industriepolitik kann man sich wohl bedanken. Was das Bestreben rückständiger Entwicklung auf dem Gebiete der Gewerbegesetzgebung geleistet hat und zu leisten beabsichtigt, ist zu gut bekannt, als daß ich länger dabei verweilen wollte. Hier folgt die Regierung — halb zog es sie, halb sank sie hin — der Initiative der agrarisch-zünftlerischen Mehrheit des Abgeordnetenhauses, welche mit dem Agentengesetz und dem Hausiergesetze, vor dessen endlicher Gestaltung ihm selbst zu grauen begann, gewerbetreibende Taten verübt, anstatt jene positiven Maßnahmen zu fördern und mit ergiebigen Mitteln zu befruchten, welche für den gewerblichen Mittelstand durch Ueberleitung seiner Produktion in moderne Formen neue Voraussetzungen des Bestandes und verheißungsvoller Entwicklung zu schaffen vermöchten.

Doch ich vergesse ganz: Im volkswirtschaftlichen Ausschusse des Abgeordnetenhauses steht eine Gesetzesvorlage der Regierung betreffend die Förderung der heimischen Industrie in Beratung, allerdings ein Gesetz, dessen Einbringung die Industriellen selbst mit sehr geteilten Gefühlen aufgenommen haben. Das Gesetz ist ein Gelegenheitsgesetz, zu dem Zeitpunkte geplant und eingebracht, als eine große deutsche chemische Fabrik unter der Regide der Kreditanstalt darangehen wollte, in Oesterreich die Erzeugung der Teerfarben, eines Artikels, von dem jährlich Werte von K 11,000.000 im Durchschnitte eingeführt werden, aufzunehmen. Das Gesetz sollte dadurch, daß Steuerbefreiungen und ähnliche Begünstigungen gegeben und sogar staatliche Subventionen zur Verfügung gestellt werden dürfen, allerdings nur für Industriezweige, die in Oesterreich entweder gar nicht oder in einem wirtschaftlich ganz unzureichendem Maße vertreten sind, die Möglichkeit bieten, die Teerfarbenindustrie in Oesterreich einzuführen. Das Gesetz enthält auch eine zweckmäßige, mittlerweile nicht unwesentlich ausgestaltete Bestimmung, welche der drückend empfundenen Doppelbesteuerung industrieller, im Portefeuille einer Emissionsbank befindlichen Werte vorbeugen sollte.

In industriellen Kreisen hatte man große und gerechte Bedenken gegen das Gesetz, weil es der Regierung nicht unbedenkliche Machtmittel in die Hände spielt, deren Gebrauch bestehenden Industriezweigen bei der Dehnbarkeit der Begriffsbestimmungen des Gesetzes, insbesondere dann, wenn verschiedene nationale Aspirationen sich melden, geradezu gefährlich ist. Und daran hat es auch nicht gefehlt. Sofort stellten sich im volkswirtschaftlichen Ausschusse die Männer des Polenklubs ein, in dem jetzt das Schlagwort ausgegeben wird, daß Galizien aufhören müsse, ein Hinterland zu sein, und zu einer selbständigen Produktion gelangen solle. Natürlich denkt man in den Kreisen des Polenklubs beileibe nicht daran, eine derartige galizische Industrie aus eigenen Mitteln und aus eigener Kraft ins Leben zu rufen; man will sofort die Mittel des Gesamtstaates, d. h. mit anderen Worten die Ueberschusssteuerleistungen der Westländer für die Schaffung und Förderung einer national-polnischen Industrie benützen. Der erste Fischzug ist dem Polenklub gerade heute bei den Zuckergesetzen gelungen. Das Industrieförderungsgesetz soll die Handhabe sein, diesen Aspirationen zur Schaffung einer nationalen polnischen Industrie weiter die Wege zu ebnen. Und dazu sollte eine einfache stilistische Veränderung helfen. Im Gesetzestexte heißt es, daß das Gesetz Anwendung finden solle auf industrielle Produktionen, welche „in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern neu zc. sind“. Eine ganz kleine stilistische Aenderung, welche der Polenklub vertritt, würde aber dem Gesetz einen ganz anderen Sinn geben und sein Zustandekommen in dieser Art zu einer der verhängnisvollsten Dummheiten machen, welche die österreichische Gesetzgebung je begehen könnte. Es soll einfach heißen statt „in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern neu zc.“ — „in einem der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder“. Damit bekäme der Polenklub die Handhabe, staatliche Begünstigungen aller Art und Subventionen für ins Leben tretende Industrie-Unternehmungen zu fordern, welche zwar in den westlichen Ländern in ausreichender, vielleicht sogar überschüssiger Menge bestehen, aber in Galizien noch nicht vorhanden sind. Diese Rußanwendung könnten aber auch z. B. manche Alpenländer oder südliche Länder ziehen und es würden auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens die kuriossten Erscheinungen gezeitigt werden. So gibt es z. B. Kammgarnspinnereien nur in Böhmen, Mähren und Niederösterreich. Schlesien z. B. könnte dann Steuerfreiheit zc. für eine Kammgarnspinnerei fordern. Und wie groß ist die Zahl der spezialisirten Industriezweige, die es heute in Galizien überhaupt nicht gibt? Es ist wohl keine Gefahr, daß das Gesetz in jener Form jemals zu Stande kommt, aber das eine haben die Polen erreicht, daß das Zustandekommen des Gesetzes überhaupt auf die lange Bank geschoben wurde und vielleicht vollkommen in Frage steht.

Vor nahezu vier Jahren hat die Regierung ihren ersten Gesetzentwurf eingebracht. Im Dezember des Jahres 1901 hat das Subkomitee des volkswirtschaftlichen Ausschusses seine recht mühseligen Beratungen über das Gesetz abgeschlossen. Als Berichterstatter des Subkomitees habe ich sofort den Bericht erstattet und nunmehr stecken

wir nach 1¼ Jahren noch immer in der Generaldebatte über das Referat im Plenum des volkswirtschaftlichen Ausschusses.

Die Versumpfung der Angelegenheit im Parlament hat aber auch noch eine für unsere Verhältnisse recht bezeichnende Nebenerscheinung zur Folge. Anlässlich der Aufhebung des Freihafens in Triest wurde, um der Stadt und ihrem Gebiete für manchen Entgang Ersatz zu schaffen, ein Gesetz zustande gebracht, wonach industriellen Unternehmungen im Gebiete von Triest Steuerbefreiungen und sonstige Vergünstigungen zuteil werden sollten. Viel Erfolg hat das Triestiner Gesetz nicht gehabt. Einige Unternehmungen, die nicht recht vorwärts kommen, wie eine Dinoleumfabrik, eine Delfabrik, eine Keißschälerei zc. sind nebst einem aus ganz besonderen Gründen vorläufig prosperierenden Hochofen entstanden. Eine Industrie läßt sich eben nicht, wenn die natürlichen Voraussetzungen fehlen, auch mit staatlichen Mitteln aus dem Boden stampfen. Das Gesetz hatte eine zehnjährige Geltungsdauer, die am 31. Dezember 1901 abgelaufen ist. Das Industrieförderungs-gesetz, von dem ich früher sprach, sollte, für das ganze Reich geltend, das Triestiner Gesetz ersetzen. Nun haben wir aber eine *vacatio legis*. Das Triestiner Gesetz gilt nicht mehr, das neue Gesetz gilt noch nicht. Wenn heute tatsächlich irgend einem Unternehmungslustigen einfallen sollte, auf Triester Gebiet eine Industrie zu begründen, so wäre er wohl eine Art Tantalus.

Die Schicksale des Industrieförderungs-gesetzes sind ein recht bezeichnendes Symptom der Auffassung, welche die Verächtigung industrieller Unternehmungslust im österreichischen Abgeordnetenhanse begegnet.

Ich muß aber neuerlich und nachdrücklich hervorheben, daß den österreichischen Unternehmern in den wirtschaftlich entwickelten Gebieten des Staates ganz ferne liegt, eine derartige positive, mit Vergünstigungen und Subventionen arbeitende Industriepolitik vom Staate zu fordern. Abgesehen von der nur zu gerechten Angst, daß ein derartiges Gesetz, unrichtig oder willkürlich gehandhabt, nur ein Objekt nationaler Geschäftspolitik werden und der wirtschaftlichen Föderalisierung Oesterreichs, die ohnehin genug zu schaffen macht, weiteren Vorschub leisten könnte, und daß schließlich die Industrie als Hauptsteuerträgerin des Staates eine derartige, durch die Subventionspolitik wachgerufene geschäftliche Konkurrenz auch noch bezahlen müßte, besteht in industriellen Kreisen, durch manche Erfahrungen gewißigt, eine andere durchaus nicht überflüssige Besorgnis, der auch in industriellen Versammlungen ganz deutlich Ausdruck gegeben wurde.

Man besorgt, daß auf diesem Wege die Erzeugung mancher Spezialitäten, die man besser und billiger in anderen Produktionsgebieten erhält, welche die immer mehr sich entwickelnde internationale Arbeitsteilung auf diese Produktion gemiesen und dadurch zur vervollkommnung der Produkte gebracht hat, im Inlande treibhausmäßig gezüchtet, zur Erhaltung ihres Bestandes unter hohen Zollschutz gestellt und derart für den Bezug solcher Fabrikate der heimischen Industrie eine überflüssige und übermäßige Belastung aufgebürdet werden würde. Der Zolltarif weist in einer Reihe von Positionen die Spuren solcher

Abichten recht deutlich auf, insbesondere in den Tariffähigen für Drogen und Chemikalien und für verschiedene Maschinenspezialitäten. Solche Pläne durchschauend, ist man doppelt auf der Hut. Man pflegt sich oft zu wundern, daß es mit der österreichischen Industrie nicht so recht vorwärts kommen will. Man klagt über den Mangel an Unternehmungslust und will den österreichischen Industriellen persönlich dafür verantwortlich machen, daß Oesterreich am Weltmarkte in so ganz unbedeutender Weise zur Geltung kommt und der Export, soviel auch von seiner Förderung gesprochen wird, sich nicht entwickelt. Wer wollte leugnen, daß der Unternehmungsggeist in Oesterreich nicht in so lebhafter Bewegung flutet wie in England oder im Deutschen Reiche. Es liegt sicherlich auch im Wesen der Bevölkerung, daß hier das Tempo schaffender Arbeit langsamer und zurückhaltender, wie man bei uns sagt, gemächlicher ist als in anderen Wirtschaftsgebieten. Zum Grunde genommen, fehlt es aber durchaus nicht in Oesterreich an Unternehmungslust und an oft ganz ausgezeichnete persönlicher Fähigkeit zu industrieller Betätigung, die aber durch die Schranken gehemmt werden, die sich im Lande selbst in den Weg stellen.

Als im agrarischen und industriellen Lager vor wenigen Jahren die Sammlung der Interessenten für die Vorberatung der Wünsche und Forderungen zum Zolltarife stattfand, wurde lebhaft darüber gestritten, ob Oesterreich ein Agrarstaat oder ein Industriestaat sei. Schließlich konnte man sich selbst im agrarischen Lager der Tatsache nicht verschließen, daß Oesterreich in einer fortschreitenden und durchaus nicht langsamen Entwicklung aus einem Staate mit vorwiegend agrarischer Betätigung zu einem Wirtschaftsgebiete sich befand, in dem die industrielle Tätigkeit immer mehr in den Vordergrund tritt. Oesterreich ist somit auf dem Wege vom Agrarstaat zum Industriestaat und wird zur Wohlfahrt der gesamten Volks- und Staatswirtschaft auf diesem Wege unaufhaltsam weitergehen.

Bei der Betrachtung der einschlägigen Verhältnisse muß man aber vor allem festhalten, daß in Oesterreich — von Ungarn sehe ich hier immer ab — ganz außerordentliche Unterschiede wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung in den verschiedenen Ländern bestehen, die ein Gesamturteil im Grunde genommen gar nicht zulassen. Ganz unverhältnismäßig größer als der Unterschied zwischen den ostelbischen Gebieten und den Alpenländern des Deutschen Reiches einerseits und den hochentwickelten Wirtschaftsgebieten der Rheinlande und Westphalens andererseits ist der Unterschied, der sich in der Entfaltung gewerblicher und industrieller Tätigkeit zwischen Galizien und der Bukowina, Dalmatien und den Südländern, sowie den Hochalpengebieten Oesterreichs einerseits und den Industriestätten der nordöstlichen und nordwestlichen Umrandung Böhmens, ferner Nordmährens und Schlesiens, sowie eines großen Teiles von Niederösterreich zeigt. Da ist industrielles Schaffen zu einer Intensität der Entwicklung gediehen, welche namentlich in gewissen Zentren, wo die Voraussetzungen industrieller Produktion besonders begünstigt sind, kaum einen Vergleich mit den im höchsten Maße entwickelten Wirtschaftsgebieten der alten Welt zu scheuen braucht.

Diese Entwicklung ist ein Ergebnis verhältnismäßig kurzer Zeiträume.

Seit den zwei letzten Dezennien des XIX. Jahrhunderts sind große, manchmal nahezu amerikanische Fortschritte in diesen Gebieten zu verzeichnen.

Die Bevölkerung von Aussig betrug im Jahre 1890 rund 28.700 Einwohner und ist auf 37.300 Einwohner im Jahre 1900 gestiegen. Die Bevölkerung des Gerichtsbezirkes Teplitz ist von 62.877 auf 89.508 innerhalb des 10jährigen Zeitraumes angewachsen. Die Bevölkerung des Gerichtsbezirkes Mähr.-Ostrau ist von 48.554 auf 86.992 Einwohner, somit um 79·2% innerhalb 10 Jahren gestiegen. Dabei verzeichnen hier Orte, wie Brziwoš Zunahmen von 105·7%, Wittkowitz um 85·8%, Zabie von 136·9% und Elgoth von 156·1%.

Es ließe sich mit verschiedenen Daten der Nachweis erbringen, wie in den erwähnten Gebieten der österreichische Unternehmer, wo die natürlichen Voraussetzungen die Entwicklung industrieller Tätigkeit trotz aller künstlichen Hemmnisse, welche die bloße Tatsache des Bestandes der Unternehmung in Oesterreich mit sich brachte und bringt, begünstigen, zu ganz großartigen Erfolgen gelangt. Die Entwicklung der Industrie im gesammten Staatsgebiete in den letzten Dezennien läßt sich auch an einer Reihe ziffermäßiger Aufschlüsse genau feststellen.

Die Zahl der Dampfkesselanlagen ist von 12.600 Dampfkesseln mit 50.000 Atmosphären im Jahre 1876 auf 20.000 Dampfkessel mit 100.000 Atmosphären im Jahre 1890, und auf 27.800 Dampfkessel mit 200.000 Atmosphären im Jahre 1900 gestiegen.

Eine außerordentliche Steigerung hat auch der Kohlenkonsum erfahren, was schon daraus hervorgeht, daß die Produktion an Braunkohle von rund 106.000.000 q im Durchschnitt der Jahre 1880—1889 auf rund 185 Millionen q im Durchschnitt der Jahre 1890—1900, von Steinkohle von 72.000.000 q in der ersten Periode auf 100 Millionen q in der zweiten Periode gestiegen ist. Die Baumwollindustrie Oesterreichs hatte im Jahre 1880 1,630.000 Spindeln, im Jahre 1890 2,459.000 Spindeln, im Jahre 1900 rund 3,000.000 Spindeln, ferner 30.000 mechanische Webstühle im Jahre 1880, 44.000 im Jahre 1890 und fast doppelt soviel, nämlich 85.000 im Jahre 1900. Die Kammgarnindustrie die vor 20 Jahren ungefähr 100.000 Spindeln beschäftigte, weist gegenwärtig rund 350.000 Spindeln auf. Die Wollindustrie beschäftigt trotz aller Arbeit ersparenden Methoden um die Hälfte mehr Arbeiter als vor 20 Jahren. Die österreichische Seidenindustrie produziert heute Werte von ungefähr 100 Millionen Kronen, das Doppelte der Produktion vor 20 Jahren. Die Papierindustrie produzierte 2·1 bis 2·2 Millionen q im Jahre 1900, gegen 800.000 q im Jahre 1880. Die bedeutende Entfaltung der Textilindustrie zeigen ferner folgende Ziffern :

Die Einfuhr von Baumwolle überstieg die Ausfuhr des Artikels im Durchschnitt der Jahre 1881 und 1890 um 845.000 q, im Durchschnitt der Jahre 1891—1900 um 1,205.000 q gegen 328.000 q, von Wolle um 135.000 q gegen 224.000 q, von Seide um 3700 q gegen 5400 q.

Die Produktion von Roheisen betrug im Durchschnitte der ersten Periode rund 4,900.000 q gegen 7,960.000 q im Durchschnitte der zweiten Periode.

Die Mehreinfuhr von Roheisen stieg von 850.000 q in der ersten Periode auf eine Million q in der zweiten Periode. Die Brau-Industrie erzeugte im Durchschnitte der ersten Periode 12·1 Millionen hl, im Durchschnitte der zweiten Periode 17·6 Millionen hl. Dieses Bild namhaft steigender Entwicklung industrieller Produktion ließe sich bei verschiedenen anderen Industriezweigen ergänzen. Zweifellos ist somit, daß die Unternehmungslust sich betätigt und auch ganz bedeutende Kapitalien in Fabriksstätten neu investiert hat.

Gegenüber dieser bedeutenden Steigerung der industriellen Produktion sind die Erhöhungen der Exportziffern verhältnismäßig unbedeutend.

Die Ausfuhr erhöhte sich von 1573 Millionen Kronen des Jahres 1893 auf 1885 Millionen Kronen des Jahres 1901. Dabei entfällt aber das Großteil der Steigerung auf die Rohstoffe, deren Export von 640 Millionen Kronen auf 819 Millionen Kronen gestiegen ist, während die Ausfuhr der Halbfabrikate von 202 Millionen auf 269 Millionen, von Ganzfabrikaten von 731 Millionen auf 797 Millionen Kronen sich erhöht hat. Um so bemerkenswerter ist es, daß die Einfuhr von 1227 Millionen Kronen im Jahre 1891 auf 1653 Millionen gestiegen ist, und daß die hauptsächlichste Steigerung auf Rohstoffe entfiel, deren Einfuhr von 683 Millionen Kronen auf 973 Millionen Kronen sich erhöhte, in welchen Ziffern Rohstoffe der Textil-, Eisen- und Lederindustrie sowie chemische Roh- und Hilfsstoffe eine große Rolle spielen.

Aus diesen Ziffern läßt sich ganz ungezwungen der Schluß ziehen, daß die inländische Produktion durch eine sehr bedeutende Steigerung des Verbrauches von Fabrikaten gewachsen ist, die sich nur zum kleineren Teile aus dem natürlichen Bevölkerungszuwachse erklärt, der in den letzten 20 Jahren in Oesterreich 3,962.000 Personen betrug und eine Steigerung der Bevölkerungszahl um 17·2 Prozent zum Inhalte hat.

Der richtige Schluß ist, daß die Verbrauchsfähigkeit der Bevölkerung ganz bedeutend während dieses Zeitraumes gewachsen sein muß, um dieser Steigerung der Produktion von Fabrikaten entsprochen zu haben, nachdem die Ziffern der Ausfuhr eine für einen so langen Zeitraum geradezu unbedeutende Verschiebung nach oben erfahren haben. Die industrielle Entwicklung hat eben, wie dies die alltäglichste Erfahrung bestätigen kann, den Volkswohlstand in Oesterreich ansehnlich gehoben.

Allerdings ist die österreichische Industrie im Ganzen ein Zwerg gegenüber der Industrie des Deutschen Reiches, die in den letzten 20 Jahren einen in der Wirtschaftsgeschichte unerhörten Aufschwung genommen und eine weltbeherrschende Stellung erlangt hat. Der belebende Faktor des Exportes fehlt großen Theiles der österreichischen Industrie, die Massenartikel zumeist nur aus den landwirtschaftlichen Zu-

dustrien absetzt und sonst hauptsächlich Spezialartikel in den Auslandsverkehr bringt. Das wird den österreichischen Industriellen auch immer vorgerückt. Vorgeworfen wird ihnen, daß sie ihr ganzes Augenmerk der bequemen und einträglichen Pflege des Binnenmarktes zuwenden, den zu beherrschen und fast konkurrenzlos zu beschicken die Schutzzölle ihnen gestatten, und daß sie dem Risiko des Exportgeschäftes aus dem Wege gehen, anstatt durch dessen mächtige Entfaltung die Produktion auf eine breitere Grundlage zu stellen und mannigfaltiger und leistungsfähiger zu gestalten.

Man scheint bei solchen Vorwürfen von der Meinung auszugehen, daß man, um exportieren zu können, nur exportieren zu wollen braucht, und überfieht zum großen Teile die besonderen Verhältnisse, welche der österreichischen Industrie den Wettbewerb auf dem Weltmarkte trotz aller Export-Enquêtes so unendlich erschweren.

Oesterreich hat einmal, als es noch über Oberitalien gebot, als es in den Häfen der Levante dominierte, als die Türkei vorzugsweise seinen Waren sich öffnete, einen bedeutenden Export gehabt. Zunächst haben aber die Aenderungen seiner politischen Machtstellung auch seine wirtschaftliche Einflusssphäre beeinflusst. Seine geographische Lage, die es früher insbesondere im Verkehre nach Osten begünstigte, ist heute, wo die ozeanische Lage für die Mitwirkung am Weltmarkte entscheidet, geradezu ungünstig geworden. Entfernungen spielen bei der Entwicklung des Verkehrslebens der Gegenwart kaum mehr eine entscheidende Rolle. Heute entscheidet der Besitz der besten und billigsten Verkehrswege und der leistungsfähigsten Verkehrsmittel. Oesterreichs Seeküste liegt an einem Binnenmeere und hat kein verbrauchsfähiges und produktionsreiches Hinterland. Der Wall der Alpen verteuert die Schienenwege, so daß für alle Massenartikel der Umweg über Hamburg weit billiger ist als der Weg über Triest. Wir haben keine Wasserstraßen. Die Eisenbahnpolitik entbehrt vermöge des gemischten Systemes der Einheitlichkeit und nimmt auf die wirtschaftlichen Bedürfnisse zu geringe Rücksicht. Unsere Seeschifffahrt ist im höchsten Maße rückständig. Unser größter Seehafen, der von Triest, ist ungenügend und unmodern ausgerüstet. Wir haben nicht wie das Deutsche Reich oder Großbritannien, die überall in der Welt einen einflußreichen rührigen Handel besitzen, der an den Verbindungen mit der Heimat hängt und sie pflegt und ausgestaltet, einen kompatrischen Kaufmannsstand in fremden Ländern; wir überlassen die Millionen unserer Auswanderer ihrem Schicksale, anstatt ihr Heimatsgefühl zu nähren und ihre wirtschaftliche Gemeinschaft mit dem Vaterlande zu pflegen.

Wir wälzen endlich auf unsere Industrie — und das gibt den Ausschlag — solche Lasten, erschweren ihre Entwicklung in so zeitwidriger und ängstlicher Weise, daß es dann nicht zu wundern ist, wenn sie die sonstigen natürlichen Schwierigkeiten nicht zu überwinden und durch künstliche Hemmnisse eingeengt, nichts anderes zu tun vermag, als, wie dies gerade in allerletzter Zeit in einer vielbemerkten Enquête des Vereines der Douran- und Maschinenindustriellen geschah, sich mit stiller Resignation zu bescheiden und die Eroberung des Auslands-

marktes im großen Zuge als etwas Vergebliches anzusehen. Ein offenes Eingeständnis der eigenen Unzulänglichkeit ist hier sicherlich besser, als, wie es oft geschieht, zu beschönigen und aus der Not eine Tugend zu machen.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß Oesterreich an der Versorgung des Weltmarktes mit Fabrikaten sich in einer weniger als bescheidenen Weise beteiligt, nur 4-6% dieser Versorgung übernimmt, und auch in dieser Beteiligung überwiegend Erzeugnisse landwirtschaftlicher Industrien absetzt.

Allerdings ist seit mehreren Jahren von Exportförderung reichlich die Rede. Eine Exportbank wurde als ungeborenes Kind zu Grabe getragen. Exportsyndikatsprojekte tauchten plötzlich auf, um ebenso schnell zu verschwinden. Das Handelsministerium brachte ein ganzes Programm für eine planmäßige Exportförderung und stellte sogar jährlich 500.000 Kronen dafür zur Verfügung. Eine Exportakademie in großem Stile ist geschaffen worden, die, wie ein böses Witzwort sagt, Absolventen für die Exportbestrebungen anderer Staaten exportiert, Sendlinge mit und ohne Musterlager wurden ausgeschickt, manchmal sogar mit nicht unbeträchtlichem positivem Erfolge, Weltreisende zu Studienzwecken wurden stipendiert und schließlich bei all diesen vielseitigen Aufwendungen, bei denen man gar nicht lachte und auch fernstehende Zwecke dotierte, von den 500.000 Kronen jährlich noch merklich erspart.

Auf diesem Wege ist, das ist nun zur Genüge bewiesen, für die Hebung des Exportes nicht viel zu holen. Man kann Erfolge in Kleinem und für den Augenblick erzielen, erreicht aber für die Dauer und im Großen nichts.

Unter diesen Umständen ist das Schlagwort „Behauptung des inneren Marktes“, mit dem die Industrie in den Kampf um den autonomen Zolltarif gezogen ist, nichts weniger als eine leere Redensart, da die Steigerung des Exportes von industriellen Fabrikaten wohl nur für Spezial-, Luxus- und Modeartikel in größerem Aufschwunge stattfinden kann. Die Hochschutzzoll-Politik, die im Entwurfe des autonomen Zolltarifes zu Tage tritt, ist infolge all dieser Verhältnisse eine Notwendigkeit, auch wenn nicht in den anderen kontinentalen Staaten Europas diese Doktrin allein herrschend wäre und unbedingt Oesterreich denselben Weg zu schreiten zwänge.

Der Unternehmer muß sich vor Allem auf die Bestellung des eigenen Herdes beschränken, wenn es ihm so schwer gemacht wird, seine Unternehmungen zu erhalten und zu entwickeln. Von idealpolitischen Beweggründen läßt sich der Unternehmer nicht leiten. Er ist Realpolitiker, der geschäftlich organisiert und investiert, wenn seinen Plänen die Möglichkeit der Erfüllung, das ist die Realisierung eines angemessenen Profites, in Aussicht steht. Der Unternehmer will verdienen; das ist der Stimulus der Unternehmungslust. Es ist nicht einmal notwendig, daß er rasch und leicht zu verdienen die Aussicht hat, wenn ihm nur die Sicherheit oder die größte Wahrscheinlichkeit winkt, daß die verwendeten Kapitalien in absehbarer Zeit Profit bringen werden.

Wenn aber die Voraussetzung hierzu so beschränkt ist, wenn der Entstehung von Unternehmungen schon die größten Schwierigkeiten im Wege stehen, wenn die Ueberwälzung des Risikos auf eine möglichst breite Grundlage und die Durchführung des Unternehmens in möglichst unpersönlicher Form, wozu die Kapitalassoziation die zweckmäßigste Organisation ist, außerordentlich erschwert wird, und wenn schließlich von vornherein, ob verdient wird oder nicht, der Staat und die autonomen Gemeinschaften als bevorrechtete unter allen Umständen nutzungs- berechnigte Teilhaber sich einstellen, dann zieht es das Kapital vor, industriellen Unternehmungen fernzubleiben und sich mit sicherer und verhältnismäßig sorgenloser Verwertung seiner Bestände auf dem Anlagemarkt zu begnügen.

Ich komme hier zu dem leidigen Kapitel der Besteuerung industrieller Unternehmungen in Oesterreich. Die allgemeine Erwerbsteuer der öffentlichen Rechnungslegung nicht unterliegenden Unternehmungen wäre schließlich, da sie kontingentiert und von altersher eingelebt ist, erträglich, wenn nicht zu dem staatlichen Steuersatze die stetig wachsenden Zuschläge der autonomen Körperschaften kämen, welche in Brünn beispielsweise für Land und Gemeinde 134%, in Prag 150% ausmachen, in Wien allerdings bedeutend niedriger sind und nur 47% betragen. Bezahlen muß aber auch der Unternehmer für sein Fabriks- etablisement und nicht etwa bloß für vermietbare Räume, sondern auch für Gebäude, Kesselhäuser, Schornsteinanlagen u. die außerordentlich hohe Hauszinssteuer mit den drückenden städtischen und Landesumlagen. Bezahlen muß er selbstverständlich die Personaleinkommensteuer. Allein noch viel bedenklicher stellen sich die Steuerlasten für die Aktiengesellschaften, die schließlich doch, was man in manchen Kreisen immer gegen sie haben möge, die einzige Form sind, in welcher heute industrielle Unternehmungen in großem Style möglich sind und neu geschaffen werden können.

Bis vor wenigen Jahren war schon die Konzessionierung von Aktiengesellschaften eine überaus umständliche langwierige Sache. Soviel Geduld und Ausdauer, um eine Konzession zu erlangen, konnte unternehmungslustiges Kapital überhaupt nicht besitzen. Seitdem das Aktienregulativ in Kraft steht, ist es damit weit besser. Die Konzessionierung von Aktiengesellschaften ist eine Sache, die, wenn die Verhältnisse glatt und klar sind, einfach und rasch von statten geht. Seitdem aber die Konzessionspraxis besser geworden ist, fehlen diejenigen, welche Konzessionen brauchen. Die mehrere Jahre hindurch bereits andauernde wirtschaftliche Stagnation ist der Bildung von Kapitalassoziationen für industrielle Unternehmungen nicht günstig, zumal das fremdländische unternehmungslustigere Kapital daheim gebunden ist, und zurückhält. Die Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse bewirkt es auch, nebenbei bemerkt, warum jetzt der früher oft stürmische Ruf nach einer Reform auf dem Gebiete des Aktienrechtes, trotzdem die Vorlagen in den Ministerien bereits festgestellt sind, stiller geworden ist. Nichtsdestoweniger ist aber das Zustandekommen eines modernen Aktiengesetzes und insbesondere auch die Schaffung eines Gesetzes für

Gesellschaften mit beschränkter Haftung eine dringende Notwendigkeit, damit dann, wenn das Interesse an Kapitalassoziationen für industrielle Unternehmungen wieder sich einstellen wird, geeignete rechtliche Formen für die Organisation vorhanden seien.

Doch noch wichtiger und dringlicher ist eine Reform des Steuerrechtes der Aktiengesellschaften. Die staatliche Steuer der Aktiengesellschaften beträgt 10—10½% des Reinertrages eines Geschäftsjahres. Diese Steuer ist an und für sich außerordentlich hoch und wird durch die Zuschläge der autonomen Körperschaften im Durchschnitte verdoppelt, häufig aber vervielfacht. Zu dem ungemessen hohen Steuerfuße kommt aber noch die Praxis der Steuerbehörden hinzu, welche die Reinertragsberechnungen der Gesellschaften völlig ignoriert und mit einer bewundernswürdigen Kunstfertigkeit auch passive Bilanzen zu Ueber-schufsbilanzen zu konstruieren vermag, die für die Aktionäre in das Reich der Träume gehören, dem Fiskus aber, trotzdem Dividenden entweder gar nicht oder in geringerem Betrage bezahlt werden, ergiebige Einnahmsquellen sind.

Ich habe gerade dieser Tage die Bilanz einer Brünner Textil-Aktiengesellschaft gesehen, die im Geschäftsjahre 1901 einen Gewinn von rund K 28.500 verzeichnet, der an die Aktionäre selbstverständlich nicht verteilt, sondern vorgetragen wurde, den aber die Steuerbehörde durch verschiedene technische Kunststücke derart konstruiert hat, daß von diesem Gewinne eine Steuer mit Zuschlägen von nicht weniger als K 92.000 vorgeschrieben wurde. Das kann vielleicht vom Standpunkte des Steuertechnikers, obzwar im vorliegenden Falle dies nicht zutrifft, formal richtig sein. Der Laie, der aber einen derartigen Zahlungsauftrag sieht, und wahrnimmt, wie eine solche Gesellschaft den Kampf mit dem Fiskus in allen möglichen Instanzen aufnehmen muß, wird sich wohl überlegen, einem industriellen Aktienunternehmen Kapitalien zuzuführen. Wir haben in Oesterreich die Anomalie, daß die Steuer der Aktiengesellschaft nicht etwa vom Ertrage abgerechnet, sondern innerhalb desselben im vollen Maße noch einmal besteuert wird. Wir kennen nicht die Bestimmung des gewiß nicht weitherzigen preussischen Steuergesetzes, daß vom Ertrage zunächst 3½% des Aktienkapitales als Präzipium abgezogen werden und erst der Rest des Reinertrages versteuert wird.

Erhebungen der Prager Handelskammer haben herausgestellt, daß die Erwerbsteuer der in ihre Untersuchungen einbezogenen Aktienunternehmungen samt Zuschlägen zwischen 21.49 und 28.6% des bilanzmäßigen Reingewinnes, zwischen 32.56 und 126.97% vom Betrage der ausbezahlten Dividenden betrug. Eine ungarische Industrie-gesellschaft zahlt jedoch an gesamten Steuern durchschnittlich zwischen 6.6 und 20% des Reingewinnes. In Deutschland steigt die Steuer selten über 10% des Reingewinnes, zumeist beträgt sie jedoch 2—5%; in Rußland zwischen 10 und 12%; in England 2½—4%. Eine Tonne in Oesterreich hergestellten Schmiedeeisens hat, wie auf dem Oesterreichischen Industriellentage von einem Delegierten nachgewiesen wurde, 17mal soviel an Steuer zu zahlen, als auf eine Tonne in

einer deutschen Fabrik hergestellten Eisens entfiel. Ein Meter-Zentner der in einem deutschen Stahlwerke erzeugten Ware ist, nach den Berechnungen eines Leiters eines großen österreichischen Unternehmens mit Steuern und sozialpolitischen Lasten beschwert, die 15 Heller ausmachen, während sich diese Belastung bei einer unserer großen Unternehmungen mit rund 92 Heller beziffert. Diese Ziffern sind nicht aus der Luft gegriffen und ein sprechender Beweis, der heute kaum von Jemandem, auch den kapitalfeindlichsten Leuten mehr geleugneten Tatsache, daß die Aktienunternehmung in Oesterreich einer Steuerbelastung unterworfen ist, die es nahezu ausschließt, daß die Kapitalassoziation in der Form der Aktiengesellschaft, so lange die Verhältnisse so bleiben, vorwärts schreite. Dazu kommen auch die oft lächerlichen großen und kleinen Schikanen der Erhebungsbeamten, die weniger aus irgend einer bösen Absicht als aus der süßen Gewohnheit, den Amtsschimmel weiterzureiten, alle möglichen und unmöglichen Auskünfte begehren. So kann es gewiß nur heiter stimmen, wenn eine Steuerbehörde, die in einem Speisenausweise einer Aktiengesellschaft einen Betrag von fl. 35-16 für Zigarren ausgewiesen fand, an die Direktion die Einladung richtete, „anher mitzuteilen, wann und wofür diese Zigarren gegeben wurden“. Die Kleinlichkeit einer solchen Steuerpraxis übt natürlich ihre psychologischen Wirkungen auf weitere Kreise. Die Unternehmungslust kann durch solche Erfahrungen gewiß nicht animiert werden. Man wird es sich doppelt und dreifach überlegen, eine Aktiengesellschaft für eine industrielle Unternehmung zu gründen, bei der man den Staat, Land und Kommune sofort als stillen Gesellschafter, der nur am Gewinne nicht am Verluste beteiligt ist, mitnehmen und mit mindestens einem guten Drittel des Ertrages von vorneherein alimentieren muß.

Nun nehmen wir einmal den Fall, daß eine Aktiengesellschaft glücklich zustande gekommen ist und daran gehen will, ein großes industrielles Unternehmen zu errichten. Welche Anzahl von Kommissionen muß durchgemacht, welche Weiläufigkeiten müssen überwunden, mit wie vielerlei Interessenten, welche den Schutz aller möglichen Geseze anrufen, unter behördlicher Intervention die Auseinandersetzung gepflogen werden. Wehe einem Betriebe, der am Wasser gelegen ist oder Wasser verbraucht. Welchen Schikanen ist er, bevor die Bewilligung erteilt wird, ausgesetzt, wie viel Zeit wird nutzlos verloren. Allerdings ist es damit seit einiger Zeit besser geworden. Von den Zentralstellen wurde nach unten eingeschärft, weniger bürokratisch zu sein, und die Mahnung hatte manchen Erfolg. Aber zu wirklich glatten Verhältnissen ist noch ein weiter Weg.

Vor einigen Tagen intervenierte ich bei einer Kommission unter der Leitung eines Bezirkshauptmannes, der mit einem ganzen Stab von Beamten, Amtsarzt, staatlichem Techniker, chemischen Sachverständigen, Gewerbeinspektor zc. erschien, um festzustellen, ob nicht die Abwässer einer seit mehr als 50 Jahren bestehenden Zuckerfabrik die Ursache wären, daß ein rapides Absterben der Fische im Flußgerinne der March beobachtet wurde. Ein halbes Säkulum lang haben die

Fische die selbstverständlich dem vorgeschriebenen behördlich sichergestellten Reinigungsprozesse unterzogenen Abwässer der Fabrik ganz gut vertragen. Plötzlich soll es anders geworden sein. Der ganze umfassende Apparat einer Kommission wird in Bewegung gesetzt. Man untersucht, sieht und findet natürlich nichts, und das Ergebnis ist, wie es zu erwarten war, Null. Ursache aber eines solchen Aufgebotes ist nichts anderes, als daß man seit einiger Zeit in manchen Kreisen der Meinung ist, daß die Fischzucht von größerer wirtschaftlicher Bedeutung ist als die Industrie.

Welche Summe von Unannehmlichkeiten, Behelligungen und schließlich Kosten mit einem solchen Verfahren für das Unternehmen verbunden ist, kann man sich ungefähr denken.

Sicherlich soll vom Unternehmer alles gefordert werden, was modernen Anschauungen über Sicherheit und Hygiene des Betriebsbetriebes entspricht. Doch darf nicht nach der Schablone vorgegangen, die Abwägung der Bedeutung kollidierender wirtschaftlicher Interessen darf nicht übersehen werden.

Ich habe in einigen besonders auffallenden Beispielen gezeigt, wie wenig Ermutigung der Unternehmer in Oesterreich findet, der ein industrielles Werk schaffen und betreiben will.

Da, wo die staatliche Verwaltung etwas leisten könnte, vielleicht auch leisten wollte, auf dem Gebiete der Verkehrspolitik, sind ihr die Hände gebunden. Für die Industrie kommen die Linien der Nordbahn, der Staatseisenbahngesellschaft, der Nordwestbahn und Südbahn am meisten in Betracht. Nicht etwa, daß die Nordbahn beispielsweise wirtschaftlich weniger einsichtsvoll als die staatliche Bahnverwaltung wäre. Allein es fehlt heute in Oesterreich die Einheitlichkeit und Stabilität auf dem Gebiete der Tarifpolitik, deren gerade die Industrie dringend bedarf. Ein einheitliches Staatsbahnnetz gibt dem Staate eine Machtsülle auf wirtschaftlichem Gebiete, die er unter der Kontrolle der Öffentlichkeit und des Parlamentes nicht leicht mißbrauchen, die er aber zur Regulierung und Ausgleichung wirtschaftlicher Ungleichmäßigkeiten und zur Ergänzung seiner Handelspolitik zum größten Nutzen gebrauchen kann.

Was leisten die deutschen Bundesstaaten, was leistet Ungarn durch seine kraftvolle, einheitliche, planmäßige Tarifpolitik. Was macht uns Ungarn dadurch zu schaffen!

Allerdings hört man bei uns von Zeit zu Zeit von der Verstaatlichung der großen Privatbahnen sprechen. Allein diese Verstaatlichungsmanöver schaden mehr, als gerade jetzt unser Wirtschaftsleben vertragen kann, da die Bahnverwaltungen, die nicht wissen, ob und wann das Verstaatlichungsrichtschwert sie fallen wird, mit allen Investitionen zurückhalten und, wie die Nordbahn seit einiger Zeit systematisch, andererseits alles tun, um ihre Erträge emporzuschrauben und dadurch die konzessionsmäßigen Ertrags- und Kapitalisierungsrechnungen zu ihren Gunsten zu verschieben. Die Kosten dieses stillen Kampfes zwischen zager Unentslossenheit und rücksichtsloser Verschlagenheit zahlen Industrie und Handel.

Was man bei uns Industriepolitik nennen kann, bietet somit ein recht unerfreuliches Bild. An schönen Worten und Verheißungen fehlt es nicht. Zahllos sind die Ministerreden, welche die Bedeutung der Industrie preisen und die industrielle Arbeit rühmen. Was wurde nicht alles zugesagt, an Taten der Gesetzgebung, an Leistungen der Verwaltung. Wir haben im Grunde nur eine negative Industriepolitik. Und wie wenig brauchte die Industrie in Oesterreich, um sich rascher und reicher entwickeln zu können. Sie benötigt keine positive Förderung, sie will nur die Beseitigung der künstlichen Schranken, die ihr in den Weg gestellt werden und die ihr so schwer machen, die natürlichen Schätze des Reiches zu heben.

Schon vor mehr als 50 Jahren, in einer Denkschrift, die im Mai des Jahres 1850 verfaßt wurde, hat ein erleuchteter Handelsminister — es war der hochragende Wirtschaftspolitiker Bruck — gesagt: „Die Ueberbürdung an fiskalischen Lasten erscheint mit dem heutigen Weltverkehre vollkommen unvereinbar.“ Und heute lasten Fiskalismus und wirtschaftspolitische Rückständigkeit mehr als je auf dem wirtschaftlichen Leben unseres Staates. Hier muß gebessert, der unternehmungsfeindliche Geist muß gebannt werden. Wer könnte heute noch die Augen verschließen vor der Ueberzeugung, daß eine aufwärtssteigende Entwicklung der Lebenshaltung der Bevölkerung nur möglich ist, wenn industrielle Betätigung, Arbeit und Erwerb in der heimischen Urproduktion guten und lohnenden Absatz schafft, daß von dem Fortschritte der industriellen Entwicklung die kulturelle und intellektuelle Entwicklung der Völker bedingt ist. Das wissen heute die Klassenbewußten Arbeiter recht gut. Wie sie auch von den Industriellen denken mögen, von der Industrie und der Notwendigkeit der rascher vorwärts eilenden Entwicklung denken sie nicht anders als der Industrielle. Wie sollte auch die Industrie die Fähigkeit zu sozialpolitischen Leistungen erlangen, wenn sie im Zustande der wirtschaftlichen Stagnation beharrt, wenn sie in der Stieklust der Rückständigkeit vegetiert.

Eine staatliche Sozialpolitik in Oesterreich muß dies Moment erst recht wahrnehmen und die Industrie leistungsfähig werden lassen.

Die Industrie braucht freie Luft, Bewegungsraum, Entwicklungsfreiheit. Diese ihr zu schaffen, mit dem Mute gerüstet sich zur Industrie zu bekennen, ist die einzige Aufgabe einer wohlverstandenen Industriepolitik in Oesterreich.

Der kollektive Arbeitsvertrag.*)

„Es ist klar“, sagte 1896 Herr René Goblet in der Erläuterung der Gründe zu einem Gesetzentwurf, dessen Verfasser er war, „daß der Augenblick nicht ferne sei, wo mit den Syn-

*) Ueber den kollektiven Arbeitsvertrag schrieb B. Raynaud, Paris 1901. Hubert-Vallerour unternahm es im französischen Economist vom 26. April 1902 sich über diese Arbeit, noch mehr über den kollektiven Arbeitsvertrag zu verbreiten. Nicht am besten kommen die französischen Syndikate (Gewerkschaftsvereine) weg,

dikaten und nicht mit den einzelnen Arbeitern, die Inhaber der großen Industrien verhandeln werden. Und dasselbe ist der Gedanke vieler Politiker und auch der der Publizisten, daß für den individuellen Arbeitsvertrag, welchen einerseits der Unternehmer und andererseits der einzelne Arbeiter vereinbart, die Zeit vorüber ist. Man begreift nicht mehr, daß der Unternehmer, welcher Hunderte und Tausende von Arbeitern beschäftigt, ebensoviel Verträge mache; er soll nur eine einzige Vereinbarung treffen, welche den Modus feststellt, die Dauer der Arbeit und die Löhne der verschiedenen Arbeiterkategorien, eine Vereinbarung, welche er natürlich mit einer Gesellschaft (einen einschlägigen Syndikat) machen wird, welches die Eigenschaft hat, die Arbeiter zu repräsentieren und in ihrem Namen abzuschließen.“

Der Kollektivvertrag, fügt man hinzu, ist nicht allein ein sehr einfacher Vorgang, er ist auch ein Schutz für die Entlohnten, welche schwach sind, wenn sie vereinzelt verbleiben; dagegen, wenn sie sich vereinigen, Kraft haben werden.

Ein Vertrag, welcher solche Vorteile bietet, den Vorteil der Bequemlichkeit, der Einfachheit für beide Teile, den Vorteil des Schutzes für die Arbeiter, sollte eine lebhaftere Anwendung finden; er ist aber im Gegenteil sehr selten. Unser Verfasser, welcher ein großer Anhänger des Kollektivvertrages ist, und dessen Arbeit anerkannt ist, hat mit einer besonderen Sorgfalt nach Beispielen gesucht, doch hat er nur wenige gefunden, wohl zu wenig, welche einige Erfolge gehabt haben.

Er führt anfangs den Tarif an, welcher seit 1890 in der Tüllindustrie in Calais besteht. Er unterläßt hinzuzufügen, was doch sehr notorisch ist, daß der Tarif bei den Streiken, wie man weiß, fiel.

Er führt uns hierauf die Holzschläger von Cher an, aber dabei müssen wir wieder der Streiks begleitet von Tätlichkeiten gedenken. Der Kollektivvertrag hat allerdings nicht den Zweck, den man ihm manchmal zuschreibt, Konflikte zu verhindern.

Maynard zitiert dann den in Tarbes (1894) und in den Gerbereien zwischen Unternehmern und Arbeitern eingeführten Vertrag. Es handelt sich da um eine kleine und höchstens um eine mittlere Industrie, welche wahrscheinlich wenig Menschen beschäftigt. Er nennt noch den gewesenen Vertrag zu Lyon 1896 in der Schuhwarenindustrie,

dagegen wird die Disziplin in den Gesellengilden (devoirs) als musterhaft hingestellt.

Es schien uns wichtig, den Gegenstand unseren Lesern in einer Uebersetzung der Arbeit des Hubert-Ballerou vorzuführen.

Dabei leitete uns der Gedanke, daß unsere österreichischen Gewerkschaften wohl diszipliniert sind, sich mit dem Wesen des kollektiven Arbeitsvertrages mit Erfolg beschäftigen können, und daß der kollektive Arbeitsvertrag für dieselbe eine Wichtigkeit hat, welche höher steht als die Frage der Unterstützung in Zeiten der Arbeitslosigkeit; denn der kollektive Arbeitsvertrag kann die Frage der Unterstützung häufig gegenstandslos machen.

aber ohne uns zu sagen, ob es sich dabei um Handarbeit oder um einige Fabriken handelt, auch nicht, welche Zahl von Unternehmern und von Entlohnuten am Vertrage interessiert waren, noch welchen Erfolg er gehabt hat.

Ohne Zweifel ist er über keinen dieser Punkte unterrichtet.

Wir finden noch 2 Kollektivverträge, aber unter ganz besonderen Bedingungen abgeschlossen, weil es sich um Syndikatsangehörige von 2 großen Gesellschaften handelt: der französischen Gasgesellschaft und jenen der Omnibusse in Paris. Der letzte Vertrag hat übrigens Veranlassung zu Justizdebatten gegeben.

Die typographische Industrie ist vielleicht jene, wo die Verträge zwischen Unternehmern (oder mehreren von ihnen) und dem Syndikat der Arbeiter die ältesten gewesen sind. Selbst vor dem Gesetze vom Jahre 1884 hatten die Pariser typographischen Arbeiter ihre Syndikate in vollkommener Weise konstituiert (sie verbargen sich unter dem Schein der wechselseitigen Unterstützungsvereine) und hatten mit den Unternehmern wiederholt und gewöhnlich für eine Dauer von 10 Jahren Tarife vereinbart, welche von einem und dem andern Teil eingehalten wurden. Es scheint jedoch, daß seit 25 bis 30 Jahren die Beziehungen schwieriger geworden sind. Einestheils ist der Geist der Disziplin bei den Arbeitern vermindert, andererseits hat sich die Zahl der Druckereien, ehemals im Verwaltungswege begrenzt, in unerwarteter Weise vielfältigt und gibt es viel mehr kleine Unternehmungen. Die Arbeiter haben jedoch durch das Gesetz von 1884 über die gewerblichen Syndikate die Errichtung einer mächtigen Gesellschaft, die *Fédération Française des Travailleurs du livre*, welche behauptet, 144 Syndikate und 10.403 Mitglieder gruppiert zu haben, profitiert. Sie beschäftigt sich mit den Unternehmern einen allgemeinen Tarif zu bestimmen, und zwar für die Maschinenarbeit, einer, wie es scheint, komplizierten Arbeit.

In den Gruben von Loire wurde ein Schiedspruch von beiden Teilen angenommen und machte dem Streik ein Ende, welcher vom Dezember 1899 bis Jänner 1900 dauerte und die beiden Schiedrichter (Ingenieur Grunier für die Gesellschaft und Jaurès für die Arbeiter) bestimmten die Einzelheiten eines Arbeitsvertrages, welcher so lange Geltung behält, so lange er nicht von einem oder dem andern Teil gerichtlich gekündigt ist, in allen Fällen aber vor 18 Monaten nicht gekündigt werden kann. Man hat es da mit einem wirklichen Kollektivvertrag zu tun.

In den Gruben von Pas-de-Calais wurde infolge des Streiks von Dezember 1901 eine Konvention, genannt die Konvention von Arras, zwischen dem Komitee der Kohlengruben, welche den größten Teil der Gesellschaften von Nord und Pas-de-Calais vertrat, und dem Syndikat der Kohlengraber unterzeichnet. Die Konvention dauerte nicht lange; 1893 begannen die Streiks von neuem. Erst im September 1898 wurde ein neuer Vertrag abgeschlossen, die zweite Konvention von Arras, welche durch eine dritte Konvention vom 14. April 1899 in Übereinstimmung zwischen den Repräsentanten der Kohlengesellschaft

und den Delegierten der Arbeiter vereinbart wurde. Die Konvention verbreitete sich über die Lohnfragen und alle Vertragsfragen, welche die Arbeiter interessierten. Der Arbeiterkongreß, welcher am 13. April in Lens tagte, beschloß, von den Gesellschaften eine neue Aenderung zu verlangen, welche sie verweigerten. Sie willigten jedoch nach sechs Monaten ein, sich mit den Delegierten der Bergleute ins Einvernehmen zu setzen und zum Vorteile der Arbeiter die von denselben früher angenommenen Tarife zu ändern. Eine neue Erhöhung der Löhne wurde denselben am 31. Oktober 1900 zugestanden.

Man sieht, daß der Kollektivvertrag im ganzen wenig dauerhaft war und dies wegen des Anteils der Arbeiter, welche sich durch die erste Konzession nicht befriedigt erachteten und hofften, immer mehr zu erhalten. Man weiß überdies, wie viel Streiks, von welchen einige sehr ernst waren, im Becken von Pas-de-Calais ausbrachen und daß der Kollektivvertrag nicht das Mittel war, ihnen vorzubeugen.

Es besteht überdies in einem Verträge dieser Art eine Ungleichheit der Situation zwischen den beiden Teilen, die dem Beobachter nicht unbedeutend erscheint: ein Teil unterliegt dem Gerichtszwang, der andere nicht. Der Unternehmer, welcher den Vertrag nicht einhält, wird von den Gerichten verurteilt und die Verurteilung gilt als ein Erfolg, wenn er zahlungsfähig ist; im gegenseitigen Falle, was kann man gegen das Syndikat unternehmen? Gewöhnlich besitzen die Arbeitersyndikate nichts Pfändbares; die gegen sie geführte Verurteilung kann nicht exequiert werden.

Mehr noch. Sich mit einem Syndikat einzulassen, bedeutet für den industriellen Chef eine Verhandlung nicht mit einem bestimmten und bekannten Individuum, wie bei dem individuellen Vertrag, sondern mit einer anonymen und wesenlosen Menge. Die Syndikatsvorstände, ihre Delegierten, werden in gutem Glauben versprechen, daß, wenn sich der Unternehmer dazu versteht, gewisse Löhne zu bezahlen, seinem Personale gewisse Vorteile zu bieten, die Arbeit bei ihm nicht unterbrochen werden wird. Er willigt ein und die Mitglieder des Syndikats nehmen nicht die in ihrem Namen durch die Delegierten vereinbarten Bedingungen an; sie weigern sich, zu arbeiten, sie halten nicht das durch ihre Delegierten für sie gegebene Wort. Was kann das Syndikat tun, um sie zu verpflichten, es einzuhalten? Es ist in der Tat machtlos. Wenn die Ablehnung vom Unternehmer ausgehen würde, man würde eine Aktion gegen ihn unternehmen können; es leuchtet ein, daß gegen Arbeiter eines Syndikates ein gerichtliches Eingreifen theoretisch möglich erscheint, in Wirklichkeit würde es nichts ergeben. Wie kann man sich da wundern, wenn diese Verträge nicht häufig sind und wenn die industriellen Chefs sich wenig geneigt zeigen, solche zu schließen.

Man erinnert sich zu gerne, daß die Zünfte (Gilden, *devoirs*), die Vereinigungen der Gesellen, sich mit viel mehr Sorgfalt zusammensetzten und sie von ihren Mitgliedern nicht allein die technische Fertigkeit, sondern auch eine verbürgte Rechtlichkeit verlangen. Sie bestehen seit Jahrhunderten und hatten immer einen bewunderungswürdigen Korpsgeist; nie würde man gewagt haben, Abmachungen nicht einzuhalten,

welche von der Gilde im Namen der Arbeiter von dieser abgeschlossen wurden. Auch die Unternehmer, sehr oft gewesene Gesellen selbst, hatten das vollständige Vertrauen in die so abgeschlossenen Verbindlichkeiten.

Heute bestehen diese Gesellenverbindungen nur dem Namen nach, aber sie haben, ausgenommen vielleicht in einem Gewerbe, der Zimmermannsarbeit, ihre Kraft und ihren Einfluß verloren; sie sind keine Macht mehr. Bei gewerblichen Syndikaten muß man fragen, nun was sind sie, und aus was setzen sie sich zusammen? Sie sind zu neu, zu unbeständig, sie werden gegründet und lösen sich auf — mit der gleichen Leichtigkeit. Ihre Mitglieder haben keine Tradition, keinen Zusammenhang, keine Disziplin; sie sind keinesfalls gewählte Mitglieder. Die Syndikate, welche sie aufnehmen, kümmern sich nicht, weder um das, was sie sind, noch um das, was sie gewesen sind und man ist zufrieden, sie einzutragen, weil sie Zahlen herstellen und man Beiträge erhofft. Welchen Erfolg kann man mit solchen Elementen erzielen und welche Sicherheit bietet ein Vertrag mit ihnen? Es würde schlimm bestellt sein, wenn der Kollektivvertrag durch die Delegierten abgeschlossen werden würde, solange die Mitglieder des Syndikates nicht ernannt werden. In Frankreich sind wenig Syndikate, welche diesen Namen verdienen. Die Syndikate üben oft einen sehr beträchtlichen Einfluß; sie können instände sein, einen Streik entstehen und fortbauern zu lassen; wir haben es oft gesehen, aber die Vertreter werden keine Folgsamkeit finden, wenn sie von Arbeitern verlangen, daß sie arbeiten, wenn es diesen nicht paßt, es zu tun, ganz im Gegensatz zu den ehemaligen Gilden der Gesellen. Die englischen Arbeiter-Unionen haben jedenfalls mehr Stabilität und Autorität, als unsere (französischen) Syndikate. Sie schließen mit Unternehmern im Namen ihrer Mitglieder ernsthafte Verträge. Raguard führt dafür Beispiele an. Die gemischten Komitees aus den Delegierten der Arbeiter und den Delegierten der Unternehmer desselben Gewerbes haben in verschiedenen Gegenden die Gewohnheit, regelmäßige Zusammenkünfte abzuhalten.

Man versucht da in einem gegenseitigen Geiste die Versöhnung, Aenderungen im ursprünglichen Vertrag auf Grund von Modifikationen aller Art, welche im Zustande der Industrie vorkommen. Man bringt vor, sei es im Lohnarif, sei es in der Art und Dauer der Arbeit, jene Aenderungen, welche die Delegierten der Union sich verpflichten, bei ihren Mandanten zur Annahme zu bringen und sie reussieren, weil bei ihnen ein praktischer Sinn und ein Geist der Disziplin herrscht, welcher gänzlich in den Syndikaten fehlt. Derselbe Vorgang kommt seltener in den Vereinigten Staaten vor, aber unser Verfasser führt dennoch die Verträge an, welche durch die Illinois Steel Co. 1896 abgeschlossen wurden, welche ungefähr 10.000 Arbeiter der association amalgamée beschäftigt (es ist ein Arbeitersyndikat). Sie bilden 32 Seiten des sehr gesperrten Textes. Die Erneuerung dieser Verträge findet alle Jahre im Monat Juni statt. Die Arbeitervereinigung ist immer im Laufenden bezüglich der allgemeinen industriellen Situation und über den Verkaufspreis der Erzeugnisse, damit sie immer

bereit sein kann, eine Erhöhung des Lohnes geltend zu machen, wie auch um sich zu bescheiden, wenn eine Verminderung des Tarifs oder der Arbeitsdauer nötig ist.

Fügen wir hinzu, daß diese großen Unionen, welche von ihren Mitgliedern beträchtliche Beiträge einheben (25 bis 66 Franks im Jahre) ansehnliche Reserven haben und in Folge dessen zahlungsfähig sind, und eine Autorität darstellen, welche wir nicht ungerne in unseren Schindakaten sehen würden.

Bei solchen Bedingungen ist der Kollektivvertrag möglich und man sollte sich dazu Glück wünschen, unter der Bedingung wohlverstanden, daß diese starke Organisation sich nicht ihrer Macht zu einem schädlichen Zweck bedienen möchte, z. B. um ihre Mitglieder zu verpflichten, die Produktion zu begrenzen. Aber es müssen solche Bedingungen vorhanden sein, doch finden sie sich sehr selten wenigstens in unserem Lande (Frankreich). Aber es wird zu diesem äußersten Schritt nicht kommen, wie der Verfasser andeutet. Weil der Kollektivvertrag höher als der Individualvertrag steht, warum sollte man den letzteren Vertrag für die Zukunft nicht untersagen, um nur den ersteren den Kollektivvertrag, bestehen zu lassen. Und um sicher zu sein, daß man einen Vertrag von höherer Bedeutung haben wird, vereinigt man die Arbeiter verschiedener Gewerbe und fixiert die Arbeitsbedingungen durch die Majorität verbindlich für alle im Gewerbe.

Das ist, wie man sieht, der Sinn des Gesetzesentwurfes, welcher von unserer Regierung (Frankreich) redigiert ist und welcher bekannt ist unter dem Namen des Projektes des obligatorischen Streiks; in jeder Werkstatt wird es von der Majorität abhängen, die Arbeit aufzuhalten.

Es ist peinlich, meint der Verfasser, konstatieren zu müssen, daß die Mißachtung der individuellen Rechte und der Freiheit der Arbeit sich nicht allein in den Akten eines sozialistischen Ministers vorfindet, aber auch in theoretischer Form und im Prinzip in einer Arbeit, welche mit Mäßigung geschrieben ist und welche eine große Summe von Forschungen aufweist, Ausdruck finden.

Wir dagegen freuen uns, daß der Gedanke des kollektiven Arbeitsvertrages und des Schutzes der Willensmehrheit der Arbeiter immer größere Verbreitung findet.

Der Bauernstreik in Ostgalizien.

Von Michajlo Wozynski (Zürich).

Im vorigen Jahre haben die ruthenischen Bauern in Ostgalizien der Welt eine Ueberraschung bereitet, über die die einen erstaunten, die anderen aber vor Furcht erzitterten. Es war dies der riesige Bauernstreik in Ostgalizien, der Anfang Juli ausgebrochen und nicht nur die polnische Schlachta und die in ihren Händen sich befindende Landesregierung, wie die österreichische Zentralregierung, sondern auch sogar die Führer der ruthenischen Volksparteien aufs höchste über-

raschte. Nur war die Ueberraschung verschieden, denn während einem jeden wahren Volksfreund unter den Ruthenen das Herz vor Freude zitterte über eine so ungeheure Lebens- und Kampfesmacht seines Volkes, erfüllten sich die Gemüter der polnischen Schlachta mit Furcht vor einer so mächtigen, gegen sie gerichteten Volksbewegung, und für die Landes- und Zentralregierung war diese Ueberraschung wenigstens äußerst unangenehm, wenn nicht gerade schreckenerregend.

Und dem deutschen, wie auch überhaupt dem europäischen Publikum, das sich für Galizien sehr wenig interessiert und es als „Halbasien“ zu bezeichnen pflegt, kann die mächtige Volksbewegung wirklich als ein Wunder vorkommen. Man weiß ja in der weiten Welt über die ruthenischen Bauern so verflucht wenig, man weiß fast gar nichts von seinen Bestrebungen, man weiß nur, daß das europäische „Halbasien“ sich unter der absoluten, willkürlichen, unter dem Namen der „polnischen Wirtschaft“ weltbekannten Herrschaft der polnischen Schlachta befindet und von demüthigen Geschöpfen aus der Art „homo sapiens“ bewohnt wird, deren Lebensbedürfnisse weit hinter dem äußersten Minimum der Lebenshaltung bei Kulturvölkern stehen; die ihr Leben lang kein Fleisch essen, sich nur selten Milch zu genießen erlauben und zufrieden sind, wenn sie ihren Magen mit Erbsäpfeln und Kraut vollstopfen können; die vor jedem halbwegs europäisch Bekleideten den Hut abnehmen, sich vom Amtsdienner dugen lassen und es für ihre heilige Pflicht halten, dem Geistlichen, dem Beamten, dem Großgrundbesitzer und deren Verwandten und Kindern die Hand zu küssen; die mit bewunderungswürdiger Geduld sich alles vom Wucherer oder der Steuerbehörde nehmen lassen und die dann, wenn sie zu Bettlern geworden, zu Fuß nach Wien wandern, um in der kaiserlichen Burg Gerechtigkeit zu suchen.

Die materiellen Verhältnisse des ruthenischen Bauern sind zwar in der That so, er lebt aber auch sein geistiges Leben, hat seine Ideale, nach deren Verwirklichung er strebt, und die letzte massenhafte Streikbewegung ihrer Größe und ihrem Erfolg nach die erste unter ähnlichen Bauernbewegungen in der Welt — irländischen Bauernkampf gegen englische Großgrundbesitzer ausgenommen — ist kein Wunder, sondern vielmehr einerseits die Folge der materiellen Lage des ruthenischen Bauern, die dank der ökonomischen und politischen Unterdrückung der polnischen Schlachta, mit der die Landesregierung und — nach der Streikdebatte im Wiener Reichsrat Ende Oktober v. J. — sogar das Ministerium Dr. Koerber zu identifizieren ist, immer mehr unerträglich wird, andererseits aber die Abspiegelung des geistigen Lebens und derjenigen ideellen Bestrebungen, die das geistige Leben des ruthenischen Bauern oder richtiger der ruthenischen Nation in Ostgalizien ausfüllen.

Wie ist die materielle Lage des ruthenischen Bauern?

Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1848 bekam er so wenig Geld und wurde mit so großen Steuern und dazu noch mit einer so hohen Indemnisation belegt, daß er schon damals, bei seiner „Befreiung“ zum ökonomischen Tode verurteilt wurde. Das Bebauen des Ackers reichte kaum hin, um ihn und seine Familie zu ernähren; das Geld für die Bezahlung der Steuer mußte er verdienen, indem er

seine Arbeitskraft als Tagelöhner dem Großgrundbesitzer verkaufte. Außerdem gingen ihm bei der Aufhebung der Leibeigenschaft Wald und Weideplatz verloren, die er bis dahin frei hatte benutzen können. Jetzt mußte er das Nutzungsrecht an Wald und Weide vom Großgrundbesitzer um gutes Geld erwerben, denn ohne Heiz- und Baumaterial (der galizische Bauer baut seine Hütte und alle Wirtschaftsgebäude aus Holz) und ohne Vieh kann er ja nicht existieren.

Die mangelhafte, oder richtiger ganz fehlende Entwicklung der Industrie zwingt den Bauer, auf seinem Acker zu bleiben, und die Folge war eine zahlreiche Zerstückelung des ohnedies schon kleinen Bauernbesitzes und eine hohe Verschuldung desselben. Tatsächlich gibt es heute nur noch sehr wenige Bauern, die sich von ihrem Acker wirklich ernähren können. Der „Grundbesitz“ der meisten besteht aus einem spottkleinen Gartenstück und einer armseligen Hütte, die weniger Einkommen bringen, als man dafür Steuern zahlen muß. Wenn dieser „Bauer“ nicht als Landarbeiter seine Arbeitskraft dem Großgrundbesitzer verkaufte, wäre er buchstäblich zum Hungertode verurteilt. So geriet der Bauer, diese „Stütze der Ordnung“, als er von der Leibeigenschaft befreit war, in die vollständigste ökonomische Abhängigkeit vom Großgrundbesitzer, und sogar die wenigen, die auf eigenem Felde arbeiten, nicht für sich, sondern für Wucherer und Steuerbehörde.

Und die Großgrundbesitzer, die wegen der zahlreichen Defraudationen und ähnlicher „Helbentaten“ „weltberühmte“ polnische Schlachta, die nicht nur die Landesregierung in ihren Händen hat, sondern auch im Wiener Reichsrat mit ihren 63, durch die bekannten Wahlmationen „gewählten“ Mitgliedern des Polenklubs („Kolo polskie“), der um den Preis der absoluten Herrschaft in Galizien für jede Regierung zu haben ist, einen nicht geringen Einfluß auf die österreichische Zentralregierung ausübt — diese Großgrundbesitzer sind allzu „klug“, um eine Landesindustrie zu schaffen und sich eines so billigen Arbeiters zu berauben. Nur einen einzigen Industriezweig haben sie geschaffen, die Brauntweinindustrie, die ihnen nicht nur direkt großen Nutzen bringt, sondern auch den Bauern in materieller und geistiger Knechtschaft erhält. Uebrigens haben alle Gesetze, die im galizischen Landtage, in diesem Parlament der polnischen Schlachta, ins Leben gerufen werden, den einzigen Zweck, einerseits den Bauern an seinen Acker zu binden und — da dieser ihn nicht ernähren kann — dem Großgrundbesitzer billige Arbeitskraft zu verschaffen, andererseits aber ihn von der Aufklärung fernzuhalten, da der Nichtaufgeklärte sich leichter beherrschen läßt und die „verhassten sozialistischen Strömungen“ zu ihm schwerer Zutritt haben.

Wenn die Volksmassen Galiziens überhaupt von der polnischen Schlachta unterdrückt und ausgebeutet werden und in der bittersten ökonomischen und politischen Knechtschaft schmachten — in Galizien haben bekanntlich die auch nicht allzu volksfreundlichen österreichischen Gesetze keine Geltung, sondern es schaltet und waltet hier die Gewalt und Willkür der korrupten polnischen Schlachtzynklie, der die

österreichische Regierung für ihren politischen Sakaiendienst Galizien zur Beute preisgibt — so werden die ruthenischen Volksmassen außerdem noch deshalb unterdrückt, weil sie der ruthenischen Nation angehören.

Ueber galizische Landtags- und Reichsratswahlen, bei welchen die Volksmassen Galiziens überhaupt und das ruthenische Volk insbesondere um die wenigen, durch das österreichische Wahlgesetz dem Volke gewährten Mandate durch die polnische Schlachta aufs unverschämteste beraubt werden, wurde im Wiener Reichsrat und in der gesamten Presse Oesterreichs so viel gesprochen, daß es kaum notwendig ist, über diese Schlachzizenspezialität hier näheres vorzubringen.

Die politische Administration Galiziens, die sich in den Händen der „Starosten“ (Bezirkshauptleute), dieser Sakaien der polnischen Schlachta, und unter der Leitung des polnischen Grafen auf dem Statthalterposten befindet, ist auch so „weltberühmt“, daß sie Galizien den wohlverdienten Namen Halbasiens erworben hat.

Nicht besser steht es mit dem Volksschulwesen, dessen entscheidender Einfluß auf die Volksaufklärung und weiter auf das Selbst- und Klassenbewußtsein des Volkes nicht bestritten werden kann. In Galizien sind die Volksschulen so eingerichtet, daß das Bauernkind für die Schule nur Widerwillen empfindet, und das Land, obgleich es in Galizien allgemeine Schulpflicht gibt, heute noch ungefähr 70 Prozent Analphabeten hat.

Noch schlechter, als mit den Volksschulen in Galizien überhaupt, steht es mit denjenigen in Ostgalizien, wo die Bevölkerung durchweg ruthenisch ist. Das ganze Streben der dortigen Volksschule geht darauf hinaus, dem ruthenischen Kinde einerseits die Kenntnis der polnischen Sprache und der tendenziös dargestellten Geschichte des ehemaligen Polenreiches beizubringen, andererseits aber den Ekel vor der ruthenischen „Bauernsprache“ einzupflanzen, was zur Kolonisierung des ruthenischen Volkes in Ostgalizien und in der Zukunft zur Herstellung des allpolnischen Staates in den alten historischen Grenzen „vom Meer zum Meer“ beitragen soll.

Dieses Streben hat die Folge, daß das Kind sechs Jahre, die es in der Schule verbringt, ganz umsonst verliert, indem es weder die polnische Sprache, noch überhaupt etwas erlernt, und sich ganz glücklich und zufrieden fühlt, daß es die Schule, wo es nur gepeinigt wurde, verläßt. Wenn es dann in ein paar Jahren sogar die Buchstaben vergißt, so ist die Schlachta mit diesem „Erfolg“ nicht unzufrieden. Polnisch wird es dadurch zwar auch nicht, aber jedenfalls ist es wenigstens gegen die sozialistische Agitation einigermaßen gefeit.

Und trotzdem ist die sozialistische Propaganda sogar in die Bauernhöfen eingedrungen!

Es ist hier nicht der Platz, eine genaue Entwicklungsgeschichte der ruthenischen Parteien darzustellen; es sei nur folgendes erwähnt, was zum Verständnis der vorjährigen Streikbewegung notwendig ist.

Vor zwölf Jahren gab es unter den Ruthenen in Ostgalizien¹⁾

¹⁾ Die ruthenische (auch: Kleinrussische, ukrainische) Nation ist etwa 30 Millionen stark, wovon ungefähr 3.090.000 Ostgalizien, ungefähr 300.000 Bukowina und

nur zwei Parteien: die nationale und die ruffophile. Die ruffophile Partei vertritt die Anschauung, daß das ruthenische Volk nicht eine selbständige Nation, sondern nur einen Teil des „großen russischen Volkes“ bildet; außerdem begeistert sie sich für die orthodoxe Konfession und für den russischen Absolutismus. In der neuesten Zeit begann sie sich auch für die polnische Schlachta zu begeistern und mit ihr ein Bündnis gegen fortschrittliche ruthenische Parteien zu knüpfen. Während der heurigen Streikbewegung hat sie den Schlachtzigen den guten Dienst des Jagdhundes geleistet. Sie hat übrigens jetzt keine Bedeutung mehr und seitens aller national bewußten Ruthenen wird ihr nur Verachtung zuteil.

Die nationale Partei unterschied sich wesentlich von der ruffophilen durch die Anerkennung der nationalen Selbständigkeit des ruthenischen Volkes, sonst war sie keine Partei im europäischen Sinne des Wortes, sondern vielmehr ein Konglomerat der verschiedensten politischen und sozialen Anschauungen. Gegen die Regierung stand sie größtenteils in Opposition, war aber immer bereit, für die Gleichberechtigung der ruthenischen Sprache und der ruthenischen Beamten und Geistlichen ihre „Opposition“ aufzugeben, was sie auch im Jahre 1890 auf eine kurze Zeit getan hat.

Das gab direkten Anlaß zu einem anderen, für den weiteren Fortschritt des ruthenischen Volkes sehr wichtigen Ereignis. Es wurde nämlich in demselben Jahre von einer Gruppe von Leuten aus der Intelligenz (Franko, Pawlyk u. a.), die, größtenteils von Dragomanow beeinflusst, sich seit den Siebzigerjahren mit der Verbreitung der sozialistischen Ideen in Galizien beschäftigten, die sogenannte radikale Partei gegründet, welche als ihre Hauptaufgabe die sozialistische Propaganda unter den Bauern betrachtete. Die Arbeit der radikalen Partei blieb nicht erfolglos. Sie gewann große Popularität unter den Bauern und es schien, als werde sie einmal das ganze öffentliche Leben der ruthenischen Nation in Galizien völlig beherrschen.

Es kam aber anders.

Im Mai 1899 entstand ein Zwiespalt unter den Parteiführern²⁾ und ein Teil derselben (der damalige Reichsratsabgeordnete Dr. Jaroszewytsch, Wityk, Nowakowśkyj u. a.) gründete mit denjenigen Ruthenen, die bis jetzt in der polnischen sozialdemokratischen Partei tätig waren (Hankewytsch, Wozniak u. a.) die ruthenische sozialdemokratische Partei.

Im Dezember desselben Jahres wiederholte sich der Zwiespalt in der anderen Richtung. Ein Teil der Parteiführer³⁾ (Wudzy-

der Rest die übrigen südlichen Gouvernements Rußlands (Ukraina) bevölkern. Ruthenische Bauernbevölkerung gibt es auch in einigen Komitaten Ungarns, aber sie wird so brutal entnationalisiert, daß sie kaum in Betracht gezogen werden kann. . . .

²⁾ Ich betone es: unter den Parteiführern, denn das Volk kann sich in dieser Angelegenheit bis heute nicht zurechtfinden und versteht weder die Ursachen des Zwiespaltes, noch berücksichtigt es ihn in der Praxis. Es sei hier auch erwähnt, daß von der polnischen Schlachta jede schärfere Opposition gegen ihre willkürliche Herrschaft seitens irgendwelcher ruthenischen Partei als radikal bezeichnet zu werden pflegt.

³⁾ Vide die obige Anmerkung.

nowakij, Franko, Lemyskij, Džyrmowytš) ging in die Reihen der obenerwähnten nationalen Partei über, welche, nach zahlreichen politischen Kompromittierungen, in dieser Zeit allerdings viele Anhänger in den Kreisen der weltlichen und geistlichen Intelligenz und bedeutende materielle Mittel besaß, aber keinen Einfluß auf die Volksmassen ausübte und ihr letztes Stündlein als Partei zu erwarten schien.

Dieser Uebergang hatte den Zweck, die leeren Formen, in denen die nationale Partei schwebte, mit dem Inhalt des Minimalprogramms der radikalen Partei auszufüllen, und mit den materiellen Mitteln, über welche die nationale Partei verfügte, die ruthenischen Bauern zum Kampfe gegen die polnische Schlachta zu organisieren. Dieser Kampf sollte zwar in erster Linie politisch-national sein, er mußte aber — da die polnische Schlachta aus Großgrundbesitzern, die ruthenische Nation dagegen hauptsächlich aus Kleinbauern, die zugleich Landarbeiter sind, besteht — sich mit Notwendigkeit zum Klassenkampfe entwickeln.

Den optimistischen Radikalen gelang es auch zum Teile, ihr Ziel zu erreichen. Die nationaldemokratische Partei, wie die alte nationale Partei von den radikalen Reformatoren getauft wurde, machte sich zwar vom Sozialismus los, sie übernahm aber ihr Parteiprogramm fast im Ganzen wesentlich von der radikalen Partei.

Es wurde zwar die Erklärung der radikalen Partei, sie anerkenne den wissenschaftlichen Sozialismus samt allen seinen Folgerungen, aus dem Programm entfernt, es wurde ferner alles vermieden, was formell auf die sozialistische Abstammung des Programms hinweisen könnte — es blieben aber darin manche Forderungen des sozialistischen Minimalprogramms und damit auch die Anerkennung der sozialistischen Waffe, des Streiks, als Kampfmittel für die ökonomische und politische Befreiung des Volkes.

Die Streikagitation wurde von der radikalen Partei seit ihrer Gründung betrieben, besonders begann sie sich vom Jahre 1897 an mit der Streikfrage zu beschäftigen. In diesem Jahre gab sie die populäre Broschüre „Streik oder Boykott“ heraus, schrieb über den Streik in ihrem Parteiorgan „Hromadskyj Holos“ („Volksstimme“), unterstrich die Notwendigkeit der Streikagitation auf dem Lande auf ihrem Parteitage — und ihr Parteigenosse Budzynowakij, der damals in Czernowiz (Bukowina) die populäre Halbmonatsschrift „Pracia“ („Die Arbeit“) herausgab, brachte fast in jeder Nummer der „Pracia“ Artikel über Streik und Boykott und gab auch eine mit Blut und Gallen geschriebene populäre Broschüre „Bauernstreik“ heraus, die, nur zufälligerweise vom Czernowitzer Staatsanwalt nicht konfisziert,⁴⁾ außerordentlich rasch vergriffen wurde.

Seit dem Jahre 1897 begann die Streikagitation in Ostgalizien immer heftiger zu werden. Zwar hat die radikale Partei in Folge des obenerwähnten doppelten Zwiespaltes in ihren Reihen viel von ihrem

⁴⁾ Dieselbe Broschüre, herausgegeben vom Verfasser während der Streikbewegung 1902, wurde vom Lemberger Staatsanwalt mit Beschlag belegt.

Einflüsse auf die Bauern und an ihrer Bedeutung verloren, die Streikagitation wurde aber jetzt nicht nur von ihr, sondern auch von der ruthenischen Sozialdemokratie und von der nationaldemokratischen Partei geführt.

Die letztere, die sich unterdessen zur bedeutungsvollsten ruthenischen Partei zu entwickeln mußte, begann besonders 1902 für den Streik zu agitieren, da in ihren Reihen die ehemaligen Radikalen die Oberhand gewonnen, und der oben erwähnte Bubzynomazkyj die Redaktion des populären Parteiwochenblattes „Swoboda“ („Die Freiheit“) übernommen hatte.

Es fanden auch manche Streikproben statt, von denen der Landarbeiterstreik im Borschtshower Bezirk der bedeutendste war, der mit dem Siege der Streikenden und — wie es nicht nur in Oesterreich, sondern auch in mehr zivilisierten Staaten Westeuropas zu sein pflegt — mit der Verurteilung der hervorragendsten unter ihnen endete.

Der Boden für die größere Bauernstreikbewegung war also vorbereitet, und es ist kein Wunder, daß der Streik angesichts der politischen und ökonomischen Zustände, unter denen der ruthenische Bauer schmachtet, mit solcher Heftigkeit ausbrach. Es wehrte sich der ruthenische Kleinbauer und Landarbeiter in einer Person gegen die Hungerlöhne, die sogar nach der Angabe Dr. Koerbers 40 Heller bis eine Krone, tatsächlich aber nur 30 bis höchstens 70 Heller (zu einer Krone kommt es nur in günstigsten Ausnahmefällen!) ohne Essen pro Arbeitstag vom Sonnenaufgang bis in die finstere Nacht hinein betragen; er wehrte sich gegen das aufs höchste grobe, das Menschengefühl beleidigende Benehmen, das sich nicht nur polnische Großgrundbesitzer, sondern auch ihre Frauen und Kinder und sogar ihre Privatbeamten dem Bauern gegenüber erlauben; gegen herzlose Ausbeutung, welcher der Bauer beim Kaufen des Holzes und beim Verpachten der Weideplätze seitens der Großgrundbesitzer unterliegt; gegen die politische Gewalt und Willkür der polnischen Schlachta, die den Bauern nicht nur aller ihm durch österreichische Grundgesetze gewährten Rechte, sondern sogar aller Menschenrechte beraubt hatte.

An dieser Stelle will ich zwei Streikfragen beleuchten. Es wurde nämlich seitens der ruthenischen und polnischen Sozialdemokratie behauptet, der Streik sei ausschließlich teils als elementare, teils als nur durch ihre Agitationsarbeit hervorgerufene Erscheinung zu betrachten, während die ruthenische nationaldemokratische Partei die ganze Streikbewegung nur ihrer aufklärerischen und agitatorischen Arbeit zuschrieb; es wurde ferner von der ruthenischen und polnischen Sozialdemokratie die Anschauung vertreten, der Streik sei einzig und allein aus rein-ökonomischen Gründen ausgebrochen, während von der ruthenischen nationaldemokratischen Partei vor allem der national-politische Charakter der Streikbewegung betont wurde.

Was also den Anteil der Parteien an der Streikbewegung anbetrifft, so ist aus der obigen Darstellung klar zu ersehen, was eine jede (radikale, sozialdemokratische und nationaldemokratische) von den

drei an der Streikagitation sich beteiligenden Parteien für die Sache beigetragen hat; hier betone ich noch einmal, daß der Streik keineswegs unter dem ausschließlichen Einfluß irgendwelcher der erwähnten ruthenischen Parteien ausgebrochen und unter der ausschließlichen Leitung derselben geführt wurde, da keine von ihnen bisher den ausschließlichen Einfluß auf die ruthenische Bauernbevölkerung zu gewinnen vermochte — er wurde aber von sämtlichen Bauern, die auf den Feldern der Großgrundbesitzer Arbeit zu suchen gezwungen sind, mit materieller Hilfe der reicheren Bauern geführt und von den Parteileitungen und der Parteipresse der sozialdemokratischen, der radikalen und der der nationaldemokratischen Partei unterstützt, am meisten von der letzteren, da sie auch am meisten bemittelt ist.

Was den speziellen Anteil der ruthenischen Sozialdemokratie anbetrifft, so hat Witk — dessen von der ruthenischen Jugend⁵⁾ in 20.000 Exemplaren in Czernowitz herausgegebene Broschüre „Wie soll man sich während des Streiks benehmen?“ in Ostgalizien massenhaft verbreitet wurde — eine Rundreise durch das Streikgebiet gemacht, während Ostaptschuk und Schmigelstchj, beide Bauern, eine lebhafteste Tätigkeit in Eharascher Bezirk entwickelten. In ähnlicher Weise war Dr. Anselm Mosler, Mitglied der polnischen sozialdemokratischen Partei, im Butschatscher Bezirk tätig.

Es war also eine massenhafte Volksbewegung, die sich weit über die Grenzen irgendeiner Parteiorganisation verbreitete.

Ähnlich steht es auch mit den Ursachen, dem Charakter und den Zielen der Bewegung. Der ruthenische Bauer versteht sich überhaupt nicht auf solche Schattierungen, die ihm von der Sozialdemokratie einerseits und von der ruthenischen nationaldemokratischen Partei andererseits zugemutet werden. Es wurde einfach gegen Unterdrückung gekämpft, in welcher Weise immer sie zum Vorschein kam. In erster Linie handelte es sich natürlich um Wegschaffung der ökonomischen Ausbeutung (es war ja ein Streikkampf ausgebrochen, um die Erhöhung der Hungerlöhne zu erkämpfen!); da aber die ökonomischen Ausbeuter zugleich politische Unterdrücker sind, war der Kampf um so erbitterter; und weil alle Großgrundbesitzer der polnischen, die Streikenden aber mit wenigen Ausnahmen der ruthenischen Nation angehörten, weil ferner die ruthenische Nation in Ostgalizien gerade durch die politische Uebermacht der polnischen Großgrundbesitzer unterdrückt wird, erscheint die Bewegung auch national gefärbt; es deckt sich übrigens die Nationalität und die soziale Lage in Ostgalizien mit einander, weil

⁵⁾ Ruthenische Studenten haben nicht nur an der Streikagitation einen regen Anteil genommen, was manche von ihnen mit langer Untersuchungsfrist und sogar mit Verurteilung gebüßt haben — sondern auch in ihrer Ende Juli 1902 in Lemberg stattgehabten Versammlung den Beschluß gefaßt, daß der Rest der für ihre Unterstützung während des einjährigen, durch ihren Abzug von der Lemberger Universität, verursachten Aufenthaltens an den Universitäten in Krakau, Prag und Wien bestimmten Geldsumme, ungefähr K 20.000, zur Unterstützung der Streikbewegung verwendet werden solle. Es wurde leider diesem volksfreundlichen Beschluß der Studenten von den älteren Ruthenen, in deren Verwaltung sich die Geldsumme befand, keine Folge geleistet. . . .

hier die ruthenische Nation hauptsächlich vom Kleinbauern, die polnische aber vom Großgrundbesitzer repräsentiert wird.

Was den Umfang der Bewegung anbetrifft, so war sie mächtig, und ihre Bedeutung ist umso größer, weil es ein Bauernstreik war, also das sozialistische Kampfmittel von der Bauernbevölkerung gebraucht wurde. Es sind ungefähr 450 Gemeinden in 24 Bezirken Ostgaliziens im Streik gestanden und die Zahl der Teilnehmer wuchs über 100.000, wovon sehr viele verhaftet und lange im Untersuchungsgefängnis gehalten wurden. Die Zahl der Verhafteten läßt sich nicht feststellen — nach der Angabe ruthenischer Blätter soll sie ungefähr 4000 betragen — es läßt sich aber teils aus der Rede des Reichsratsabgeordneten Romanczuk, teils aus den in Tagblättern erschienenen Korrespondenzen ersehen, daß bis Ende Jänner d. J. 1909 Bauern vor Gericht gestellt wurden. Davon wurden 328 zusammen zu 877 Monaten schweren Gefängnisses und 458 zusammen zu 247 Monaten gewöhnlichen Arrests verurteilt, 304 aber freigesprochen. Wie lange die vor Gericht Gestellten in Untersuchungshaft gehalten wurden, läßt sich nicht genau bestimmen; aus der Rede des Reichsratsabgeordneten Romanczuk ist nur ersichtlich, daß die 521, welche bis zur Zeit seiner Rede vor Gericht gestellt wurden, und von denen 398 zu 381 Monaten schweren Gefängnisses oder gewöhnlichen Arrests verurteilt und 123 freigesprochen wurden, zusammen 660 Monate in Untersuchungshaft gehalten wurden, d. i. zweimal solange Zeit, wie ihre gesamte Strafe beträgt. In solchem Verhältnis steht die Untersuchungshaft zur Verurteilung überhaupt. Im großen ganzen wurden wegen des Streiks 786 Bauern zu 93 Jahren und 8 Monaten Arrest verurteilt, Untersuchungshaft nicht eingerechnet! Ein besseres Zeugnis der „Volksfreundlichkeit“ der österreichischen Justiz kann kaum angeführt werden! . . .

Jetzt will ich mich noch ein wenig mit den vom Ministerpräsidenten Dr. Koerber in seiner Apologie der polnischen Schlacht und deren Wirtschaft angegebenen Zahlen beschäftigen. Wenn man ihm glauben darf, so sollte der Streik in 386 Gemeinden der 18 Bezirke stattgefunden haben, aber nach meinen eigenen, auf Grund der in Tagblättern erschienenen Korrespondenzen gemachten Notizen verbreitete sich die Streikbewegung auf folgende 24 Bezirke: Bereschany, Bibrka, Bohorodischany, Borschischiw, Brody, Butschatsch, Czortkiv, Horodenka, Horodol, Husiatyn, Kaminka-strumilowa, Kolomea, Lemberg, Peremyschlany, Pidhajci, Rohatyn, Rudky, Salischtschky, Sbarasch, Skalat, Solotischiw, Terebowla, Ternopil, Tomatsch. Ich muß also eher mir, als der polnischen Schlacht, von der Dr. Koerber die Informationen bekommen hat, glauben, insbesondere, da meine Statistik mit derjenigen der ruthenischen Blätter und der oppositionellen Reichsratsabgeordneten übereinstimmt. Ferner gibt Dr. Koerber an, daß es 440 Verhaftete gab, wovon 27 noch Ende Oktober 1902 in Untersuchungshaft schmachteten; seine Zahl aber, obwohl sogar er vorgibt, sie sei zu hoch, ist noch zu niedrig, weil sie um 81 hinter der vom Reichsratsabgeordneten Romanczuk angegebenen Zahl der bereits damals vor Gericht

Gestellten zurücksteht, und dem oppositionellen Abgeordneten wird hoffentlich mehr Glauben geschenkt, als einem unter dem Einflusse der korrupten Schlachzigenkligue stehenden Minister . . .

Und die Regierung — die „liebe“ galizische Regierung mit dem polnischen Großgrundbesitzer Grafen Pininski auf dem Statthalterposten und dem „europäischen“ Dr. Koerber an der Spitze, unter dessen Protektorat die streikenden Arbeiter in Triest und Lemberg niedergeschossen wurden — die benahm sich während der Streikperiode so, wie sie sich immer in solchen Fällen zu benehmen pflegt. . . . Den besten Beweis für die „Gefäßlichkeit“ ihrer Haltung liefern die oben angegebenen Zahlen der Verhafteten und Verurteilten, der Zeitraum von 660 Monaten, den 521 Verhaftete im Untersuchungsgefängnis gehalten wurden, und die unzähligen Mißbräuche und Gewalttaten der Gendarmerie und des Militärs, die fast in keiner streikenden Gemeinde fehlten.

Es wurde darüber so viel in der Tagespresse geschrieben und im Wiener Reichsrat gesprochen, daß ich nur eine allgemeine Charakteristik dieser „Helbentaten“ der k. k. österreichischen „Ordnungsbeschützer“ angeben werde.

Es wurden also die Streikenden zur Arbeit für den alten Lohn gezwungen; es wurden die Streikagitatoren und Streikteilnehmer ohne Grund verhaftet; es wurden die Streikkomiteemitglieder nur deshalb verurteilt, weil sie Streikkomiteemitglieder waren; es wurden in den Bauernhöfen hunderte von Soldaten einquartiert, die den Bauern Nahrung und Heu nahmen und die Saaten mit den Pferden vernichteten; es wurden seitens der Bezirkskommisäre die Großgrundbesitzer beeinflußt, nicht auf die Forderungen der Streikenden einzugehen, und Offiziere, stillschweigend zuzusehen, wie Bauernfrauen und Bauerntöchter von Soldaten geschändet werden; über den Schutz der Streikbrecher will ich nicht sprechen, denn es versteht sich schon von selbst, daß dies die Hauptaufgabe der Behörden ist . . .

Von dem, was die Soldaten alles getan haben, darf ich hier nicht sprechen, denn sonst würde mein Artikel konfisziert. Wer darüber näheres erfahren will, der lese die stenographischen Protokolle des österreichischen Abgeordnetenhauses gelegentlich der vorjährigen Dringlichkeitsanträge in betreff des galizischen Landarbeiterstreiks.

Nun kommt die Reihe an die polnische Presse, welche — sozialistische Blätter ausgenommen, die selbstverständlich die Sache der Streikenden als die ihrige ansahen — der polnischen Schlachta ganz gut bewiesen hat, daß sie sich auf Jagdhunddienste recht gut versteht und gegen jede freiheitliche Volksbewegung mit bestem Erfolg gebraucht werden kann. Für die konservative Presse war es genug, daß der Bauer gegen den Großgrundbesitzer zu streiken wagte und für die demokratische Presse aller Schattierungen, die für Herstellung des polnischen Staates in den alten historischen Grenzen schwärmt und zu diesem Zwecke Ostgalizien polonisieren will, lag eine wichtige Ursache, gegen die Streikenden aufzutreten, schon in dem Umstande, daß, falls

die Streikenden den Sieg davontrügen, die Träger der polnischen Idee durch die ruthenische Bevölkerung besiegt würden.

Die polnische Geistlichkeit kam auch den Schlachzizen zu Hilfe, und einige Priester predigten sogar solche Dummheiten, wie, daß der Lohn von 25 Kreuzer pro Arbeitstag von Jesus Christus festgestellt worden, und daß es folglich eine große Sünde sei, sich dagegen zu empören. Was für eine Fülle und Tiefe der „Nächstenliebe“ während solcher Predigten auf die Köpfe der „Brüder“ Ruthenen aus dem Munde der polnischen Priester herausquoll, kann man sich vorstellen.

Nicht im Schatten blieb auch das k. k. Korrespondenzbureau, dessen Berichterstattungen nicht weniger tendenziös waren als diejenigen der polnischen Presse; ob die unwahre, im englischen „Spectator“ erschienene Nachricht, in Ostgalizien seien von den streikenden ruthenischen Bauern ungefähr 2000 polnische Schlachzizen gemordet worden, auch von k. k. Korrespondenzbureau oder von irgendwelchem Schlachzizenfreunde fabriziert wurde, kann nicht festgestellt werden. . . .

In der polnischen konservativen Presse verlangte man sogar die Einführung des Ausnahmezustandes im Streikgebiete, und der Statthalter Galiziens veröffentlichte eine offizielle Warnung, in welcher er das Streikgebiet mit der Verhängung desselben bedrohte, falls sich die „Unruhen“, die eigentlich nur in der Phantasie der polnischen Schlachta und ihrer Presse stattfanden, wiederholen würden.

Offiziell wurde zwar der Ausnahmezustand nicht eingeführt, da keine Ursache dazu gefunden werden konnte, und da der Streik bald nach der Veröffentlichung der Warnung des Statthalters sein Ende fand — aber tatsächlich haben wir in den meisten Bezirken einen Ausnahmezustand gehabt, wie es bei uns gewöhnlich während jeder Wahlperiode und dergleichen zu sein pflegt. . . .

Am Ende kam die Sache vor den Reichsrat. Es wurden von ruthenischen oppositionellen Abgeordneten, vom Sozialdemokraten Daszynski und vom Abgeordneten Breiter drei Dringlichkeitsanträge eingereicht, deren wörtlicher Inhalt aus der Tagespresse bekannt ist, und in denen vor allem verlangt wurde, daß die ganze Angelegenheit durch eine spezielle Untersuchungskommission geprüft werde — so z. B. verlangte der Dringlichkeitsantrag Daszynskis, daß diese Kommission aus 25 durch das Abgeordnetenhaus gewählten Mitgliedern des Abgeordnetenhauses bestehen solle. Wir haben nun eine viertägige galizische Streikdebatte gehabt, in welcher von oppositionellen Abgeordneten die ganze „polnische Wirtschaft“ in Galizien nicht zum ersten- und vielleicht auch nicht zum letztenmal richtig beleuchtet und an den Pranger gestellt wurde, in welcher die Mitglieder des Polenklubs alle ihnen vorgeworfenen und bewiesenen Schandthaten, wie gewöhnlich, mit größter Unverschämtheit leugneten, in welcher zuletzt Dr. Koerber in seiner als wie von einem Mitglied des Polenklubs gesprochenen Apologie der polnischen Schlachta ganz offen erklärte, daß die Regierung keine Absicht habe, irgendwas in den galizischen Zuständen zu ändern. Kurz und gut, wir haben fast nichts neues gehört — die Denunzia-

tionen und Verleumdungen ausgenommen, die der „polnische Gelehrte“ Prof. Glombinski auf das ruthenische Volk geschleudert hat — und das Resultat der Debatte war auch wie gewöhnlich. Ut aliquid fecisse videatur, wurde die Dringlichkeit des ersten Punktes des Antrages von Romanczuk angenommen, alles übrige aber verworfen. Der angenommene Punkt enthält die Forderung, daß die Regierung eine Untersuchung in der Streikangelegenheit durchführe und deren Resultat zur Kenntnis des Abgeordnetenhauses bringe. Es werden also abermals von den Starosten die Berichterstattungen via galizische Statthalterei ins Ministerium geschickt werden, auf Grund deren Dr. Koerber abermals seine Apologie der polnischen Schlachta im Abgeordnetenhaus vorbringen wird. Sonst bleibt alles beim alten. . . .

Nun fassen wir das Gesamtergebnis der Streikbewegung zusammen.

Der Streik, der anderthalb Monate dauerte, endete in 75% Fällen mit entschiedenem Siege, in 5% Fällen mit entschiedener Niederlage der Streikenden, und in 20% Fällen endete er eigentlich gar nicht, indem größtenteils die Ortsarbeiter Arbeit und die Ortsgrundbesitzer Arbeiter in den benachbarten Dörfern fanden. Was die Lohn-erhöhung anbetrifft, so haben die Arbeiter im Vergleich mit dem alten Lohn 60—100% und in Ausnahmefällen sogar 120% gewonnen. Außerdem hat der Streik eine Erhöhung der Löhne in manchen Bezirken herbeigeführt, in denen man sich erst zum Streik vorbereitete.

Nicht gering ist auch der geistige Erfolg. Im Feuer des Streik-kampfes haben die Bauern gelernt, solidarisch aufzutreten, ihr Klassenbewußtsein wuchs bedeutend, und die Streikkomitees wurden zu Keimen, aus denen sich mit der Zeit mächtige Landarbeiterorganisationen entwickeln werden. Sogar die Opfer, die den Streikenden zugemutet wurden, werden der Sache nicht schaden, sondern vielmehr werden sie dazu beitragen, daß der Bauer den Gegensatz zwischen seinen Klasseninteressen und denjenigen der Großgrundbesitzer und der Regierung, und die Feindseligkeit der Regierung gegen Volksmassen und ihre Interessen leichter kennen lernt.

Von großer Wichtigkeit für die „Tiroler des Ostens“, wie die Ruthenen genannt werden, ist auch der Umstand, daß sie ganz deutlich von dem Vertreter der österreichischen Zentralregierung vernommen haben, daß sie der polnischen Schlachta für ihre für jede Regierung zu habende Politik zur Beute preisgegeben sind, daß sie zu Tode verurteilt und als morituri nichts zu erhoffen haben. Bisher haben die Ruthenen größtenteils nur der Landesregierung ihre erbärmliche Lage zum Vorwurf gemacht und waren überzeugt von den guten Absichten der Zentralregierung, welche nur dank der Macht der polnischen Schlachta sich nicht durchsetzen könne — jetzt werden sie vielleicht erkennen, daß sie nur ihren eigenen Kräften zu vertrauen haben, was sie auf den richtigen Weg führen wird.

Aufgerafft hat sich das geknechtete ruthenische Volk und in dem Kampfe mit seinen Unterdrückern hat es bereits den ersten Sieg davongetragen und seine Kraft kennen gelernt. Jetzt ist es ihm schon

Klar, daß es sein Recht zum Leben nur im Kampfe gegen seine Beherrscher erobern kann. Es war zwar eine mühsame, langjährige Arbeit notwendig, eine Arbeit voll Entbehrungen und Verfolgungen, eine Arbeit, die manche Opfer gekostet hat, um es so weit zu bringen, jetzt aber wird es schon den Weg, den es einmal so erfolgreich betreten, weiter schreiten, bis der letzte Sieg im Kampfe gegen Unterdrücker und Ausbeuter der Volksarbeit vom Volke davongetragen wird. . . .

Noch eine Bemerkung: Es kann der Vorwurf gemacht werden, daß der Streik der ruthenischen Bauern kein Beweis des Selbst- und Klassenbewußtseins sei, weil er auch von der nichtsozialistischen, nationaldemokratischen Partei beeinflusst und unterstützt wurde. Darauf werden wir antworten, daß, je mehr die nichtsozialistischen Volksparteien in den Klassenkampf eintreten, desto besser es für diejenigen ist, die dem Sozialismus den Sieg bereiten wollen, denn im Klassenkampfe müssen diese Parteien entweder sozialistisch werden, oder Verrat an den Interessen des arbeitenden Volkes begehen. In jedem Falle wird der Sozialismus der Erbe.

Literarische Anzeigen.

32. Allgemeine Aesthetik. Von Dr. phil. Jonas Cohn, Privatdozent an der Universität Freiburg i. B. Leipzig. W. Engelmann. 1901. X, 293 S. Mk. 6.

Der Verfasser hat sich durch ein 1896 in demselben Verlage erschienenes Buch „Geschichte des Unendlichkeitsproblems im abendländischen Denken bis Kant“ (IX. 261 S., Mk. 5) schon vorteilhaft bekannt gemacht. Dieser sorgfältigen und klaren Arbeit schließt sich würdig die vorliegende an. Der Verfasser sagt in dem Vorwort des Buches: „Es ist die Absicht dieses Buches, das System der Aesthetik als kritische Wertwissenschaft in seinen allgemeinen Umrissen zu entwerfen. Damit stellt sich der vorliegende Versuch von vornherein auf den Boden, den Kant der ästhetischen Wissenschaft bereitet hat. Kant vermochte dem ästhetischen Gebiete endgiltig seine Selbständigkeit zu geben und seine Grenzen abzustechen, aber die wahre Bestimmung seines Inhaltes und seiner Bedeutung blieb er trotz einiger unschätzbaren Anregungen schuldig. Hier hat dann die große Bemühung der späteren deutschen Aesthetik von Schiller bis Hegel und F. Th. Vischer eingesetzt; aber freilich ging dabei die kritische Besonnenheit mehr und mehr verloren, und als nach dem Zusammenbruche des Hegel'schen Systems größere Vorsicht eintrat, da begann leider zugleich eine merkwürdige Anarchie des Denkens. Vischer selbst konnte, als er mit bewundernswerter, männlicher Entschlossenheit das System, das er mit so vieler Mühe gebaut hatte, umstieß, nicht mehr zu methodischer Klarheit kommen. Sehr vieles ist seither im einzelnen geleistet worden, der innere Zusammenhang der Wissenschaft aber droht verloren zu gehen. Unter diesen Umständen ist es wohl an der Zeit, sich an die Aufgabe zu erinnern, welche Dr. Hagen vor bald 45 Jahren der Philosophie unserer Zeit stellte: „Es handelt

sich darum, die dogmatische Metaphysik des letzten Systems im Transzendentale umzuschreiben' (Hegel und seine Zeit. Berlin 1857, S. 468). Dieses Programm hat sich weniger schnell erfüllen lassen, als Hagen damals vermutete. Es kostete die ernste Arbeit einer Generation von Forschern, nur einmal den kritischen Kern aus Kants Lebenswerk rein herauszuarbeiten. Erst jetzt kann man darangehen, die notwendige inhaltliche Ergänzung des Kritizismus vorzunehmen, ohne daß man fürchten muß, die strenge Festigkeit der kritischen Grundlage zu verlieren. Diese Bemerkungen zeigen, daß die vorliegende Arbeit als systematisch-philosophische angesehen sein will. Das lebendige Interesse aber und die Freude an meinem Gegenstande gibt mir die Hoffnung, daß ich möglicherweise auch solchen etwas nützen kann, die von der Kunst, nicht von der Philosophie her an die Aesthetik herantreten, den Kunstkritikern und Kunsthistorikern — vielleicht sogar einem Künstler, der aus der Verwirrung des landläufigen Kunstgeredes zu theoretischer Klarheit heraustringt. Gerade im Gedanken an solche Leser habe ich mich bemüht, meine Darstellung so einfach und verständlich zu halten, wie es mit wissenschaftlicher Strenge irgend verträglich schien. Freilich manche Auseinandersetzungen mit fremden Ansichten wird der philosophisch nicht vorbereitete Leser überschlagen müssen, wie denn auch die Anmerkungen zum größten Teile nicht für ihn geschrieben sind. Bei einem systematisch-philosophischen Buche macht die Behandlung der Literatur stets besondere Schwierigkeiten. Alle Vorgänger gründlich zu behandeln, ist schon deshalb unmöglich, weil die Kritik dann das Buch zu einer unförmigen Masse aufblähen würde. Eine kurze Erwähnung aber tut philosophischen Gedanken oft Unrecht, da sie nur aus ihrem Zusammenhange heraus recht gewürdigt werden können. Zudem ist bei einer so unübersehbaren Literatur, wie sie auf ästhetischem Gebiete vorliegt, eine auch nur annähernde Vollständigkeit nicht erreichbar. Einige Autoren haben diese Schwierigkeit dadurch überwunden, daß sie überhaupt nicht zitieren. Diese, in manchen Fällen gewiß berechtigte Uebung konnte ich mich doch nicht entschließen, anzunehmen. Denn Auseinandersetzung mit anderen Meinungen schien mir ein zu bedeutendes Mittel der Verständigung, Erwähnung wichtiger Vorgänger eine Pflicht literarischer Dankbarkeit zu sein. Der mit dem Gebiete weniger bekannte Leser endlich ist auch für fragmentarische Literaturnachweise dankbar. Meine literarischen Anmerkungen geben daher wenigstens eine subjektive Auswahl aus der Literatur: die Arbeiten, aus denen ich Wichtiges gelernt habe, diejenigen, mit denen mich kritisch auseinanderzusetzen, wünschenswert schien, endlich manches, worauf aufmerksam gemacht zu werden vielleicht manchem Leser angenehm sein könnte. Auf Vollständigkeit und Objektivität verzichtete ich von vorneherein, ich weiß, daß jeder, der auf ästhetischem Gebiete gearbeitet hat, sich über Fehlendes und über Erwähntes wundern wird. Auf die vorkantische Literatur bin ich nur selten zurückgegangen." Das Buch behandelt seinen Gegenstand in drei Teilen: I. Die Abgrenzung des ästhetischen Wertgebietes. II. Der Inhalt des ästhetischen Wertgebietes. III. Die Bedeutung des ästhetischen Wertgebietes.

33. Geschichte der Philosophie von Dr. Karl Vorländer. Leipzig. Dürr 1903, I. Band. Philosophie des Altertums und des Mittelalters. X, 292 S. Mk. 2.50. II. Band. Philosophie der Neuzeit. VII, 539 S. Mk. 3.60. (Philosophie-Bibliothek. Band 105 und 106.)

Der Verfasser spricht sich über Zweck des Inhalt seines Werkes im Vorworte des 1. Bandes folgendermaßen aus: „Es mangelt heute keineswegs an philosophiehistorischen Werken, wer daher mit einer neuen Geschichte der Philosophie auf den Plan tritt, muß einen besonderen Grund dafür haben. Das vorliegende Buch glaubt nun in der Tat einem vorhandenen Bedürfnis entgegenzukommen; es will die Lücke ausfüllen, die gegenwärtig zwischen den großen Werken von Ueberweg-Heinze, J. E. Erdmann, Eduard Zeller, Runo Fischer auf der einen, den kleineren Kompendien und Abrissen von Schwegler, Kirchner und tutti quanti auf der anderen Seite klafft. Gerade der vielgebrauchte Schwegler, der seinerzeit eine respektable Leistung darstellte und seine praktische Brauchbarkeit durch die zahlreichen, ihm zu Teil gewordenen Auflagen bewiesen hat, ist heute, 45 Jahre nach dem Tode seines Verfassers, gänzlich veraltet: woran auch die verhältnismäßig geringfügigen Ergänzungen Sterns wenig geändert haben. Er, der von den Fachmännern nur mit einem gewissen verächtlichen Lächeln genannt zu werden pflegt, sollte allmählig aus dem Bücherfach unserer Studenten und sonstigen Liebhaber der Philosophie verschwinden. Ein Werk von mittlerem Umfang wie das unsere, welches die ganze Geschichte der Philosophie zusammenfassend darstellte, existiert unseres Wissens bisher noch nicht. Denn die verdienstlichen Grundrisse von E. Zeller und R. Falkenberg schildern nur einzelne Teile der philosophischen Gesamtentwicklung, die vortreffliche Geschichte der Philosophie von Windelband aber ist kein Lehrbuch im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eine Geschichte der philosophischen Probleme und Begriffe. Als ich vor nahezu 5 Jahren dieses Buch begann, war freilich ein beträchtlich kleinerer Umfang beabsichtigt, aus den damals geplanten 400 Seiten ist ungefähr das Doppelte geworden. Aber je mehr ich in der Arbeit vordrang, desto weniger genügte mir eine bloß summarische Behandlung des Stoffes. Die griechische Philosophie, die bereits sämtliche philosophischen Grundbegriffe und Probleme, nur in vereinfachter Gestalt, behandelt und daher für den Anfänger stets die beste Einleitung in die Philosophie bilden wird, durfte nicht knapper als geschehen behandelt werden. Aber auch die Philosophie des Mittelalters, die ich anfangs, wie es ja auch die meisten nichtkatholischen Universitätslehrer in ihren Vorlesungen tun, ganz zu übergehen vorhatte, enthält so viele interessante philosophische Gedanken, daß ich auch ihr einen kürzeren Abschnitt meines Buches (80 Seiten) gewidmet habe. Weshalb ich endlich auch die Philosophie der Gegenwart (1840 bis 1900) einer eingehenderen Darstellung unterziehen zu müssen glaubte, ist Band II, Seite 403, des näheren auseinandergelegt. Da ich mir als Leser vor allem Studierende und solche Gebildete denke, die sich einem ernsteren Studium der Philosophie widmen wollen, war ich bestrebt, eine wenn auch nicht leichte, so doch klare, jedem Gebildeten ver-

ständliche Sprache zu gebrauchen. Sie und da mag sie freilich, da ich das Buch nicht noch stärker — über zwei Bände hinaus — anschwellen lassen wollte, etwas zu knapp und gedrängt erscheinen. Daß ich meinen zahlreichen Vorgängern auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung der Philosophie, wie auch allen der Einzelforschungen und Einzeldarstellungen, die ich am Eingang der betreffenden Paragraphe zitiert habe, vieles verdanke, brauche ich kaum erst zu versichern. Dennoch trägt mein Buch, denke ich, seine eigene Färbung. Zwar habe ich — schon um des didaktischen Zweckes willen, den es in erster Linie verfolgt — möglichste Objektivität erstrebt und diese hinsichtlich der Darstellung der Tatsachen hoffentlich auch annähernd erreicht. Es war mir darum zu tun, ein Buch zu liefern, das durchaus wissenschaftlichen Charakter trüge. Allein eine vollkommene Voraussetzungslosigkeit ist von dem Historiker, und erst recht von dem der Philosophie, nicht zu erreichen, auch nicht einmal zu wünschen; denn sie würde zu schwächerer Farblosigkeit, gänzliche Enthaltung vom eigenen (wenn auch nur immanenten) Urteil zur Urteilslosigkeit führen. Daß überall die neuesten gelehrten Forschungen nach Möglichkeit berücksichtigt sind, werden die Fachleute, so hoffe ich, anerkennen. Mit den Literaturangaben meine ich das richtige Maß innegehalten zu haben. Die chronologische Tabelle der Hauptwerke der neueren Philosophie am Schlusse des zweiten Bandes wird hoffentlich den Beifall der Leser finden; ebenso die Spaltung des Registers in ein Verzeichnis 1. der Philosophie, 2. der Literatoren. Zu den letzteren sind alle, zu den ersteren mit Absicht nur die wichtigsten Belegstellen angeführt.“ Diese neueste Geschichte der Philosophie, die einen ebenso gewissenhaften wie klaren Kopf zum Verfasser hat, verdient die wärmste Empfehlung. Besonders erwähnt sei noch, daß im 2. Bande ein besonderes Kapitel (XXVII. Sozialismus und Individualismus) sich mit den sozialistischen Theorien, soweit sie einen philosophischen Grundgedanken haben, beschäftigt. Der Verfasser hat sich ja auf diesem Gebiete schon betätigt. Es sei bloß auf seine Schrift: „Kant und der Sozialismus“ (Reuther und Reinhard, Berlin) hingewiesen, die von allen Sozialisten und allen, die sich für Sozialismus interessieren, gekannt werden muß.

34. Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß. Von Dr. Arthur Drews, a. o. Professor der Philosophie an der technischen Hochschule in Karlsruhe. Mit einer biographischen Einleitung und dem Bilde E. v. Hartmanns. Heidelberg. C. Winter. 1902. XXIII., 851 S., Mk. 16, geb. Mk. 18.

So wenig es heute mehr möglich ist, polyhistorisches Wissen in einer Person vereinigt zu finden, ebenso notwendig ist es für jeden, der sich ernsthaft wissenschaftlich betätigt, einen Einblick in verschiedene ihm scheinbar fernliegende Wissenszweige und einen Ueberblick über den Stand wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt zu gewinnen. Insbesondere tritt die Bedeutung der Philosophie wieder mächtig in den Vordergrund und es kann niemand für einen ernsten wissenschaftlichen Forscher gelten, der nicht über ein gewisses Maß philosophischer Durchbildung und philosophischen Wissens verfügt. Nicht immer wird es

aber möglich sein, bis an die Quellen vorzudringen und dankbar werden. Viele solche kompendiöse Darstellungen begrüßen, die es ihnen ermöglichen, ohne einen für sie von vornherein ausgeschlossenen Zeitaufwand große philosophische Systeme kennen zu lernen. Zu diesen großen Systemen, die der allseitig Gebildete unserer Zeit kennen muß, gehört Eduard von Hartmanns Philosophie. Es ist aber keine kleine Aufgabe, alle philosophischen Werke E. v. Hartmanns durcharbeiten. „Ist doch“, wie Drews im Vorworte sagt, „das Hartmann'sche System seit dem Erscheinen der „Philosophie des Unbewußten“ im Jahre 1868 inzwischen zu einem so umfangreichen und weitsichtigen Gebäude angewachsen, daß es schwer ist, sich heute noch ohne Führer in ihm zurechtzufinden. Zu einem gründlichen Studium auch nur der Hauptwerke Hartmanns gehört mehr Mühe, als sie unsere schnelllebige Zeit für philosophische Werke gewöhnlich besitzt. Das einzige Werk aber, welches dem Ziele einer ausführlicheren Darstellung der gesamten Hartmann'schen Philosophie bisher näher zu kommen suchte, „Das philosophische System Eduard v. Hartmanns“ von Dr. Raphael Körber (1884), darf bei der rastlosen Schaffensfähigkeit des Philosophen, der sein System inzwischen so viel weiter ausgebaut hat, gegenwärtig wohl als veraltet gelten. Die Darstellungen Hartmanns in den Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie leiden teils an zahlreichen Mißverständnissen und Entstellungen, teils sind sie wegen der gebotenen zu großen Knappheit ungenügend und vermögen jedenfalls nicht, eine genauere Kenntnis des Hartmann'schen Systems zu vermitteln. Das gilt auch von Max Schneidewins „Ninem Brief an Eduard v. Hartmann“ (1892), einer Schrift, die zur ersten allgemeinen Orientierung in der Hartmann'schen Gedankenwelt zwar vortreffliche Dienste leistet, als eine wissenschaftliche Entwicklung der Hauptgedanken von Hartmanns System jedoch naturgemäß nicht angesehen werden kann. „Eine jede Philosophie“, hat Hegel gesagt, „ist ihre Zeit in Gedanken erfaßt.“ Wenige Denker aber haben so tief wie Hartmann der eigenen Zeit ins Herz geblickt. Alles Bedeutsamste, was die Welt im letzten Menschenalter bewegt hat, alle Strömungen und Gedankenrichtungen, die in ihm auf den verschiedensten Gebieten zutage getreten sind, haben in seiner Philosophie einen begrifflichen Ausdruck erhalten und zu ihrer näheren Ausgestaltung mit beigetragen. In der klaren Tiefe des Hartmann'schen Geistes haben sich die Wogen der Leidenschaft gleichsam beruhigt, die während jenes Zeitraumes die Gemüter in der Wirklichkeit erregt haben. In die Höhe einer reinen objektiven Weltbetrachtung emporgehoben, treten in ihr die einander bekämpfenden Geistesrichtungen in ihrer relativen Berechtigung in die Erscheinung. Fast zur selben Zeit, wo die politische Sehnsucht der vorangegangenen Generationen ihre Erfüllung fand, hat Hartmann, ein Bismarck des Gedankens, die auseinandergehenden Richtungen der bisherigen Philosophie zur Einheit zusammengefaßt, die Bestrebungen der neueren Philosophie zum relativen Abschluß gebracht und vollendet, worauf fast alle großen Denker vor ihm bewußt oder unbewußt abgezielt haben. Insbesondere hat er die wertvollen Gedanken der deutschen Spekulation des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts

ins Pantheon seines Systems hineingebaut und ihnen damit ein neues Leben gesichert. Die häufig gehörte Aeußerung, daß es heute bei der ungeheueren Anhäufung des Wissensstoffes nicht mehr möglich sei, die Resultate der Einzelwissenschaften in einer philosophischen Weltanschauung zu umspannen, hat er durch sein Lebenswerk widerlegt. Er hat zugleich, wo es nötig war, die Wunden seiner Zeit aufgedeckt und auf die Mittel zu ihrer Heilung hingewiesen. Es ist nicht seine Schuld, daß diese Zeit ihn vielfach nicht gehört hat, der in seiner Weltanschauung das Mittel besitzt, um die tiefsten Schäden der Gegenwart und ihre Widersprüche zunächst einmal gedanklich zu überwinden, und daß selbst die berufenen Vertreter der Philosophie noch so gut wie gar kein Bemühtsein davon haben, wie ein großer Teil der Fragen, mit deren Lösung auf dem Boden der bisherigen Weltanschauung sie sich vergeblich abmühen, in der Hartmann'schen Philosophie seine Beantwortung längst erhalten hat, wie z. B. die modische Professorenstreitfrage des psychophysischen Parallelismus.“ Der Verfasser behandelt zuerst Eduard v. Hartmanns Leben und dann sein „System“ in größter Ausführlichkeit. Die Darstellungsgabe A. Drews ist schon seit seinem Werke: „Die deutsche Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes“, das 1893 bei Paul Maeter in Berlin erschienen ist, aufs vorteilhafteste bekannt. Er bewährt sie auch in dem vorliegenden verdienstvollen Buche durchaus.

35. Einleitung in die Philosophie von Hans Cornelius. Leipzig. B. G. Teubner. 1903. XIV, 357 S.

Der Verfasser beginnt sein Buch mit folgenden Sätzen: „Was Philosophie ist, mit welchem Problem sie es zu tun hat; welche vergeblichen Versuche zur Lösung dieser Probleme unternommen worden sind; ob überhaupt und auf welchem Wege eine endgiltige Lösung derselben zu gewinnen ist: — das sind die Fragen, über welche dieses Buch Auskunft geben soll. Um eine erschöpfende Antwort auf diese Fragen zu gewinnen, müssen wir die philosophischen Probleme bis zu ihrer Quelle verfolgen: wir müssen ihren Ursprung in der Entwicklung des menschlichen Denkens auffuchen. Es wird sich zeigen, daß der Keim der philosophischen Fragestellungen allgemein in der Natur des menschlichen Geistes liegt und daß die Entwicklung dieses Keimes auf eine bestimmte Form jener Fragestellungen führt. Es wird sich weiter ergeben, daß die Bemühungen zur Lösung der so gestellten Fragen zunächst notwendig zu negativen Ergebnissen führen müssen; zugleich aber werden wir erkennen, wie eben diese negativen Ergebnisse auf die Fragestellungen selbst zurückwirken und dieselben durch neue Fragestellungen ersetzen, die zu neuen Lösungsversuchen Anlaß geben. Und endlich werden wir finden, wie sich im Verlaufe dieser Entwicklung die ursprünglichen Fragestellungen zum Teil als bloße Scheinprobleme erweisen, während die neuen Fragen, die auf Grund der bezeichneten Entwicklung an deren Stelle treten, einer exakten wissenschaftlichen Beantwortung zugänglich sind. Die Beantwortung eben dieser Fragen wird den letzten Teil unserer Aufgabe bilden.“ Die Gliederung des

Inhaltes ergibt sich aus dem Inhaltsverzeichnis: Einleitende Betrachtungen: 1. Der Begriff der Philosophie. 2. Philosophische Probleme. 3. Das natürliche Weltbild. 4. Erkenntnistrieb und seine Befriedigung. 5. Dogmatismus und Empirismus. 6. Die Entwicklung der Philosophie. 7. Letzte Ziele. Erster Teil: Die metaphysische Phase der Philosophie. 8. Ding und Erscheinung. 9. Die Phasen der dogmatischen Philosophie. 10. Die praktischen Probleme der dogmatischen Philosophie. 11. Anfänge metaphysischer Systembildung. 12. Sein und Schein. Die eleatische und die heraklitische Welt. 13. Anfänge mechanischer Naturerklärung. 14. Das Weltbild der mechanischen Naturwissenschaft. 15. Der Materialismus. 16. Der sensualistische Idealismus. 17. Der naturalistische Dualismus. 18. Rückblick. Die Skepsis und das erkenntnistheoretische Problem. Zweiter Teil: Die erkenntnistheoretische Phase der Philosophie. 19. Die Aufgabe der erkenntnistheoretischen Philosophie. 20. Die Elemente der Erfahrung. 21. Die Assoziationspsychologie. 22. Die Faktoren des Zusammenhanges der Erfahrung. 23. Allgemeine Gesetze des Bewußtseinsverlaufes. 24. Die erste Kategorie. Wahrnehmungsbegriffe und Wahrnehmungsurteile. 25. Die zweite Kategorie. Erfahrungsbegriffe und Erfahrungsurteile. 26. Das Objekt als gesetzmäßiger Zusammenhang der Erscheinungen. 27. Das Ding an sich und die beiden ersten Vermittlungsprobleme. 28. Die Formen der allgemeinen Erkenntnis. Logische Axiome, Induktion und Kausalgesetz. 29. Das Ich. 30. Das empiristische Weltbild. 31. Der Wertbegriff und die praktischen Normen. — Die Philosophie tritt in ihrer Bedeutung in unseren Tagen wieder immer mehr hervor und wird für jeden Gebildeten immer wichtiger. Daher sind Bücher, die in die Philosophie einführen, sehr erwünscht. Die hier vorliegende Einleitung ist sehr zu empfehlen. Sie zeichnet sich durch umsichtige Gruppierung des Stoffes und durch klare Sprache besonders aus.

36. Die Arbeitslosenunterstützung in den deutschen Gewerkschaften von Fanny J m l e. Nach Angaben der Gewerkschaftsvorstände Berlin 1903. Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 75 Pf.

Die Erkenntnis, daß die allgemein gesellschaftlichen Zwangsverbände, Kommune, Staat, Reich, die Verpflichtung haben, für die arbeitslosen Opfer der gesellschaftlichen Erschütterungen zu sorgen, ist in dem letzten Jahrzehnt immer allgemeiner geworden, die Frage einer allgemeinen Arbeitslosenunterstützung ist aus dem Stadium platonischer Wünsche in das der ernsthaften Erörterung getreten. Je eindringlicher aber die Frage behandelt wurde, um so deutlicher treten die ungeheuren Schwierigkeiten hervor, welche jeder ernsthafte Versuch ihrer Lösung bietet. Deshalb darf kein Sozialpolitiker an dieser dringenden Aufgabe des gegenwärtigen Jahrzehnts achtlos vorbeigehen, er muß die Einrichtungen der Organisationen, welche für ihre Mitglieder Arbeitslosenunterstützung mit Erfolg eingeführt haben, in ihrem Werden und Wachsen genau studieren. Zu diesen Organisationen gehören in erster Reihe eine ständig sich mehrende Zahl deutscher Gewerkschaften. Leider ist das Material über den wichtigen Unterstützungsweig in den Rechnungs-

berichten und Generalversammlungs-Protokollen der Gewerkschaften vergraben, aus denen es nur mühsam hervorgefucht werden kann. Die Verfasserin der vorliegenden Schrift hat sich dieser umständlichen Arbeit unterzogen und in übersichtlicher Weise alles zusammengestellt, was in den deutschen Gewerkschaften auf dem erwähnten Gebiete bisher geleistet worden ist. Dadurch hat sie jedem Sozialpolitiker ein wertvolles, gar nicht zu entbehrendes Material in bequemster Weise zugänglich gemacht. Das Büchlein ist aber nicht etwa eine trockene Zusammenstellung statistischer Tabellen, sondern gibt eine anregende Schilderung von der Entwicklung dieses Unterstützungszweiges in den einzelnen Gewerkschaften, wobei die Momente, welche in jedem einzelnen Falle zur Einführung gedrängt haben, besonders hervorgehoben werden, und die Organisation für Weiterausgestaltung in lebendiger Weise dargestellt wird. Die Statistiken, welche die Gewerkschaften vor der Einführung der Arbeitslosenunterstützung aufgenommen haben, die Erörterungen, welche der Einführung vorausgingen, sind überall eingehend berücksichtigt. Dabei sind auch diejenigen Gewerkschaften nicht vergessen, in welchen die Erörterungen wegen der besonders schwierigen Verhältnisse des betreffenden Berufs, wie z. B. bei den Maurern, vorläufig noch nicht zu einem positiven Ergebnis geführt haben. Schließlich wird noch der Einfluß untersucht, welchen die Einführung der Arbeitslosenunterstützung auf die Gewerkschaften selbst ausgeübt hat, soweit er sich in Zahlen ausdrücken läßt. Es ist dies das erste Mal, daß die Fluktuation der Mitglieder in den Gewerkschaften in vergleichender Weise zahlenmäßig zu Ausdruck gebracht wird. Aus diesen kurzen, den reichen Inhalt des Buches keineswegs erschöpfenden Angaben ist schon zu ersehen, daß es für den Sozialpolitiker unentbehrlich ist. Aber auch jeder andere, der an der großen Kulturbewegung unserer Zeit nicht achtlos und stumpf vorbeigeht, sondern wenigstens in großen Zügen die Hauptmomente unserer gesamten Kulturentwicklung begreifen will, wird das mit warmem Gefühl für die deutsche Arbeitsbewegung geschriebene Buch gern und mit Nutzen lesen. Besonders zu empfehlen ist es auch den Arbeitern selbst, die sich klarer der Bedeutung bewußt werden müssen, was das Streben jedes einzelnen, das nur durch organisatorische Zusammenfassung erfolgreich gemacht werden kann, für die Vorwärtsentwicklung des gesamten Volkes bedeutet.

37. Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Von Doktor E. Mach, emer. Professor an der Universität Wien. 3. vermehrte und durchgesehene Auflage. Mit 60 Abbildungen. Leipzig. J. N. Barth. 1903. XI, 403 S. Mf. 6, geb. Mf. 6-80.

Im Vorwort sagt der Verfasser: „Die vorliegende dritte Auflage ist vermehrt um die Artikel IX, X, XVIII und XIX, von welchen die beiden letzten auch schon in die dritte englische Ausgabe aufgenommen waren. Für Leser, die nicht zur bloßen Unterhaltung in diesem Buche blättern wollen, habe ich einige Anmerkungen hinzugefügt. Diese sind zum Unterschied von dem älteren Text mit Klammern und mit der Jahreszahl versehen. Von den Ideen der Erkenntnistheorie, welche der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Naturforscher

sehr fern lagen, als ich sie vor Jahren in diesen Vorträgen darlegte, gehört vielleicht nicht eine einzige mir allein an. Früher und später sind ähnliche Gedanken von anderen unabhängigen Forschern mehr oder weniger deutlich ausgesprochen worden. Die Spuren und Elemente derselben lassen sich zum Teil sogar in weit entlegene Zeiten zurück verfolgen. In dem Maße aber, als diese Gedanken mehr und mehr ihr subjektives persönliches Gepräge abstreifen, und sich als natürliche, wenn nicht gar notwendige Ergebnisse der allgemeinen Denkentwicklung darstellen, scheinen sie mir an Wert zu gewinnen, und auch der Aufmerksamkeit anderer würdiger zu werden.“ Die einzelnen Vorträge haben folgende Titel: I. Die Gestalten der Flüssigkeit. II. Ueber die Cortischen Fasern des Ohres. III. Die Erklärung der Harmonie. IV. Zur Geschichte der Akustik. V. Ueber die Geschwindigkeit des Lichtes. VI. Wozu hat der Mensch zwei Augen? VII. Die Symmetrie. VIII. Bemerkungen zur Lehre vom räumlichen Sehen. IX. Ueber wissenschaftliche Anwendungen der Photographie und Stereoskopie. X. Bemerkungen über wissenschaftliche Anwendungen der Photographie. XI. Ueber die Grundbegriffe der Elektrostatik (Menge, Potential, Kapazität u. s. w.). XII. Ueber das Prinzip der Erhaltung der Energie. XIII. Die ökonomische Natur der physikalischen Forschung. XIV. Ueber Umbildung und Anpassung im naturwissenschaftlichen Denken. XV. Ueber das Prinzip der Vergleichung in der Physik. XVI. Ueber den Einfluß zufälliger Umstände auf die Entwicklung von Erfindungen und Entdeckungen. XVII. Ueber den relativen Bildungswert der philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen. XVIII. Ueber Erscheinungen an fliegenden Projektile. XIX. Ueber Orientierungsempfindungen. — Obwohl die Abhandlungen streng wissenschaftlich sind, kann sie doch jeder akademisch Gebildete bei einigem Ernste bewältigen. Die Aufwendung der Mühe zum Studium dieses reichhaltigen Buches lohnt sich in hohem Grade.

38. Großstädtisches Glend. Skizzen aus der Mappe eines Pflegers. Herausgegeben vom Vorstande des Vereines gegen Verarmung und Bettelei in Wien, I. Tiefer Graben Nr. 36. Wien. Verlag des Vereines. 1903. 52 S. 1 K.

Der Verein gegen Verarmung und Bettelei tritt wieder mit einer Broschüre vor die Oeffentlichkeit. Schon einmal hat er vor Jahren in dem Heftchen: „Große Noth“ das Wirken des Vereines dargestellt und in Verbindung damit gezeigt, wie groß nicht nur die Noth in der Großstadt ist, sondern auch wie groß die Noth des Vereines ist, dieses größten Nothhelfers von Wien. Seither sind die Ansprüche an den Verein stetig gestiegen, so sehr, daß zur Deckung der Bedürfnisse Reserven herangezogen werden mußten. Die letzten beiden Vereinsjahre schließen mit Defizit ab, das zu einer ständigen Einrichtung zu werden droht, wenn es dem Vereine nicht gelingt, seine regelmäßigen Zuflüsse und seine außerordentlichen Einnahmen zu erhöhen. Diesem Zwecke soll die vorliegende Broschüre dienen. Was der Verein seinen Freunden und denen, die es werden wollen, zu erzählen hat, ist diesmal in literarische Form gegossen. Ein Wiener Schriftsteller, der zum Korps der

Vereinspfleger gehört, hat seine Erfahrungen, die er im Dienste des Vereines machte, niedergeschrieben und eine große Anzahl wahrhaft herzerreißender Bilder großstädtischen Elends aneinander gereiht. Er zeigt damit zugleich das segensreiche Wirken des Vereines, das freilich oft genug durch die Knappheit der Mittel unterbunden wird. Der Verein lenkt sein Hauptaugenmerk darauf, Existenzen, denen der Untergang droht, wieder aufzurichten. Kleine Geschäftsleute, von Arbeitslosigkeit heimgesuchte Arbeiter, das Heer der Heimarbeiter und Arbeiterinnen mit ihrem ewigen Elend, kleine, kindergesegnete Beamte und sonst die unübersehbare Schar der bereits Entgleisten oder derer, denen Entgleisung droht, sind die Klientel des Vereines. Zinsenfreie Darlehen, rückzahlbar in kleinsten Monatsraten, Beistellung von Arbeitsbehelfen (Nähmaschinen und Handwerkszutenfilien), Beschaffung von Arbeit, Leistung von Kautionen und endlich schenkungsweise Unterstützungen oder Beistellung von Milch für kranke Kinder, Vermittlung der Aufnahme von Kindern in die Krippen, Ferienkolonien: das sind die Waffen des Vereines im Kampfe gegen das Elend. Aber auch zu diesem Kriege gehört Geld, Geld und wiederum Geld. Diese Quellen soll die Broschüre erschließen, die uns von Wohnung zu Wohnung, von Elendsstätte zu Elendsstätte führt und uns einen tiefen Blick thun läßt in die Noth des Volkes, an der kein Guter ungerührt vorbeigehen kann. An die Schilderungen knüpft sich ein Anhang, in dem das Wirken des Vereines in Ziffern dargestellt ist. In den 22 Jahren seines Wirkens hat der Verein 54.035 Nothleidende mit dem Gesamtbetrage von 1,222.130 K 24 h theilt. Wir wünschen dem Vereine zu seinem Unternehmen Glück — im Interesse der Tausende, deren Elend der Vinerung harret.

39. Goethe ein Kinderfreund. Von Karl Muthesius. Berlin. 1903, bei E. S. Mittler und Sohn, VII., 230 S., brosch. Mk. 2.50, fein geb. Mk. 3.60.

Der Verlag hat sich seit einigen Jahren zur Aufgabe gemacht, das große Publikum mit seinem größten Dichter, dem großen Menschen und Denker, bekannter zu machen und hat verschiedene Schriften über Goethe, über seine Religions- und politische Auffassung, über seine Lebenskunst, seine Aesthetik und seine ganze Persönlichkeit, aus der Feder Dr. W. Bodes, herausgegeben. Jetzt folgt aus anderer Feder eine Darstellung des Meisters als Kinderfreund. — Mit viel Fleiß und Eifer ist der Verfasser seiner Aufgabe gerecht geworden, Goethe aus seinem Leben, nicht aus seinen Schriften, als Kinderfreund darzustellen. Wir gewinnen durch diese Darstellung zugleich Einblick in Goethes Freundes- und Bekannten-Verkehr, sehen, wie er in Herders und Wielands Hause verkehrte, wie er mit seinem eigenen Blut, mit Kindern und Enkeln, sich freute und wie er verkehrte mit Künstler- und Fürsten-Kindern sowie mit allen Kindern, mit welchen er in Berührung kam. Jeder gute Mensch ist ein Kinderfreund, und so haben wir auch diesen Beweis für des Meisters edle Eigenschaften in hübscher Zusammenstellung und entsprechender Darstellung durch das Büchlein geliefert bekommen.

M. M.

40. Goethes Lebensanschauung. Von Lic. theol. Samuel Eck. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr. 1902. 195 S. Mf. 3·20.

In fünf Kapiteln behandelt der Professor das Verhältnis Goethes zu Spinoza, zu Italien, zu Kant, zu der Neuzeit und zum Orient, um mit einer Betrachtung Fausts zu schließen. Jedes Buch, das sich ernsthaft mit Goethe beschäftigt, sollte uns hochwillkommen sein. Es wird zwar in erster Linie am wichtigsten sein, Goethes Werke selbst immer wieder zu lesen. Dann aber fördert es geradezu das Verständnis und das Eindringen in Goethes Wesen, wenn man sich mit kommentierenden oder zusammenfassenden Monographien über Goethe auseinandersetzt. Man muß sie natürlich kritisch lesen und immer an der Hand der Goethe'schen Texte kontrollieren. Man liest dann freilich langsam, aber mit doppeltem Gewinn. So verstanden, wird die Lektüre des vorliegenden Buches vielen Nutzen gewähren können.

41. Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. In Umrissen. Im Auftrage der „Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich“. Von Georg Loesche. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr. 1902. 251 S. Mf. 2.

Dieses kleine Büchlein ist in einer Zeit, in der wieder mehr das Interesse der religiösen Fragen erwacht, sehr erwünscht. Speziell bei uns in Oesterreich ist es gut, wenn man immer wieder daran erinnert wird, was die Gegenreformation, der Beginn unseres noch währenden Unheils, alles verwüstet hat. Die Arbeit bildet eine treffliche Einführung.

42. Henrik Ibsen. Studien von Leo Berg. Köln, Berlin, Leipzig. Albert Ahn. 1901. VII, 127 S. 2 Mf.

Der Verfasser sagt im Vorwort: „Der Epilog Ibsens, der um Weihnachten 1899 erschien, ist ein Abschluß. Was immer der Dichter noch schreiben mag, sein großes Lebenswerk liegt vollendet vor uns. Das ganze Kunst- und Menschheitsphänomen läßt sich von hier aus erst überblicken. Vieles erscheint neu, das meiste anders. Was Ende und Zweck schien, war nur Durchgangsstation. Die Ibsen-Studien dieses Buches behandeln den Dichter fast ausschließlich vom Gesichtspunkte der letzten Schöpfungen und kommen dabei zu wesentlich anderen Resultaten und Anschauungen, als man sie vordem gewinnen konnte und heute noch überall verfißt. Ausgehend vom Epilog habe ich in der letzten Abteilung die Entwicklung der dramatischen Form selbst untersucht, in großen Zügen skizziert und an der Folge der Ibsen'schen Schauspiele ausgeführt. Da auch das deutsche Drama wieder an einer Wende zu stehen scheint, so mag die Geschichte des zurückgelegten Weges selbst denen von Interesse sein, die sich sonst wenig um dramaturgische oder ästhetische Untersuchungen kümmern. Der äußere Anlaß zur Abfassung der in diesem Buche gesammelten Arbeiten konnte nicht zwingender sein als der innere. Daß sie zusammenfallen, ist das vornehmste Kriterium jeder historischen Arbeit.“ Das Büchlein ist innerhalb der immer mehr anwachsenden Literatur über Ibsen nicht zu übersehen. Es gewährt manche neue Auffassungen.

43. Abhandlungen, Vorträge und Reden. Von Felix Stieve. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig. Duncker & Humblot. 1900. XII, 420 S. 8 Mk. 40 Pf.

Felix Stieve, der Verfasser des Werkes „Der oberösterreichische Bauernaufstand 1626“, ist für die Wissenschaft viel zu früh gestorben. Hans v. Zviedenek hat in dem vorliegenden Bande die kleineren Arbeiten Stieves gesammelt. Es genügt, die 25 Titel anzuführen. I. Die Perioden der Weltgeschichte. II. Heinrich IV. in Kanossa. III. Die hussitische Bewegung. IV. Die Reformationsbewegung im Herzogtum Bayern. V. Die Entwicklung des Zeitungswesens. VI. Herzogin Jakobe von Fülch. VII. Staatskunst und Leidenschaften im 17. Jahrhundert. VIII. Rudolf II. deutscher Kaiser. IX. Ferdinand II. deutscher Kaiser. X. Kurfürst Maximilian I. von Bayern. XI. Die Zerstörung Magdeburgs. XII. Gustav Adolf. XIII. Wallensteins Uebertritt zum Katholizismus. XIV. Zur Geschichte Wallensteins. XV. Ferdinand III. deutscher Kaiser. XVI. Der Hegenwahn. XVII. Zur hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt Kaiser Wilhelm I. XVIII. Eine Festrede zur Bismarck-Feier. XIX. Eine Festrede zur Bismarck-Feier. XX. Bedeutung und Zukunft des Ultrakatholizismus. XXI. Ignaz von Döllinger. XXII. Zur Charakteristik der katholischen Abtheilung. XXIII. August Kluckhohn. XXIV. Marx Löffen und sein „Kölnischer Krieg“. XXV. Zwei Tage im französischen Polizeiarrest. Die Sammlung dieser Arbeiten in einem stattlichen Bande ist sehr dankenswert und bietet jedem ernstern Leser eine Fülle von Belehrung und Genuß.

44. David Friedrich Strauß. Sein Leben und seine Schriften unter Heranziehung seiner Briefe dargestellt von Karl Harræus. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 400 S. Mk. 4.60.

Dieser Band bildet Band X der „Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit“. Er ist mit liebevoller Genauigkeit gearbeitet und bildet einen wertvollen Beitrag zur deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert. Es wird für lange Zeit die abschließende Biographie von Strauß sein, worin nicht der kleinste Vorzug dieser vortrefflichen Arbeit gelegen ist.

45. Feuerlilie. Von Maria Janitschek. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 1902. 148 S. Mk. 2.50.

Marie Janitschek hat als Band II ihres Zyklus „Aus Aphroditens Garten“ einen neuen Roman geschrieben, der sich „Feuerlilie“ betitelt. Wie aus allen Werken der bekannten und bedeutenden Verfasserin spricht auch aus „Feuerlilie“ der Charakter einer stark ausgeprägten modernen Frauenpersönlichkeit. Das Geschick eines jungen Mädchens wird zergliedert, das in einer unglücklichen Liebe zu einem verheirateten Mann bis an die Grenzen trostloser Verzweiflung getrieben wird. Sie faßt einen gräßlichen Entschluß, wird aber vor dessen Ausführung von einem edlen, sie liebenden Mann bewahrt. Und an seiner Seite findet sie schließlich ein bescheidenes Glück, ein ruhiges, der Thätigkeit gewidmetes Leben. Kraft, Strassheit in der Durchführung und wunderbar eigenartiger Zeichnung zeichnen diesen neuen Roman von Maria Janitschek aus und wer ihn zur Lektüre nimmt,

kann sicher sein, daß er nichts Banales oder Langweiliges in der Hand hat.

46. Es lebe die Kunst! Roman von E. Viebig. Dritte Auflage. Berlin. F. Fontane & Co. 1902. 475 S. Mk. 6.

Bei jedem Werke Klara Viebig's weiß man von vorneherein, daß es sich um ernste, echt künstlerische Arbeit handelt. Sie ist nie flüchtig oder nachlässig. Sie schafft aus einem starken inneren Drange. Es ist erfreulich, daß ihre Bücher immer neue Auflagen erleben. In dem Roman: „Es lebe die Kunst!“ schildert sie die Hohlheit literarischen Strebertums gewisser Berliner Kreise, von denen sich die Heldin, die um Echtheit und Ganzheit ringt, abhebt. Das Buch ist nicht etwa bloße Unterhaltungslektüre, es ist ein ernstes, erhebendes Buch, das die Verfasserin ihr zur Genugtuung und uns zur Freude hier geschaffen hat.

47. Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen. Von Dr. J. Zemurich. Mit vier farbigen Kartenblättern und einer Textkarte. Braunschweig. F. Vieweg und Sohn. 1902. V, 116 S. Mk. 1.60.

Im wesentlichen sind die hier veröffentlichten Aufsätze schon 1900 und 1901 im „Globe“ erschienen. Ihre Zusammenstellung in einem Büchlein kommt gerade jetzt, wo die Deutschen und Tschechen sich neuerlich, freilich vorderhand wieder ohne Erfolg, in eine Verständigungskonferenz zusammengefetzt haben, sehr zu paß. Jeder sollte die Schrift besitzen. Aber auch für alle nationalen Politiker in Oesterreich ist es von Wichtigkeit. Sie ist bei aller Knappheit eingehend und, was besonders wichtig ist, durchaus verlässlich.

48. Die Stellung des Dramas unter den Künsten. Von Max F o t h. Leipzig. Georg Wigand. 1902. 170 S.

„Die Arbeit, deren ersten Theil ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, stellt sich die Aufgabe, auf psychologischer Grundlage den prinzipiellen Gegensatz zwischen Drama und Dichtkunst klarzulegen. Der vorliegende Band sucht nachzuweisen, daß Drama, Epos und Lyrik ihrer „inneren Form“ nach zwar identisch sind, aber der äußeren Form des Kunstwerkes nach durchaus nicht als Spezies einer Gattung — der Dichtkunst — betrachtet werden dürfen. Der zweite Theil wird von den hieraus entspringenden Ergebnissen für die Ästhetik überhaupt handeln. Nachdem so die ästhetischen Grundbegriffe und die Terminologie unzweideutig festgestellt worden, hat der dritte, der wichtigste Theil die Grundzüge zu einer Theorie der Sprachenderwendung sowohl im Drama, wie in der Dichtkunst, zu entwerfen.“ Mit diesem Vorworte leitet der Verfasser sein Buch ein, das leider eines Inhaltsverzeichnis entbehrt. Wir stellen es hier zusammen: 1. Mischkunst; 2. Entstehung und Entwicklung des Dramas; 3. Bühnendrama und Lesedrama; 4. Das Drama und die Welt der Sinne; 5. Das Drama im System der Künste; 6. Drama und Oper.

49. Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert. Mit 780 Abbildungen nach dem Leben. Bief. 19—22. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mit der 19. Lieferung beginnt der zweite Band dieses ethnographischen Prachtwerkes, das das Bedürfnis nach einer allgemein verständlich gehaltenen und ohne gelehrten Ballast doch alle Ergebnisse der neuesten Forschung weitesten Kreisen vermittelnden Völkertunde in vollem Maße befriedigt. In den seeben zur Ausgabe gelangten Lieferungen 19—22 werden zunächst die Völkerschaften von Aegypten, Nubien, Tunis, Algerien und Marokko geschildert, denen die Stämme der Sahara und des Sudan folgen. Von den Abessinern wendet sich die stets frisch und anziehend gehaltene Darstellung den Bewohnern der durch Britisch-Ostafrika bis in den Norden von Deutsch-Ostafrika reichenden ostafrikanischen Steppe zu. Eine lebensvolle Erläuterung erfährt die Darstellung durch die zahlreichen, ungemein naturwahren und künstlerisch ausgeführten Illustrationen, von denen wir ganz besonders das prächtige, in Farbendruck ausgeführte Bildnis einer Obaliske hervorheben. Die ganze Ausstattung des empfehlenswerten Werkes ist so vornehm und gediegen, daß der Preis von 60 Pf. für die Lieferung als sehr billig bezeichnet werden muß.

50. Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger.

Von ihm selbst erzählt, nach Aufzeichnungen von H. C. Vredell, Privatsekretär des Präsidenten Krüger, und Piet Grobler, gew. Unterstaatssekretär der Süd.-Afr. Reg. Herausgegeben von A. Schowalter. Deutsche Originalausgabe. München. J. F. Lehmann. 1902. 309 S. Mk. 5.—, schön geb. Mk. 6.—.

51. Die Transvaaler im Krieg mit England. Kriegserinnerungen von General Ben Viljoen. Deutsche Originalausgabe von A. Schowalter, Berlin, und H. A. Cremer, Bellingham. Mit vielen Abbildungen von Fritz Bergen und Anton Hoffmann, und einer mehrfarbigen Karte von Südafrika. München. J. F. Lehmann. 404 S. Mk. 7.—, schön geb. Mk. 8.—.

Alles, was wir über Südafrika und den Burenkrieg hören, interessiert uns. Wenn nun gar, wie hier, bedeutende Männer, die in dem großen südafrikanischen Drama eine hervorragende Stellung eingenommen haben, das Wort ergreifen, so lauschen wir mit doppelter Spannung. Und hier sprechen zwei Männer ersten Ranges. Diese beiden Bände werden zweifellos die größte Verbreitung finden und von Tausenden und Abertausenden gelesen werden.

52. Kritik der Kritik? Von Moritz Heimann. Berlin. Helianthus. 1903. 20 S. 50 Pf.

53. Herr Sudermann, der D. . . Di. . . Dichter. Ein kritisches Bademeccum von Alfred Kerr. Berlin. Helianthus. 1903. 95 S. Mk. 1.

Sudermann hat durch seine im „Berliner Tageblatt“ veröffentlichten Feuilletons, die sich mit der Kritik der Theaterkritik beschäftigten, eine Flut von Entgegnungen hervorgerufen, die wieder in verschiedenen Tagesblättern erschienen. Ihnen reihen sich diese beiden Broschüren an. Die erste ist recht sachlich und ihr Inhalt im Allgemeinen zu billigen. Die zweite ist ein arges Pamphlet. Gegenüber Sudermann möchten auch wir die Kritik nicht allzu sehr einengen. Schließlich ist auch der

Kritiker verpflichtet, die Wahrheit zu sagen, wenn diese Wahrheit auch sehr subjektiver Natur ist. Und es ist schwer, den Punkt zu bestimmen, wo die sachliche Kritik in persönlichen Haß umschlägt. Auch dieser ist berechtigt, wenn er einem starken Gefühle entspringt. Die Mittel der Abwehr können dann wohl sehr scharf sein bis zu einem Punkte, an dem den Unbefangenen, d. h. in diesem Falle den subjektiv weniger Interessirten oder weniger Leidenschaftlichen, der Haß in Gehässigkeit umzuschlagen scheint. Ob nun auch die Gehässigkeit in der Kritik erlaubt ist, das wäre doch zu bezweifeln. Kerr aber läßt sich zu einer Art von Kritik fortreißen, die das Kind mit dem Bade ausschüttet. Wer zu viel beweisen will, beweist nichts. Und Kerr läßt an Sudermann kein gutes Haar übrig. Da wird man ihm nicht folgen können und so verlieren denn viele seiner gewichtigen Einwendungen gegen Sudermann an Gewicht.

54. Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. Herausgegeben von Dr. jur. N. Reichesberg, Professor an der Universität Bern. Bern. Verlag Encyclopädie. 1902. Erster Band. Erste Hälfte. 497 S. Frks. 13.50.

Das „Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung“ behandelt in mehr als 500 alphabetisch geordneten Aufsätzen von größerem oder geringerem Umfange in objektiver und streng wissenschaftlicher, aber auch in gebrängter und gemeinverständlicher Weise alle irgendwie bedeutsamen Erscheinungen und Fragen, die in den Bereich der genannten Gebiete des öffentlichen Lebens der Schweiz fallen. Soweit es irgendwie angängig war, ist bei jeder zur Erörterung gelangten Materie neben der Schilderung der gegenwärtigen Sachlage auch die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte berücksichtigt worden. Jedem Aufsätze ist eine sorgfältig zusammengestellte Bibliographie beigegeben, die eine etwaige eingehendere Beschäftigung mit dem betreffenden Gegenstande zu erleichtern bezweckt. Der Preis des „Handwörterbuches“, das auf drei starke Bände im Gesamtumfang von zirka 3000 Druckseiten berechnet ist, beträgt für Subskribenten Frks. 81.—. Das Werk kann entweder in drei Bänden à Frks. 27.—, oder in sechs Halbbänden à Frks. 13.50, oder auch in 81 Einzellieferungen à Frks. 1.— bezogen werden. Für Nichtsubskribenten beträgt der Preis der Einzellieferung Frks. 1.20, des Halbbandes Frks. 15.— und des Einzelbandes Frks. 30.—. Nach vollständigem Erscheinen des Werkes wird der Preis entsprechend erhöht.

55. Friedrich Nießches Gesammelte Briefe. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. 1902. 1. Bd. XXVI, 602 S. 2. Bd. XXVIII, 628 S.

Der erste Band, der hier in 3. Auflage vorliegt, ist von Frau Elisabeth Förster-Nießche und Peter Gast herausgegeben, und umfaßt die Briefe an Binder, Krug, Deussen, Freiherrn von Gersdorff, Karl Fuchs, Frau Baumgartner, Frau Louise Dr. Freiherrn von Seydlitz u. A. Der zweite Band ist von Frau Elisabeth Förster-Nießche und Fritz Schöll herausgegeben und enthält den ganzen Briefwechsel zwischen Nießche und Erwin Rohde. Ueber den Wert

dieser beiden Bände ist kein Wort weiter zu verlieren. Sie sind nicht allein bedeutend als Dokumente für den Nietzscheforscher, sie haben auch an sich Geltung als gewichtige Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte. Und selbst davon abgesehen, sind sie eine interessante und geistreiche Lektüre, wie alle Brieffsammlungen großer Menschen. Wer insbesondere unter seinen Freunden einen Nietzschebewunderer hat, der kann ihm nicht leicht eine größere Freude machen, als wenn er ihm diese beiden Bände schenkt. Wir hoffen auf sie noch zurückkommen zu können.

56. Regie. Studien zur dramatischen Kunst von Dr. Karl Hagemann. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. 1902. 164 S.

Der Verfasser wollte, wie er sagt, keinen Katechismus der Regie schreiben, da er selbst kein Praktiker sei, er wollte „nichts weiter als einen Orientierungsplan geben, eine kurzzügige Uebersicht dessen, was der Regisseur in der Zeit von der Einlieferung des Manuskriptes bis zur endgiltigen Buchneuerscheinung des Kunstwerkes zu leisten hat — eine prinzipielle Charakterisirung der verschiedenen Phasen, die die Vorbereitungen zu durchlaufen haben, und den Versuch einer prinzipiellen Lösung der hauptsächlichsten einschlägigen Fragen“. Das Buch ist in erster Linie an das deutsche Theaterpublikum gerichtet, dem es auch sehr empfohlen werden kann. Es wird die Ausführungen des Verfassers mit Genuß und Nutzen lesen.

57. Aus der Triumphgasse. Von Ricarda Huch. Lebensskizzen. Leipzig. Eugen Dietrichs. 1902. 346 S. Mk. 4. .

Das ist ein köstliches Buch, das uns unwiderstehlich mitnimmt. Die Triumphgasse ist die Gasse, in der die armen Leute der Stadt wohnen. In ihr Denken, Fühlen und Leben führt uns die Dichterin ein. Sie nimmt unser Interesse für diese Leute, insbesondere für Riccardo und Farfalla ganz und gar gefangen. Ueber vielen Partien des Buches liegt eine eigenthümliche schwermüthige Schönheit. Es gehört zu den besten seiner Gattung in den letzten Jahren.

58. Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz. Essays von Walther Gebhardt. Zweite, verbesserte und vielfach umgearbeitete Auflage, besorgt von A. Scheffler. Paderborn. F. Schöningh. 1902. VIII, 336 S.

Nie werden die Freunde horazischer Dichtkunst aussterben. An sie richtet sich dieses Buch, das ein geschmackvoller Schriftsteller und ein guter Kenner Horaz' und seiner Zeit geschrieben hat. Dieser Kommentar ist nicht trocken und pedantisch, wie leider derartige Kommentare oft sind, sondern gefällig und lebendig. Er kann warm empfohlen werden.

59. Shakespeare. Des Dichters Bild, nach dem Leben gezeichnet von Dr. Adolf Bekk. Paderborn. F. Schöningh. 1902. 143 S. Mk. 1.60.

Eine 18 Seiten lange Widmung an F. Bodenstedts Andenken leitet das Büchlein ein. Dann folgt Seite 19—115 „des Dichters Bild“. Den Schluß macht: „Zur Aesthetik der Werke Shakespeares, in Aussprüchen deutscher Dichter und Denker.“ Die Biographie ist mit liebe-

vollem Verständnisse geschrieben. Ihre knappe Form ist ein besonderer Vorzug.

60. In der deutschen Südsee. Erlebnisse und Abenteuer eines Lehrersohnes in der Südsee. Ein Jugend- und Familienbuch von Friedrich Meister. Mit 8 Vollbildern von Albert Liedtke. Leipzig. Abel & Müller. 1902. XVI, 235 S.

Ein spannendes und dabei belehrendes Buch, in erster Linie für die Jugend, aber auch für Ältere erbaulich zu lesen.

61. Henrik Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien von Dr. Emil Reich. Vierte, vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig. 1903. XVII. 515 S. Mk. 3.—.

Dieses Buch hat schon in den früheren Auflagen den Ibsenfreunden viel Belehrung dargeboten. Die vierte Auflage ist abermals vermehrt und wenn auch oft der Verfasser in die Gefahr geräth, allzu rebhelig zu werden, so darf doch das Buch im Ganzen als eine liebevolle und verständige Versenkung im Ibsens Wesen und Schaffen herzlich empfohlen werden.

62. Die Philosophie der Griechen auf kulturhistorischer Grundlage, dargestellt von Dr. A. Kalthoff. Berlin. C. A. Schwetschke und Sohn. 1901. IV, 155 S. Mk. 2.

Diese kurze und gemeinverständliche Darstellung der griechischen Philosophie ist durchaus vortrefflich. Sie ist aus Vorträgen hervorgegangen und verbindet Verständnis der Auffassung mit Klarheit der Wiedergabe.

63. Ethik und Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. W. Rein in Jena. 13. Heft der Sozialen Streitfragen bei J. Harrowitz Nachf. in Berlin. 24 S. Pf. 50.

Der als Pädagoge bewährte und bekannte Verfasser bringt hier Ethik und Volkswirtschaft in interessanter Weise in Parallele und sucht so die Gebildeten mehr als bisher auf die volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen schon aus ethischen Gründen hinzuweisen. Im Einzelnen behandelt er wirtschaftliche Fragen als Nationalsozialer und Bodenreformer; die Schrift ist dazu geschrieben und dazu geeignet, zum Besten des vierten Standes zu wirken. M. M.

64. Zeitgemäße Aufklärungen über einige Grundfragen wissenschaftlicher Heilkunde. Erinnerungen aus dem 19. und Mahnworte an das 20. Jahrhundert von Dr. Fr. Sellentin, praktischer Arzt in Darmstadt. Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1901. VIII. 146 S. Mk. 2.

Das Buch ist freilich in erster Linie für Männer der Wissenschaft geschrieben. Es wendet sich mit seinen wissenschaftlichen, hauptsächlich auf die Geschichte der Medizin gestützten Ausführungen an die Fachmänner. Doch ist es auch für gebildete Laien interessant. Es legt für den unbefangenen Leser klar, wie schwankend und unsicher die Medizin in der Therapie ist. Gegenüber der herrschenden Schule ist das Buch als keckerisch zu bezeichnen.

Für den Inhalt verantwortlich: **Eugelbert Fernerkorfer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien, VIII. Breitenfeldergasse 22.

Kommunale Arbeiterpolitik.

Vortrag, gehalten am 5. März im sozialpolitischen Verein zu Wien
von **Dr. Hugo Lindemann** (Degerloch).

In seinem kürzlich erschienenen Buche: „Sozialpolitik und Verwaltungswissenschaft“ hat Jastrow die Behauptung aufgestellt, es sei unmöglich ein sozialpolitisches Ressort des Staatslebens sachgemäß abzugrenzen und von den anderen Ressorts zu unterscheiden. Es gehöre zum Wesen der Sozialpolitik, daß sie in alle Ressorts des Staatslebens hineinführe. In der Tat sei die Sozialpolitik nichts anderes, als die Politik aufgefaßt unter sozialem Gesichtspunkte. Unter Politik versteht Jastrow die Verwaltungspolitik als die Summe aller Maßregeln, die zur Erreichung der Zwecke der verschiedenen Ressorts des Staatslebens ergriffen werden. Was aber ist nun unter dem sozialen Gesichtspunkte zu verstehen, unter dem die Sozialpolitik die Verwaltungsmaßregeln betrachtet, darstellt und anwendet? Das Wort sozial wird in sehr verschiedenem Sinne gebraucht. Wenn wir das Wort mit gesellschaftlich überlegen, so bringen wir damit eine Art und Weise zum Ausdruck, in der der Begriff zur Anwendung kommt. Die soziale Betrachtung des menschlichen Zusammenlebens geht aus von dem Begriffe der Gesellschaft. Sie studiert die gesellschaftliche, neben der staatlich vorhandenen Organisation, beobachtet die sie charakterisierenden Klassen und Klassenbildungen, und sucht die Bedeutung derselben für das gesamte Zusammenleben der Menschen in Gesellschaft und Staat nachzuweisen. Indem sie dann zu dem Resultate kommt, daß für die Klassenbildung wirtschaftliche Vorgänge entscheidend sind, wird sie von selbst dahin geführt, die wirtschaftlichen Prozesse stets unter dem Gesichtspunkte ihrer Klassenwirkung in den Vordergrund ihrer Betrachtungen zu rücken. In dieser Auffassung erscheinen die Menschen nicht als einzelne Individuen, die frei und unabhängig dastehen, sondern stets als Glieder von Organisationen, als Mitglieder von Klassen, als Angehörige von Berufen zc. Der Mensch erscheint als das Produkt der Gesellschaft. Sozialpolitik in diesem Sinne wäre also eine Verwaltungspolitik, die von den Formen der gesellschaftlichen Organisation, den Klassenbildungen ausgehend, ihre Maßregeln unter dem Gesichtspunkte trifft: wie werden dieselben auf die vorhandenen Klassen der Gesellschaft einwirken? Es versteht sich von selbst, daß eine derartige Verwaltungspolitik erst möglich wurde, nachdem die Klassendifferenzen

zierung weit genug vorgeschritten, die Klassegegensätze zum gesellschaftlichen und politischen Bewußtsein gekommen waren, und die nicht herrschenden Klassen stark genug geworden waren, um eine Berücksichtigung ihrer Interessen in der Verwaltung durchzusetzen. Damit gewinnt der Begriff sozial einen reicheren Inhalt. Sozial gilt uns eine Auffassung nicht schon dann, wenn sie die Wirkungen der Verwaltungsmaßregeln auf die verschiedenen gesellschaftlichen Schichten betrachtet, sie wird es erst dann, wenn sie die Maßregeln derart trifft, daß dieselben den Interessen der nichtherrschenden, d. h. der nichtbesitzenden Klassen, genügend Schutz und Sicherheit gewähren. Sozialpolitik wäre also eine Verwaltungspolitik, die in dem Blühen und Gedeihen der großen nichtbesitzenden Klassen die Vorbedingung für eine gesunde Entwicklung des Gesellschafts- und Staatslebens sieht, und unter diesem großen Gesichtspunkte die staatlichen und kommunalen Mittel in Bewegung setzt.

Machen wir von dieser Definition Gebrauch, so würde das gesamte große Gebiet der kommunalen Verwaltung in den Rahmen des uns heute beschäftigenden Themas hineinfallen, und damit eine Aufgabe gestellt sein, die in der zur Verfügung stehenden Zeit nur in der oberflächlichsten Weise nicht erledigt, sondern kaum berührt werden könnte. Es schien daher richtiger zu sein, im Interesse einer gründlicheren Behandlung einige Kapitel aus dem Gebiete der Kommunalpolitik herauszuheben, und an ihnen darzustellen, inwieweit sich bei der Verwaltung derselben die sozialpolitische Auffassung durchgesetzt hat, und welche neue Gestaltungen ihr zu verdanken sind. Ich möchte die kommunale Arbeiterpolitik zum Gegenstande meines Vortrages machen.

Wenn wir den großen Komplex der Maßregeln der kommunalen Arbeiterpolitik ins Auge fassen, so können wir dieselben ungezwungen in zwei Gruppen einteilen, von denen sich die eine mit der gesamten Arbeiterschaft, die andere nur mit dem Teile derselben beschäftigt, der in städtischen Diensten steht. Wir können mit Recht eine allgemeine und eine spezielle kommunale Arbeiterpolitik unterscheiden. Beiden müssen wir das gleiche Ziel stecken, die gewerkschaftliche Tätigkeit der Arbeiterklasse, die Eringung hygienisch und wirtschaftlich ausreichender Arbeitsbedingungen teils zu unterstützen, teils durch die Schöpfung besonderer Institutionen zu ersetzen. Günstige Arbeitsbedingungen und Ständigkeit der Beschäftigung sucht die Arbeiterklasse mittels ihrer gewerkschaftlichen Organisation zu erreichen. Was tun die Kommunen, und was haben sie getan, ihr den Kampf um diese Ziele zu erleichtern?

Der ewige Wechsel, das Auf und Nieder, ist für unser heutiges wirtschaftliches Leben charakteristisch. Bald zieht die Produktion große Arbeitsmassen an sich, es kommt so weit, daß ein allgemeiner Arbeitermangel vorhanden ist, bald stößt sie sie wieder in ebenso großen Massen ab. Und unter diesem Wechsel hat in erster Linie die Arbeiterschaft zu leiden. Bald wird durch Ueberstunden ihr Arbeitstag ins Endlose ausgedehnt, steigen ihre Löhne, hebt sich das Niveau ihrer Lebens-

haltung. Bald wird durch die Einlage von Feierschichten die Arbeitswoche, durch die Kürzung der Arbeitszeit der Arbeitstag verkürzt, sinken die Löhne, und wird die eben errungene Lebenshaltung aufs schwerste bedroht. Ueberarbeit und Arbeitslosigkeit folgen sich in jähem Wechsel und heben die Ständigkeit der Arbeit und der Lebenshaltung, beide in gleich schädlicher Weise wirkend, auf.

Die von den Krisen und in ihrem Gefolge der Arbeitslosigkeit bedrohte, in langem Kampfe mühsam errungene Höhe der Löhne zu schützen, der zur Unständigkeit gewordenen Beschäftigungsdauer wieder zu Ständigkeit zu verhelfen, sind in solchen Zeiten die Gewerkschaften allein nicht imstande. Soll nicht alles, was in den Zeiten der günstigeren Konjunktur errungen worden ist, verloren gehen, so müssen die öffentlichen Körperschaften mit ihren größeren Machtmitteln der gewerkschaftlichen Organisation einen Rückhalt verschaffen, an den gelehnt sie die wirtschaftlichen Sturmzeiten leichter überwinden können. Hier steht den Kommunen ein weites Arbeitsgebiet offen, das sie auch bereits mit großem Erfolge betreten haben.

Die Arbeitslosigkeit ist der größte Feind des Arbeiters, des Arbeitslosen und des in Arbeit stehenden. Ihre Bekämpfung haben die Städte schon aus dem Grunde zuerst in Angriff genommen, weil sie als die Träger der Armenpflege selber direkt finanziell in Mitleidenschaft gezogen werden. Durch die Errichtung von Arbeitsämtern suchen sie den Ausgleich zwischen vorhandener Arbeit und unbeschäftigten Arbeitskräften zu vermitteln, und auf diese Weise die subjektive Arbeitslosigkeit, wenn wir sie so nennen dürfen, zu verkleinern. Sie ganz aus der Welt zu schaffen, wird niemals möglich sein, da der Arbeiter sich nicht wie ein Ballen Ware auf jeden günstigen Markt verschicken läßt, und für den Arbeiter die Höhe des für seine Arbeitskraft gezahlten Lohnes für die Annahme einer Arbeitsstelle entscheidend ist. Wir berühren hier den Punkt, in dem die sozialpolitische Auffassung bei der Leitung des Arbeitsnachweises bestimmend sein soll. Die Arbeitsvermittlung schlechtthin kann und soll nicht die ausschließliche Aufgabe der Arbeitsnachweise sein. Sie müssen bei ihrer Tätigkeit Rücksicht auf die in dem Gewerbe anerkannten, beziehungsweise von den Gewerkschaften angestrebten Minimallöhne nehmen, wollen sie nicht aus Organen des Arbeiterschutzes zu Werkzeugen unternehmerfreundlicher Lohndrückerei werden. Für Arbeiter ist es mit der Arbeitsvermittlung schlechtthin nicht getan. Der tiefe Gegensatz, der zwischen der Ware, Arbeitskraft und ihren Verkäufern auf der einen Seite, und den übrigen Waren und ihren Verkäufern auf der anderen Seite besteht, prägt auch der Vermittlung der Ware Arbeitskraft ihren besonderen Charakter auf. Während die übrigen Warenhändler bald als Käufer bald als Verkäufer auftreten, und daher für sie weniger der absolute Preis, als die Preisdifferenzen wichtig sind, tritt der Arbeiter stets nur als Verkäufer auf, und für ihn ist das allein maßgebende die wirkliche Höhe seines Lohnes. Der Arbeiter ist ferner als Verkäufer der Ware Arbeitskraft Angehöriger der Arbeiterklasse, deren Charakteristikum es gerade ist, daß alle ihre Angehörigen ausschließlich als Ver-

Käufer der gleichen Ware Arbeitskraft auftreten. Es mag nun vom Standpunkte des einzelnen Arbeitslosen aus, der vielleicht ohne alle Existenzmittel in der größten Not sich befindet, wünschenswert sein, Arbeit um jeden Preis vermittelt zu bekommen. Sein augenblickliches individuelles Interesse tritt aber in diesem Falle in den schärfsten Gegensatz zu dem Interesse seiner Klasse und zu seinem eigenen als Klassengenosse. Gerade vom Standpunkte einer sozialen Gesellschaftsauffassung aber gilt der Grundsatz, daß die Wohlfahrt einer Klasse nicht dem Augenblicksinteresse des Individuums geopfert werden darf. Es dürfen also die Bestrebungen der Arbeiterklasse auf Behauptung des einmal erreichten Niveaus der Löhne und der Arbeitsbedingungen überhaupt nicht durch eine Arbeitsvermittlung gehindert werden, die ohne Rücksicht auf sie Arbeit zu jedem Preis an Arbeitslose vermittelt. Diesen Grundsatz finden wir in der Praxis einiger Arbeitsnachweise bereits anerkannt. Sie bestimmen, daß solchen Unternehmern gegenüber die Arbeitsvermittlung eingestellt wird, die sich einer offenkundigen Bewucherung ihrer Arbeitskräfte schuldig gemacht haben. Auch die bekannte Einstellung der Arbeitsvermittlung durch das Frankfurter Arbeitsamt in dem Hsenburger Falle gehört hierher. Im Frühjahr 1896 war in Hsenburg in der Nähe von Frankfurt a. M. ein Tischlerstreik ausgebrochen. Das Gewerbegericht des Landkreises Offenbach sprach sich als Einigungsamt dahin aus, daß das Recht auf Seiten der Arbeiter sei. Da die Meister aber den Schiedsspruch des Einigungsamtes nicht anerkannten, so ersuchte das Gewerbegericht den Frankfurter Arbeitsnachweis, nach Hsenburg keine Tischlergesellen zu vermitteln. Die Kommission des Frankfurter Amtes stimmte diesem Ersuchen zu und erkannte dadurch an, daß für die Arbeitsvermittlung des Amtes die Anerkennung bestimmter Arbeitsbedingungen Vorbedingung sei. Verallgemeinern wir diesen speziellen Fall, so kommen wir zu der Forderung, daß die kommunalen Arbeitsämter ihrer Tätigkeit die in den verschiedenen Gewerben geltenden Tarifvereinbarungen zugrunde zu legen haben. Sie würden also in allen den Fällen die Aufnahme der Arbeiter suchenden Unternehmer in ihre Listen abzulehnen haben, wo die von diesen gebotenen Löhne unter den Tariffätzen bleiben. Damit wäre aber nur für einen kleinen Teil der Arbeiter gesorgt, da Tarifvereinbarungen sich nur in wenigen Gewerben finden. Gerade den am besten organisierten Arbeitergruppen würde also das Arbeitsamt seine nicht zu unterschätzende Unterstützung leihen, während die Arbeiter der schlecht oder gar nicht organisierten Berufe ohne dieselbe bleiben müßten. Hier einen Ausweg zu schaffen, darf wohl als die schwierigste Aufgabe der kommunalen Arbeiterpolitik bezeichnet werden, zu deren Lösung aber das Mittel der sogenannten anständigen Lohnklausel behilflich sein dürfte.

Die Lohnklausel setzt fest, daß in den Verträgen der Gemeinde, mögen es nun Arbeits- oder Warenlieferungsverträge sein, den Unternehmern die Einhaltung der Arbeitsbedingungen auferlegt wird, die entweder durch Tarifverträge oder von den Gewerkschaften allein festgesetzt sind, oder die von den Gemeinden auf Grund der im Gewerbe

herrschenden Verhältnisse bestimmt werden. Es handelt sich bei der Lohnklausel in einem gewissen Widerspruch zu ihrem Namen nicht ausschließlich um die Festsetzung der Minimallohne, sondern eben so sehr um die Festsetzung der anderen Arbeitsbedingungen, der Arbeitszeit, um die Sicherstellung des Lohnes durch Kaution, um die Ausstattung der Arbeitsplätze, um den Schutz der Arbeiter bei der Weitervergebung von Verträgen, um die Anerkennung der Arbeiterorganisationen zc. Sie umfaßt tatsächlich das ganze Gebiet der Arbeiterpolitik. Der leitende Gedanke der Lohnklausel besteht darin, daß die Veränderlichkeit der Löhne und der Arbeitsbedingungen beschränkt werden soll. Es soll eine feste Grenze für die Arbeitsbedingungen der von der Stadt indirekt beschäftigten Arbeiter nach unten hin gezogen werden, um zu verhindern, daß diese unter das gewerkschaftliche Niveau herabgedrückt werden. Es werden dadurch also in einer gewissen Ausdehnung die Arbeitsbedingungen gewisser Arbeitergruppen den Einflüssen des zwischen den Unternehmern sich abspielenden Konkurrenzkampfes entzogen. Denn das ist ja eine Tatsache, daß dieser Konkurrenzkampf insbesondere der zwischen Groß- und Kleinbetrieb, sich zum guten Teil auf Kosten der Arbeitslöhne und der Arbeitsbedingungen abspielt. Sucht doch gerade der Kleinbetrieb durch das Drücken der Löhne, Verlängerung der Arbeitszeit seine technische und wirtschaftliche Rückständigkeit gegenüber dem Großbetriebe wett zu machen. Machen die Kommunen von der Lohnklausel Gebrauch, so setzen sie nicht nur für ein bestimmtes Arbeitsgebiet Minima der Arbeitsbedingungen fest, sondern üben auch auf die außerhalb des Bereiches ihres Einflusses belegenen Arbeitsgebiete eine Wirkung in gleicher Richtung aus. Zugleich unterstützen sie die das gleiche Ziel anstrebende Tätigkeit der Gewerkschaften. Aber auch auf die Verwaltung des kommunalen Arbeitsnachweises kann die Anerkennung der Lohnklausel durch die städtischen Verwaltungen nicht wirkungslos bleiben. Es wäre ein Unding, wollte ein Ressort ohne Rücksicht auf die für die anderen Ressorts festgelegten Grundsätze der Lohnpolitik die Arbeitsvermittlung betreiben.

Unter diesem Gesichtspunkte gewinnt auch die Streikklausel eine besondere Bedeutung. Ueber ihre Aufnahme in das Statut der kommunalen Arbeitsnachweise hat sich in den ersten Jahren der Entwicklung der Kemter ein lebhafter Streit abgespielt. Während die Arbeiterschaft für die Aufnahme der Streikklausel eintrat, wurde sie von den Unternehmern mit gleicher Energie bekämpft. Dieses Verhalten der beiden Parteien erklärt sich am einfachsten daraus, daß der Bedeutung der Streikklausel und der danach bei Streikfällen eintretenden Einstellung der Arbeitsvermittlung der Arbeitsämter eine zu große Bedeutung zugeschrieben wurde. Die Streikklausel kann einer schlecht organisierten Arbeiterschaft niemals zum Siege in einem Lohnkampfe verhelfen. Andererseits wird eine gut organisierte Arbeitergruppe auch ohne sie einen Erfolg erringen. Selbst wenn das Arbeitsamt seine Vermittlung einstellt, bleiben den Unternehmern noch zahlreiche Wege der Arbeitsvermittlung offen. Sie werden dann eben von den privaten Arbeitsnachweisen, dem Inserat u. s. w. in umfanglicherer Weise Gebrauch machen

als sie bisher taten. Trotzdem wäre es ein Fehler, wenn man die Einstellung der Arbeitsvermittlung seitens der städtischen Arbeitsnachweise als gänzlich bedeutungslos hinstellen wollte, wie das von Sozialreformern, Mitgliedern der Gewerkschaften, geschehen ist. Der städtische Arbeitsnachweis ist und bleibt ein Werkzeug der Arbeitsvermittlung, das umso wirksamer ist, je besser er organisiert ist und je mehr es ihm gelungen ist, die anderen Weisen der Arbeitsvermittlung zu verdrängen. So lange er bei Lohnstreitigkeiten in Tätigkeit bleibt, wirkt er zu Gunsten der Unternehmerschaft, da ja sein Wirkungskreis im wesentlichen ein lokaler ist und bleiben muß. Es dürfte sich daher empfehlen, auch heute noch an der Streikklausel festzuhalten und ihr die Form zu geben, die wir in einigen Städten in Anwendung finden. Danach hat der Arbeitsnachweis darüber Beschluß zu fassen, ob er zu Ungunsten der Partei seine Vermittlertätigkeit einstellen will, die sich weigert, innerhalb einer gegebenen Frist den Streitfall dem Gewerbegericht als Einigungsamt zu unterbreiten, oder einen gefällten Schiedsspruch desselben anzuerkennen. Der Arbeitsnachweis wird auf diese Weise der Untersuchung darüber enthoben, auf Seite welcher Partei in dem vorliegenden Lohnstreite Recht oder Unrecht liegt; die Begründung für sein Vorgehen wird ihm durch das Gewerbegericht, das in seiner Eigenschaft als Einigungsamt für die Beurteilung der Lohnstreitigkeiten viel besser geeignet ist, geliefert. Das hat einen doppelten Vorteil. Einmal ist die Entscheidung des Arbeitsamtes über die Einstellung seiner Vermittlungstätigkeit viel einfacher und leichter, als wenn es selbst eine Beurteilung der Lohnstreitigkeit vorzunehmen hätte, und ferner fällt das Obium der Entscheidung auf das Gewerbegericht und nicht auf das Arbeitsamt. Das ist für das letztere umso wichtiger, als es nach Beendigung der einzelnen Lohnstreitigkeit seine Vermittlertätigkeit für beide Parteien wieder aufzunehmen hat. Das Verhältnis zwischen dem Gewerbegericht als Einigungsamt und dem Arbeitsnachweis ließe sich dahin charakterisieren, daß das letztere als ausführendes Organ der Beschlüsse des ersteren erscheint. Da diese Entscheidungen tatsächlich nichts anderes als Vereinbarungen zwischen Unternehmern und Arbeitern über die Arbeitsbedingungen sind, deren Gültigkeit einen mehr oder weniger großen Kreis von Personen trifft, so hat das Arbeitsamt bei seiner Vermittlertätigkeit auf die Einhaltung der Arbeitsbedingungen zu achten. Es hat also die Vermittlung von Arbeitskräften zu niedrigeren Sätzen, als im Schiedsspruche festgelegt sind, abzulehnen, zum mindesten aber die Arbeitssuchenden darauf aufmerksam zu machen, daß die angebotenen Löhne unter den im Gewerbe anerkannten bleiben. Wir sehen also, daß die Statuten der Arbeitsämter, wie die von ihnen befolgte Praxis bereits Anlässe enthalten, die Anerkennung der Minimallohnsätze in den einzelnen Gewerben durch die das Amt benutzenden Personen zur Vorbedingung der einzelnen Arbeitsvermittlung zu machen. Durch die kommunalen Arbeitsnachweise wird das Quantum der in einem bestimmten Zeitmoment in der Volkswirtschaft eines Volkes vorhandenen Arbeit nicht vermehrt. Sie vermögen nur die subjektive Arbeitslosigkeit, wie ich sie genannt habe, zu bekämpfen, während der ob-

jektive Arbeitsmangel in gleicher Ausdehnung fortbestehen bleibt. Im ersteren Falle fehlt nur die Verbindung zwischen Arbeitskraft und vorhandener Arbeitsstelle; bei dem letzteren fehlt das eine Glied gänzlich, die Arbeitsstelle. Hatten die Kommunen bis in die 90er Jahre sich meist auf den Standpunkt gestellt, daß es sich bei der Arbeitslosigkeit nur um die subjektive Art handle, daß jeder, der arbeiten wolle, auch Arbeit finden könne, so ließ sich dieser Standpunkt gegenüber der zu jener Zeit massenhaft auftretenden Arbeitslosigkeit, eine Folge der damaligen allgemeinen Krise, nicht länger aufrecht erhalten. Wohl oder übel mußten die Städte über die Armenpflege hinaus gehen und eine Fürsorge für Arbeitslosigkeit in Angriff nehmen. Das Problem der Arbeitslosigkeit trat damals in das Reich der kommunalen Verwaltung, um dann in den Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs wieder in den Hintergrund zu treten, ohne indes gänzlich zu verschwinden. Die schwere Krise der letzten Jahre hat das Problem wieder in den Vordergrund des öffentlichen, speziell des kommunalen Interesses gerückt. Man kann nicht gerade behaupten, daß die Kommunen mit der Einrichtung von Notstandsarbeiten, mit denen sie die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen pflegen, ein tieferes Eindringen in das Problem der Arbeitslosigkeit gezeigt haben. Meist werden die Arbeiter der verschiedensten Berufe bei den aus Erbarbeiten, Steineklöpfen u. dgl. bestehenden Arbeiten unterschiedslos ohne Rücksicht auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit beschäftigt. Das ist eine Folge davon, daß man sich über die Gründe, die in den einzelnen Fällen zur Arbeitslosigkeit geführt haben, nicht klar geworden ist, und daß man bei der Behandlung des Problems nicht genügend differenziert hat. Der größte Teil der Arbeitslosen besteht aus den Erd- und Bauarbeitern und Tagelöhnern. Ihre Arbeitslosigkeit ist eine durch den Wechsel der Jahreszeiten bedingte, jährlich wiederkehrende. Allerdings ist auch der allgemeine Zustand des wirtschaftlichen Lebens nicht ohne Einfluß auf die Größe dieser Klasse von Arbeitslosen. Nach den Tabellen, die der schweizerische Arbeitersekretär in seinem Berichte: „Arbeitslosenunterstützung und Arbeitsnachweis“ anführt, waren in Zürich im Durchschnitt von 6 Jahren 72.5% der Arbeitslosen Tagelöhner und Bauarbeiter. In St. Gallen, gleichfalls im Durchschnitt von 6 Jahren 71.3%. Diese Prozentätze werden wohl auch mit geringen Abweichungen für außerschweizerische Verhältnisse gelten. Sie zeigen recht deutlich, ein wie großer Teil des Arbeitslosenproblems von den Gemeinden gelöst werden kann, wenn sie für diese Arbeiterkategorien in der Zeit des Arbeitsmangels geeignete Arbeiten bereit halten. Und gerade auf diesen Gebieten kann es den Städten niemals an den erforderlichen Arbeiten fehlen. Keine Stadt ist heute schon in der Lage, sagen zu können, daß sanitäre Verbesserungen jeder Art, vor allem aber der Hausungsverhältnisse bei ihr überflüssig wären. Im Gegenteil: Hier ist so viel durch Unterlassung gesündigt worden, daß für viele Jahre hinaus Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden ist. Für diese sanitären Unternehmungen müssen die Mittel gefunden werden, und ihre Ausgabe zahlt sich den Kommunen in einer Hebung des allgemeinen Gesundheitszustandes der Bewohner reichlich wieder heim.

Werden die Kostenvoranschläge und Pläne rechtzeitig vorbereitet, und die Ausführung zur geeigneten Zeit in die Wege geleitet, werden dann ferner zu diesen Erd- und Bauarbeiten nur die körperlich geeigneten Arbeitslosen eingestellt, so werden diese Unternehmungen der Gemeinden auch die gleichen Resultate ergeben, wie alle anderen. Sie werden dann nicht teurer für die Gemeinde sein, und damit wird der Haupteinwand, der gegen die Notstandsarbeiten erhoben wird, hinfällig werden. Aus der Ständigkeit des Bedürfnisses, das für die genannten Klassen von Arbeiten jährlich wiederkehrt, folgt weiter, daß die Gemeinden die Beschaffung solcher Notstandsarbeiten als eine ständige Aufgabe zu betrachten haben. Sie werden daher für die zweckmäßige Vorbereitung und Ausführung derselben ständige Kommissionen einzusetzen haben. Diese werden die Entwicklung der Arbeitslosigkeit viel besser verfolgen und daher auch rechtzeitiger eingreifen können, als wenn sich die Kommunen erst dann mit diesen Aufgaben beschäftigen, wenn die Arbeitslosigkeit eine große Höhe erreicht hat, Arbeitslosenversammlungen stattfinden und eine allgemeine Beunruhigung eingetreten ist. Viel schwieriger ist die Fürsorge für die übrigen 30% Arbeitsloser, die nicht Erd- und Bauarbeiter sind. Dabei setzen wir voraus, daß die Kommunen die Notstandsarbeiten als wirtschaftliche Unternehmungen betrachten wollen, und daher nicht alle Arbeitslosen ohne Unterschied des Berufs und ihrer körperlichen Tauglichkeit mit Erd- und Bauarbeiten, Stein schlagen zc. beschäftigen wollen. Sehr richtig bemerkt zu diesem Punkte Schwander in seiner Schrift: Die Einrichtung von Notstandsarbeiten: „Das Ideal von Notstandsarbeiten würde dann erreicht sein, wenn jeder Arbeiter in seinem eigenen oder einem verwandten Gewerbe beschäftigt werden könnte. Zur Erreichung eines solchen Zieles müßten alle möglichen Betriebe errichtet werden. Das ist aber bei unserer heutigen Volkswirtschaft, die wesentlich privatwirtschaftlich organisiert ist, unmöglich, ohne allmähliche Verdrängung eben dieser Volkswirtschaft.“ Zu diesen Ausführungen Schwanders ist zu bemerken, daß Staat und Gemeinde an dieser Verdrängung schon heutzutage mehr oder weniger eifrig beschäftigt sind. Durch die Ueberführung privater Unternehmungen in ihren Eigenbetrieb heben sie nicht nur diese in gewissem Umfange aus dem Betriebe der Privatwirtschaft heraus, und können die von ihnen darin beschäftigten Arbeiter den Konjunkturen des Marktes entziehen, sie schaffen sich auch die weitere Möglichkeit, Arbeitslose der gelernten Berufe zu beschäftigen. Wir stoßen hier also auf eine Verbindung zwischen Arbeitslosenpolitik und Kommunalisierungspolitik, aus der die letztere eine neue Stütze gewinnt.

Das gleiche Mittel, das zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit der Bauarbeiter und Tagelöhner in Anwendung kommt, die Verschiebung solcher Arbeiten, die eine solche zulassen, in die Zeit des stilleren Geschäftsganges, muß auch für die übrigen Arbeiterklassen in Anwendung kommen. Ist die Massenarbeitslosigkeit ein Ausdruck dafür, daß zwischen Produktion und Konsumtion ein Mißverhältnis besteht, daß Störungen eingetreten sind, so wird ihre Bekämpfung dadurch am besten in Angriff genommen, daß ein Ausgleich der Störungen an-

gestrebt wird. Die öffentlichen Körperschaften können nun an ihrem Teil an diesem Ausgleich mitarbeiten. Mit der allgemein üblichen Praxis, daß sie ihre Arbeiten vergeben, wenn es aus technischen Gründen notwendig ist, muß gebrochen werden. Nicht allein die technischen Rücksichten — häufig sind es auch nur solche der Bequemlichkeit der technischen Aemter — sollen für den Zeitpunkt der Vergabung maßgebend sein, sondern auch Rücksichten auf den Arbeitsmarkt. Im Sommer, wo der Arbeitsmarkt im allgemeinen am stärksten in Anspruch genommen ist, soll also eine Verminderung der öffentlichen Arbeiten stattfinden, sollen sie auf den Winter als die Zeit der größeren Arbeitslosigkeit verschoben werden. Wenn alle öffentlichen Körperschaften, also Staats- und Kommunalbehörden in gleicher Weise diesen Grundsatz befolgen, so können sie dadurch in gewissem Umfange einen regelnden Einfluß auf die Verhältnisse des Arbeitsmarktes ausüben. Der Grundsatz müßte aber nicht nur bei den Arbeiten, die in eigener Regie zur Ausführung kommen, sondern auch bei den in Submision vergebenen angewendet werden. Wir hätten es also hier mit einer ständigen Beeinflussung des Arbeitsmarktes zu tun. Allerdings würden sich die Wirkungen eines solchen Vorgehens der einzelnen Stadt viel weniger deutlich gegenüber der Arbeitslosigkeit in ihrem eigenen lokalen Gebiete bemerklich machen, als dies bei der Fürsorge für die arbeitslosen Erb- und Bauarbeiter der Fall ist. Aber bei einem einheitlichen Vorgehen aller Städte in gleicher Richtung würde doch ein nicht unbedeutlicher Effekt erzielt werden.

Die Bedeutung einer derartigen Verschiebung der öffentlichen Arbeiten sehen wir vor allem darin, daß sie nicht ausschließlich die Symptome, d. h. die Arbeitslosigkeit und ihre Begleitzustände bekämpft, sondern daß sie tiefer eingreifend das Uebel an der Wurzel zu fassen sucht. In sozialpolitischer Hinsicht hat sie die weiteren Vorzüge, daß sie jede Verbindung mit der Armenpflege endgiltig abschneidet, und daß daher die Lohnzahlung an die bei diesen Arbeiten beschäftigten Arbeiter nicht nach den Grundsätzen der Armenpflege, also unter dem Marktwerte der Arbeitskraft, erfolgt, sondern daß die Gemeinden an den gewerkschaftlichen Löhnen festhalten können. Beides ist sozialpolitisch von dem größten Werte. Ist doch gerade in den Zeiten der Arbeitslosigkeit die von der Arbeiterschaft errungene Lohnhöhe aufs gefährlichste bedroht. Umso wertvoller ist es, wenn gerade in solchen Zeiten von den öffentlichen Behörden, in erster Linie den Gemeinden, gewissermaßen feste Inseln der alten Lohnbedingungen geschaffen werden, an denen sich die steigende Flut der Lohnverschlechterung bricht. Die Wichtigkeit der anständigen Lohnklausel tritt gerade bei den Notstandsarbeiten in das hellste Licht. Denn werden solche Arbeiten an private Unternehmer vergeben, so ist gerade bei ihnen die Gefahr eine große, daß sie die Lage des Arbeitsmarktes rücksichtslos ausnützen, und aus der Notlage der Arbeitslosen besondere Profite einheimen, wenn nicht die vergebenden Kommunen durch die Aufnahme von Arbeitsklauseln in die Kontrakte es zu verhindern suchen. Wo also eigene Regie der Kommunen nicht möglich ist — sie ist unter allen Umständen vor-

zuziehen — da muß auf jeden Fall an dem Grundsatz der Lohnklausel festgehalten werden.

Durch den engen Zusammenhang, der, wie wir sahen, zwischen den Arbeitsnachweisen, der Lohnklausel, der Arbeitslosenfürsorge besteht, dürfte wohl die Notwendigkeit bewiesen sein, die heutigen Arbeitsämter weiter auszubauen und zu Zentralstellen der kommunalen Arbeiterpolitik auszubilden. Diese Arbeitsämter, an deren Verwaltung Vertreter der Arbeiterschaft und des Unternehmertums in gleicher Anzahl zu beteiligen wären, wäre also das gesamte Gebiet der Arbeitsstatistik, der Arbeitsnachweis, die Arbeitslosenfürsorge und die Ueberwachung der sozialpolitischen Gebarung der gesamten kommunalen Verwaltung zu überweisen. Auch die Aufgabe der Auskunftserteilung würde in ihr Nestort fallen. Die Ueberwachung der sozialpolitischen Gebarung der Stadtverwaltung würde das Arbeitsamt bis tief in die Details derselben hineinführen. Gerade dadurch wäre es aber möglich, die Einheitlichkeit sozialpolitischer Praxis in allen Betriebsverwaltungen einer Kommune zu erreichen.

Haben wir uns bisher mit der Untersuchung der Frage beschäftigt, in welcher Weise können die Städte in die allgemeinen Arbeiterverhältnisse eingreifen, und durch welche Institutionen, die auf Hebung der Arbeiterklasse gerichteten Tendenzen unterstützen, so sei der zweite Teil unseres Vortrages der speziellen Arbeiterpolitik gewidmet.

Die von sozialpolitischem Geiste getragene Fürsorge für die von ihnen beschäftigten Arbeiter ist noch sehr jungen Datums. Die Art und Weise, wie in herkömmlicher Weise für diese gesorgt wurde, war eine Mischung aus patriarchalischer Arbeitgebergesinnung und Armenpflege. Setzte sich doch die städtische Arbeiterschaft aus mehr oder weniger erwerbsunfähigen Leuten zusammen, die von der Stadt beschäftigt wurden, um sie nicht ausschließlich der Armenpflege zur Last fallen zu lassen. Daneben wurden, wo es nötig war, vollkräftige Arbeiter beschäftigt. Diese Zustände, deren demoralisierende Wirkungen auf die letzteren nicht ausbleiben konnten, mußten von Grund aus geändert werden, sobald die Tätigkeit der Städte auf wirtschaftlichem Gebiete eine umfassendere wurde. Mit der Entwicklung der städtischen Regiebetriebe stellte sich immer zwingender die Notwendigkeit ein, sich einen Arbeiterkörper zu schaffen, der die größte Tüchtigkeit mit nicht geringerer Zuverlässigkeit verband. Da man nun die früher beschäftigt gewesenen Arbeiter nicht ohne weiteres auf die Straße setzen konnte, wo sie der städtischen Armenpflege anheimgefallen wären, blieb nur der Ausweg über, zwei Arbeiterkörper zu schaffen, von denen der eine die vollleistungsfähigen, der andere die minderwertigen Arbeiter umfaßte, oder durch eine Pensionierung die letzteren aus dem städtischen Dienste auszuschleiden. Sobald man dieses Problem überhaupt in Angriff nahm, mußte man die Verhältnisse der gesamten städtischen Arbeiterschaft nach einheitlichen Gesichtspunkten regeln. In dem gleichen Augenblicke aber, wo die Städte dies taten, konnten sie sich den Einflüssen der allgemeinen Arbeiterbewegung und der Sozialpolitik nicht entziehen. Und diese Einflüsse wurden umso wirksamer, je mehr auf

der einen Seite Arbeitervertreter in die kommunalen Körperschaften einbrangen, und auf der anderen Seite die städtischen Arbeiter durch Organisation von den gewerkschaftlichen Mitteln Gebrauch machten. Der Ausdruck der einheitlichen Regelung der Arbeiterverhältnisse sind die allgemeinen Arbeitsordnungen, die in gleicher Weise für alle städtischen Arbeiter gelten, während den einzelnen Betrieben die Ergänzung derselben durch die den Eigentümlichkeiten des einzelnen Betriebes angepaßten Bestimmungen besonderer Betriebsordnungen überlassen blieb. Die allgemeine Arbeitsordnung erregt schon, weil sie einen größeren Gültigkeitsbereich besitzt, das Interesse der Arbeiterschaft im allgemeinen in höherem Grade, als die einzelne Betriebsordnung. Ihre Wirkung reicht über die Kreise der städtischen Arbeiter hinaus und erstreckt sich auf die Verhältnisse der gesamten Arbeiterschaft der Lokalität. Das gilt besonders da, wo die Städte große, vielleicht sogar die größten Arbeitgeber sind. Ihr Vorgehen bei der Feststellung der Arbeitsbedingungen kann nicht ohne Einfluß auf die Haltung der privaten Arbeitgeber bleiben, wenn schon die persönliche Wirkung nicht die gleiche sein kann, wie von Privatunternehmer zu Privatunternehmer. Die Bedeutung ihres sozialpolitischen Vorgehens wird also darin bestehen, daß sie bestimmte Arbeitsbedingungen in den Arbeitsstatuten niederlegen, die als Vorbild für die private Unternehmerschaft und als Stützpunkte für die gewerkschaftliche Aktion der Arbeiterschaft zu dienen geeignet sind.

Um sich die angestrebte leistungsfähige und zuverlässige Arbeiterschaft heranzuziehen, mußten die Städte nicht nur gute Löhne und anständige Arbeitszeit gewähren, sondern auch die Ständigmachung des Arbeitsverhältnisses zu erreichen suchen, in allen Fällen also auf die Ausnützung der Konjunkturen des allgemeinen Arbeitsmarktes zugunsten der Stadtkasse verzichten. Beginnen wir mit der Ständigmachung des Arbeitsverhältnisses. In den modernen Arbeitsordnungen haben die Städte das Institut des ständigen Arbeiters geschaffen. Der ständige Arbeiter wird in der Absicht dauernder Beschäftigung in Dienst genommen, und muß sich durch eine mehr oder weniger lange Probezeit für seine Anstellung qualifizieren. Ausdrücklich muß aber betont werden, daß der ständige Arbeiter kein Recht auf Ständigkeit besitzt. Er kann jederzeit von der Stadt mit 14tägiger oder monatlicher Kündigung entlassen werden. Die Ständigkeit besteht also im wesentlichen darin, daß der ständige Arbeiter bei zufriedenstellender Führung und Leistung und bei dem Vorhandensein ständiger Arbeit nicht gekündigt werden soll. Es mußten also von den Arbeitsstatuten Bestimmungen getroffen werden, durch die den aus unbegründetem Uebellwillen veranlaßten Versuchen, städtische Arbeiter zu entlassen, in ausreichender Weise entgegengetreten werden konnte. Inwieweit sind nun die Arbeiter gegen derartige Kündigungen geschützt? Die Stabilität des Arbeitsverhältnisses kann einmal durch die Verlängerung der Kündigungsfristen vergrößert werden. Die gleiche Wirkung hat eine Bestimmung, wonach die Arbeiter nach einer gewissen Dienstzeit nur unter Zustimmung der höchsten Verwaltungsbehörde entlassen werden

können, und allgemein die Uebertragung der Annahme und Entlassung der Arbeitskräfte an die höheren Instanzen. Bisher hängt diese in letzter Linie von den Unterbeamten ab, den Werkmeistern, Vorarbeitern zc., d. h. den Instanzen, die nach ihrer Vorbildung und Stellung nur wenig über die Arbeiterschaft sich erheben. Die Erfahrung hat bewiesen, daß gerade diese Elemente am allerwenigsten geeignet sind, über so wichtige Vorgänge, wie es die Annahme und Entlassung eines Arbeiters sind, sachgemäß zu entscheiden. Nur zu häufig nützen sie ihre Macht zu persönlichem Vorteile aus. Mit der Uebertragung der Annahme- und Entlassungsrechte an die höheren Instanzen ist es noch nicht getan. Soll dieselbe einen Fortschritt bedeuten, so muß zugleich das sozialpolitische Verständnis der Techniker ein besseres werden und dürfte es sich empfehlen, ihre Entscheidung von der Anhörung einer Instanz abhängig zu machen, die außerhalb der städtischen Bureaucratie steht, nämlich der von den Arbeitern selbstgewählten Arbeiterausschüsse.

Am wirksamsten wird aber der Schutz der Arbeiter gegen willkürliche Kündigungen dadurch erreicht, daß man das Kündigungsrecht der Behörden an gewisse Voraussetzungen knüpft. So enthalten einige Arbeitsordnungen die Bestimmung, daß ständige Arbeiter bei Arbeitsmangel in dem sie bisher beschäftigenden Dienstzweige nicht ohne weiteres entlassen werden, sondern daß der Versuch gemacht werden soll, sie in anderen Zweigen der städtischen Verwaltung unterzubringen. Noch weiter geht ein Paragraph des Berliner Arbeiterpensionsstatuts, bisher der einzige seiner Art. Danach erhalten Personen mit mehr als 15jähriger Dienstzeit, denen das Arbeitsverhältnis aus Gründen gekündigt wird, die nicht in ihrer Person liegen, und denen eine ihren Kräften entsprechende Beschäftigung nicht gegeben werden kann, die Hälfte des nach dem Pensionsstatut zu gewährenden Ruhegeldes. Man darf überzeugt sein, daß leichtfertige Entlassungen älterer Arbeiter, die leider nur zu häufig sind, in Zukunft schon durch die Rücksicht auf die städtische Kasse unmöglich gemacht werden.

Nach gegen Kündigung, die wegen gewerkschaftlicher- oder politischer Tätigkeit der Arbeiter zahlreich genug vorkommen, wäre eine Schutzbestimmung sehr angebracht. Wir finden ein Vorbild einer solchen in einer Vorschrift des Londoner Grasschaftsrats, die wörtlich lautet: „Niemand, der im Dienste des Grasschaftsrates steht, soll dadurch in irgend einer Weise benachteiligt werden, daß er einer Gewerbe- oder sonstigen Organisation angehört. Kein Beamter oder Vorarbeiter soll direkt oder indirekt, und unter keinerlei Vorwand Nachforschungen anstellen, ob ein Arbeiter zu einer Gewerkschaft gehört oder nicht. Sollte er durch irgend einen Zufall davon Kenntnis erhalten, so soll er deshalb in der Behandlung keinen Unterschied machen. Jeder Eingriff in die Freiheit der Arbeiter in dieser Beziehung, ob nun von Beamten, Vorarbeitern oder sonstigen, in den Betrieben des Rates beschäftigten Personen wird sofortige Entlassung nach sich ziehen.“

Wie man sieht, fehlt noch sehr viel daran, daß die Sicherheit der Arbeiterstellung eine ausreichende ist. Auch wenn man daran fest-

halten will, die städtischen Arbeiter nicht lebenslänglich anzustellen, so läßt sich doch ihre Stellung sehr leicht viel würdiger und dauerhafter gestalten, als das nach den allgemeinen Arbeitsordnungen der meisten Städte der Fall ist. Verlängerung der Kündigungsfrist, weitgehender Schutz gegen die Willkür der Unterbeamten und Vorarbeiter, vor allem bei der Verhängung von Strafen und Kündigung, die Ordnung des Beschwerdeweges und überhaupt der Erlass von Bestimmungen, die das Ermessen der Behörden einschränken, das sind ebensoviele Bedingungen für die Schöpfung einer ständigen Arbeiterschaft.

Wir kommen nunmehr zu der kommunalen Lohnpolitik, und wollen dieselbe unter dem Gesichtspunkte betrachten, inwiefern in ihr Tendenzen zum Ausdruck kommen, die Lohnhöhe nach dem Bedarfe des Arbeiters zu bemessen. Der heutige Arbeitsmarkt kennt nur Differenzierungen der Löhne nach der Art der Berufe und innerhalb der Berufe nach der Tüchtigkeit des einzelnen Arbeiters. Die Höhe der so differenzierten Löhne schwankt nach den Konjunkturen des wirtschaftlichen Lebens. Jede Beziehung zwischen Bedarf und Lohnhöhe fehlt. Das Wachsen des Bedarfes ist nicht abhängig von der Berufsart des Arbeiters und ebensowenig von seiner Tüchtigkeit.

Für das Wachsen des Bedarfes im wesentlichen sind die folgenden Faktoren bestimmend: In erster Linie wäre der Familienstand zu nennen, ob der Arbeiter ledig oder verheiratet ist oder nicht, ob er Kinder hat oder keine, ob er überhaupt Fürsorgeverpflichtungen oder keine hat. Dann Jahreszeiten, die Ausgaben des Arbeiters sind im Winter höher als im Sommer. Drittens käme die Bedarfsteigerung infolge von Krankheiten, Unfällen u. s. w. in Betracht. Und schließlich wäre zu berücksichtigen, daß auch der Arbeiter so gut wie der geistig arbeitende Beamte einer Erholung, eines Urlaubs bedarf.

Die gewerkschaftliche Bewegung der Arbeiter hat als ein Hauptziel eine Beziehung zwischen Lohnhöhe und Bedarf, allerdings in der beruflich qualifizierten Form, herzustellen. In den Bestrebungen um die Fixierung eines Minimallohnes wird ausdrücklich hervorgehoben, daß dieser Minimallohn ein zum Leben ausreichender sein soll. Der Minimallohn selbst ist aber bei den verschiedenen Berufen verschieden. Dagegen hat die Gewerkschaftsbewegung die Fixierung des Lohnes nach dem Umfang des Bedarfes, wie er durch den Familienstand u. s. w. bedingt wird, nicht in Angriff genommen, wenn schon sie ihn z. B. bei der Zahlung von Arbeitslosenunterstützung, Streikgeld u. s. w. berücksichtigt. Hier kann nun die kommunale Sozialpolitik in wahrhaft fortschrittlicher Weise für die von den Städten beschäftigten Arbeiter einsetzen, und damit ein Vorbild schaffen, das auch auf die allgemeinen Arbeiterverhältnisse von Einfluß sein soll. Die Kommunen sollen ihre Arbeiter so entlohnen, daß der gezahlte Lohn für ihre Bedürfnisse voll ausreicht, also nicht nur den Grundsatz des Living wage zur Durchführung bringen, sondern auch die Faktoren, die das Wachsen des Bedarfes bestimmen, berücksichtigen und durch die Differenzierung der Löhne, bezw. durch die Zahlung besonderer Bedarfzuschläge ihnen Rechnung tragen.

Die Berücksichtigung des Grundsatzes von dem Living wage können wir überall da verfolgen, wo von den Städten Minimallohne festgesetzt worden sind. Ausdrücklich wird in den Begründungen der Minimallohne hervorgehoben, daß die festgesetzten Löhne auskömmliche sein, also den Minimalbedarf der Familie decken sollen. So heißt es z. B. in einer Mannheimer Vorlage vom Jahre 1900: „Den teuern Lebensverhältnissen Mannheims gegenüber habe die Stadtgemeinde die Verpflichtung, ihre Arbeiter auskömmlich zu entlohnen, wengleich infolge der Arbeiterentlassungen einzelner Fabriken billigere Arbeitskräfte erhältlich seien. Eine Kommunalverwaltung habe ungleich mehr, als der private Arbeitgeber, neben dem finanziellen Gesichtspunkte auch das ethische Moment zu berücksichtigen, das verlange, daß die Gemeinde als Arbeitgeberin großen Stils im Falle einer Krisis durch ihr Beispiel die Depression der Arbeitslöhne nach Kräften hintanzuhalten suche.“ Hier ist also weiter der Gedanke ausgesprochen, daß die Minimallohne von den Konjunkturen des Arbeitsmarktes unabhängig sein sollen, und das ist in der Tat für die Arbeiterschaft von der größten Bedeutung. Ein Minimallohn, der die Schwankungen des Arbeitsmarktes mitmacht, verliert jede Bedeutung für die Arbeiterschaft, und setzt sich außerdem in Widerspruch mit dem Grundsatz, der die Einsetzung von Minimallohnen überhaupt allein rechtfertigt, dem Satze nämlich, daß die Löhne dem Arbeiter die Bestreitung des Unterhaltes für sich und seine Familie möglich machen sollen. Der Bedarf der Arbeiterfamilie ist von den Konjunkturen des Arbeitsmarktes vollständig unabhängig.

Die Berücksichtigung des Bedarfes finden wir dann ferner wirksam in den Lohnklassentariifen mit Dienstaltersklassen, durch die die Kommunen in neuerer Zeit die Lohnverhältnisse ihrer Arbeiter geregelt haben. Darin kommt recht deutlich die Tatsache zum Ausdruck, daß auch der Arbeiter wie der Beamte mit steigendem Alter einen größeren Bedarf hat, und daß es die Pflicht der Kommune ist, für diesen größeren Bedarf die erforderlichen Mittel bereit zu stellen. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, hervorzuheben, daß die Lohnklassentariife ihre Existenz nicht ausschließlich der sozialpolitischen Rücksicht auf den gesteigerten Bedarf verdanken. Es war ebenso sehr das Interesse der Stadtverwaltungen an der Gewinnung einer ständigen, möglichst tüchtigen und eifrigen Arbeiterschaft wirksam. Aber an der Tatsache selbst, daß in diesen Tariifen die Bedarfsberücksichtigung sich ausprägt, wird dadurch nichts geändert. Sie bleibt das sozialpolitisch Wesentliche in dieser Anordnung der Lohnverhältnisse. Besonders deutlich wird dies auch dadurch bewiesen, daß man gerade in der Berücksichtigung der Bedarfssteigerung einen Hauptgrund gegen die Einführung von Lohnitariifen gefunden hat. Man hat bestritten, daß die Bedarfssteigerung bei den Arbeitern in gleicher Weise wachse, wie bei den Beamten, wobei man meist nur die oberen Beamten im Auge hatte. Zwischen den unteren Beamten und Bediensteten auf der einen Seite und den Arbeitern auf der anderen läßt sich kein Unterschied konstatieren. So lange, bis die Kinder ertverbsfähig werden, und das ist bei dem

Kinderreichtum der Arbeiterfamilien eine lange Zeit, so lange wächst auch der Bedarf derselben in gleicher Weise wie der der Beamtenfamilien.

Nach den Lohnstarifen mit Dienstalterstufen erreichen also die Arbeiter in Lohnstufen nach einem gewissen Zeitraume von verschieden langer Dauer ihr Lohnmaximum, und sie erreichen dasselbe bei zufriedenstellender Führung und guten Leistungen, ohne daß es einer ausdrücklichen Promotion bedürfte. Sie erwerben durch die Dauer ihrer Dienstzeit einen gewissen Anspruch auf die Erhöhung ihres Lohnes. Außer der bereits erwähnten Bedarfsberücksichtigung bringen also die Lohnstarife den weiteren Fortschritt, daß die von den Verwaltungen gezahlten Lohnsteigerungen nun nicht mehr ganz ausschließlich nach dem Ermessen der Aemter erfolgen, sondern daß diese an feste Grundsätze gebunden sind. Da selbst dort, wo die Festsetzung der Löhne und die Gewährung von Zuschlägen Sache der Amtsvorstände gewesen ist, in letzter Linie doch die Empfehlung und das Urteil der Unterbeamten entscheidend waren, so bedeutet jede Beschränkung der Behördenwillkür auf dem Gebiete der Lohnpolitik einen großen sozialpolitischen Fortschritt.

In den Lohnstarifen mit ihrer Festsetzung eines Minimallohnes und mit ihren Lohnsteigerungen nach dem Dienstalter kommt also in doppelter Weise die Tendenz zum Ausdruck, die Löhne der städtischen Arbeiterschaft ihrem Bedarfe anzupassen. Diese Tendenz ist so stark, daß sich auch die Stadtverwaltungen ihr nicht entziehen können, die wie z. B. Karlsruhe, die Einrichtung eines Lohnklassentarifes aus verschiedenen, aber nicht stichhaltigen Gründen abgelehnt haben. Nach einer Bestimmung des Karlsruher Arbeitsstatutes soll nämlich den ständigen Arbeitern ihr Lohn nicht verkürzt werden, auch wenn der ortsübliche Wert ihrer Leistungen unter den Betrag ihres Lohnes sinkt. Klarer kann kaum ausgesprochen werden, daß der Lohn des Arbeiters nicht von seiner Leistung allein abhängen soll, sondern daß auch andere Momente, insbesondere das Bedarfsmoment für ihn bestimmend sein sollen. Damit ist ein außerordentlich wertvoller, sehr fruchtbarer Gedanke, in die städtische Lohnpolitik im besonderen, damit auch in die allgemeine Lohnpolitik eingeführt, und das Ziel jeder wahren Sozialpolitik, das Niveau der Löhne und der durch diese bedingten Lebenshaltung der Arbeiterklasse dauernd zu erhöhen, seiner Verwirklichung bedeutend näher gebracht. Indem die Kommunen daran festhalten, die einmal festgesetzten Minimallohne des Tarifes auch in Zeiten der Depression festzuhalten, heben sie die von ihnen beschäftigten Arbeiter aus den Schwankungen des Arbeitsmarktes heraus.

Wir haben bisher dargestellt, inwiefern bei der Feststellung der Arbeitslöhne im allgemeinen die Bedarfsberücksichtigung eine Rolle spielt. Wir kommen nunmehr dazu, aufzuzeigen, in welcher Ausdehnung Bedarfszuschläge in einzelnen Fällen besonderer Bedarfssteigerungen von den Kommunen gewährt werden.

Der Bedarf des Arbeiters wird seinem Umfange nach durch den Familienstand bestimmt. Der private Arbeitsmarkt macht keine Unterschiede nach dem Familienstande, da der allgemein gültige Grundsatz,

jede Ware billigst einzukaufen, auch für die Ware Arbeitskraft gilt. Anders liegen die Verhältnisse bei den öffentlichen Gemeinwesen. Sie können sich bei ihrer Arbeiterpolitik von den Regeln des privaten Arbeitsmarktes mit Erfolg so lange befreien, als sie die Arbeitsbedingungen günstiger normieren als die dort zur Zeit gebräuchlichen. Sie wären also auch im Stande, den Bedarfsunterschied zwischen ledigen und verheirateten Arbeitern in der Lohnhöhe zum Ausdruck zu bringen, sofern sie nur den ersteren die branchenüblichen Löhne des Arbeitsmarktes zahlen. Beispiel einer solchen Berücksichtigung des Familienstandes durch die kommunale Lohnpolitik sind außerordentlich selten. Uns sind nur zwei bekannt, die der Städte Frankfurt a. M. und Ulm. In Frankfurt erhalten die unter 30 Jahre alten Arbeiter, die weder Frau noch Kinder haben, einen um 40 Pf. bzw. 50 Pf. geringeren Lohn, die Differenz wird ihnen in der Form von Spareinlagen gutgeschrieben, die sie bei besonderen Anlässen erheben können. In Ulm erhalten die verheirateten Arbeiter eine höhere Alterspension als die ledigen, wobei zugleich noch die Zahl der schulpflichtigen Kinder Berücksichtigung findet.

Die durch die Jahreszeiten verursachte Bedarfssteigerung findet ebenfalls in der kommunalen Lohnpolitik ihre Berücksichtigung. Dabei wird zugleich wieder einmal der rein privatwirtschaftliche Grundsatz von der Korrespondenz des Lohnes und der Leistung durchbrochen. Bei Arbeitern, die im Freien ohne Anwendung künstlicher Beleuchtung beschäftigt sind, muß im Winter das Lohneinkommen niedriger sein als im Sommer, da ihre Leistung eine geringere ist und kein Unternehmer für die geringere Leistung den gleichen Lohnsatz zahlt. Gerade dann, wenn der Bedarf der Arbeiter durch die Kosten für Heizung und Beleuchtung, für bessere Kleidung und Ernährung gesteigert wird, sind ihre Mittel bedeutend kleinere. Um diesem Uebelstand zu begegnen, werden von einigen Kommunen die Stundenlöhne im Winter erhöht, von anderen sogar die gleichen Tagelöhne wie im Sommer bezahlt. Streng genommen kann man hier nicht von Lohnzuschlägen reden, da das Lohneinkommen der Arbeiter im Winter höchstens das gleiche bleibt.

Wir kommen schließlich zu den Faktoren der Bedarfssteigerung: Krankheit, Feiertage, Urlaub. Die Arbeiterversicherung zahlt dem erkrankten oder durch Unfall verunglückten Arbeiter ein Krankengeld oder eine Unfallrente, die unter allen Umständen unter dem von dem Arbeiter verdienten Lohneinkommen bleiben. Sie tut das in beiden Fällen, um ein Uebertouern des Simulantenwesens zu verhindern und den Kranken oder verunglückten Arbeiter zur möglichst frühzeitigen Wiederaufnahme der Arbeit zu veranlassen. Die finanzielle Rücksicht auf die zahlenden Kassen hat also die Rücksicht auf die Bedarfssteigerung, die eine notwendige Folge der Krankheit und des Unfalls ist, zurückgedrängt. Hier haben nun die Städte eingegriffen und die Nachteile der Kranken- und Unfallversicherung dadurch ausgeglichen, daß sie ihren ständigen Arbeitern einen Zuschuß bis auf die Höhe des vollen Lohnes gewähren. Weniger verbreitet ist die Gewährung von Urlaub an die gesunden Arbeiter unter Fortzahlung des Lohnes. Meist wird die Ur-

Laubsgewährung an die Ableistung einer gewissen Dienstleistung gebunden und steigt mit der Länge der Dienstzeit.

Wir haben bisher eine Reihe von Erscheinungen der kommunalen Lohnpolitik besprochen, durch die sich dieselbe in fortschrittlicher Weise von der des privaten Unternehmertums unterscheidet. Leider sind aber diese Erscheinungen fürs erste auf wenige Städte beschränkt, die den Versuch gemacht haben, sich als Musterarbeitgeber zu zeigen. Ihnen gegenüber steht noch die große Masse der Kommunen, die von jedem Hauche fortschrittlicher Sozialpolitik unberührt sind. Sie ordnen ihre Lohnpolitik nicht nach dem Gesichtspunkte der ausreichenden Lebenshaltung der Arbeiterschaft, sondern lassen sich bei der Aufstellung der Lohnbedingungen, wie überhaupt der Arbeitsbedingungen in erster Linie von der Rücksicht auf das private Unternehmertum leiten. Sein Privileg, möglichst niedrige Löhne zu zahlen, darf in keiner Weise von den städtischen Verwaltungen angetastet werden — im Gegenteil, die Städte erscheinen nach diesen Auffassungen in ihrem Verhältnis zu den städtischen Arbeitern auch nur als private Unternehmer, deren Pflicht es ist, auf dem billigsten Arbeitsmarkte zu kaufen, sich die Konjunkturschwankungen auf ihm rücksichtslos zunutze zu machen. Daß die Kommunen mehr sind als Privatunternehmer, mehr als Schutz- und Versicherungsanstalten des in ihren Bezirken ansässigen Besitzes, daß sie vielmehr große und wichtige soziale Aufgaben zu erfüllen haben, das ist ein Gedanke, der sich nur langsam durchsetzt, umso langsamer, als seine Durchführung mit pekuniärer Belastung verknüpft ist. Die Gewährung der besonderen Vergünstigungen an die städtischen Arbeiter seitens der Kommune, wie ich sie Ihnen bisher vorgeführt habe, erfordert natürlich einen Mehraufwand. Aber dieser Mehraufwand ist außerordentlich gering, wenn wir ihn mit den Kosten einer durchgreifenden Aufbesserung der Löhne der städtischen Arbeiterschaft vergleichen. Daher auch die Erscheinung, daß in den Städten zwar die genannten Vergünstigungen gewährt werden, aber das allgemeine Lohnniveau ein skandalös niedriges bleibt. Es gibt daher keinen besseren Prüfstein für die sozialpolitische Gesinnung einer Stadtverwaltung, als wie die Höhe der Arbeitslöhne, die sie ihren Arbeitern zahlt. Ihr gegenüber kommt den in der jüngsten Zeit entwickelten Einrichtungen sozialpolitischer Berücksichtigung des Bedarfes nur eine sekundäre Bedeutung zu. Ihre Bedeutung besteht vor allem darin, daß sie Anzeichen sind für die gründliche Aenderung zum Besseren, die sich in der Auffassung von dem Verhältnis zwischen der Stadtgemeinde und ihren Arbeitern vollzieht. Aber die Gefahr ist mit ihnen verknüpft, daß die primäre Aufgabe, die Verbesserung der Löhne, vernachlässigt wird, ja, daß sie dazu dienen müssen, der Arbeiterschaft eine arbeiterfreundliche Politik vorzutauschen.

In der Einführung einer besonderen Invaliditätsversicherung, mag nun die Invalidität eine Folge von Krankheit, Unfall oder Alter sein, haben wir einen wesentlichen Bestandteil der Bestrebungen der kommunalen Arbeiterpolitik zu sehen, die die Ausbildung einer ständigen Arbeiterschaft zum Ziele haben. Ich habe bereits oben darauf hingewiesen, welche Gründe die Städte zu einer fundamentalen Neuregelung

ihrer Arbeiterverhältnisse veranlaßt haben. Der Arbeiterkörper mußte leistungsfähiger gestaltet werden, und es mußten daher die nicht mehr voll leistungsfähigen, zum guten Teil aus Gründen der Armenpflege beschäftigten Elemente ausgeschieden werden. Für die leistungsunfähig gewordenen Arbeiter mußte irgendwie gesorgt werden, wollte man dieselben nicht der Armenpflege anheimfallen lassen. Und da die staatliche Invaliden- und Altersunterstützung nicht ausreicht, auch nur den bescheidensten Lebensunterhalt zu decken, stellte sich die Gewährung eines städtischen Zuschusses als notwendig heraus. Die kommunale Alters- und Invalidenpension empfahl sich ferner aus dem Grunde, weil sie geeignet erschien, tüchtige und leistungsfähige Arbeiter in städtischen Diensten festzuhalten. Wußten die Arbeiter, daß sie nicht mehr wie bisher nach Verbrauch ihrer Arbeitskraft im städtischen Dienst rücksichtslos der entwürdigenden Armenpflege überwiesen werden würden, daß sie vielmehr imstande sein würden, im Besitze der städtischen und staatlichen Renten ihren Lebensabend in erträglichen Einkommensverhältnissen zu verbringen, so lag darin für sie ein starker Anreiz, in städtischen Diensten zu bleiben, und nicht um geringer Lohnaufbesserungen willen in den Dienst der privaten Unternehmung zu treten. Mit den versicherungstechnischen Gründen vereinigten sich sozialpolitische und moralische Erwägungen. „Man empfindet es,“ heißt es in der Begründung der Freiburger Vorlage, „als eine Härte, daß der Mann, welcher längere Zeit im Dienste der Stadt zur Erreichung öffentlicher schöner Zwecke seine Schuldigkeit getan und ohne eigenes Verfehlen seine volle Erwerbsfähigkeit verloren hat, nunmehr um die öffentliche Armenunterstützung nachsuchen soll, welche jedem anderen im Notfalle auch zusteht und welche überdies mit dem bekannten Verlust öffentlicher Rechte verbunden ist.“ Ganz ähnlich wird in der Stuttgarter Begründung betont, daß ein im Dienste der Stadt ergrauter, versorgungsbedürftiger Arbeiter in einer wesentlichen anderen Beziehung zu dieser Stadt steht, als irgend ein beliebiger anderer Einwohner, der die Armenpflege in Anspruch nimmt. Die formelle Gleichstellung beider wäre ein handgreifliches materielles Unrecht. Weiter wird darauf hingewiesen, daß die Ueberweisung der im städtischen Dienste ergrauten Arbeiter an die Armenpflege nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen sie im Vergleich zu den sonstigen armenpflegeberechtigten Einwohnern sei, sondern auch sich gegenüber der Pensionierung der städtischen Beamten nicht verteidigen lasse. Man gibt zu, daß der historische Unterschied zwischen städtischen Beamten und Arbeitern ebensowenig innerlich begründet ist, als die Unterscheidung, die man früher zwischen Staatsdienern und Angestellten im Gebiete der Staatsverwaltung zu machen pflegte. In der Tat ist der Unterschied zwischen Beamten und Arbeitern in den letzten Jahren der Entwicklung städtischer Verwaltung bereits in nicht geringem Umfange ausgeglichen worden. Eine ganze Zahl von Arbeitergruppen hat Aufnahme in die Beamenschaft gefunden und untersteht dem Beamten- und nicht dem Arbeiterstatute. Maschinen- und Werkstattmeister bei den Wasserwerken, Gasanstalten, den Vieh- und Schlachthöfen, Gas- und Heizkontrollore, Telegraphenmechaniker,

Monteure und Rohrmeister der Gaswerke und ähnliche Arbeitergruppen werden bereits in manchen Städten zu den Beamten gerechnet. Außerdem schiebt sich zwischen die eigentlichen Beamten und Arbeiter die große Klasse der sogenannten Bediensteten ein, die wie die Beamten im Pensionsgenusse stehen, deren Dienste aber nach Qualität und Entlohnung sich nicht über die der Arbeiter erheben. Tatsächlich ist der Gegensatz zwischen Beamten und Arbeitern nur ein künstlich konstruierter, der mit der fortschreitenden Entwicklung städtischer Betriebswirtschaft verschwinden wird. Wohl würde sich heute das Standesgefühl des städtischen Beamten höchlichst entrüsten, wenn man den Straßent Lehrern gleichfalls den schönen Titel städtischer Beamter verleihen würde, und er in folgedessen gezwungen würde, in demselben seinen Kollegen zu sehen. Wenn schon, wie Laband treffend sagt, es dem bürokratischen Dünkel nicht behagen mochte, daß der Herr Rat und der Bote unter dieselbe juristische Begriffskategorie gehören sollten, mit wie viel größerer Abneigung muß er die Ausdehnung dieses Begriffes auch auf die städtischen Arbeiter betrachten! Auf die Dauer wird es aber nicht möglich sein, die Scheidung zwischen Beamten und Arbeitern aufrecht zu erhalten, nachdem es fast unmöglich geworden ist, zwischen den Funktionen einzelner Beamtenkategorien und der Tätigkeit des verträglich verwendeten Arbeiterpersonals zu unterscheiden. Die Anerkennung des Grundsatzes, daß jede Person, gleichviel ob sie ihre geistigen oder körperlichen Kräfte in den Dienst einer Stadt stellt, durch langjährige Dienstzeit bei eintretender Dienstunfähigkeit für sich selbst und im Todesfalle für ihre Angehörigen das Recht auf eine Unterhaltsrente erwirbt, wird sich im Laufe der Zeit durchsetzen und ist auf dem besten Wege dazu. Wenn die städtischen Arbeiter Gleichstellung mit den städtischen Beamten anstreben, so ist es außer der Ständigkeit der Beschäftigung dieses Ziel, das sie im Auge haben.

Schließlich sind die Stadtverwaltungen zu der Erkenntnis gelangt, daß es der Würde der Stadt nicht entsprechen kann, wenn sie nach der Manier der privaten Unternehmer ihre Arbeiter, deren Arbeitskraft sie vielleicht Jahrzehnte lang ausgenützt hat, wie eine ausgepreßte Zitrone aufs Pflaster wirft, und ihre Dienste am Ende mit der Armenpflege lohnt. Lassen wir einmal hier den Oberbürgermeister der Stadt Worms reden. Als Arbeitgeberin, so sagt er, hat eine öffentliche Korporation bei der Regelung des zwischen ihr und ihren Bediensteten bestehenden Verhältnisses zweifellos nicht sich von fiskalischen Gesichtspunkten leiten zu lassen. Sie hat vielmehr die Aufgabe, unter Berücksichtigung der übrigen von ihr zu wahrhenden Interessen, ihre Betriebe als Musteranstalten der Arbeiterfürsorge zu gestalten, und dadurch vorbildlich und anregend auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge zu wirken. Damit ist dann auch der Einwand a limine abgewiesen, mit dem von Unternehmerseite das sozialpolitische Handeln der Städte angegriffen wird. Immer wird nämlich von dieser Seite der verhängnisvolle Einfluß der kommunalen Sozialpolitik auf die privaten Arbeitsverhältnisse denunziert. Sie fürchten, daß auch sie durch die Gewährung besonderer Vergünstigungen an die städtischen Arbeiter zu ähnlichen

Leistungen gezwungen und in der Höhe ihres Profites beschränkt werden könnten.

Suchen wir die Bedeutung der dargestellten Motive für das Vorgehen der Stadtverwaltung gegeneinander abzuwägen, so müssen wir den verwaltungstechnischen Zweckmäßigkeitsgründen, und den finanziellen Sparjamkeitsüberlegungen wohl die erste Stelle zuweisen. Daneben spielen die sozialpolitischen und moralischen Momente eine viel geringere Rolle, und ihr Einfluß würde sich noch viel weniger durchgesetzt haben, wenn sie nicht durch die Tätigkeit der Arbeiterbewegung an Gewicht gewonnen hätten. Ueberall haben die Gewerkschaften im allgemeinen, die der städtischen Arbeiter im besonderen, und neben ihnen die in den Stadtverwaltungen sitzenden Arbeitervertreter den Gang der sozialpolitischen Entwicklung beschleunigt. An zahlreichen Orten haben ihre Anträge den Anstoß gegeben, daß sich die städtischen Behörden überhaupt einmal mit der Lage ihrer Arbeiter beschäftigten. So hat z. B. in Frankfurt a. M. der Streik der Arbeiter im städtischen Hafen im Sommer 1896 die beabsichtigte Regelung der Arbeitsverhältnisse ganz beträchtlich beschleunigt, und zweifellos dazu beigetragen, daß die allgemeine Arbeitsordnung ein sozialpolitisch fortgeschritteneres Gepräge bekam.

Die Städte gewähren ihren Arbeitern keinen Rechtsanspruch auf die von ihnen eingerichtete Invalidenversorgung, wenn schon sie besorgt sind, klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen, daß die gewährte Anwartschaft so gut wie ein klagbares Recht ist. Gründe verschiedener Art haben sie zu diesem Verhalten bestimmt. Da war einmal die Rücksicht auf das Invalidenversicherungsgesetz des Reiches, das im Falle eines Rechtsanspruches der städtischen Arbeiter die reichsgesetzlichen Renten, soweit sie mit den städtischen Renten über einen bestimmten Betrag hinausgehen, zum Vorteile der Versicherungsanstalt gekürzt hätte. Ein weiterer Grund wurde in dem Mangel genügender statistischer Daten über die finanzielle Tragweite einer städtischen Invalidenversorgung gefunden. Weiter mahnt, wie z. B. die Karlsruher Begründung einer Invalidenversorgungsvorlage betont, der geringe Bildungsstand der Arbeiter zur Vorsicht, der nach den Worten der Vorlage ihnen nicht zur Schuld angerechnet wird, aber tatsächlich vorliegt, und die Erkenntnis der aus dem Dienstverhältnisse entspringenden moralischen Verpflichtungen häufig trübt. Die angebliche Erziehungsbedürftigkeit der ständigen städtischen Arbeiterschaft zu unbedingter Zuverlässigkeit, Diensttreue, Gehorsam, und wie die angeblich so hoch zu schätzenden Eigenschaften des Beamtentums sonst heißen mögen, wird mit besonderer Vorliebe angeführt, um die Ablehnung eines Rechtsanspruches zu begründen. Erst wenn die Arbeiter den Charaktertypus des Beamtentums erworben hätten, könnte ihnen als reife Frucht das Recht auf dauernde Besoldung zufallen. Dieser Ausführung gegenüber wirft sich die Frage auf, ob diese Erziehung der Arbeiterschaft zum Beamtentum etwas vom Standpunkte der Allgemeinheit so wünschenswertes ist. Und daran schließt sich von selbst die zweite Frage, ob die Arbeiter selbst eine solche Erziehungsnotwendigkeit anerkennen und sich derselben

unterwerfen wollen. Soweit ich die städtische Arbeiterschaft kenne, glaube ich kaum, daß sie die Bestrebungen, das Arbeitsverhältnis in ein Beamtenverhältnis zu verwandeln, mit großer Begeisterung aufnimmt. Sie will nicht aus ihrem Zusammenhange mit der Arbeiterschaft gelöst werden, und ist nicht so töricht, dadurch ihre eigene Kraft zu schwächen. Die städtischen Arbeiter wollen bessere Arbeitsbedingungen und Sicherheit gegen die Launen ihrer Vorgesetzten. Sie denken aber nicht daran, die Freiheit des Handelns und das eigentümliche Wesen ihrer Existenzverhältnisse aufzugeben. Sie wollen nicht den Rechtsanspruch auf die Invalidenversorgung und die sonstigen Vergünstigungen eintauschen gegen die neuen, schwereren Fesseln eines Arbeiterbeamtentums.

Mit dem Fehlen eines Rechtsanspruches hängt es auch aufs engste zusammen, daß in den meisten Städten von den Arbeitern keine Beitragsleistungen zu der städtischen Invalidenversicherung erhoben werden. Hätte man den Arbeitern Beiträge abverlangt, so hätte man ihnen auch einen Rechtsanspruch gewähren müssen, wollte man nicht den ersten Grundsätzen sozialer Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen. Die beiden Städte München und Nürnberg, die allein Beiträge erheben, erteilen auch den Mitgliedern ihrer Versorgungskassen einen Rechtsanspruch auf die Versorgungsbezüge. Man hat nun darüber gestritten, ob kein Rechtsanspruch und keine Beitragsleistung, für die Arbeiter vorteilhafter sei, oder Rechtsanspruch mit Beiträgen. Zur richtigen Beurteilung dieser Frage muß man berücksichtigen, daß auch in München durch den Rechtsanspruch das Kündigungsrecht der Stadtgemeinde in keiner Weise beschränkt wird. Wird einem Mitgliede der Versorgungskasse von dem Magistrat gekündigt, so verliert es jeden Rentenanspruch. Es hängt also durchaus von dem sozialpolitischen Geist im Magistrat und in der Verwaltung ab, ob die Arbeiter von ihrem Rechtsanspruch irgend einen Vorteil haben werden. Gegenüber diesem höchst prekären Rechtsanspruch der Münchener Arbeiter kann die Lage der Arbeiter in den Städten ohne Rechtsanspruch eine mindestens ebenso günstige sein, sofern nur dafür gesorgt ist, daß die Versagung der Rente in einer zweiten Instanz nachgeprüft werden kann, außerdem aber die Ständigkeit der Beschäftigung besser gesichert ist, als in München.

Fragen wir aber, von welcher Position aus Rechtsanspruch mit Beitragsleistung oder kein Rechtsanspruch und keine Beitragsleistung, die Weiterentwicklung des städtischen Arbeitsverhältnisses sich leichter vollziehen wird, so finden wir in der Entwicklung der Beamtenverhältnisse eine Antwort. Bei dem Uebergang von der Versagung zu der Gewährung eines Rechtsanspruches handelt es sich um einen weittragenden prinzipiellen Fortschritt, der nicht leicht errungen werden kann. Bei dem Verzicht auf Beiträge handelt es sich dagegen nur um eine indirekte Lohnerhöhung, die nicht mehr und nicht minder schwierig erreicht wird, als jede andere Lohnerhöhung. Die Konsequenzen für die praktische Tätigkeit lassen sich aus dieser Gegenüberstellung ohne Schwierigkeit ziehen. In der Tat wird von den Vertretern der Arbeiter das Fehlen eines Rechtsanspruches als die zentrale Position betrachtet, gegen die sie ihre Angriffe in erster Linie richten.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen angelangt. Es war meine Aufgabe gewesen, ihnen zu zeigen, in welcher Weise die Städte durch eine gesunde Arbeiterpolitik die Bestrebungen der gewerkschaftlichen Bewegung nach günstigeren Arbeitsbedingungen, höheren Löhnen, kürzerer Arbeitszeit, größerer Ständigkeit der Beschäftigung, zu unterstützen vermögen, und in welcher Ausdehnung sie durch geeignete Einrichtungen diese Zwecke befördert haben. Wir haben diese Vorgänge sowohl auf dem Gebiete der allgemeinen, wie auf dem der besonderen städtischen Arbeiterverhältnisse verfolgt. In dem engen Rahmen meines Vortrages war natürlich nichts anderes möglich, als die leitenden Gesichtspunkte aufzustellen und zu prüfen. Wir mußten es uns versagen, in die nicht weniger interessanten Einzelheiten einzugehen. Doch ist es mir dabei hoffentlich gelungen, ihnen die Punkte zu bezeichnen, an denen die Weiterentwicklung der kommunalen Arbeiterpolitik ansetzen wird. Wie die kommunale Sozialpolitik überhaupt, steht auch die kommunale Arbeiterpolitik in den Anfängen ihres Seins. Wenn wir aber ihre Resultate betrachten, so müssen wir vorurteilslos zugeben, daß dieselben im Verhältnis zur Kürze der Entwicklungsdauer recht bedeutende sind. Und der bisherige Verlauf berechtigt uns zu der Hoffnung, daß der Fortschritt der kommunalen Sozialpolitik auch in Zukunft ein gleich entschiedener und rascher sein wird, wie bisher.

Ziele und Wege einer Heimarbeitgesetzgebung.

Dies ist der Titel der neuesten Arbeit des k. k. Professors und Handelssekretärs Dr. E. Schwiedland.¹⁾

Schwiedland ist bekannt als Forscher auf gewerblichem Gebiete. Wenn wir diese seine neueste Arbeit über die Heimarbeitgesetzgebung unseren Lesern vorführen, so danken wir dem Verfasser, daß wir in der Lage sind, alles Wissenswerte der Heimarbeitgesetzgebung diesseits und jenseits des Ozeans mitteilen zu können, und sagen wir es gleich heraus, wir finden, daß die Heimarbeitgesetzgebung neben wenig Licht viel Schatten verbreitet, hier wie dort, und nur zu gerecht ist Schwiedland, wenn er aus den Zeilen herausfühlen läßt, es wird viel versprochen, viel versucht, mit Palliativmitteln ist man gerne bei der Hand, aber abgeholfen wird nie und nirgends; zu was auch. Der Heimarbeit gründlich an den Leib zu rücken, hieße die Werkstatтары verteuern. Daß die Konkurrenz immer schwieriger wird, rücksichtsloser werden muß, um im Daseinskampfe zu bestehen, was kümmert das die Lenker der gewerblichen Geschicke! Der Heimarbeiter ist ja da und wird billiger arbeiten.

Das vorliegende Buch behandelt die Verlagsarbeit in der Gegenwart. Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Verlags-

¹⁾ 2. ergänzte Auflage. Wien. Manz. 1903. 349 S.

Hausindustrie wird erst in der Neuzeit gewürdigt. Man weiß, daß zwei geschichtliche Epochen ihr angehören. Als deren erste kann die Zeit vom XV. bis nach der Mitte des XVIII. Jahrhunderts gelten; die zweite umfaßt ungefähr das zweite und das letzte Drittel des XIX. Jahrhunderts.

Allgemeine Bedeutung dürfte diese technische Gestaltung der Gewerbe vom XV. Jahrhundert an gewonnen haben. Mit der Verbesserung der Wege, der wachsenden Sicherheit des Verkehrs, dem Fallen der Zwischenzölle und des Aufschwunges des Handels wird sie in Mitteleuropa immer häufiger. Zahlreiche Kleinbetriebe werden jeweils an die Person eines Kaufmanns geknüpft; er versucht es, seinen Absatz spekulativ zu gestalten. So entsteht der Verlag, die erste, die Urform des Großbetriebes.

Schwiedland erinnert daran, wie die Grundformen der gewerblichen Produktion sich aneinanderreihen. Zuerst die primitivste Form, die des häuslichen Gewerbestreibes. Aus dieser Produktion für den einzelnen Bedarf löst sich das Lohnwerk ab, wo der Bearbeiter fremden Rohstoff im Lohne verarbeitet; es entsteht die Kundenarbeit. Sie ist die Grundlage des Handwerks, wobei es sich um die Verarbeitung des eigenen Rohstoffes in eigener Behausung handelt. Der später auftretende Typus ist die Verlagsarbeit, wobei der Unternehmer Arbeiter außerhalb seiner Betriebsstätte, in ihren eigenen Wohnungen mit Arbeit versieht, wobei eine dezentralisierte Warenproduktion entsteht. Sie führt, wir deuten es nach Schwiedland an, zum Großbetrieb, wo Arbeitsvereinigung und Teilung der Arbeit zwischen höher und niederer, industriell und kommerziell qualifizierten Arbeitern stattfindet, die zentralisierte Warenproduktion.

Der Verleger (*entre positif, maître marchand, middleman*), welcher die Leute außerhalb seines eigenen Betriebsraumes beschäftigt, beziehungsweise als Käufer ihrer Produkte gelten kann, kann reiner Händler, kann aber auch Produzent sein.

Verlegende Händler sind der Exporteur, der Großhändler, welche die Ware vertreiben, bezugleich die Rohstoffhändler, die gleichzeitig mit fertiger Ware Handel treiben. Verlegende Produzenten sind der Handwerksmeister, welcher Gesellen außerhalb der Werkstatt in ihrem Heim beschäftigt, ferner der Fabrikant, welcher die Teil- wie Nebenarbeiten (Spulen, Winden, Schleifen, Polieren, Glätten und Polieren von Buchholz u. s. w.) besorgt.

Eine Mischform von verlegendem Händler und Erzeuger stellt der Kleider-, der Schuhwaren-, der Wäschekonfektionär dar; er läßt die Stoffe in eigenen Betrieben zerschneiden und zurechten und außer Hause verarbeiten.

In Oesterreich bildet bekanntlich die Verlagsarbeit außerhalb der Städte im weiten Umfang die Grundlage wichtiger Produktionszweige, die vordem handwerksmäßig betrieben oder originär verlagsmäßig angelegt wurden.

Auf dem Verlag beruht nahezu gänzlich die beträchtliche Leinwandweberei, zum großen Teile die Baumwoll-, Tuch- und Seidenweberei,

zum größten Teile die Glasurzwangenerzeugung und die Veredlung von Hohlglas, vielfach die Drechlerei, Flechterei, die Holz-, Eisen- und Metallverarbeitung u. s. w.

Wir teilen die Ansicht Schwieblands, daß die ziffermäßige Erfassung der Betriebe wirklich mit Schwierigkeiten verbunden ist. Denn zunächst ist es schwer, den Begriff des Verlegers und des verlegten Produzenten klar zu definieren; sodann betrachten sich die verlegten Meister, wohl nicht mit Unrecht, als Unternehmer, die verlegten Gesellen als Arbeiter, und aus Steuerrücksichten verleugnen nicht selten die Verleger ihre Hilfskräfte außer Haus.

Was die Formen der Verlagsindustrie anbelangt, so ergeben sich folgende:

1. Die verlegten Betriebe der kleingewerblichen Werkstätten. Der Unternehmer ist gewerberechtlich selbständiger Handwerker; er besitzt als solcher Gewerbeschein und Steuerbogen, gehört der Genossenschaft an und hält Gehilfen und Lehrlinge.

2. Diesem verlegten Kleinmeister am nächsten steht der sogenannte Zwischenmeister, Liefermeister oder Schwitzmeister (*apporteur à cheval*; *sweater*, *contractor*). Dieselben übernehmen vom Verleger die Aufträge, sowie den einfachen oder zugerichteten Rohstoff.

3. Einen ungemein häufigen Typus der Verlagsarbeit stellt der verlegte Einzelbetrieb dar.

Hierher gehören vor allem der „Heimarbeiter“ oder „Sitzgeselle“: Der vereinzelt Verlagsarbeiter, ein allein arbeitender verlegter Gewerbetreibender oder ein vom Verleger beschäftigter Gehilfe, der in seiner eigenen Behausung arbeitet; ihm steht der weibliche Typus der armen Nähterin zur Seite.

Einen verlegten Einzelbetrieb repräsentiert auch der „Platzgeselle“. Dieser steht, wie der Sitzgeselle, im direkten Verkehr mit dem Verleger und arbeitet, gleich jenem, auf eigene Rechnung; er hat bei einem Dritten einen Platz zur Arbeitsstätte gemietet.

Weiter besteht die Sitzgesellengruppe, eine bloß äußerliche oder eine organische Vereinigung von Heimarbeitern.

Wohl bringt das Großmagazin, wie der Großhändler auch Fabrikanten in geschäftliche Abhängigkeit von sich; Zola hat das Gewicht, das der Besitz des großen Absatzes dem Händler leiht, in seinem Roman „Au Bonheur des Dames“ vortrefflich geschildert.

Wichtige Änderungen der Wirtschaftsverfassung vollzogen sich mit Ende des XVIII. und im Verlaufe des XIX. Jahrhunderts. Die Völker treten sich nun ökonomisch näher, ihre Tauschbeziehungen nehmen zu. Technische Neuerungen folgen aufeinander und machen im Verein mit einer Kapitalkonzentration die Fabrik zur wichtigsten Betriebsform der Zeit. Die Bevölkerung wächst beständig, schafft Hilfskräfte und stellt immer mehr Abnehmer bei. Eine ungeahnte Vervollkommnung und Steigerung des Verkehrs folgt, die wirtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Völker vervielfältigen sich und umspannen den Erdball, dessen Dimensionen die Dampfkraft verringert. Damit nimmt die Erzeugung nach Mengen und Arten zu. Die Fortschritte des Verkehrs

und der Technik modifizieren aber zugleich die alten Wirtschaftsformen; mit ihnen stürzt auch deren geschriebene Verfassung: autoritäre Ordnungen wie Zunftstatuten werden bald beseitigt, die liberale Wirtschaftspolitik beherrscht die Welt.

Die Mittel zur Regelung der Verlagsarbeit durch Gesetzgebung und Selbsthilfe bestehen in der Registrierung der Verlagsarbeiter, Ausdehnung der Zwangsversicherung auf die Verlagsarbeit, Sanitätspolizei in Wohnung und Werkstätte, Lizenzierung der Arbeitsstätten, Organisation der Arbeiter durch staatliche Autorität im Wege der Gewerkschaft, Arbeiterschutz der Heimarbeit, Abschaffung der Heimarbeit (Projekt), Einschränkung des Absatzes, Markierung hausindustrieller Erzeugnisse, Ausschluß hausindustrieller Produkte in Konsumvereinen, Einfluß öffentlicher Körperschaften als Warenbesteller, Einschränkung des Arbeitsnachweises, Einwanderungsbeschränkung, verbindliche Mindestlohnsetzungen.

Die Verwaltungsmaßnahmen setzen gesetzgeberisches Einschreiten, sowie Betätigung der Selbsthilfe von Seite der Verlagsarbeiter, wie des konsumierenden Publikums voraus.

Soziale Hilfe nennt Schwiedland die freiwillige Tätigkeit der oberen Schichten der Gesellschaft zu Gunsten der unteren, in diesem Falle der Heimarbeiter, Schwiedland erwähnt z. B. die Tätigkeit einer australischen privaten Arbeiterschutzesellschaft, welcher das englische Industrial Law Committee, sowie die festländischen europäischen freien Arbeiterschutzesellschaften nachstreben könnten.

Ueber Oesterreich schreibt Schwiedland (S. 249): Bei der Besprechung der Maßregel zur Abhilfe ergibt sich uns unmittelbar die Durchführung, teilweise die Abänderung und Erweiterung der Gewerbeordnung, dann die Durchführung der Zwangsversicherung der Verlagsarbeiter für den Fall der Krankheit, die Einfuhrnahme auf Heer, Marine und Körperschaften als Warenbestellern.

Wir glauben, daß die Unterstellung der Heimarbeit unter die Gewerbeordnung wirklich das einzige und richtige Mittel sei, ihr zu helfen.

Entweder ein Staat hat eine Gewerbeordnung, oder er hat sie nicht. Hat sich ein Staat eine Gewerbeordnung gegeben, so soll er sorgen, daß alle Unternehmer und Arbeiter ihr unterstellt werden, und nicht, daß ein großer Bruchteil der Unternehmer und Arbeiter ausgenommen, preisgegeben ist und als Keil die andern behindert. Nur in der Unterstellung der Heimarbeit unter die Bestimmungen der Gewerbeordnung kann für die Heimarbeit, dieses Schandmal unserer Zeit, Hilfe gebracht werden.

* * *

Wir müssen es uns versagen, auf die vielen, reichen Quellausführungen Schwiedlands wegen Raumangel zu folgen. Reichlich ist der Anhang über die Spezialgesetzgebung wider die Heimarbeit in Deutschland, der Schweiz, England, Kanada, Massachusetts, New-York, Connecticut, New-Jersey, Maryland, Pennsylvania, Ohio, Indiana,

Michigan, Wisconsin, Illinois, Missouri, Neuseeland, Viktoria, Neusüdwales, Queensland und Südaustralien. Nicht minder interessant sind die Mitteilungen über die Zentralwerkstätten der Verlagsarbeiter.

Literarische Anzeigen.

65. Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe. Von Reinhold Steig. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. 1901, VIII, 708 S.

Man bekommt eine gute Uebersicht über Zweck und Inhalt des wertvollen, reichhaltigen und fesselnden Buches, wenn man das Vorwort des Verfassers liest: „Dies Buch habe ich geschrieben, weil es mir, in meinem Sinne, notwendig war. Es behandelt das Emporkommen, Kämpfen und Unterliegen der Berlinisch-Märkischen Romantik vor den Freiheitskriegen. Nicht eine Person, die geistig herrscht, vielmehr eine geschlossene Vereinigung von Männern, die in Einem Sinne tätig sind, erscheint vor unseren Blicken. Mitten unter ihnen an sichtbarster Stelle aber steht Heinrich Kleist. Von ihm, als dem Vorzüglichsten, nimmt das Buch seinen Namen. Es war eine Zeit voll Kampf und Leben vor den Freiheitskriegen. Welch ein Zusammenstrom bedeutender Männer in Berlin, die der Eine Gedanke nur befeelte, ihr engeres und das allgemeine Vaterland einer neuen Entwicklung entgegenzuführen. Schon haben Stein und Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Boyen und andere ihre Biographen gefunden, die für die Aufgabe gerüstet waren. Die für die Königin Luise zu liefernde Arbeit liegt in den Händen, die sie leisten werden. Treitschkes Geschichte der ganzen Zeit bleibt das Buch, in welchem das preußische Volk sein Leiden und Ueberwinden, sein Hassen und Lieben historisch wieder findet. Treitschke empfand, daß politische und militärische Kraftentfaltung bei uns nicht ohne die Parallelwirkung von Glaube und Phantasie, Kunst und Wissenschaft möglich sei. Er hat das Allgemein-Geistige beim Aufbau des Politischen nicht entbehren können. Wie sind Heinrich v. Kleist und andere preußische Dichter aus dem Pücherdasein freigemacht und als handelnde Personen auf die Bühne der vaterländischen Politik gestellt worden. Auch die literarhistorische Arbeit muß, das ist meine Ueberzeugung, dieselbe enge Fühlung mit der allgemeinen Geschichte suchen. Sie empfängt die Aufgabe, in dem Drama der Jahre 1806 und 1813 die Rollen zu ermitteln, die den preußischen Dichtern zugewiesen waren, und von der literarischen Seite aus an der historischen Erkenntnis der geahnten Zusammenhänge mitzuwirken. Kleist lebte seine beiden letzten, reifsten und arbeitsvollsten Jahre in Berlin. Welche folgenschweren Ereignisse drängen sich gerade in diese Jahre 1810 und 1811 zusammen. Hardenberg wurde an die Spitze aller Geschäfte berufen. Seine Reformen gestalteten Preußen um. Jeder bedeutende Mensch damals war genötigt, für oder wider sie Partei zu nehmen. Davon hingen Lebensschicksale ab. Wir haben zu fragen: wie stand Kleist in seiner Zeit? wie seine Freunde? welche Folgen ergaben sich daran für sie? Die Antwort schien mir

noch zu fehlen: aus Gründen, die verständlich sind. Die rege und verdienstliche Beschäftigung mit Kleist ist auf dem Wege fortgeschritten, den Ludwig Tieck ihr vorgezeichnet hat. Tieck wollte Kleist als Dichter neu erscheinen lassen. Er mußte wohl, welche Stellung Kleist in den politischen und geistigen Berliner Kämpfen eingenommen hatte. Aber ein Jahrzehnt war seitdem erst vergangen. Die meisten derer lebten noch, denen sein und seiner Freunde Kampf gegolten hatte. Wollte Tieck dem Andenken Kleists jetzt schon einen Dienst erweisen, gegen den nicht sofort die alten Gegnerschaften sich erhöben, so blieb nichts übrig, als sie, wie wenn sie nie vorhanden gewesen wären, gänzlich aus dem Spiele zu lassen. Tieck versetzte die Dichtungen Kleists gleichsam auf neutralen Boden. In diesem Sinne sind seine Ausführungen zu Kleists Leben und Wirken meisterhaft. Das Verfahren, welches in Tiecks Hand sich segensreich erwies, verlor jedoch in der literarischen Tradition allmählich seine Kraft. Aus Gründen äußerer Vollständigkeit wurde zwar eine Ergänzung der Schriften nach der politischen Seite hin angestrebt. Viel mehr Material, als Tieck besaß, kam mit der Zeit zusammen. Aber die Verflüchtigung des eigentlich Kernhaften in Kleists Wesen, Person und Poesie ging weiter. Er blieb ausgehoben aus dem Erdbreich seiner mit Staat und Freunden unauflöslich verbundenen Existenzen, und als Einzelwesen in eine bloß literarische Atmosphäre gerückt, in der er nie mit vollem Zug geatmet. Wir aber wollen Kleist, wie er fest an seiner Stelle stand und wirkte, wieder haben. Keine Empfinderei, wie die der Verse auf seinem Grabstein, soll uns den kräftigen Widerhall der Schritte verdrängen, mit denen er durch die Straßen der preussischen Hauptstadt schritt. Es ist eine irrige Geschichtskonstruktion, als gleiche die Reihe seiner Berliner Tage einem steten Absinken zur allerletzten Stufe, von der nur noch der Absturz in die Tiefe übrig blieb. Nicht als ein dem Verhängnis bereits verfallener Mann, nein, frisch und gesund erschien er unter den Seinigen in Berlin, kindergut, arm und fest. An der Seite gleichgesinnter Freunde trat er in die Berliner Kämpfe jener Tage ein. Sie verteidigten das historische Prinzip gegen den ungeschichtlichen Geist der Revolution. Sie bekämpften die alte Berliner Aufklärung, die sich den neufranzösischen Ideen ergab. Sie stellten christliche Frömmigkeit und christlichen Glauben als die Mächte hin, ohne die kein Heil möglich sei. Sie forderten den Krieg wider Napoleon als Nationalangelegenheit, um der geschichtlichen Bestimmung der preussischen Monarchie freie Bahn zu schaffen. Die christlich-deutsche Tischgesellschaft, zu welcher Adel und höheres Bürgertum die Mitglieder lieferten, wurde die Vereinigung der neuen Patriotengruppe. Als publizistisches Kampforgan setzten sich gegen alle Widerstände die Berliner Abendblätter durch. In diesen Blättern, aber nicht in ihnen allein, spielten sich die Berliner Kämpfe Heinrich v. Kleists und seiner Freunde ab. In der Politik kämpften sie gegen Hardenberg, im Theater gegen Jffland, in der Kunst gegen die Berliner offizielle Kunst. Einzelne Kapitel sind dazu bestimmt, diese Bewegungen darzustellen. Universität, Schul- und Erziehungsmessen behandelten die Freunde gleichfalls im

altpreußischen Sinne. Die gesamte, das Reformwerk Hardenbergs Schritt auf Schritt begleitende Oppositionstätigkeit veranlaßte den Staatskanzler, die Berliner Abendblätter zu unterdrücken. Zwischen und neben dem Politiker schoß das Literarische auf. Dies fordert jetzt seine Darstellung. Erst betrachte ich allgemeine Erscheinungen, wie die Anekdote, das Epigramm, Berichterstattung und Nachrichtendienst auf Inhalt, Herkunft und Verfahren Kleists. Nun treten seine Freunde und Mitarbeiter einzeln hervor. Ich erörtere den Zusammenhang ihrer Arbeiten untereinander, wie mit denen Kleists und suche die Spuren aufzuweisen, die Kleists eigentwilliges Eingreifen in den meisten hinterlassen hat. Nun darf auch Kleists eigene literarische Arbeit, die während der Berliner Jahre von staunenswerthem Umfang war, aufgerollt werden. Der geistige Befizstand der Freunde verschiebt sich und nimmt zu. Den Schriften Kleists, aus denen manches Unehnte wieder auszuscheiden ist, kommt schon jetzt eine beträchtliche Reihe Neuerwerbungen zu. Die Kämpfe dauerten fort, auch nachdem die Abendblätter zugrunde gerichtet worden waren. Brentanos Philisterabhandlung, aus der christlich-deutschen Tischgesellschaft hervorgehend, entfachte sie von neuem. Auf Achim von Arnim fielen heftige Angriffe, öffentliche und heimtückische, die in der damaligen dramatischen Literatur sich abdrückten. Dann auf Kleist und die ganze in ihm vertretene Richtung. Inzwischen kündigte sich der französische Krieg gegen Rußland an und lenkte den Blick von den inneren Zuständen ab. Die Berliner Patriotengruppe ging auseinander. Kleist ließ sich reaktivieren in der Hoffnung eines preußischen Waffenganges gegen Napoleon: Das Bündnis mit Napoleon kam zustande. Fast einsam sitzend in Berlin, knüpfte Kleist die Freundschaft mit der Familie Vogel eng und enger. Vogel war Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft. Die zwischen Kleist und seiner Freundin gewechselten Blätter, welche erhalten sind, erscheinen als Zeugen eines schöngeistigen Verkehrs im Rahmen der damaligen Literatur. Unsägliche Schmach ergoß sich aus gegnerischer Feder über den toten Kleist. Mit dem Nachweis, wie und wo Adam Müller, Arnim, Fouqué für den Freund, dem sie Treue hielten, öffentlich oder in ihren Werken verteidigend eintraten, schließe ich. Es fällt ein Blick auf Heinrich v. Kleists menschliche Unsterblichkeit. Zum Kampfe gehört Gegnerschaft. Deshalb kommen Kleists und seiner Freunde Gegner auch zu Worte, um Inhalt und Wert des Kampfes selber mitzubestimmen. Das Buch möchte nicht bloß einen Teil, sondern die Gesamtheit der Bewegung fassen. Es will ein Stück vom geistigen Leben Berlins darbieten. Verschiedene Ausgangspunkte sind für den Eintritt in die Vergangenheit möglich. Indem ich vom literarischen ausging, empfand ich die Hinzunahme des Politischen als eine Unerläßlichkeit für mich. Wer umgekehrt vom Politischen ausginge, würde nicht ohne das literarische fertig werden. Deswegen wendet sich das Buch nicht an den Literaturhistoriker allein, sondern auch an den politischen Historiker, an den Historiker schlechthin: an den, der geschichtlichen Sinn hat für die Entwicklung unseres Volkes und Vaterlandes.“ Die Kapitelüberschriften lauten: 1. Preussische Patrioten.

2. Politik. 3. Theater. 4. Berliner Kunst. 5. Universität, Schul- und Erziehungsweisen. 6. Anekdote, Epigramm, Berichterstattung. 7. Heinrich v. Kleists Freude der Mitarbeiter. 8. Heinrich v. Kleist als Autor in den Abendblättern. 9. Die letzten Kämpfe. 10. Auflösung der Patriotengruppe über Kleists Tod. 11. Kleists menschliche Unsterblichkeit. Ein vortreffliches Register erleichtert die Benützbarkeit des Werkes. Die Ausstattung ist prächtig. Schönes dickes Papier, großer Druck, ein erfreulicher Anblick schon für das Auge. Das Buch ist eben so bedeutend als Erzeugnis der Literaturgeschichte wie als ein Beitrag zur deutschen Geschichte des Anfangs des 19. Jahrhunderts überhaupt.

66. Kartell und Trust. Vergleichende Untersuchungen über deren Wesen und Bedeutung. Von Dr. S. Tschierschky, Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1903. 129 S. Mk. 2.80.

Der Verfasser ist Geschäftsführer des „Vereines der deutschen Textilveredlungsindustrie“ und fand insbesondere als solcher die Veranlassung zu dieser Schrift. „Gerade jetzt finden,“ sagt er im Vorworte, „die hier behandelten Probleme regierungsseitig wie ebenso in allen Kreisen des gewerblichen Lebens eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Ich glaubte deshalb mit dieser Veröffentlichung umsoweniger zögern zu sollen, als ich vor allem mit meinen Untersuchungen auf die Rücke aufmerksam zu machen wünsche; daß es bislang an einer eingehenden kritischen Vergleichung von Trust und Kartell noch mangelt. Als einen Mangel aber möchte ich dies umso mehr bezeichnen, da gleichwohl bereits in kühnem Gedankenfluge auch bei uns in letzter Zeit die amerikanischen Dorado der Zukunft verherrlicht werden. Dagegen erscheint es mir nicht zweifelhaft, daß eine Vertiefung der vergleichenden Studien über beide Organisationsformen doch ganz erheblich abführend auf die schrankenlose Bewunderung jener industriellen Treibhauskulturen einwirken und wohl dazu beitragen dürfte, die jedenfalls mit dem Vorzuge großer geschäftlicher Solidität ausgestattete Organisation unserer Kartelle wieder ein wenig mehr zu Ehren zu bringen. Um dem Leser sogleich an der Eingangspforte keinen Zweifel über die Grundidee der folgenden Ausführungen zu lassen, möchte ich ausdrücklich betonen, daß mir die industrielle Organisation, sei es nun in Kartellen oder selbst in Trusts jedenfalls als Notwendigkeit gegenüber den gegenwärtigen, durch die individualistische Wirtschaftsweise für eine sehr große Zahl von Industrien herausbeschmorenen Verhältnissen erscheint. Insbesondere aber erachte ich die Kartellorganisation speziell für die kontinentalen Industrien noch einer sehr zukunftsreichen Entwicklung sehr wohl für fähig.“

67. Im Lande der Verworfenen. Von R. Melschin. Leipzig. Insel-Verlag. 1902. I. 672 S. II., 608 S. Mk. 10.

Diese von Michael Jefsanoff hergestellte Uebersetzung ist unverkürzt, enthält also eine getreue Wiedergabe des hochinteressanten Originals. Es gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der russischen Literatur und gewährt uns tiefe und erschütternde Einblicke in das russische Leben. Es gibt uns im Gegensatze zu den kleinen Bildern

aus Gorki und Tschechoff ein breites pastoses Gemälde. Bei dem Interesse, das in Deutschland gegenwärtig die russische Literatur erweckt, darf niemand, der seine Aufmerksamkeit deren Erzeugnissen zuwendet, dieses Buch ungelesen lassen. Die Ausstattung ist vornehm, wie es sich ja bei dem Insel-Verlage von selbst versteht.

68. Traum im Süden. Von Georg Freiherr von Ompteda. Berlin. F. Fontane & Co. 1902. 166 S. Mk. 2.

Der Reiz dieses liebenswürdigen Buches liegt nicht in der Fabel, sondern in der außerordentlich gelungenen Wiedergabe derselben. Es ist eine einfache Liebesgeschichte, aber mit vollendeter Grazie erzählt und voller Humor, der unter Tränen lachen läßt; ein frühlingzarter, poetischer Roman: die Fortsetzung einer Liebe, die im nebligen Norden begonnen, im sonnenhellen Süden, unter ewigblauem Himmel an der Riviera zwei Jugendgespielen zusammenführt. — Aber dem lieblichen Traume folgt ein jähes Erwachen. — Der scharfe Heidewind setzt rücksichtslos jede Illusion fort, und die Liebe der vermöglichen Frau, die „auf Probe“ dem Freunde in die novemberkalte Heimat folgt, versagt elendiglich vor — den ersten nassen Strümpfen! — — Der Aufenthalt der eleganten Gräfin Fourrais in dem primitiven Herrenhaus des Herrn von Ringstrand auf Brössum ist eine so heitere, behaglich-humoristische Leistung Omptedas, daß man ihm dankbar sein muß für das herzliche Lachen, das er uns entlockt. — Und wenn die beiden Jugendfreunde nun wieder, enttäuscht, Abschied von einander nehmen und wir den guten Herrn von Ringstrand mit seinen Tackeln allein zurückbleiben sehen, so braucht man sich einer aufsteigenden Nüchternung nicht zu schämen, denn sie wird nicht durch falsche Sentimentalität erweckt, sondern uns ergreift das Schicksal eines Menschen, den wir durch den Autor liebgewonnen haben. — Die Ausstattung des reizenden Buches ist eine aparte und originelle. Hanns Ander hat zierliche Leisten gezeichnet und jedes Kapitel mit einer vignette geschmückt, die prägnant den Inhalt andeutet.

69. Die transszendentale und die psychologische Methode. Eine grundsätzliche Erörterung zur philosophischen Methodik von Dr. Max F. Scheler. Leipzig. Dürr. 1900. 183 S. Mk. 4.

Ueber den Geist und die Art des Verfassers gibt die Vorrede schon eine gute Vorstellung. Der philosophische Leser wird durch sie zur Lektüre des scharfsinnigen Buches angeregt werden. Wir teilen sie in ihrem wesentlichsten Teile mit: „Man hat nicht ohne Recht geklagt, unsere gegenwärtige Philosophie leide am Plänemachen, an „Vorfragen“, „Prolegomenas“, „Präludien“ etc.; es fehle die rechte Kraft und der rechte Mut, einmal als wahr ergriffene Gedanken in die Fülle des Stoffes einzubauen; nicht einzelnen, sondern der Zeit sei mit der Naivetät auch jegliche Schöpferkraft verloren gegangen. Trotzdem wagen wir es, die Zahl der Abhandlungen jener Gattung noch um eine zu vermehren. Einmal nämlich glauben wir nicht, daß jene sentimentale Klage — von historischem Gesichtspunkte aus zweifellos berechtigt — im Stande ist, das Uebel zu verringern. Noch weniger glauben wir, daß eine von den beiden Möglichkeiten, zu denen unsere Zeit nur all-

zuleicht neigt: Skeptische Indifferenz bezüglich aller nicht auf „exaktem“ Wege lösbarer Fragen hier, brutale, willensmäßige Ergreifung einer bestimmten Lösung des „Welträtsels“ — sei die Lösung materialistisch, klerikal oder nieglscheanisch — dort, einer philosophischen Denkart zieme. Daß die letztere Art des Vorgehens sich selbst richte, brauchen wir hier nicht zu sagen. Uns selbst wenigstens möge Gott vor solcher „Naivetät“ in Gnaden bewahren. Was die erstere Auskunft betrifft, so vermag ja fleißige und an sich gewiß wertvolle Einzelarbeit in den vergleichsweise exaktesten Disziplinen der Philosophie, der Psychologie und Logik den Mangel prinzipieller, methodischer Einhelligkeit verdecken: Auch hier ist nicht aufgehoben, was aufgeschoben ist. Was als Frage des Prinzips aus dem Urteilsbereich des Faches gerückt ist, kehrt an allen einzelnen Punkten mit der der alten Problematik wieder und findet hier einseitige und kurzsichtige Lösungen — Lösungen, welche prinzipielle Fragen einmal nicht vertragen können. Die Objektivität im Kleinen, die über das berechnigte Maß hinausgehende Furcht vor der Zwangsjacke einheitlicher Methode wird zu krasser Subjektivität im Großen. Der Leibnizische Unterschied des „Klaren“ und „Deutlichen“ kehrt hier potenziert wieder. Was uns an allen einzelnen Punkten deutlich dünkt, hat im Ganzen seine Umrißlinien verloren, verschwimmt charakterlos mit allem Möglichen. Zu diesem allgemeinen Grunde, der freilich für das Recht der Methodenfragen überhaupt — auch innerhalb anderer Wissenschaften — geltend gemacht werden kann, kommt hier noch hinzu, daß die Philosophie eine weit intimere Abhängigkeit von ihrer Methode besitzt als die übrigen Wissenschaften. Die Ergebnisse anderer Wissenschaften bewahren gegen die Methoden, durch welche sie gefunden sind, ohne Zweifel eine weit größere Selbständigkeit. Bei der „Prinzipienwissenschaft“ τὰ ἐξοχήν ist die Isolierbarkeit der Einzelfrage von der Methode einer nach allen Seiten hin geringere. Wo immer in ihrer Geschichte ein wesentlicher Fortschritt erzielt wurde, war es ein Fortschritt der Methode. Hat doch der große Urheber der mächtigsten Denkumblung innerhalb der neueren Philosophie sein Hauptwerk einen „Traktat von der Methode“ genannt. Insbesondere aber ist es die gegenwärtige Lage, welche eine selbständige Erörterung der philosophischen Methode notwendig erscheinen läßt. Die neuen Kantforschungen — vor allem Bahingers verdienstvoller Kommentar — scheint uns die Versuche, aus dem Werke dieses das philosophische Denken immer noch beherrschenden Geistes eine in den Hauptpositionen eindeutige Methode herauszuschälen, endgültig vernichtet zu haben. Hier hat die vielangegrieffene „philologische Akribie“ eine für den syttematischen Fortschritt der Philosophie durchaus notwendige Arbeit geleistet. Nicht daß „Kant verstehen über ihn hinausgehen“ heiße, um ein Wort Windelbands zu gebrauchen, dürfte noch eine Frage sein, sondern nur, wie man über ihn hinausgehen müsse, erscheint uns als Grundproblem der Methode. Daß aber diese Frage schon eine Lösung gefunden hat, können wir bei aller Anerkennung der vielen lehrreichen Vorarbeiten, denen wir selbst so Vieles verdanken, nicht zugestehen. Zu den bezeichneten sachlichen Gründen, welche uns zu dieser Arbeit führten, kommt für uns noch ein

persönlicher hinzu. Nicht am Ende, nicht in der Mitte, sondern am Anfang unserer philosophischen Arbeit befinden wir uns. Und da wir der Ueberzeugung leben, daß — wenn auch entgegen dem Sinn des Bildes, das auch dem Geiste eine Schwerkraft andichten möchte — in der Philosophie der Bau vom Dache her beginnt, so schien es uns Gewissenspflicht, uns durch (hoffentlich) positive Kritik über die Grundfrage aller Philosophie, die Methode, zu klären. Dieser Zweck aber schien uns am besten erreicht zu werden durch Anknüpfung an die beiden philosophischen Methoden, die man die transszendentale und psychologische Methode genannt hat. Wenn wir hier von „philosophischen“ Methoden schlechthin und nicht von „erkenntnistheoretischen“ reden, so wird den Grund hiefür der Fortgang der Arbeit bringen. Auch bestimmtere Gründe für die Wahl gerade dieser Methoden anzugeben, müssen wir dem kurzen historischen Ueberblick über die philosophische Methode in der Neuzeit, der uns nicht wohl zu umgehen schien, überlassen. Eine genauere Rechtfertigung der methodologischen Fragestellung gegenüber der Lage der heutigen Wissenschaft überhaupt, ist Sache der Einleitung. Für jenen Abschnitt der Arbeit, welcher Resultate unserer allgemeinen Kritik der transszendentalen Methode auf einige Grundprobleme der Erkenntnistheorie zur Anwendung bringt, müssen wir schon hier um milde Beurteilung bitten. Nichts lag uns ferner — und konnte uns bei der Anlage dieser Arbeit ferner liegen — als hier irgendwie vollständige Theorien bieten zu wollen. Nur wer zugestehet, daß auch echte Probleme Gedanken im guten Sinne sind, wird uns hier nicht allz. Recht versagen. Auch dürfen wir hier wohl das Recht in Anspruch nehmen, auf einen künftigen Ausbau der hier dargelegten methodischen Prinzipien auch nach dieser Seite hin einen geneigten Leser zu verweisen.“

70. Mine-Gaha, oder über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen. Aus Helene Engels schriftlichem Nachlaß, herausgegeben von Frank Wedekind. München. A. Langen. 1903. 129 S. (Kleine Bibliothek Langen, Band 55.) Geh. Mk. 1, in Halbpergament geb. Mk. 1.50.

Ein neues Buch von Frank Wedekind ist immer eine Sensation für den literarischen Feinschmecker. Die Kenner wissen seit Jahren, daß Wedekind zu den allerstärksten und originellsten Talenten in der heute lebenden Schriftstellermwelt gehört. Und neuerdings hat auch das große Publikum angefangen, ihm den schon so lange geschuldeten Tribut des Verständnisses und der Bewunderung zu zollen. Sein Drama „Der Erdgeist“ hat es in Berlin schon heute in kürzester Frist auf fünfundsiebzehn Aufführungen gebracht. Da kommt sein neues Buch „Mine-Gaha, oder über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen“ gerade im rechten Augenblick. Man braucht nicht erst ausdrücklich zu sagen, daß es sich hier um ein äußerst originelles Werk handelt. Das versteht sich bei Wedekind von selbst, und sicherlich wird dies Buch großes Aufsehen erregen. Mögen Wedekinds Ideen über die Erziehung junger Mädchen hauptsächlich zu schöner Leiblichkeit auch so manchem barock erscheinen und sich nie in die Wirklichkeit übersetzen lassen, höchst

geistreich sind diese Ideen jedenfalls, und ebenso geistreich ist die Art, wie sie der Dichter in eine geträumte Wirklichkeit versetzt und uns an Hand einer spannenden Erzählung in allen Details erläutert, aus dem Erträumten ein Erlebtes macht und uns ganz in den Bann seiner Welt zu schlagen weiß.

71. Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes von Heinrich Selzer. Mit einem Porträt in Lichtdruck sowie zwölf Zeichnungen im Text. Leipzig. L. G. Teubner. 1900. XII, 253 S. Ganzl. geb. Mk. 6.

Der Verfasser ist ein kundiger Führer, da er gleich zuhause ist in der Geschichte wie in den Sprachen des Orients. Die in dem Buche spannend und belehrend geschilderte Reise hat er zu Forschungszwecken unternommen. Er beschäftigt sich mit allen Orientalen, die ihm unterkommen, hauptsächlich mit den Griechen und Armeniern. Man erhält durch seine Erzählung eine lebendige Vorstellung der religiösen und nationalen Verhältnisse des westlichen Orients, sowie des gesamten politischen und kulturellen Zustandes jener Länder. Dabei ist die Lektüre durchaus fesselnd, sodas man sie wie eine leichte Unterhaltung genießt, vorausgesetzt natürlich, das man überhaupt Interesse für die behandelten Gegenden und Stämme hat. Wir haben das Buch mit Genugtuung, mit Lust und Nutzen gelesen.

72. Zurück zum Idealismus. Zehn Vorträge von Alma v. Hartmann, Berlin. C. U. Schwetschke und Sohn. 1902, XI, 213 S. 3 M. 60 Pf.

Die Titel der zehn Vorträge lauten: I. Schiller als Ästhetiker. II. Ueber den Begriff des Schönen. III. Der Individualitätsbegriff. IV. Individuum und Jenseits. V. Moderne Ethik. VI. Willensfreiheit. VII. Der Wert des Lebens. VIII. Ueber das Erkennen. IX. Ueber den Begriff der Entwicklung. X. Der Idealismus im religiösen Leben. Der Standpunkt der unterrichteten und geschmackvoll schreibenden Verfasserin erhellt aus dem Vorworte des Buches: „Die große idealistische Epoche deutschen Geisteslebens, die nach einer vorbereitenden philosophischen Phase mit dem Auftreten innerer Dichterheroen ihren Anfang nahm, um dann wieder in der Philosophie ihren theoretischen Ausbau zu finden, ist vorbildlich gewesen für die Schulung menschlichen Denkens und hat die Wurzeln deutscher Kraft so tief in das fruchtbare Erdreich gelenkt, das der mächtige Baum deutscher Wissenschaft und Dichtung fortan alle Lande beschattet. Hundert Jahre haben diese Ideale ungefähr die Gemüter der Menschheit beherrscht und alle diejenigen, die nach einer geistigen Vertiefung suchten, erquickt und belebt. Aber was sind hundert Jahre für die Entwicklung der Menschheit! Der große Schatz weit ausschauender Gedanken, der in den Werken der idealistischen Dichter und Denker liegt, ist noch immer nicht gehoben. Den vorbereitenden Spuren ist man eifriger nachgegangen als den lichten Pfaden, die von da aufwärts in die Höhen des Idealismus führten. Rousseau ist noch jetzt bekannter als Schiller in seinen philosophisch-ästhetischen Schriften. Und doch birgt diese idealistische Zeit-

strömung, die von der Philosophie ausgegangen ist und in der philosophischen Gedankenwelt eines Fichte, Schelling, Hegel auch ihren Höhepunkt gefunden hat, so starke geistige Mächte in sich, daß man nur zu ihr zurückzukehren braucht, um die führenden Elemente in unserem Volke, die sich nach einer idealistischen Weltanschauung sehnen und sie in der Verworrenheit des Alltags nicht finden können, mit neuer Kraft zu erfüllen. Das 19. Jahrhundert hat in der Anlehnung an den Idealismus Hegels eine Restauration des Theismus gebracht, wie sie in dieser Vertiefung noch kein Zeitalter gekannt hatte. Die Kirche besann sich auf ihre wissenschaftliche Aufgabe und wußte in der geistigen Auslegung der vorher von der Aufklärung so kurzer Hand beseitigten Dogmen ihre spekulative Kraft zu betätigen. Selbst die römische Kirche hat in Baader und Günther ihrer Dogmen Fortbildner gefunden, der Protestantismus hat in einer ganzen Reihe hervorragender Denker eine Blüte spekulativer Forschung gehabt und den Theismus so vergeistigt, daß der Umschlag in eine höhere Stufe des philosophischen Idealismus nicht mehr fern lag. Es ist nur natürlich, daß die moderne christliche Kirche im Bewußtsein ihrer Reife jetzt einen ganz anderen Anspruch auf Beachtung erhebt als zu Schillers Zeiten, wo der einzige Herder es versuchte, ihr philosophischen Geist einzuhauchen. Aber die rein kirchlichen Ideale liegen der heutigen Zeit ebenso fern wie vor hundert Jahren, und es scheint nicht, als ob eine Generation heranwächst, die sich ihnen so hingibt, wie etwa zur Zeit der Reformation. Wissenschaft, Kunst und Philosophie nehmen heute die Stelle ein, die im Mittelalter die Kirche allein ausfüllte. Vermögen sie nicht, das Sehnen der Menschheit nach einem den gesteigerten geistigen Bedürfnissen gemäßen Inhalt des Lebens zu stillen, so vermag es die Kirche nur dann, wenn sie, wozu sich jetzt schon die Anfänge zeigen, den Begriff der Gotteskindschaft so univiersell faßt, daß darüber die historische Gestalt rein verblaßt, und nur noch in der Unbequemung an die historische Kontinuität das Christusideal aufrecht erhalten wird. Die Sehnsucht nach einer neuen idealistischen Weltanschauung hat bereits die wunderbarsten Blüten getrieben. Der Materialismus der linkshegelschen Schule ist freilich noch für eine große Schicht maßgebend, aber die feineren Köpfe in den Wissenschaften haben ihn bereits überwunden. Auch der Agnostizismus, wie er in Spencer seinen Höhepunkt gefunden hat mit seiner scharfen Grenzziehung zwischen Erkennbarem und Unerkennbarem, die so oft Kant in die Schuhe geschoben wird, ist in seiner Unfruchtbarkeit durchschaut. In der gerechten Zurückweisung dieses Standpunktes hat man nun allerdings das Maß des Erlaubten überschritten und sich in Spiritismus und Symbolismus verloren. Der Spiritismus und seine wissenschaftliche Fortbildung, die Theosophie, ist erklärlich als Rückschlag gegen den Materialismus, aber selbst noch (wie wohl er das nicht zugeben will) zu sehr im Materialismus befangen, um sich namentlich in der Unsterblichkeitslehre ganz von ihm zu befreien. Der Symbolismus, wie er u. a. bei Jbsen, d'Annunzio und Maeterlinck, bei Sudermann in den „Drei Reihersfedern“ und Jakobowski erscheint, gibt zwar eine Ahnung von dem, was die Künstler erstreben, aber er verleitet sie, gar zu sehr

ins Nebelhafte abzuschweifen und das Dämmerlicht verschwommener Gefühlseligkeit an die Stelle der lichten Klarheit echter Schönheit zu setzen. Die ideelose Weltanschauung, welche die logische Folge des wissenschaftlichen Materialismus war, konnte nicht umhin, der Realität auch in der Kunst einen größeren Spielraum zu gewähren; so entstand das, was man unter dem Gesamtnamen Naturalismus oder Verismus begreift, die Verbreitung nach der Seite des Häßlichen hin; das man in das Bereich der Schönen zog in Folge der Beweisführung: was wirklich ist, ist wahr; was wahr ist, kann, ja muß mehr von der Kunst nachahmend dargestellt werden, denn die Kunst hat die Aufgabe, Darstellerin des Wahren zu sein, auch dann, wenn es im Gewande der Häßlichkeit auftritt. Was aber für die Erkenntnis nicht gilt, das Aufheben von Schranken, das gilt in hohem Maße für die Kunst, die auch in ihrer freiesten Form der Poesie, niemals die Grenzen des feinen Geschmacks überschreiten darf. Und diese Grenzen sind sehr eng! Der Künstler sollte nie vergessen, daß er der konkretesten Form bedarf, der größten sinnlichen Echeinhaftigkeit, um das Schöne darzustellen. Aber die modernen Dichter vergessen über ihrer Sehnsucht nach dem Ideale, daß diese Sehnsucht sich in ihren Kunstwerken ganz anders in Gefühlstimmungen versinnlichen muß. Vor allem das Drama verlangt Plastik der Gestalten, helle Beleuchtung der verkörperten Ideen. Es ist vielleicht die Unlust an dem lauten Lärm des Werktages, der die Menschheit an dem stillen Blumenleben dieser Dichtung Gefallen finden läßt, dieselbe Unlust, die sie zur Zurückziehung von den praktischen Aufgaben des Lebens treibt, deren Nutzen sie als Skeptiker und Materialisten nicht einzusehen vermögen. In dieser Wendung des Materialismus steckt eine große Gefahr. Man hat oft von der Schädlichkeit des Pessimismus gesprochen mit der Behauptung, daß darin nur ein Anlaß liege, sich jeder tätigen Mitarbeit zu enthalten, aber man ist sich der weit größeren Gefahr einer materialistisch-antitelegischen Weltanschauung noch nicht bewußt geworden. So lange die Ignoranztheorie sich bei ihrem Dogma wohl fühlte, weil ihr Erkenntnisbedürfnis sehr gering war, tat sie vielleicht der praktischen und sittlichen Leistungsfähigkeit ihrer Vertreter keinen Abbruch; sobald man aber die Illusion einer Betätigung an einem im ewigen Kreislauf sich stets wiederholenden Weltgeschehen durchschaut, hört die Motivationskraft für den Willen auf und damit auch die Lust an der Arbeit. Wer etwas Bleibendes schaffen will und nicht durch äußere Not zur Arbeit getrieben wird, bedarf durchaus einer idealistischen Weltauffassung, die sich über die instinktive Sittlichkeit erhebt und eine Entwicklung vor Augen sieht, der er seine Kräfte nicht umsonst widmet. Es handelt sich bei dem Fortschritte überall darum, die instinktiven Forderungen der Sittlichkeit, die die Natur schon in die Brust des Naturmenschen hineingelegt hat, zu der vollen Klarheit des Bewußtseins zu erheben; dies kann man aber nur, wenn man ganz auf den Boden der Teleologie hinübertritt und die Spekulation der auf die letzten Prinzipien gerichteten Vernunft zur bewußten Richtschnur des Handelns macht. Die „Erziehung des Menschengeschlechts“ ist ein Ideal, das heute auf ganz anderer kritischer

Grundlage ins Auge gefaßt werden kann als zur Zeit, da Leibniz seine berühmte Abhandlung schrieb, und Herder seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit niederlegte. Nimmermehr aber ist der Materialismus dazu imstande. Nur eine durch und durch teleologische Weltanschauung, die überall das Walten der logischen Idee sieht und das Chaos durcheinanderwirbelnder Atome oder sich kreuzender Kräfte durch unbewusste Zweckmäßigkeit geordnet erkennt, vermag dem sittlichen Bewußtsein der Menschheit diejenigen Impulse zu geben, die zum tatkräftigen Handeln anleiten. Ob man daneben pessimistisch denkt, d. h. die Unlust im Dasein des Einzelnen wie der Menschheit für überwiegend hält oder nicht, ist so lange vollkommen gleichgültig, als der Evolutionismus, d. h. der Glaube an Entwicklung die Oberhand behält. Nur der Pessimismus, der neben der Ueberzeugung von dem Ueberwiegen der Unlust in der Welt den Gedanken an eine Entwicklung als unser Wissen übersteigend, oder aus metaphysischen Gründen wie Schopenhauer und Bahusen, abweist, nur der wirkt schädlich, aber auch nicht, weil er pessimistisch, sondern weil er antievolutionistisch ist. Man kann alle Illusionen des glückshungrigen Eigenwillens, selbst die Illusion des auf das Glück des Nächsten abzielenden und eigenes Glück dadurch verheißenden Willens durchschaut haben und doch getrost an seine tägliche Arbeit gehen, weil man in dem Verzicht auf positive dauernde Lust (Glück) schon die Ruhe gefunden hat, die zur stetigen Betätigung unerläßlich ist. Dem 20. Jahrhundert ist zum erstenmal in der Geschichte die Aufgabe gefallen, eine idealistische Weltanschauung zu ergreifen, die zugleich pessimistisch und konkret-monistisch ist. Im 19. Jahrhundert hat man sich dieser Aufgabe von verschiedenen Seiten genähert. Hegel erfaßte einseitig die Entwicklung, Schopenhauer ebenso einseitig den Pessimismus, pantheistische Denker versuchten den Monismus festzuhalten, verloren sich aber zu sehr in die Identität von Wesen und Erscheinung, und theistische scheiterten an den Widersprüchen, die ein persönliches und bewußtes Absolutes den Tatsachen des Denkens und Seins gegenüberstellte. Das 20. Jahrhundert ist in der glücklichen Lage, alle Resultate methodischen, kritischen und spekulativen Denkens seiner Vorgänger benutzen zu können, und wenn es dadurch einerseits seinen Gang vorgezeichnet findet, so zeigt es andererseits doch auch, daß ein wesentlich neues geistiges Element hinzukommen muß, um einen wirklichen Fortschritt herbeizuführen. Aus der einfachen Verknüpfung verschiedener bereits durchgebildeter Standpunkte könnte höchstens ein mehr oder weniger geschmackvoller Eklektizismus hervorspringen; um die Spirale der geistigen Entwicklung höher zu bringen, bedarf es eines Gedankens, der fruchtbar genug ist, um alle Gebiete des Denkens zu neuen Weiten aufzuschließen. Daß die moderne Menschheit nicht anders mehr als auf monistischer Basis denken kann, ist selbstverständlich. Es handelt sich also darum, ihr einen Monismus zu bieten, der, alles Materialismus bar, die rein geistigen Grundlagen jedes Seins betont, ohne den Ausgangspunkt der Erfahrung dabei aus den Augen zu verlieren. Nicht die Beschränkung auf die Tatsachen des Bewußtseinsleben darf für die

wissenschaftliche Forschung maßgebend bleiben, sondern es muß darnach getrachtet werden, die Beziehungen des Bewußtseins zu dem jenseits des Bewußtseins liegenden idealem Grund zu immer größerer Klarheit zu bringen, um dadurch einen Gesichtspunkt zu gewinnen, der eine für das sittliche Handeln wertvolle Motivationskraft darbietet und in der Welt der Erscheinung auch da orientiert, wo bisher die Erklärung mangelte oder unzureichend erschien."

73. Ueber Kartelle. Von Dr. Josef Grunzel. Leipzig. Duncker & Humblot. 1902. VIII. 330 S., Mk. 3.20.

Der Verfasser sagt: „An Publikationen über Kartelle herrscht wohl kein Mangel, so daß mir dieser gewohnte Beweggrund für meine Arbeit fehlt. Trotzdem sah ich mich zur Veröffentlichung der vorliegenden Blätter veranlaßt, erstens weil gerade jetzt das Kartellproblem, da Oesterreich-Ungarn und Deutschland an eine gesetzliche Regelung schreiten wollen, an Aktualität gewinnt, und zweitens weil ich auf Grund meiner Studien und Erfahrungen den herrschenden Schlagworten und Vorurteilen, welche die Gesetzgebung leicht auf eine falsche Bahn lenken könnten, entgegentreten will. Ueberdies setzt mich meine langjährige Berufstätigkeit in den Kreisen des Handels und der Industrie in die Lage, neues Material und neue Gesichtspunkte beizubringen. Die in meinen früheren wirtschaftspolitischen Schriften eingeschlagene Methode, mir ein Urteil erst durch Beobachtung der Tatsachen zu bilden, statt aus der Theorie die Tatsachen zu erklären, halte ich auch in dieser Arbeit fest. Ich gelange auf diesem Wege zu dem Resultate, daß die Kartelle als solche — also nicht bloß einige derselben — eine durchaus berechtigte und notwendige Organisationsform der modernen Volkswirtschaft sind. Deshalb lehne ich aber staatliche Eingriffe keineswegs ab, da ich der Ueberzeugung bin, daß gerade die unsichere rechtliche Stellung der Kartelle Mißbräuche gezeitigt, in noch viel höherem Maße aber den Glauben an solche gezüchtet hat. Die gesetzliche Regelung ist notwendig, darf aber ihrerseits nicht in eine Bevormundung der wirtschaftlichen Erwerbstätigkeit ausarten, sondern hat ihre Aufgabe darin zu erblicken, die rechtliche Stellung der Kartelle zu präzisieren und die Kartellbewegung an die volle Öffentlichkeit zu ziehen. Das mir zur Verfügung stehende Material danke ich zum großen Teil den Vorbereitungen, mit welchen mich der Zentralverband der Industriellen betraute; über die Inlandsverhältnisse gaben uns die Kartelleleitungen und mehrere Korporationen, namentlich das Handelsgremium der Exporteure des politischen Bezirkes Gablonz, über die Auslandsverhältnisse die österreichisch-ungarischen Konsularvertretungen in Barcelona, Brüssel, London, St. Petersburg und Zürich bereitwilligst alle gewünschten Aufschlüsse.“

74. Vom Müller-Gannes. Eine Geschichte aus der Eifel. Von C. Wiebig. Berlin. F. Fontane & Co. 1903. 316 S.

Die Dichterin, die wir unlängst in Wien als glänzende Vorleserin kennen gelernt haben, veröffentlicht neuerlich einen Roman, der sich würdig an ihre früheren Arbeiten anreihet. Er schildert das Lebensschicksal eines Eifelbauern mit packender Gewalt. Das Charakterbild

des Helden ist mit einer Meisterschaft gemalt, wie sie von keinem Schriftsteller des Deutschlands von heute erreicht wird. C. Viebig geht an der Spitze der deutschen Romanschriftsteller. Milieu und Menschen sind einfach. Aber wer auch nie im Eifelgebirge war, erhält eine so lebendige Vorstellung der Landschaft, als ob er mit ihr wohl vertraut wäre. Und dieser Müllerhans, ein Mensch, der mehr Fehler und Laster hat, als Haare auf dem Kopfe, wie wird er uns lieb und sympathisch. Das bewirkt die große Kunst C. Viebigs. Der übrigens nicht schwer verständliche Dialekt interessiert durch den Einfluß des Französischen, der sich oft deutlich genug bemerkbar macht. Wir empfehlen dieses herrliche Buch unseren Lesern aufs angelegentlichste.

75. Die katholische Kritik über mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus. von Graf von Hoensbroech, Herausgeber der Zeitschrift „Deutschland“, Monatschrift für die gesamte Kultur. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1902. 88 S. Mk. 1.50.

Das große Werk des Grafen Hoensbroech hat die katholische Kirche hart getroffen. Die furchtbaren Anklagen forderten Antwort. Die katholische Kritik mußte, wie der Verfasser sagt, zeigen: „entweder, daß das von mir vorgelegte geschichtliche Material pseudo geschichtlich sei, oder aber, wenn sie das nicht konnte, so mußte sie zeigen, daß es mir nicht gelungen sei, den Beweis zu erbringen für den Zusammenhang zwischen dem belastenden Geschichtsmaterial und dem Papsttum. Keins von beiden hat die katholische Kritik getan, weil sie keins von beiden zu tun vermochte: die Tatsachen sind unumstößlich, der Zusammenhang unlöslich. Die Verlegenheit war groß. So griff man zu dem Mittel, von den beiden genannten Hauptpunkten die Aufmerksamkeit ab- und sie hinzulenken — unter großem Aufwand von Lärm und Geschrei — auf zahlreiche Nebenspunkte. Bald hier, bald dort zog man ein „falsches“ Zitat, eine „falsche“ Uebersetzung hervor; bald hier, bald dort wies man hin auf mein „Abschreiben“ aus anderen Werken. „Fälscher“, „Kompilator“, „Abschreiber“ rief der hundertstimmige Chor der katholischen Presse und der gutgläubige katholische Leser wurde überzeugt, daß mein Werk ein wertloses Nachwerk, eine ganz minderwertige „Echrenarbeit“ sei. „Wieder einmal hatte sich ein Angriff gegen das Papsttum als haltlos herausgestellt.“ Der Verfasser macht sich in der vorliegenden Broschüre an seine hauptsächlichsten Kritiker. Zuerst druckt er noch einmal den Brief ab, den er an den Staatsanwalt Dr. Bobies in Wien, der den ersten Band seines Werkes konfisziert hat, gerichtet und in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ veröffentlicht hatte. Sodann rechnet er mit den katholischen Kritikern ab: mit dem Professor am bischöflichen Lyzeum in Eichstätt, Dr. Hollwerl, dem Chefredakteur der Kölnischen Volkszeitung und Präsidenten des Mannheimer Katholikentages, Dr. Cardanus, und dem Jesuiten Dühr, dem ultramontanen Universitätsprofessor in Freiburg i. B., Finckle, und dem Professor der katholischen Theologie an der Universität Münster, Dr. Mausbach. Der Verfasser schließt seine Broschüre, deren Verbreitung ebenso

wünschenswert ist wie die seines Hauptwerkes, mit folgenden Worten: „Ausführlicher als ursprünglich beabsichtigt war, hat sich die Antikritik der katholischen Kritik meines Werkes über das Papsttum gestaltet. Ich hoffe aber, daß die Ausführlichkeit nicht nutzlos gewesen ist. Denn was ich zeigen wollte, habe ich gezeigt: die Unehrlichkeit katholischer Kritik. Ganz besonders erbittert trat diese Eigenschaft bei dem Professor der katholischen Theologie Herrn F. Mausbach hervor. Deshalb und weil Herr Mausbach seiner Stellung und seines Berufes wegen einer der „vornehmsten“ Vertreter ultramontaner Wissenschaft ist, habe ich seiner „Kritik“ größeren Raum gewidmet. Die Bloßstellung der ultramontanen Kritik hat aber selbstverständlich nicht so sehr persönliche, als sachliche Bedeutung. Sie beweist, daß das ultramontane System nur zu verteidigen ist entweder durch Umgehung, durch Nichtbeachtung der gegen es gerichteten Hauptangriffe oder durch Fälschung und Lüge. Wahrheit und Ehrlichkeit, Sittlichkeit und Christentum stehen eben zum ultramontanen System und zu seiner Verteidigung in unversöhnlichem Gegensatz. Möchte diese Erkenntnis in immer größere Kreise bringen! Ihr eine Gasse zu bahnen, ist die mühselige Arbeit meines Lebens.“

76. Gottes Glück. — Totgelacht. Zwei Novellen. Von Dora Dunder. München. N. Langen. 1903. 114 S. (Kleine Bibliothek Langen, Band 56.) Geh. Mk. 1, in Halbpapier geb. Mk. 1.50.

Die Erzählerin schildert in „Gottes Glück“, wie ein junger Privatgelehrter und Träumer ein junges Mädchen aus den Händen ihres rohen und brutalen Geliebten reißt, die Gerettete dann lieb gewinnt, sie zu sich emporheben und heiraten will, und wie das Mädchen, so dankbar sie ihm ist, so gut sie weiß, daß sie an der Seite des früheren Geliebten ein elendes Leben führen muß, dennoch auf das ihr gebotene „friedliche Glück“ verzichtet und zurückkehrt zu dem Manne, der sie quält, den sie aber liebt. Es ist eine Geschichte der sieghaften Leidenschaft, die über alles triumphiert, die stärker ist als die berechnende Vernunft, stärker als die tiefgefühlte Dankbarkeit, es ist eine Geschichte des starken Instinktes; dessen, was Darwin Zuchtwahl nennt. Die Starken, die Naturkinder finden sich zusammen, das dünngeordnete Blut, der feine, müde Kulturmensch bleibt in resignierter Trauer zurück. Der tröstende Gedanke bei alledem aber bleibt, daß dieser uns im Verlaufe der Erzählung so sympathisch gewordene Mensch den Schlag überwinden wird, daß er in seiner Wissenschaft Trost und Ruhe finden kann, daß er hinfort ein verzichtendes aber dennoch glücklicheres Leben führen wird als an der Seite dieser wild leidenschaftlichen Frau, deren Art so wenig zu der seinen paßt und die über kurz oder lang sein stilles Leben sicher vernichtet hätte.

77. Suffitismus, Reformation und Gegen-Reformation in Saaz und im „Saazer Lande“. Ein deutsch-böhmisches Geschichts- und Kulturbild. Von Franz Mach, vorm. Professor am

f. f. Staatsobergymnasium in Saaz. - Mit einer Abbildung des alten Saaz-Saß. J. L. Neuböcker. 1903. 71 S. K 1.

Solche kleine Spezialarbeiten zur Geschichte der Reformation und Gegen-Reformation in Oesterreich sind überaus dankenswert. Diese Geschichtsperiode Oesterreichs ist leider noch viel zu wenig bearbeitet. Vielleicht bewirkt gerade die neue klerikale Bewegung in Oesterreich, daß man sich mit ihr eingehend beschäftigt. Das Büchlein ist gut geschrieben und verdient auch außerhalb Deutschböhmens gelesen zu werden.

78. Geschichte der deutschen Zimmererbewegung. Herausgegeben im Auftrage des Zentralverbandes der Zimmerleute u. verw. Berufsgenossen Deutschlands von August Brinmann. 1. Band. Stuttgart. J. H. W. Dieß. 1903. XII, 400 S.

Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß der Verfasser nicht nur seiner eigenen Gewerkschaft, sondern den deutschen Gewerkschaften überhaupt einen großen Dienst mit der Abfassung dieser umfangreichen und fleißigen Arbeit geleistet hat. Beabsichtigt ist, diesem Buche noch eine Fortsetzung zu geben. Vorerst bietet der vorliegende Teil ein abgeschlossenes Ganzes, aus dessen Inhalt wir nachstehendes hervorheben: I. Die Zünfte der Zimmerleute. a) Die Ausbildung des Zimmererberufs. b) Das Alter der Zünfte. c) Die gesellschaftliche Stellung und die Entlohnung der Zimmerleute in der zünftigen Zeit. d) Die Bestrebungen der Zünfte nach Exklusivität und gewerblicher Gleichstellung der Zunftgenossen. e) Die Handwerkerpolitik der Landesregierungen und der Verfall der Zünfte. f) Das Gesinde der Zimmerleute. g) Die Stellung der Zimmergesellen in den Zünften und die besonderen Gesellenkorporationen. h) Die Organisation der fremden Zimmergesellen. i) Die Lohnbewegungen in der zünftigen Zeit. II. Die Entwicklung der Zimmerei. a) Die Arbeitsteilung. b) Die Umwälzung des Baumeßens und der zünftigen Bauhandwerke durch den Kapitalismus. c) Statistisches über die Entwicklung der Zimmerei. III. Die Gründung der modernen Gewerkschaften in Deutschland durch die politische Arbeiterbewegung. a) Die politische Entwicklung Deutschlands und die ersten Anfänge der modernen Arbeiterbewegung. b) Die Wiedererweckung der Arbeiterbewegung durch die Bourgeoisie, der Allgemeine deutsche Arbeiterverein und die Internationale Arbeiterassoziation. c) Der prinzipielle Standpunkt der sozialistischen Theoretiker und Politiker zu der Gewerkschaftsbewegung in den Sechziger Jahren. d) Die Aufhebung der Koalitionsverbote in Deutschland. e) Die Stellungnahme der Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins in Hamburg 1868 zu der Gewerkschaftsbewegung. f) Die Agitation für die Beschickung des Allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses 1868. g) Die Haltung der gegnerischen Presse und die Hintertreibungsversuche der Fortschrittspartei. h) Der Allgemeine deutsche Arbeiterkongreß 1868. i) Die Zersplitterung der deutschen Gewerkschaftsbewegung. k) Die Hirsch-Duncker'sche Gewerkvereinsgründerei. l) Die internationalen Gewerkschaften. m) Die ersten Resultate. n) Die Krisis im Allgemeinen deutschen Arbeiterschäftsverbande. o) Die

Gründung des Berliner Arbeiterbundes. p) Die Wiederbelebung des „Allgemeinen deutschen Arbeiter-Unterstützungsverbandes“. q) Die Zusammenschließungsbestrebungen der Internationalen Gewerkschaften. r) Weitere Fortschritte der Gewerkschaftsorganisation Lassalle'scher Parteirichtung und der Anfang der staatsanwaltlichen Unterdrückungen. s) Die Einigung zwischen den Gewerkschaften der Lassalle'schen Parteirichtung mit den Gewerkschaften der Eisenacher 1875. — Ein Anhang behandelt die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften. Zum Schlusse möchten wir noch auf die Anlagen aufmerksam machen; sie bestehen aus alten Handwerksordnungen, aus landesbehördlichen Verfügungen, aus Kundgebungen aus den ersten Jahren der modernen Gewerkschaftsbewegung und endlich aus einer sehr interessanten Sammlung von photographisch reproduzierten Lehrbriefen und Kundschaften des Zimmerer-Gewerbes.

79. Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Von Dr. Kurt Lampert. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Lieferung 28—30.

Wir haben auf dieses treffliche Werk schon hingewiesen. Der Verfasser hat in glücklichster Weise darin die Aufgabe gelöst, streng wissenschaftliche Auffassung mit anziehender und allgemein verständlicher Darstellung zu verbinden und läßt seine Leser einen tiefen Einblick gewinnen in das Leben, Tun und Treiben der bei allen Verschiedenheiten doch eng zusammengehörigen großen Menschheitsfamilie. Ergänzt werden die textlichen Schilderungen durch 780 Abbildungen nach dem Leben (zum Teil in prächtigem Farbendruck), also bildliche Dokumente von urkundlicher Treue. Es wird dadurch eine Anschaulichkeit erzielt, die gerade für eine solche populäre Völkerkunde Hauptbedingung ist. In diesem allumfassenden Werke findet der Zeitungsleser somit auch alles Wissenswerte über das Völkergemisch im Sultanat Marokko wie über die Bewohner der südamerikanischen Föderativrepublik Venezuela, von der die Welser im 16. Jahrhundert einen Teil als kaiserliches Lehen besaßen, Länder, von denen in letzter Zeit wieder viel gesprochen und geschrieben worden ist. Das vornehm und gebiegen ausgestattete Werk erscheint zur Erleichterung der Anschaffung in 35 Lieferungen zu je 60 Pfennig und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.

80. Weltgeschichte des Krieges. Ein kulturgeschichtliches Volksbuch von Leo Frobenius unter Mitwirkung von Oberstleutnant a. D. H. Frobenius und Korvettenkapitän a. D. E. Kohlhauer. I. Buch: Urgeschichte des Krieges. II. Buch: Geschichte der Landkriege. III. Buch: Geschichte der Seekriege. Mit etwa 800 Illustrationen. Vollständig in 25 Lieferungen zu je 60 Pf. Verlag von Gebrüder Jänecke in Hannover.

Von diesem Buch, das zum ersten Male den Krieg in seinem Einfluß auf die Kulturentwicklung zeigt, behandelt die 2. Lieferung die Menschenjagden und Zweikämpfe der Südafrikaner und der den Nordrand bewohnenden Eskimos und Kamtschadalen, sowie die Schädel-trophäen der Dzeanier. Wir lernen einen Urzustand des Krieges kennen,

in dem die völlige Vernichtung des Gegners der Zweck des Krieges ist und erkennen bei dieser Betrachtung erst den ungeheuren Abstand unserer zivilisierten Kriegsführung, die den Gegner nur kampfunfähig machen will. Ueberaus fesselnd sind die Ausführungen über die Kopfsjägeri, welche ensflekliche Sitte sich heute noch in Neuseeland und Neuguinea findet. Zur regelrechten Schädeljagd haben sich die Eingeborenen am Ostkap Neuguineas ein besonderes Instrument, einen Menschenfänger erfunden, eine an einem Rohr befestigte Schlinge, die dem unglücklichen Flüchtling um den Hals geworfen wird. Dabei wird die Spitze, in die der Stock ausläuft, in das Opfer gespießt und bringt, wenn der Kopfsjäger geschickt war, in das Gehirn oder das Rückgrat ein. Die erbeuteten Köpfe werden getrocknet und von ihrem Besitzer als Trophäen mit herumgeführt. Unter den zahlreichen interessanten Illustrationen sind besonders bemerkenswert einige Abbildungen, die sich auf die Menschenfresserei beziehen, wie ein Schädel-tanzplatz auf den Philippinen und kannibalische Trophäen, außerdem enthält Lieferung 2 als Beilage den Kampf der Indianer bei Fort Mackenzie am 28. August 1833.

81. Aschermittwoch. Novellen. Von Paul Buffon. München. A. Langen. 1903. 115 S. (Kleine Bibliothek Langen, Band 57.) Geh. Mk. 1, in Halbpergament geb. Mk. 1.50.

Paul Buffons Name ist in kürzester Frist in Deutschland bekannt geworden, zuerst durch seine Novellen, die in den Blättern, namentlich im Simplizissimus erschienen, und dann durch den großen Bühnenerfolg seines Einakterzyklus „Ruhmlose Helben“. Mit einem Buche tritt er in „Aschermittwoch“ zum erstenmal vor das Publikum. Auch hierbei wird ihm der Erfolg treu bleiben. Diese kurzen, knappen, sachlich geschriebenen Novellen, die des Reizes einer starken Stimmung dennoch nicht entbehren, sind so spannend, so fesselnd, so geschickt pointiert, daß man in Buffon einen der ersten deutschen Meister der kurzen Geschichte begrüßen darf. Häufig sind diese Meister in Deutschland bekanntlich nicht gerade. Wir haben auf diesem Gebiete lange hinter den Franzosen und Russen zurückstehen müssen. Buffon ist den Ausländern auf diesem Gebiete ebenbürtig. Auch unter ihnen wird man lange nach einem Autor suchen dürfen, der es versteht, auf ein paar Seiten in der Schilderung einer Katastrophe ein ganzes Leben und einen ganzen Menschen so scharf umrissen vor unsere Augen zu stellen.

82. Franz Grillparzers Leben und Schaffen, von Moriz Necker. Mit 7 Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftproben. Sonderabdruck aus: Grillparzers sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Moriz Necker. Leipzig. Max Hesse. LXXXVII S.

Die Schrift bildet zu der im Verlage Hesse erschienenen Volksausgabe von Grillparzers sämtlichen Werken die Haupteinleitung. Außer dieser wird die Ausgabe noch 17 Einleitungen zu den einzelnen Werken und Grillparzers, in die bisherigen Ausgaben noch nicht aufgenommenen „Tage-

buchhälter“ enthalten. Moritz Necker hat bekanntlich die deutsche Bearbeitung des Ehrhard'schen Werkes über Grillparzer besorgt. Die vorliegende Schrift gibt auf Grund eingehenden Studiums der Quellen eine schlichte Darstellung vom Leben und Wirken des Dichters, die sich ebenso durch gedrungene Kürze als durch Reichhaltigkeit des Inhalts auszeichnet.

83. Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte, herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Lieferung 21. 4. Lieferung des Schlussbandes.

Die vorliegende Lieferung, in ihrer Gänze ein Werk des volks- und mundartkundigen Dr. Nagl, beschäftigt sich mit der Volksdichtung „Alt-Oesterreichs“. Unter diesem Ausdruck ist der Theresianische Zeitraum im weitesten Sinne begriffen. Es fehlt nicht an Griffen bis auf Frau Ava und Konrad Fußesbrunn. Das Schwergewicht wird aber darauf gelegt, nachzuweisen, wie viel Altes in jener Zeit und bis heute noch lebendig war und ist. Die dramatische und volkstümliche Passion, die Nachahmungen liturgischer Gebräuche in den Schnurren und Schnacken des Volkes, örtliche und nationale Legenden, oft mit verbötomischem Einschlag, öffentliche Umzüge mit religiös- oder mythisch-symbolischem Hintergrunde treten in erfreulicher Fülle vor unser Auge. Der folgende Abschnitt ermittelt den Zuwachs, den dieses nationale Erbe durch das Bürgertum und andere jüngere Kultureinrichtungen erfahren hat. Mit ihnen tritt endlich eine Verweltlichung des Volksschauspiels ein, welche schnurstracks — zum weltlichen Volksschauspiel mit patriotischer oder moralisierender Tendenz führt. Der Endpunkt dieser Entwicklung ist das moderne Bauerntheater und Ben Alibas Ausspruch bewahrheitet sich auch hier wieder. Verwandt mit dem Volksschauspiel ist dann das Volkslied, dessen Anfänge ebenfalls noch das vorliegende Heft behandelt. Außer dem Amlied, das von der Liebe des Jägers und der Sennerin, oft in der Form des Schnadahüpfels, erzählt, erscheint hier noch das Lied der Sprachinseln und das historische Gelegenheitslied. Interessant ist der Abschnitt über das Napoleonslied. Spezifisch österreichisch sind die Lieder vom 48er Jahr und die Madegkylieder. Wir erwarten mit Spannung das nächste Heft, das uns des Schönen von diesem bisher fast unbekanntem Stoffgebiete noch sehr viel zu erzählen verspricht.

84. Ein Tag. — **Ivar Bye.** Zwei Erzählungen. Von Björnstjerne Björnson. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria von Borch und G. J. Klett. München. A. Langen. 1903. 130 S. (Kleine Bibliothek Langen, Band 58.) Geh. Mk. 1, in Halbpergament geb. Mk. 1.50.

„Ein Tag“ ist eine von Björnsons meisterhaftesten Erzählungen, eine Geschichte, so erfüllt von feiner Seelenmalerei und warmem Leben, wie wohl wenige epische Prosadichtungen unserer Zeit. Es ist das Leben einer Frau, das er uns schildert, eines verträumten Wesens, das diese Welt nicht recht kennt und sich in ihr nicht zurechtzufinden weiß. Sie heiratet den Mann, den sie nicht liebt, nachdem sie von dem enttäuscht worden ist, den sie liebt. Ihre Ehe wird tief unglück-

lich, und sie spinnt sich immer tiefer in ihr Traumleben hinein, bis endlich mit der Wiederkehr des Geliebten von einst in ihr Leben der Tag des Glückes kommt. Wundervoll frisch und lebendig ist dieser Tag geschildert, an dem sie aus ihrem Traum zum lachenden Leben erwacht, da sie den Himmel offen sieht und selig ist, selig wie selten ein Mensch. Es ist nur ein Tag, schon der Abend bringt die neue Enttäuschung. Aber wie dieser Tag auf dem Nebelgrunde dieses stillen Lebens aufgeht, das bleibt ein Eindruck, der unvergänglich ist. Solch eine Frische und Kraft der Darstellung hat wohl nicht leicht ein lebender Dichter in dem Grade wie Björnson.

85. Unsere Tonschrift. Kurzer Rückblick auf deren Werdegang sowie auf die Vorschläge zu deren Verbesserung, ferner ein neuer Vorschlag für Tonbenennung und Notenschrift von Hans Sacher, Bürgerschul-Direktor. Wien. U. Pichlers Witwe & Sohn. 1903. 64 S.

Um eine Neuerung zu rechtfertigen, muß vor Allem ein Bedürfnis danach vorhanden sein. Es scheint mir bezeichnend genug dafür, daß dies nicht der Fall ist, daß der Verfasser selbst gesteht, er wäre von allen Fachleuten und Musikern, die er um ihr Gutachten befragt habe, abgewiesen worden. Die Musiker sind eben mit ihrer Schrift, mit Hilfe welcher ein Beethoven, Wagner und Hugo Wolf ihre durchaus nicht immer einfachen Kompositionen mit zweifelloser Deutlichkeit aufzuschreiben imstande waren, ganz zufrieden. Wie sich aber Herr Sacher die praktische Verbreitung seiner Notenschrift denkt, ist mir etwas unklar. Sollten sämtliche nunmehr existierenden Noten mit einemmale vernichtet werden (!), oder sollten die heranwachsenden musiktreibenden Generationen während einiger Jahrzehnte beide Systeme lernen? Dann sieht es mit der sogenannten Vereinfachung traurig aus.

86. Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern. Von Dr. Sigismund Friedmann, ord. Professor an der der R. Accademia Scientifica Litteraria in Mailand. Autorisierte Uebersetzung von Ludwig Weber, Leipzig, Hermann Seemanns Nachfolger. 1. Bb. 2. Ausgabe (2.—3. Tausend). 1902, XV., 488. 2. Bb. 1903. 468 S.

Der Verfasser sagt in seinem Vorworte: „Mit diesem Werke habe ich mir die Aufgabe gestellt, die Geschichte des deutschen Dramas nach Schiller an dem Geiste des Lesers vorüberzuführen. Ausführlich behandelte ich die großen Dichter, die als Repräsentanten literarischer Strömungen auftraten, weniger eingehend diejenigen, denen eine nur geringere Bedeutung zukommt. Ich habe versucht, vollstündlich im guten Sinne zu sein; habe alle unnötigen Schwerfälligkeiten dem Werke fernzuhalten, und es vermieden, die Anmerkungen mit gelehrtem Ballast zu überladen. Diese enthalten größtenteils biographische Notizen und Stellen aus den Dichtungen selbst, wie sie im Texte stören würden. Wenn nun aber die Anmerkungen auf mancher Seite dennoch einen etwas breiten Raum einnehmen, so ist das eine Notwendigkeit, die sich nicht umgehen ließ bei meinem Bestreben, neben dem Stoff selbst auch die einschlägige Literatur mit in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen.“ U. Der Uebersetzer sagt in seinem Vorworte: „Zeit dem Er-

scheinen der italienischen Ausgabe dieses Werkes („Il drama tedesco del nostro secolo“, Milano 1893, Libreria Galli) wurden in Kreisen maßgebender Beurteiler Italiens sowohl als auch Deutschlands die anerkanntesten Stimmen laut, und damit war der Beweis gegeben, daß der Verfasser seiner Aufgabe, die er sich mit der Herausgabe dieses Buches stellte, vollkommen gerecht geworden ist. Der herzlichste Willkomm aber, den das „Drama tedesco“ besonders bei deutschen Kritikern fand, von denen ich nur die Namen Bultaupt, Creizenach, Kosch und Sauer zu nennen brauche, rechtfertigt diese Uebersetzung. So übergebe ich denn auch mit den besten Wünschen und Hoffnungen der Öffentlichkeit diesen ersten Band, dem noch in diesem Jahre ein zweiter folgen wird, worin die Darstellung bis auf unsere Tage fortgeführt werden soll. Friedmann ist seinem Vorsatze treu geblieben, sein Werk vollständig im guten Sinne des Wortes zu halten. Und doch ist es ihm gelungen, forschend in all die Tiefen der Dichterseelen hinabzusteigen, wie man es von einem Autor erwartet, dessen Werk nicht nur für die weiteren Kreise gedacht ist sondern das auch dem Gelehrten ein bequemes und geschätztes Buch sein soll. Da ferner der Verfasser sich nicht mit Essays begnügt, sondern entwicklungs-geschichtlich vorgeht und die Dichtungen aus dem Leben und den Absichten ihrer Schöpfer heraus verständlich macht, also den Leser auf einen objektiven Standpunkt führt und endlich auch die einschlägigen Schriften zu seinen Erörterungen heranzieht, so kann man von dem vorliegenden Werke wohl behaupten, daß es berufen ist, eine Lücke in unserer kritizierenden Literatur auszufüllen. Was nun meine Uebersetzung anbelangt, so habe ich mich nach Möglichkeit an das Original des nicht bloß in Italien angesehenen Gelehrten gehalten, glaubte mich aber dazu berechtigt, mit dem Einverständnis des Urhebers redaktionelle Verschiebungen vorzunehmen, wie auch ab und zu Erläuterungen fallen lassen zu können, die wohl für den Italiener, nicht aber für den Deutschen von besonderer Wichtigkeit sein konnten. Andererseits mußten aber der vorliegenden Ausgabe Erweiterungen eingefügt werden, wie sie für das Lesepublikum Deutschlands als unentbehrlich erachtet wurden. Angaben über die Angehörigkeit der Zusätze zu machen, die sich teils auf den Stoff selbst, teils auf die Durcharbeitung der einschlägigen, nach Herausgabe des italienischen Textes erschienenen Literatur erstrecken, wurde anfänglich versucht, bald aber als störend und undurchführbar erkannt und darum aufgegeben, und nur aus Versehen ist eine diesbezügliche Notiz auf S. 77 stehen geblieben. Es sei darum hier nur gesagt, daß alles von der italienischen Ausgabe Abweichende teils vom Verfasser selbst, teils vom Uebersetzer herührt, wie es denn von diesen beiden überhaupt für notwendig erachtet wurde, zur einheitlichen Durchführung des Ganzen in stetem Kontakt zu bleiben.“ Man darf der Verlagsbuchhandlung, die ja überhaupt sehr rührig ist, aufrichtig dankbar dafür sein, daß sie diese Uebersetzung veranlaßt und so nunmehr dem deutschen Publikum das Werk eines ebenso verständigen als gewissenhaften Forschers vermittelt hat.

87. Romane und Novellen, von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen zu je 40 Pf. Alle

14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.

Paul Heyfes zweiter Roman „Im Paradiese“, dessen erster Band in den vor kurzem zur Ausgabe gelangten Lieferungen 16 bis 21 der wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyfes Romanen enthalten ist, darf mit Recht als eine der reifsten Schöpfungen des Dichters bezeichnet werden, als ein Kunstwerk, in dem sich die Eigenart Heyfes und sein Können in schönster Entfaltung zeigt. Der Schauplatz des Romans ist München, das dem Dichter zur zweiten Heimat geworden ist, und die reich bewegte Handlung spielt sich meistens in Künstlerkreisen ab. Auf diesem Boden konnte der Dichter auch nur solche Kraftnaturen finden, wie er sie für die starken seelischen Konflikte, auf denen der Roman aufgebaut ist, gebrauchte. Das Milieu des Romans ist überaus reizvoll, man wird ins „Paradies“ eingeführt, das Versammlungslokal der Künstler, und lernt das lustige Völkchen in seinem Uebermut und seiner guten Laune kennen. Auf der anderen Seite aber zeigt der Dichter auch, wie ernst diese Künstler streben und wie sie mit Not und Entbehrung um ihre Ideale kämpfen. Man fühlt es bei jeder Zeile, die Gestalten des Romans sind nicht Phantasiegebilde des Dichters, er hat sie alle mit eigenen Augen erschaut, unter ihnen gelebt, sie aber mit dem Zauber umkleidet, den nur der echte Dichter seinen Gestalten zu verleihen vermag.

88. Moderne Mindereritter. Novellen. Von Curt Julius Wolf. München. A. Langen. 1903. 127 S. (Kleine Bibliothek Langen, Band 59.) Geh. Mk. 1, in Halbpergament geb. Mk. 1.50.

Curt Julius Wolf ist bekannt als amüsanter Novellist. Mit einem Buche tritt er in den „Modernen Mindererittern“ zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Dieses Buch hält, was der Titel verspricht. Mit feinsten Charakterisierungskunst versteht er es, die verschiedensten Exemplare des modernen Mannes in ihrer Stellung zur Liebe, die sich heutzutage durch so viele andere Interessen und Rücksichten kompliziert, darzustellen. Es ergibt sich aus dem Stoff natürlich von selbst, daß das Ziel der Mindereritter, die moderne Frau, in allererster Linie im Mittelpunkt des Buches steht. Die Frauencharaktere sind mit Feinheit und Diskretion dargestellt und als lebendige, blutwarme, sympathische Menschen hingestellt. Es ist ein Buch, geeignet, einen über ein paar trübe Stunden hinwegzutäuschen.

89. Die Kleinwelt unserer Zeit, von Antonio Fogazzaro. Roman. Einzige berechnete Uebersetzung aus dem Italienischen von Max v. Weisenthurn. München. A. Langen. 1903. 388 S. Geh. Mk. 3.50, in Leinen geb. Mk. 4.50.

Der berühmte Italiener, der in seiner Heimat im schriftstellerischen Range neben D'Annunzio gestellt wird, mit dem seine Literatur im übrigen wenig gemein hat, gibt in seinem neuen Roman ein erschöpfendes Bild der heutigen Welt mit allen ihren Strömungen und Unterströmungen in Italien. Fogazzaro ist ein starker, unparteiischer Seelen- und Menschenschilderer. Dabei ist sein Roman, was man heutzutage nicht oft sagen kann, in dem Flusse seiner Erzählung, in der Ruhe

und Stetigkeit seines Fortschreitens ein episches Meisterwerk. In der Mitte der Handlung steht der Bürgermeister Maironi, ein gläubiger Katholik, der durch private Unglücksfälle, dann durch die Liebe zu einer geistig hochstehenden, freigeistigen Frau um seinen Glauben kommt. Seine Zweifel und Gewissenskämpfe werden mit ergreifender Wucht geschildert. Die Tragik des Lebens bringt ihn schließlich zum Glauben zurück, aber als einen gebrochenen Mann.

90. Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846—1872 von Robert v. Keudell. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. 1901. VI. 497 S.

Die Bismarckliteratur schwillt mächtig an und fesselt das Interesse des deutschen Lesepublikums ununterbrochen. Das vorliegende Buch hat seinen Hauptvorzug darin, daß es viel aus den Jugendjahren Bismarcks und seiner Frau erzählt. Der Verfasser berichtet als Augen- und Ohrenzeuge. Sein Gedächtnis wurde, wie er im Vorwort mitteilt, durch Aufzeichnungen unterstützt. Ebenso standen ihm Briefe zur Verfügung. So ist er imstande, ein lebendiges Bild längst vergangener Zeit zu rekonstruieren, sodas sein Buch rein biographisch, geschichtlich, insbesondere kulturgeschichtlich und politisch von ganz eigenartigem Reize ist. Die Ausstattung ist überaus vornehm, einfach und gediegen.

91. Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen nach Vorträgen, gehalten im Ferienkurs für Lehrer 1901 zu Würzburg von Oswald Külpe. Leipzig. B. G. Teubner. 1902. 115 S. Preis geb. Mk. 1.25. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 41. Bändchen.)

Der Verfasser gibt in diesem empfehlenswerten Büchlein eine Charakteristik der 4 Hauptrichtungen der deutschen Philosophie der Gegenwart: Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus und ihrer typischen Hauptvertreter und sucht das Interesse für die moderne Philosophie zu wecken und zu steigern. In der Einleitung betont er, daß das ganze philosophische Denken der Gegenwart von dem Bedürfnis nach Anschluß an die einzelnen Wissenschaften beherrscht ist. Sodann zeigt er, wie sich dieser Anschluß an sie je nach den vier zu unterscheidenden philosophischen Richtungen in besonderer Weise gestaltet. Als typischer Vertreter für den Positivismus werden Mach und Dühring, für den Materialismus Häckel, für den Naturalismus Nietzsche, für den Idealismus Fechner, Loge, v. Hartmann und Wundt behandelt. An die Darstellung der einzelnen Lehren schließt sich stets eine Kritik an, deren Grundgedanken am Ende des Buches nochmals zusammengefaßt werden. Danach mißt der Verfasser die Hauptbedeutung dem Positivismus und dem Idealismus bei, soweit sie wissenschaftliche Philosophie sind und sich zu willkürlicher Spekulation grundsätzlich ablehnend verhalten. Auf dieser Grundlage zeigt er die Möglichkeit, wie eine fruchtbare Einheit der philosophischen Bestrebungen immer mehr verwirklicht und eine geschlossene Weltanschauung erreicht werden kann. Das Bändchen verdient die Beachtung.

92. Plaudereien einer Pariserin über die Liebe, von Marcel Prévost. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen. Umschlagzeichnung von F. v. Reznicek. München. A. Langen. 1903. 220 S. Geh. Mk. 2'50, in Leinen geb. Mk. 3'50.

Dieses Buch ist eines der entzückendsten Werke des berühmten Franzosen. Die Frau, der er seine Plaudereien in den Mund legt, ist eine echte Frau und eine echte Pariserin. Man weiß ja, wie es Prévost versteht, sich gerade in die Psyche der modernen Frau hineinzuversetzen. Darin kommt ihm kein zweiter gleich, und gerade ein Band Frauenbriefe von ihm, die „Pariserinnen“, war es, der seinen Namen in Deutschland zuerst bekannt gemacht hat. Die „Plaudereien“ haben das Zeug dazu, ebenso bekannt zu werden. Es ist erstaunlich, wie viel Geistvolles und Treffendes diese Pariserin über allerlei Seiten und Angelegenheiten der Liebe, ihre Psychologie und Pshyhiologie zu sagen weiß und wie sie es versteht, auch die verfänglichsten Dinge mit einer Anmut zu besprechen, die selbst in Frankreich ihresgleichen sucht.

93. Wie stellen wir uns zu den Kartellen und Syndikaten? Vortrag, gehalten auf dem 22. Parteitag der Deutschen Volkspartei, am 21. September 1902 zu Offenbach i. Baden, von Rudolf Dejer, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Auf Beschluß des Parteitages veröffentlicht. Frankfurt am Main. J. D. Sauerländer. 1902. 60 Pf. (Flugschriften der Deutschen Volkspartei 6, herausgegeben vom engeren Ausschuß.)

Der außerordentlich große Einfluß, den die Kartelle und Syndikate gerade in der allerneuesten Zeit auf unser ganzes Wirtschaftsleben, nicht nur für Produzenten und Händler, sondern auch für den Konsumenten erlangt haben, hat dazu geführt, daß die Reichsregierung sich zu einer Enquête über diesen Gegenstand veranlaßt sah; und vor kurzem (am 14. November 1902) ist die einberufene Kartellkommission zu ihren Beratungen in Berlin zusammengetreten. Die Dejer'sche Broschüre will nun auch den Laien die Möglichkeit geben, sich über diese so ungemein bedeutsame und für die wirtschaftliche Gesamtentwicklung vielleicht wichtigste Frage der Gegenwart sachgemäß und gründlich zu orientieren. Auf Grund eines vorurteilslosen Studiums und an der Hand eines in langer Arbeit gesammelten und gesichteten Materials wird die Frage der „Unternehmerverbände“ in ihrer verschiedenen Gestalt wie „Kartellen“, „Syndikaten“, „Ringen“ oder „Trusts“ behandelt. Ihre historische Entstehung als wirtschaftliche Naturerscheinung, ihr enger Zusammenhang mit den Schutzzöllen, ihre Vorteile und Nachteile werden objektiv und ohne einen anderen Zweck als den, aufklärend zu wirken und das Verständnis für diese Frage in weitere Kreise zu tragen, dargestellt. Die Durchsetzung der Abhandlung mit lebendigen Beispielen aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit erhebt sie über eine theoretisierende Betrachtung hinaus und macht das Büchlein auch für den auf diesem Gebiete noch wenig Heimischen zu einer Lektüre, die er nicht ohne Befriedigung und Bereicherung seines Wissens aus der Hand legen wird.

Für den Inhalt verantwortlich: **Engelbert Fernerstorfer.**
Genossenschafts-Buchbruderer, Wien, VIII. Breitenfeldergasse 22.

Sozialismus und Landwirtschaft.¹⁾

Vortrag des Dr. Eduard David, Mitglied des hessischen Landtages, aus Mainz, gehalten in Wien am 16. Jänner 1903.

Der Gegenstand meines Vortrages umspannt ein so weites Gebiet, daß ich von vornherein zwei große Einschränkungen vornehmen will, um nicht Gefahr zu laufen, Ihre Aufmerksamkeit ungebührlich lange in Anspruch nehmen zu müssen. Einmal will ich nicht reden von der Eigentumsfrage, welche sich ja auch in der Landwirtschaftsfrage birgt und eine Reihe schwieriger ökonomischer Probleme umfaßt. Zweitens will ich auch nicht vom Sozialismus im allgemeinen sprechen, sondern nur den Sozialismus ins Auge fassen, der allein eine große Bedeutung für unser politisches Leben bekommen hat, nämlich den **Marxismus**.

Der große und fruchtbare Gedanke des Marxismus ist der, daß die gesamte Entwicklung einer menschlichen Gemeinschaft verstanden werden muß von der Entwicklung der materiellen Produktion aus. Die Art und Weise, wie sich eine menschliche Gesellschaft die zu ihrer physischen Erhaltung notwendigen Dinge verschafft, ist maßgebend für die Gestaltung auch ihrer sämtlichen übrigen Einrichtungen staatlicher, juristischer und gesellschaftlicher Natur; und sie ist weiterhin maßgebend auch für die Gestaltung ihres geistigen Lebens. Die materielle Produktion bildet nach dieser Auffassung gewissermaßen den Unterbau des Kulturganzen. Alle übrigen Seiten des Kulturlebens beruhen auf ihr, sie stellen den Ueberbau dar. Vollziehen sich große Veränderungen im gesellschaftlichen Unterbau, so müssen sich nach der marxistischen Auffassung auch große Veränderungen in den übrigen Einrichtungen der Gesellschaft anbahnen; der ganze Ueberbau muß sich dann ebenfalls umwälzen.

Nun ist die Art und Weise, wie sich eine Gesellschaft ihren materiellen Unterhalt verschafft, in hohem Grade abhängig von den Produktionsmitteln und insonderheit von den Werkzeugen und Betriebs Einrichtungen, die einer menschlichen Gesellschaft zur Verfügung

¹⁾ Unter dem gleichen Titel ist im „Verlag der Sozialistischen Monatshefte“ (Berlin, SW. Beuthstraße 2) ein selbständiges Werk aus der Feder des Vortragenden erschienen. Der I. Band gibt auf 703 Seiten eine umfassende Behandlung der „Betriebsfrage“. Der II. Band soll die „Eigentumsfrage“ einer ebenso gründlichen Untersuchung unterziehen.

stehen. Hier findet denn auch Marx den lebendigen Punkt in der menschheitlichen Daseinsgestaltung. Veränderungen in diesem Gebiet, neue Entdeckungen und Erfindungen, die Indienststellung neuer Arbeitsmittel müssen die ganze Methode der materiellen Produktion stark beeinflussen und ändern, und diese Veränderungen lösen dann die weiteren Veränderungen im sozialen Bau aus. So führt der Marxismus zur eingehenden Untersuchung der betriebstechnischen Seite der materiellen Produktion. Von da aus läßt er uns die geschichtliche Entwicklung verstehen.

Auch unsere gegenwärtige Gesellschaft, unser ganzes modernes Leben, ist nach der marxistischen Auffassung durch eine große Umwälzung auf dem Gebiete der Güterproduktion entstanden, die bedingt war durch die Indienststellung eines neuen gewaltigen Arbeitsmittels, nämlich der Dampfkraftmaschine mit allem, was drum und dran hängt. In der Dampfmaschine hat man also den eigentlichen Umstürzler zu erblicken, der die frühere, auf dem Handwerk aufgebaute Wirtschafts- und Staatsordnung ins Wanken gebracht und die große Entwicklung angebahnt hat, in der wir uns heute befinden.

Ueber die Richtung dieser Entwicklung lehrt der Marxismus: Der kapitalkräftige große Betrieb, der mit den modernen Produktionsmitteln arbeiten kann, ist den kleinen Betrieben, die das nicht können, auf dem Markte überlegen; jener arbeitet besser und billiger, schlägt die Konkurrenz und erweitert sein Arbeitsgebiet auf Kosten der kleinen Mitbewerber. Der große Betrieb ist es, der die großen Kraftmaschinen, die modernen technischen Einrichtungen ausnützen und auch alle kommerziellen Vorteile beim Einkauf der Rohmaterialien sich nutzbar machen kann. So ist der Fortschritt zum Großbetrieb der charakteristische Entwicklungszug, den wir als Folgeerscheinung der modernen Entfaltung der Arbeitsmittel sehen. Die Entwicklung zum Großbetrieb ruft mit den Betriebsumwälzungen auch Eigentums-umwälzungen hervor; sie erzeugt auf der einen Seite eine Konzentration großer und größter Einkommen und auf der anderen Seite die Proletarisierung des Kleinbürgertums, die Massenerscheinung besitzloser Lohnproletarier. So erklären sich gleichermaßen die Glanzleistungen unserer Kultur und ihre tiefen Schatten. — Das ist in kurzen Zügen die Marx'sche Lehre.

Man hat diese Lehre nun von vornherein auf den ganzen Bereich der Produktion angewandt, nicht nur auf die industrielle Produktion, sondern auch auf die landwirtschaftliche, auf die Hervorbringung von pflanzlichen und tierischen Stoffen. Auch in der Landwirtschaft, sagte man, ist es der Großbetrieb, der allein die neuen Produktionsmittel anwenden kann. Auch hier werden darum die kleinen Produzenten, die Bauern, nicht mitkommen können; sie werden niederkonkurriert und enteignet; sie sinken zu Lohnarbeiterproletariat herab. Auch hier ist die Folge eine Konzentration der Betriebe und des Eigentums. Man zweifelte nicht daran, daß diese Uebertragung auf die Landwirtschaft richtig sein müsse.

Die klare Uebertragung der marxistischen Gedanken auf die Landwirtschaft findet sich bereits in den Resolutionen der internationalen Ar-

beiterassoziation. Auf dem Kongreß zu Brüssel im Jahre 1868 faßte man eine Resolution, in der erklärt wurde, „daß die Erfordernisse der Produktion und die Anwendung der Gesetze des wissenschaftlichen Landbaues den Betrieb der Landwirtschaft im großen, Einführung von Maschinen und Zusammenwirken größerer Arbeitermassen notwendig machen, und daß im allgemeinen die moderne ökonomische Entwicklung der Bodenkultur in großem Maßstab zustrebt“ . . .

Sie finden dann dieselben Gedanken in dem Schriftchen von Eccarius „Eines Arbeiters Widerlegung der nationalökonomischen Lehren John Stuart Mills“. Marx selbst hatte diese Schrift vor dem Druck durchgelesen und gebilligt. Da hieß es:

„Die kleine Bauernwirtschaft steht in demselben Verhältnis zur modernen großen Agrikultur, wie die Handspinnerei und -Weberei zur Maschinenspinnerei und -Weberei.“ (S. 52.)

„Die kleine Bauernwirtschaft ist politisch, sozial und ökonomisch gerichtet. Sie hat sich nirgends bewährt und kann sich nirgends bewahren als zuverlässiger, schritthaltender Zeitgenosse der modernen Industrie und des sozialen Fortschritts. Sie ist das fünfte Rad am Wagen des politisch-sozialen Fortschritts, das Bleigewicht, welches die Arbeiterbewegung in Frankreich wie anderswo auf dem Kontinent paralyisiert.“ (S. 57.)

Und weiter: „Die Arbeiter haben ein unmittelbares Interesse daran, jeden Versuch, die kleine Bauernwirtschaft einzuführen, im Keim zu ersticken.“ (S. 58.) . . . Denn das wäre ein Rückschritt; er führt uns nicht zur Erleichterung der Nahrungsmittelbeschaffung, sondern zur Erschwerung; es wäre etwas Reaktionsäres, das zum Unheil der Arbeiter ausschlagen müßte.

Die Genfer Sektion der Internationalen Arbeiterassoziation erließ im Anschluß an die Beschlüsse in Brüssel und Basel ein Manifest an die landwirtschaftliche Bevölkerung, das den unvermeidlichen Untergang des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs mit folgenden Worten bekräftigte:

„Die kleinbäuerliche Bewirtschaftung ist deshalb durch die Allmacht des Kapitals, durch den Einfluß der Wissenschaft, den Gang der Tatsachen und das Interesse der Gesamtgesellschaft unwiderruflich und ohne Gnade zum allmäligen Tode verurteilt.“

In der deutschen Sozialdemokratie wurde die Frage in demselben Sinne behandelt. Wilhelm Liebknecht erklärt in seiner Schrift: „Zur Grund- und Bodenfrage“ (1874):

„Geringer Bodenertrag bei Arbeitsverschwendung, und obendrein Auszugaug des Bodens: das ist die ökonomische Signatur des Parzellensystems im Gegensatz zum Großackerbau.“ (S. 35.)

„Die landwirtschaftliche Kleinproduktion kann die Konkurrenz mit der landwirtschaftlichen Großproduktion nicht aushalten, und muß dieser gerade so Platz machen, wie die industrielle Kleinproduktion der industriellen Großproduktion.“ (S. 80.)

„Sein (des Bauernstandes) Todesurteil ist gesprochen und durch Palliativmittel kann höchstens eine qualvolle Verlängerung des Todes-

kampfes erreicht werden. Wirksame Mittel, Mittel zur Abwendung des Unterganges, gibt es nicht." (S. 140.)

„Der Dampfflug wird den Ackerbau ebenso revolutionieren, wie der Dampfwebstuhl und die Spinnmaschine die Industrie revolutioniert haben — er vernichtet die Kleinproduktion.“ (S. 145.)

Die wissenschaftliche Autorität, auf welche diese Anschauungen zurückgingen, war Karl Marx. In dem grundlegenden und unvergänglichen Werk dieses großen Denkers, im „Kapital“, wurde die Landwirtschaft allerdings nur nebenbei behandelt. Aber was darüber gesagt wurde, genügte als Fundament für die gekennzeichneten Theorien der Schüler: „In der Sphäre der Agrikultur wirkt die große Industrie insofern am revolutionärsten, als sie das Bollwerk der alten Gesellschaft vernichtet, den „Bauer“, und ihm den Lohnarbeiter unterschiebt. Die sozialen Umwälzungsbedürfnisse und Gegensätze des Landes werden so mit denen der Stadt ausgeglichen. An die Stelle des gewohnheitsfaulsten und irrationalsten Betriebes tritt bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft.“ So heißt es in dem als „kurze Andeutung einiger vorweggenommener Resultate“ charakterisierten Abriß „Große Industrie und Agrikultur“, am Schluß des 13. Kapitels.

Diese Lehren wurden von der deutschen Sozialdemokratie bis in die 1890er Jahre unbestritten aufgenommen und verbreitet, soweit dies die geknechtete Lage der Partei in den 70er und 80er Jahren überhaupt zuließ. Man konnte damals wenig an Landagitation denken und mußte alle Kräfte anspannen, um die Parteibewegung in den Kreisen der Industriearbeiter im Fluß zu halten. Nachdem aber das fluchwürdige Ausnahmegesetz gefallen und die sozialdemokratische Bewegung sich so weit Bahn gebrochen hatte, daß man ernstlich daran denken konnte, die Propaganda auch in die Schichten der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu tragen, da wurde die Agrarfrage auch sofort als Problem empfunden, das noch der Lösung harre.

Nach den Reichstagswahlen vom Jahre 1893 brach in der Partei die Erkenntnis durch: Wir müssen die Landbevölkerung mehr in den Bereich der Agitation ziehen und zu diesem Zwecke für diese Schichten der Bevölkerung besondere Programmforderungen aufstellen. So entstand die Agrarprogrammbeziehung der Jahre 1894/95, die in Breslau ohne Resultat endete. In der Diskussion, die sich damals über die Frage des Bauernschutzes entspann, wurde nochmals die marxistische Auffassung vom Zugrundegehen des Kleinbauern scharf und prägnant ausgesprochen.

Der alte Friedrich Engels erklärte in einer Polemik in der „Neuen Zeit“: „Es ist die Pflicht unserer Partei, den Bauern immer wieder die absolute Rettungslosigkeit ihrer Lage, so lange der Kapitalismus herrscht, klar zu machen, die absolute Unmöglichkeit, ihnen ihr Pargelleneigentum als solches zu erhalten, die absolute Gewißheit, daß die kapitalistische Großproduktion über ihren veralteten Kleinbetrieb hinweggehen wird wie ein Eisenbahnzug über eine Schubkarre.“

Karl Kautsky erklärte in derselben Polemik, als man aus

feinen früheren Schriften gewisse Konzeffionen an die „Freunde einer neuen praktischen Bauernagitation“ herauslesen wollte: „Der unvermeidliche Untergang des Kleinbetriebes, das ist der rote Faden, der sich durch meine Schrift zieht.“ Und er zitiert aus seinem Buch „Das Erfurter Programm“ den Satz: „Die Weiterführung der Existenz des Kleinbetriebes führt zu solcher Verkommenheit, zu solchem Elend, daß man sich fragen könnte, ob man überhaupt das Recht hätte, den Untergang des Kleinbetriebes aufzuhalten, wenn er wirklich aufzuhalten wäre.“

Ich brauche die Zitate nicht weiter zu häufen.

Das ist das Bild, welches die theoretische Arbeit des Marxismus in Sachen der Landwirtschaft gezeichnet hatte, und dieses Bild ist es nun, das ich für meine Person in wesentlichen Zügen für falsch halte. Ich bin der Meinung, daß hier ein großer Irrtum vorliegt, den man bei der Bedeutung der Frage nicht ruhig hinnehmen kann, der beseitigt werden muß im Interesse des Fortganges der großen Bewegung, zu deren Vorkämpfer auch ich mich mit Stolz zähle.

Zunächst hat die Wirklichkeit die Theorie desabouiert. Die Theorie war mit dem Bauer schon vor einem Menschenalter fertig, sie hatte sein Todesurteil gesprochen. Soweit war alles in Ordnung, aber — das Todesurteil wurde nicht vollzogen. Der Bauer dachte nicht daran, zu sterben; er blieb am Leben. Und die Klasse von Betrieben, die ihn — nach der Theorie — beseitigen sollte, hatte mit der Erhaltung ihrer eigenen Existenz genug zu schaffen; sie kam im wirtschaftlichen Kampf so sehr ins Gebränge, daß sie gar nicht daran denken konnte, den kleinen Nachbar niederzukonkurrieren. Die Statistik über die agrarischen Betriebe zeigt im Gegenteil im großen Ganzen — auf Einzelheiten kann ich mich natürlich hier nicht einlassen — daß der Konzentrationsprozeß der Betriebe, den wir in der Industrie in großen Zügen sich entwickeln sehen, in der Landwirtschaft nicht nachzuweisen ist. Wir sehen in gewissen Gegenden unter gewissen Verhältnissen ein Beharren der Betriebsformation, in anderen sehen wir das gerade Gegenteil von dem, was Marx erwarten ließ: die kleinen Betriebe gewinnen an Terrain und Zahl.

Letzteres hat im Deutschen Reiche stattgefunden. Eine vergleichende Statistik der Jahre 1895 und 1882 ergibt das Anwachsen der Betriebe in der Größenlage von 2 bis 20 ha. Das ist die Schicht, in welcher man im allgemeinen den bäuerlichen Selbstwirtschafter zu suchen hat, d. h. den rein bäuerlichen Kleinbetrieb, der nicht außerhalb des Betriebes einen Nebenerwerb zu suchen hat, der also nicht so klein ist, daß er als „Zwergbetrieb“ bezeichnet werden könnte, und nicht so groß, daß er dauernd fremde Arbeitskräfte verwenden müßte. Im einzelnen läßt sich natürlich keine scharfe Grenze ziehen; es kommt auf die Lage und Güte des Bodens, auf die Intensität der Wirtschaft an, wieviel Land notwendig ist, um eine bäuerliche Familie voll zu beschäftigen und zu erhalten. Die Zahl der Betriebe von 2—20 ha hat sich um 98.000 vermehrt, die Fläche, die sie bearbeiten, um 659.000 ha. Das ist die einzige Kategorie, die überhaupt einen hervorragenden Flächen-

zuwachs zu verzeichnen hatte. Die Schicht von 20 bis 1000 ha zeigte einen Rückgang. Sie besaß im Jahre 1882 von 100 ha 53·30 ha, im Jahre 1895 51·97 ha, während die Kleinbetriebe von 100 ha im Jahre 1882 38·75 ha, 1895 40·01 ha hatten. †

Nun ist aber bei der Beurteilung dieser Resultate noch zu bedenken: Von 1882 bis 1895 hatte man fortgesetzt dem Großbetriebe auf Kosten der staatlichen Gesamtheit Subsidien gewährt. Man hatte ihm durch die Spiritusgesetzgebung eine jährliche Liebesgabe von zirka 44 Millionen zugeführt; man hat ihm durch die Zuckergesetzgebung einen Zuschuß von 22 Millionen gegeben; man hatte starke Kornzölle wesentlich zu gunsten der großen Kornbauenden Betriebe eingeführt, die nach den Berechnungen, die allerdings cum grano salis zu nehmen sind, eine Spende von zirka 150 Millionen wesentlich für die großen Körnerproduzenten darstellten. Das machte also eine jährliche Staatshilfe von zirka 220 Millionen Mark zur Erhaltung der landwirtschaftlichen Großbetriebe. Und trotzdem sind sie zurückgegangen. Die kleinen dagegen, welche von diesem ganzen Gelde so gut wie nichts bekommen haben, höchstens ein paar Brosamen, sie hatten im Kampfe der modernen wirtschaftlichen Entwicklung nicht nur bestanden, sondern sogar Eroberungen gemacht.

Weiter kommt hinzu, daß sich der große Landwirtschaftsbetrieb noch einer besonderen Schutzeinrichtung erfreut — der Fideikommissgesetzgebung. Außerdem findet eine neue Großgutsbildung statt, welche mit landwirtschaftlicher Leistungsfähigkeit nichts zu tun hat, die aber in die Statistik mit eingeht, nämlich die Bildung von Luxusgütern, welche sich städtische Kapitalisten zusammenkaufen, um Landjütze zu haben. Am Landgutsbesitz haften ja gewisse private Annehmlichkeiten und soziale Privilegien. Diese Luxusgutsbildung beeinflusst also auch noch die Statistik zu gunsten der Großbetriebe.

Ziehen Sie das alles ab, so werden Sie begreifen, daß, als diese Ergebnisse bekannt wurden, man sich der Einsicht nicht verschließen konnte, daß die marxistische Konzentrationstheorie sich hier nicht bewahrheitet habe. Man sah ein, es stimmte etwas nicht. Infolgedessen suchte man nach Erklärungsgründen für das theoriewidrige Verhalten der Bauernbetriebe. Dies tat vor allem Karl Kautsky in seiner „Agrarfrage“. Er behauptete, daß diese Lebenskraft der kleinbäuerlichen Wirtschaft nicht auf der Betriebsleistung beruht, sondern darauf, daß der Bauer ein Hungerkünstler sei, der sich durchzuhungern verstehe; das könne allerdings der Großgrundbesitzer nicht. Ferner sei der Bauer auch ein Arbeitskünstler. Er arbeite vom ersten Hahnenschrei bis spät in die Nacht; er leiste also eine „übermenschliche Arbeit“ und begnüge sich dabei mit einer „untermenschlichen Ernährung“. Darauf beruhe das Geheimnis seiner Fortexistenz. Aber trotzdem, so verkündete Kautsky, wird er sich nicht halten. Denn wenn auch die bäuerlichen Betriebe nicht verschwinden, so wird dem Bauer doch das Eigentum weggenommen auf dem Wege fortschreitender Verschulbung. Der Konzentrationsprozeß vollzieht sich gewissermaßen unter der Decke. Der Kleinbauer wird hintenherum doch expropriert.

Ich kann mich hier auf die Verschuldungsfrage nicht spezieller einlassen. Das Eine will ich nur hervorheben, daß nicht bei den rein bäuerlichen Kleinbetrieben die höchste Verschuldung zu finden ist. Wir wissen aus den Gegenden, wo man ernste Versuche gemacht hat, den Stand der bäuerlichen Verschuldung festzustellen, daß sie keineswegs bedenkenerregend ist. So ergab sich z. B. in Baden, wo man der Sache am genauesten nachgegangen ist, eine durchschnittliche Verschuldungsziffer von 17% des Vermögens. Dabei waren aber auch noch alle Hypotheken, welche in den Händen anderer Bauern waren, miteingerechnet. Denn der Bauer bezieht seine Hypothekendarlehen keineswegs nur aus den städtischen Geldinstituten. Es bleibt vielmehr ein großer Teil der Schulverschreibungen in den Händen bäuerlicher Elemente, so besonders bei Erbteilungen. Mit der Expropriation auf dem Weg der Verschuldung ist es meines Erachtens nichts.

Was nun den Bauer als Hunger- und Arbeitskünstler anlangt, so ist es schon richtig, daß der Bauer oft härter und intensiver arbeitet, als man vom menschlichen Standpunkte aus wünschen möchte; und auch seine Ernährung ist sehr häufig eine unzureichende. Nichts liegt mir ferner, als behaupten zu wollen, daß die kleinen Bauern ein Herrendasein führen — nein, sie sind arme Leute und sie leben auch wie arme Leute. Aber, wenn man das Hungern und sich Ueberarbeiten nur den Bauern aufs Konto setzen will, so ist das ein Trugschluß. Der Großbetrieb bedient sich dieses Mittels im Konkurrenzkampf nicht minder. Da gibt es auch Hungerkünstler. Die Herren Gutbesitzer selbst sind es zwar nicht, die übermenschlich arbeiten und sich untermenschlich ernähren. Das lassen sie andere für sich besorgen. Diese, die Landarbeiter, müssen es aber umso stärker besorgen. Das Lebenshaltungsbudget des ostpreussischen Landarbeiters ist ein viel tieferes, als das des hessischen Kleinbauern. Man kann ruhig sagen, daß unsere ostdeutschen Großbetriebe sich zum großen Teil nur durch eine sehr weitgehende Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft bei jämmerlichen Wohn- und Nahrungsverhältnissen über Wasser gehalten haben, also auf Kosten ihrer Landarbeiter. Auch mit diesem Argument ist es also, wenn einseitig angewandt, nichts.

Man braucht meiner Meinung nach gar nicht nach Nebengründen zu suchen, um die Fortexistenz der Bauernbetriebe zu erklären. Man soll der Sache direkt auf den Leib rücken. Ich behaupte, daß der kleinbäuerliche Betrieb, wie ich ihn vorhin charakterisiert habe, in betriebstechnischer Beziehung der Konkurrenz des Großbetriebes voll auf gewachsen ist.

Um das zu begründen, müssen wir eine kleine Wanderung in die Technik der landwirtschaftlichen Produktion unternehmen. Der Vorsprung des industriellen Großbetriebs beruht einmal auf den Vorteilen der Kooperation als solcher einschließlich der kommerziellen Vorteile beim Ein- und Verkauf im großen. Er beruht ferner auf der Arbeitsteilung. Und zum Dritten beruht er auf der Maschinerie und den damit zusammenhängenden technischen Einrichtungen.

Was zunächst die Ersparnis durch Beschaffung und Verwertung im

großen betrifft, so wird allerdings im großen Betrieb manches billiger zu stehen kommen, wie im Kleinen. So z. B. der Bau von Stallungen, der Ankauf von Geräten, Futtermitteln etc. Der Bauer aber hat demgegenüber ein viel geringeres Abnutzungskonto; er spart seine Produktionsmittel viel mehr und besorgt sich zum Teil die Reparaturen an Gebäuden und Geräten selbst beim ersten Anfang des Schadens.

Was weiter die Arbeitsteilung betrifft, so führt uns ihre Betrachtung auf den entscheidenden Punkt, der den wesentlichen Unterschied zwischen landwirtschaftlicher und industrieller Produktion ausmacht, und von dessen Betrachtung aus sich schließlich das ganze Rätsel löst. Die Arbeitsteilung, die den industriellen Großbetrieb dem kleinen gegenüber überlegen macht, beruht darauf, daß man die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen Stufenprozesse in ein zeitliches Nebeneinander verwandelt und so den ganzen Produktionsprozeß rationeller gestaltet. Man läßt jede Produktionsstufe von nur ganz bestimmten, fein eingeschulten Spezialarbeitern besorgen. Das Endprodukt entsteht auf diese Weise viel rascher und billiger, als wenn ein einzelner Kleinmeister alle Produktionshandlungen nach einander vollführt.

In der Landwirtschaft ist nun aber eine derartige technische Arbeitsteilung nicht möglich, im großen Ganzen wenigstens nicht. Warum? Nun weil man den landwirtschaftlichen Produktionsprozeß nicht in ein stetes zeitliches Nebeneinander von einzelnen Stufenprozessen verwandeln kann. Wir haben es bei dem landwirtschaftlichen Produktionsvorgang nicht mit einem mechanischen Vorgang zu tun, den man zu jeder beliebigen Zeit beginnen, fortsetzen und beenden kann, sondern mit einem Lebensprozeß, der an die inneren Gesetze der organischen Natur und an die äußeren Lebensbedingungen für tierisches und pflanzliches Leben geknüpft ist. Der landwirtschaftliche Produktionsprozeß ist an feste Termine gebunden, er läßt sich nicht zusammendrücken und auch nicht auseinanderziehen. Groß- und Kleinbauer sind damit auch gleichermaßen an dasselbe Produktions tempo gebunden. In der Landwirtschaft gibt es nicht Leute, die das ganze Jahr hindurch nur säen oder nur pflügen oder mähen etc. Es gibt zwar sogenannte Schnitter, Drescher u. s. w. Das sind aber keine berufsmäßigen Spezialarbeiter im Sinne manufakturmäßiger Arbeitsteilung, sondern bloße Saisonarbeiter, die nach ein paar Wochen die besondere Arbeit wieder aufgeben müssen, weil diese nicht mehr vorhanden ist. Hinfort sind sie wieder Universalarbeiter.

Kommen wir nun zum dritten und wichtigsten Punkte, zur Ueberlegenheit des Großbetriebes infolge der Maschine. Die mechanische Produktion hat in der Dampfkraft eine mächtige Gehilfin bekommen. Die große stationäre Kräfteerzeugungsmaschine wurde das Herz des ganzen Betriebsorganismus, das mit wichtigen Stößen einen Kraftstrom durch die Hallen und Säle trieb, die mit mannigfacher Werkzeugmaschinen angefüllt wurden. Man zeigt sehr schön, wie sich allmählich an Stelle einzelner Maschinen ein geschlossenes Maschinensystem ausbildet, wie sich der Betrieb in einen einzigen großen Automaten verwandelt, wie der Mensch selbst nur noch ein Teil

dieses Automaten ist, der von der Maschinerie mitgerissen und mitkontrolliert wird.

In der Landwirtschaft aber finden wir davon nichts. Als große stationäre Kraftquelle konnte in ihr die Dampfmaschine nicht zur Geltung kommen. Das Werkfeld war viel zu groß, als daß man es mittels Treibriemen zc. von einer Dampfzentrale aus hätte mit Kraft versehen können. Und zu der Weite des Werkfelds kam die Unständigkeit des Kraftbedarfs an den einzelnen Betriebsstellen als noch schlimmeres Hindernis, das die Etablierung einer stationären Dampfkraftzentrale selbst für den Bereich des Gehöftes unmöglich oder unvorteilhaft machte. Nur da, wo mechanische Nebenindustrien in die organische Produktion eingebettet wurden, konnte man das durchführen, und dieser Umstand hat die Meinung aufkommen lassen, daß die Verbindung der Landwirtschaft mit einem industriellen Nebenbetrieb, die Vereinigung von Landwirtschaft und Industrie in demselben Betrieb, das Ziel der Entwicklung sei. Ich halte diese Auffassung für irrig. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung führt im Gegenteil zu einer reineren Herauslösung der eigentlichen landwirtschaftlichen Produktion. Die mechanischen Bearbeitungsweige wie Mülerei, Brauerei u. s. w. suchen sich aus der betrieblichen Verbindung mit der Landwirtschaft zu befreien. Das ist für die älteren Nebenindustrien auch bereits zum größeren Teil geschehen. Auch für die neueren wie z. B. die Kartoffelbrennerei und die Zuckersieberei wäre es schon in viel höherem Maße geschehen, wenn man dieser Entwicklungstendenz nicht mit künstlichen Mitteln (Zucker- und Spiritusgesetzgebung!) in den Weg getreten wäre.

Die Landwirtschaft im engeren Sinn muß, soweit sie überhaupt mechanische Motoren benützen kann, mobile Motoren benützen. Die ganze landwirtschaftliche Arbeit ist Bewegungsarbeit. Diesem lokomotorischen Charakter entsprechend sind auch ihre Kraftmaschinen mobil. Mobile Motoren sind aber an sich kleine Motoren im Vergleich zu den stationären, sie arbeiten relativ viel teurer wie die letzteren und bieten darum auch dem Großbetrieb keinen ähnlich großen Vorteil wie die stationären großen Kraftmaschinen den damit ausgerüsteten Betrieben. Dazu kommt aber noch der weitere Umstand, daß die Mutter Natur der Landwirtschaft einen ihren Zwecken ganz vortrefflich angepassten mobilen Motor zur Verfügung stellt in Gestalt des Zugtiers. Dieses entspricht in seinen verschiedenen Vertretern als Pferd, Ochse und Zugkuh so ausgezeichnet den Bedürfnissen der organischen Produktion, daß es für absehbare Zeit kaum von dem mechanischen Motor ersetzt werden dürfte.

Zunächst ist der Bewegungsmechanismus des Tieres viel besser für die Fortbewegung auf schienenloser, holpriger Bahn geeignet wie der mechanische Motor. Nutzen Sie einmal den letzteren zu, eine Last auf Felswegen oder gar auf weichem Ackergrund zn schleppen, wie es das Zugtier fertig bringt, das auf seinen vier Beinen auch über unebenem Boden dahinschreitet und sich schräg anstemmend den Karren aus dem Schlamm zieht. Wenn Sie sich einen Begriff machen wollen von der Leistungsfähigkeit des tierischen Motors, so betrachten Sie,

was Artilleriepferde bei Manövern leisten, wie sie über Hecken und Gräben hinwegsehen. Stellen Sie sich vor, das sollten mechanische Motoren leisten.

Das Pferd, sagt Marx, ist ein außerordentlich schlechter Motor, weil es einen „eigenen Kopf“ hat. Man kann es nicht wie einen mechanischen Motor auf engem Raum, Tag und Nacht automatisch arbeiten lassen. Stimmt, das Pferd hat allerdings einen eigenen Kopf. Das ist ein großer Nachteil für seine Verwendung in der industriellen Produktion, aber es ist ein Vorteil für die Landwirtschaft. Infolge des eigenen Kopfes rennt das Pferd nicht gleich gegen den nächsten Baum oder Stein an, wenn der Mann einmal nicht aufpaßt. Es ahnt, daß es dabei den eigenen Kopf riskiert. Das Tier ist gelehrt, es lernt sich selbst zu dirigieren. Das ist von großer Bedeutung für eine Arbeitsleistung auf bestelltem oder mit Bäumen bestandenen Acker. Was der eigene Kopf des Pferdes in dieser Beziehung in der Landwirtschaft vermag, kann Ihnen jeder praktische Landwirt sagen. Und wenn Sie sich einen Begriff von der Fähigkeit des Pferdes, sich selbst zu dirigieren, machen wollen, so denken Sie an das Jagdpferd, das über Stock und Stein, durch Wald und Busch dahinjagt, während der Jäger mehr auf das Wild als auf den Weg achtet. Stellen Sie sich einmal vor, es ginge jemand mit dem Automobil auf die Jagd. Wie würde es dem wohl ergehen im Wald und auf der Heide!

In der Stadt sind viel günstigere Verhältnisse für die Anwendung mechanischer Motoren als Lastenschlepper gegeben wie auf dem Land, und doch beherrscht auch dort bis auf den heutigen Tag das Pferd den lokalen Lastentransport. In der Stadt haben wir feste Straßen, also eine verhältnismäßig ideale Fahu, und doch hat die ganz ungeheure Entwicklung der Dampfmaschine für den Lastentransport innerhalb der Stadt keine Bedeutung gehabt. Die Güter werden zwar von dem mechanischen Motor, Dampftraj oder Dampfschiff, bis an die Tore der Stadt geführt, aber in der Stadt selbst vor den Kollwagen, den Möbelwagen, den Bierwagen, den Karren mit Baumaterial u. s. w. verrichten die Hackgänle nach wie vor die weitere Arbeit.

Erst in allerneuester Zeit hat man versucht, mechanische Motoren für diese Zwecke zu konstruieren. Aber man ist noch lange nicht so weit, das Pferd wirklich ausgeschaltet zu haben, obwohl die Bedingungen für die Erhaltung mechanischer Motoren in der Stadt viel günstiger liegen wie diejenigen für die Haltung von Pferden. In der Stadt ist ein Pferd eine kostspielige Sache. Die Ställe sind teuer, das Futter muß herbeitransportiert werden, und was die Pferde an der anderen Seite ihres Körpers wieder von sich geben, das ist in der Stadt ein lästiges Nebenprodukt, für dessen Fortschaffung der Besitzer womöglich noch Geld drauflegen muß. Das Zugtier ist in der Stadt also viel teurer zu halten als der mechanische Motor, der Kohle frißt, keinen Stall braucht und keine so umfangreichen überreichenden Nebenprodukte abgibt. Im Landwirtschaftsbetrieb aber ist umgekehrt die Tierhaltung bequemer und billiger. Der tierische Motor frißt Produkte des Betriebs selbst, zum Teil Abfälle, die sonst unvertwertbar wären. Und was er von sich gibt, ist die bekannte Seele der Landwirtschaft, jener köstliche

Stoff, den man dem Landwirt „gar nicht warm genug aus Herz legen kann“. So erklärt es sich, daß selbst im landwirtschaftlichen Großbetriebe, in den Betrieben über 100 ha, die doch jedenfalls ihrer Größe nach mechanische Motoren anwenden könnten, die Zahl der Zugtiere nicht zurückgegangen, sondern vielmehr gewachsen ist. Die Zahl der Pferde ist in Deutschland in diesen Betrieben seit 1882 bis 1895 von 5.65 auf 6.20 pro 100 ha gestiegen. Selbst Zugkühe erscheinen 1895 im Großbetrieb, während man sie 1882 fast gar nicht in den Betrieben über 100 ha verwendete.

Aber, sagt man, das wird alles anders werden, wenn erst die Elektrizität ihren Einzug in die Landwirtschaft hält. Sie wird auch dort mit den tierischen Motoren bald tabula rasa machen. Sie wird überhaupt die Ueberlegenheit des großen Betriebes über den kleinen rasch außer Frage stellen.

Die elektrische Energie paßt sich den Bedürfnissen des landwirtschaftlichen Betriebes allerdings viel besser an wie die Dampfkraft. Man kann die elektrische Energie durch Drähte leicht in die Ferne leiten. Die Kraftentnahme erlaubt auch beliebige Unterbrechungen; der Strom läßt sich leicht ein- und ausschalten. Die Elektrizität läßt ferner eine Aufsparung der Kraft in den Zeiten geringen Bedarfs für die Zeiten gesteigerten Bedarfs zu. Dazu kommt die vielseitige Brauchbarkeit der elektrischen Energie als Arbeitskraft, als Lichtspender, als Wärmeerzeuger und zum Signalgeben. All dies macht, wie gesagt, die Elektrizität viel geeigneter für den Landwirtschaftsbetrieb wie die Dampfkraft.

Dieselben Eigenschaften der elektrischen Energie ermöglichen es aber auch, hunderte und tausende von Betrieben aus einer einzigen großen elektrischen Kraftzentrale zu speisen. Während die Dampfkraft im Betrieb selbst erzeugt werden mußte, ist die Elektrizität dank ihrer Fernleitbarkeit, Akkumulierbarkeit und leichten Teilbarkeit kollektiver Benutzung zugänglich. Auch die kleinen Betriebe können darum aus dem elektrischen Stromnetz Kraft, Licht oder Wärme entnehmen. Technisch liegt kein Hindernis vor.

Bis heute ist freilich die Sache noch nicht so weit, daß man sagen könnte, die elektrische Kraft gebe dem Landwirt, der sie anwendet, einen finanziellen Vorteil vor dem, der sie nicht anwendet. Der Kraftbedarf im Landwirtschaftsbetrieb ist zu wechselnd und verhältnismäßig zu gering, als daß sich die heutigen elektrischen Anlagen rentieren könnten. Während man bei der Dampfmaschine die erzeugte Bewegung direkt auf Werkzeugmaschinen überleitet, verwandelt man bei elektrischen Anlagen die erzeugte Bewegung zunächst mittels besonderer Maschinen (Dynamos) in Energie. Dann leitet man diese Energie in die Ferne, wobei man je nach der Größe des Kraftbedarfs das Spannungsverhältnis eventuell ändern muß mit Hilfe von Transformator. Bevor man dann schließlich die Energie zur Arbeit benützt, muß man sie wieder in Bewegung umsetzen. Das geschieht durch eine weitere Maschine, den Elektromotor. Das ist also eine außerordentlich komplizierte, empfindliche und kostspielige Zwischenmaschinerie. Eine solche Anlage macht

sich nur dann bezahlt, wenn sie ständig in starker Tätigkeit ist; nicht aber, wenn sie nur wenig und mit häufigen Unterbrechungen benützt werden kann, wie das in der landwirtschaftlichen, an Jahreszeiten und physiologische Funktionen gebundenen Produktion der Fall ist. Ich glaube deshalb, daß die Elektrotechnik vorläufig noch nicht so weit ist, um die landwirtschaftliche Produktion stark beeinflussen zu können. Wenn sie aber einmal so weit ist, wenn einmal die elektrische Krafterzeugung und Fernleitung so billig beschafft werden kann, daß ihre Anwendung im landwirtschaftlichen Betrieb rentiert, nun dann werden die kleinen Betriebe von der Nutznießung nicht ausgeschlossen sein.

Ich könnte Ihnen Detailangaben von elektrisch eingerichteten Gütern, die bis jetzt keineswegs besondere Rentabilität aufgewiesen haben, vorführen. Ich unterlasse es der Kürze der Zeit halber und beschränke mich auf die Mitteilung eines Urteils, das auf ausgiebige sachmännische Erfahrung gegründet ist. Auf dem vorjährigen Verbandstag der deutschen Elektrotechniker in Düsseldorf hielt der leitende Ingenieur der Hannover'schen elektrischen Straßenbahn, Dr. Robert Haas, einen Vortrag über das Thema: „Was hat die Landwirtschaft von der Elektrotechnik zu erwarten?“ Die elektrische Straßenbahngesellschaft in Hannover hat eine ganze Reihe von Landorten in ihren Bereich gezogen. Ueber die Erfolge in 35 vorzugsweise landwirtschaftlichen Orten machte Herr Haas hochinteressante Mitteilungen, aus denen hervorgeht, daß die landwirtschaftlichen Anschlüsse für die Gesellschaft unrentabel sind. „Obwohl die Landwirtschaft in den 35 Gemeinden 77% aller installierten Pferdestärken besaß, brachte sie nur 53% aller Einnahmen; dann folgen die wenigen industriellen Fabriken mit 5% der Pferdestärken, aber 20% der Einnahmen; dann die landwirtschaftlichen Fabriksbetriebe mit 8% der Pferdestärken und 13% der Einnahmen und schließlich die Handwerker mit 7% der Pferdestärken und 11% der Einnahmen“ In der Landwirtschaft im Hauptbetrieb brachte die Pferdestärke nur 19 Mark jährlich und lief nur 110 Stunden; in den industriellen Werken brachte sie dagegen 112 Mark und lief durchschnittlich 600 Stunden. — Dazu kommen bei den landwirtschaftlichen Anschlüssen die weitläufigen Fernleitungen und die vielen Transformatoren, so daß bei der schwachen Benützung des Stromes „die Transformatoren die größten Konsumenten sind, aber nicht nur in scherzhafter Bedeutung, sondern tatsächlich. Dadurch wird der Wirkungsgrad der Anlage schon auf 50% herabgedrückt.“

Dr. Haas resümierte wie folgt: „Sie können aus allem diesem schließen, daß landwirtschaftliche Elektrizitätswerke nicht rentieren können, und soviel ich weiß, haben alle in größerem Umfang angestellten Versuche dieser Art Fiasko gemacht.“ Er rät dann den Landwirten zum Schluß, wenn sie sich an die Sache trotzdem heranmachen wollten, so sollten sie umfassende Genossenschaftsverbände schaffen, die mit Staatsunterstützung große elektrische Stationen speziell nur für landwirtschaftliche Verhältnisse errichten mögen. Die Landwirte selbst müßten dann für die Verzinsung eintreten; man könne nicht der Industrie

zumuten, daß sie ihre Kräfte mit Verlust für die Landwirtschaft hergäbe.

Entsprechend der Kleinheit der mobilen mechanischen und tierischen Motoren besteht auch das Groß der landwirtschaftlichen Werkzeugmaschinen aus Kleinmaschinen, die dem Kleinbetrieb an sich zugänglich sind, wie z. B. die wichtige Drillmaschine. Aber auch die größeren Werkzeugmaschinen kann der Kleinbetrieb benutzen. Denn sie werden von dem einzelnen Betrieb nur vorübergehend gebraucht, können also von mehreren Betrieben gemeinsam benutzt werden. Das gilt vor allem für die wichtige Dampf-Dreschmaschine, die den kleinsten Bauern zugänglich ist und tatsächlich auch bereits in einzelnen Gegenden Westdeutschlands ganz allgemein benutzt wird. Die Dreschmaschine gehört dort der Gemeinde, oder einer Genossenschaft, oder einem Einzelunternehmer, der damit von Ortschaft zu Ortschaft fährt. Die Bauern fahren ihr Getreide vor dem Dorfe zusammen und dreschen es in wenigen Tagen aus, wobei eine Familie der anderen hilft. Der kleine Bauer hat also den gleichen Nutzen von dieser Maschine wie der große. Letzterer hat aber einen Schaden durch sie erlitten, den der Kleinbauer nicht kennt. Die Dreschmaschine ist nämlich eine der Hauptursachen geworden für die sogenannte Mobilisierung der Landarbeiter. Letztere werden nach Wegfall der winterlichen Drescharbeit der „angestammten“ Gutsherrschaft nun auch im Sommer untreu; sie wandern zu Zehntausenden nach Westen, den höheren Löhnen nach. Diese Folgeerscheinung ist es, die neuerdings den Prof. v. d. Goltz veranlaßt hat, den großen Landwirten allen Ernstes zu empfehlen, das Getreide wieder mit der Hand ausdreschen zu lassen, um sich einen festen Stock von Arbeitern zu erhalten.

Die zweite größere Werkzeugmaschine mit mechanischem Antrieb ist der Dampfflug. Von ihm haben die marxistischen Theoretiker die Revolution der Landwirtschaft erwartet. Wie der Dampfwebstuhl den kleinen Weber, so sollte der Dampfflug den kleinen Bauer wirtschaftlich vernichten. Er hat es aber bis heute nicht getan, und er wird auch fernerhin die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllen. Ich kann die Gründe dafür hier nicht im Detail entwickeln. Das würde mich zu weit führen. Nur soviel möchte ich sagen: Der Dampfflug ist kein Universalflug, der den Gespannflug in allen seinen Funktionen ersetzen könnte. Er ist ein Spezialinstrument für die Tiefkultur. Die Tiefkultur an sich ist aber wiederum nur unter bestimmten Bodenverhältnissen für bestimmte Kulturen nötig und vorteilhaft. Es ist aber auch nicht etwa so, daß man zur Tiefkultur den Dampfflug unbedingt nötig hätte. Die Tiefkultur kann in den meisten Fällen ebenso gut durch Gespanntiepf Flüge oder mit Hilfe nachgehender Untergrundpflüge vorgenommen werden. Was im einzelnen Fall das billigere Verfahren ist, hängt ganz von den besonderen Verhältnissen ab. Der Dampfflug ist keineswegs in allen Fällen das billiger arbeitende Instrument. Aus all dem erklärt es sich, daß das Instrument, welches den Bauer vollständig vernichten sollte, keinen bemerkenswerten Effekt für die allgemeine landwirtschaftliche Betriebsentwicklung hervorgebracht hat.

Sobiel über die betriebstechnischen Einzelheiten. Das Gesagte mag schon dem Einen oder Anderen zuviel von der Technik gewesen sein. Ich konnte aber nicht davon absehen, denn die Produktionstechnik ist der Ausgangspunkt für die sozialistische Betrachtung der Dinge. Auf sie muß man immer wieder zurückgehen, will man die wirtschaftlichen Veränderungen begreifen.

Wir fanden, daß in der Landwirtschaft die Maschinerie nicht annähernd in gleichem Umfang Anwendung findet, wie in der mechanischen Fabrikation, und daß sie, soweit sie von Bedeutung ist, keineswegs das Monopol des Großbetriebes ist. Dazu kommt nun noch ein weiteres Unterschiedsmoment von weittragender Bedeutung. In der Industrie ist derjenige Betrieb, der große Maschinen einstellt, in der Lage, das Produktionstempo außerordentlich zu beschleunigen. Er produziert schneller und er produziert eine viel größere Produktmenge als ehedem. Der kapitalistische Produzent wirft diese riesigen Warenmassen auf den Markt, und dadurch erst werden die Erscheinungen ausgelöst, welche dem kleinen Konkurrenten so gefährlich werden. Die Nachfrage wird durch das Angebot überboten; die Preise sinken; der große Erzeuger kann nachgeben, denn er produziert billiger; der kleine Erzeuger kann das nicht mitmachen, und er geht somit zugrunde.

In der Landwirtschaft dagegen kann die Maschine das Tempo der Produktion nicht beschleunigen. Die schnellere Bewerksstelligung der einzelnen Hilfsarbeit kürzt den Produktionsprozeß nicht ab. Der Weizen reift dem Großen nicht rascher wie dem Kleinen. Die Kuh des Bauern produziert das Kalb so schnell wie die Kuh des großen Gutsbesitzers. Die Maschine ist kein Mittel, auf gegebenem Raum und in gegebener Zeit den Produktionsprozeß öfter abrollen zu machen und die Produktmenge zu vervielfältigen. Will man die der Flächeneinheit abzuGewinnende Produktmenge steigern, so muß man das Pflanzen- oder Tierleben selbst intensiver gestalten, indem man ihm bessere Ernährungs- und Lebensbedingungen bietet und dadurch die Organisation von innen heraus zu höheren Leistungen anspornt. Dabei spielt die Maschine nur eine nebensächliche Rolle.

Hier setzen alle jene wissenschaftlichen Errungenschaften ein, welche die Landwirtschaft in der Tat revolutioniert haben. Das sind in erster Linie die Forschungsergebnisse über das stoffliche Verhältnis zwischen Pflanze und Boden, die sich an den Namen Liebig knüpfen. Liebig stellte fest, daß die Fruchtbarkeit des Bodens an das Vorhandensein gewisser Pflanzennährstoffe geknüpft sei, die von Natur in nur beschränktem Maße im Boden in resorbierbarem Zustand sich vorfinden. Das sind vor allem die Phosphorsäure, das Kali und der Stickstoff. Sie werden dem Boden durch die Ernte entnommen und müssen ihm wieder zurückgegeben werden, wenn seine Fruchtbarkeit nicht vernichtet werden soll. Die Agrilkulturchemie lehrte den Landwirt die Natur seines Bodens kennen und den Nährstoffbestand desselben je nach den Produktionszwecken ergänzen und erhöhen. Zu der Stallmistdüngung trat die Mineraldüngung und die Stickstoffdüngung durch grüne Pflanzen

(Leguminosen). Des weiteren gewann man die richtige Einsicht in die Ernährungsvorgänge im Tierleib und damit sichere Anhaltspunkte für eine rationelle Tierfütterung. Alle diese Errungenschaften sind an sich kein Monopol des Großbetriebs. Der Kleinbauer kann sie sich ebenso gut zunutze machen. Sobald der Bauer die nötige Berufsbildung erhält, und sobald ihm der Bezug der Düngemittel und Kraftfuttermittel durch genossenschaftliche Organisationen vermittelt wird, ist er sogar im Vorsprung gegenüber dem Großgrundbesitzer, der die Ausführung der Düngungs- und Fütterungsarbeiten fremden Leuten überlassen muß, welche kein Interesse an dem Erfolge der Arbeit haben. So kommt es z. B. bei der Stickstoffdarbietung durch Kopfdüngung darauf an, je nach der Entwicklung der Saat, hier mehr, dort weniger, an anderer Stelle gar nichts auszustreuen, um einen gleichmäßigen Stand zu erzielen. Das besorgt der Bauer mit größter Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Der Lohnarbeiter macht ihm das nicht nach. Dazu kommt, daß der Bauer seinen Acker sehr genau kennt, und die Entwicklung seiner Kulturen viel genauer verfolgen kann. Der Verbrauch an künstlichem Dünger nimmt immer zu bei den Bauern. Um nur eine Ziffer anzugeben: der Allgemeine Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften — Darmstadt, hat im Jahre 1884 458.000 Zentner, im Jahre 1895 dagegen bereits 633 Millionen Zentner künstlichen Dünger vermittelt.

Dazu kommt die Verbesserung der physikalischen Beschaffenheit des Bodens, seiner Feuchtigkeits-, Luft- und Wärmeverhältnisse. Auch sie sind dem Kleinbetrieb zugänglich. Gerade die kleinbäuerlichen Staaten Hessen, Baden, Württemberg marschieren in Bezug auf Feldbereinigung, Be- und Entwässerungsanlagen in erster Reihe. Die wichtigste Melioration ist die Drainage. Sie ist vielerorts die Vorbedingung für alles weitere. Heute bereits sind hunderte von deutschen Kleinbauerngemarkungen rationell drainiert und reguliert.

Weitere große Gebiete des landwirtschaftlichen Fortschrittes sind die Hochzüchtung und Arten-Differenzierung der Kulturpflanzen und ihre Anpassung an die verschiedenen Naturverhältnisse, an Klima und an die Lage des Bodens, sowie an die verschiedenen Nutzungszwecke. Diese feineren, besser angepaßten Pflanzen verlangen aber eine sorgfältigere Pflege, eine Ansammlung neuer, individualisierender Hantierung. Und gerade darin kann der kleine Bauer besseres leisten als der Großlandwirt, der mit uninteressierten Lohnarbeitern wirtschaften muß, die er nur mangelhaft und mit großen Kosten unter Kontrolle halten kann.

Was die bäuerlichen und speziell auch die kleinbäuerlichen Betriebe auf dem Gebiete der veredelten Viehzucht zu leisten vermögen, zeigt ein neuerdings erschienenenes hochinteressantes Buch über „Die badische Landwirtschaft“ von Dr. Moriz Hecht, Karlsruhe. Der Viehmarkt in Meßkirch ist weltbekannt. Das badische Rassenrindvieh wird weit über die Grenzen des Landes und selbst des Reiches hinaus exportiert. Ein großer Teil dieser hochwertigen Tiere entstammt den Ställen von Kleinbauern und Dr. Hecht bringt Urteile genauer

Kenner der Verhältnisse bei, wonach gerade in den kleinen Ställen oft die schönsten Tiere zu finden sind.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auch ein tüchtiger Großlandwirt gute viehzüchterische Leistungen erzielen kann. Hervorragende Tüchtigkeit überwindet auch hervorragende Schwierigkeiten. Was ich behaupte ist, daß die allgemeinen Voraussetzungen für eine veredelte Viehzucht, wie für eine hochentwickelte Landwirtschaft überhaupt, für den bäuerlichen Betrieb günstiger liegen wie für den mit fremden Leuten wirtschaftenden Betrieb des Großunternehmers.

Wenn die Aufgabe gestellt ist, einem Boden von bestimmter Größe in steigendem Maße Werte abzunehmen, so wird, je intensiver die Bodenausbeute betrieben wird, umsomehr der kleine Selbstwirtschafter in den Vorrang kommen. Je extensiver der Betrieb ist, umso mechanischer und schablonenhafter ist die Arbeit, und umso eher kann sie mit innerlich uninteressierten Arbeiterscharen bewirkt werden. Je intensiver der Betrieb ist, umsomehr qualifizierte Handtierung, umsomehr individualisierte, nicht mechanisierbare Arbeit ist notwendig.

Von diesem Prinzip aus betrachtet, tritt ein großer innerer Gegensatz heraus zwischen Landwirtschaft und Industrie. In der Industrie wächst der Prozentsatz der Maschinenarbeit im Verhältnis zur Handarbeit, je intensiver der Betrieb ist. In der Landwirtschaft ist das Gegenteil der Fall. Je intensiver sie ist, je mehr Wert aus der gegebenen Fläche herausgearbeitet wird, umsomehr tritt die Maschine in den Hintergrund, um auf der höchsten Kulturstufe so gut wie ganz zu verschwinden. In der Gartfeldkultur, die aus einem Hektar zehnmals soviel herausholt wie der gewöhnliche Ackerbau, dominieren Spaten, Hacke, Rechen, Messer u. s. w. als Arbeitsmittel; die Maschine ist verschwunden.

Man übersieht dieses Gesetz leicht darum, weil die früheren extensiven Betriebe bei uns viel weniger Maschinen anwendeten, als die heutigen intensiveren Betriebe. Früher gab es eben noch keine geeigneten Maschinen, weil es noch keine geeignete Maschinentechnik gab, die sie herstellen konnte. In Amerika, wo der extensive Betrieb heute noch den Westen beherrscht, tritt jenes Gesetz klar zutage, wenn man von Westen nach Osten wandert. Die ganz extensiv bebauten Weizenfarmen des Westens bewältigen vielleicht 90 Prozent der Arbeit durch Maschinen. In dem Gebiete aber, wo die Bevölkerung dichter wird, eine intensivere Ersatzwirtschaft mit Viehhaltung (mixed farming) einsetzt, da finden Sie, daß die Handarbeit einen viel größeren Prozentteil der Gesamtarbeit ausmacht. In der Nähe der Industriezentren gar, wo hochintensive Kleinkultur sich befindet, treten die größeren Maschinen ganz zurück.

Und nun bedenken Sie, daß gerade im westeuropäischen Industriegebiete jene Kulturen in steigendem Maße Platz finden, die eine große Menge qualifizierter menschlicher Handarbeit verlangen. Gerade die Kulturen mit hohem Arbeitsfassungsvermögen müssen in der Nähe der Industriezentren, der großen Märkte etabliert werden, weil die

Produkte einen weiten Transport nicht vertragen oder doch nur mit viel mehr Verlust oder Kosten zu transportieren sind, als die Produkte mit geringem Arbeitsfassungsvermögen. Daher nimmt in den Industriestaaten die Landwirtschaft die Richtung auf intensivste Ausbeutung des Bodens durch landwirtschaftliche Edelproduktion.

Diese Verschiebung könnte sich nicht vollziehen, wenn nicht für die Brotkornproduktion in gehöriger Masse Sorge getragen wäre. Die Brotkornproduktion kann sich in steigendem Maße in der fernsten Anbauzone etablieren; denn sie setzt keine qualifizierte Hantierung voraus und Körner lassen sich billig transportieren und aufspeichern. Das gleiche ist für einzelne tierische Produkte wie Wolle, Horn, Fleischextrakte zc. der Fall. Infolgedessen kann die äußerste Anbauzone auch diese Produkte extensiver Weidewirtschaft liefern. Näher schon müssen die Produktionsgebiete für Zuchtvieh und Frischfleisch liegen, da beides kostspieligere Transporteinrichtungen verlangt und große Wertebüßen erleidet. Noch näher am Markt müssen die Standorte für Frischmilchproduktion und Feingemüse sein.

Wir sehen also in der Versorgung mit Nahrungsprodukten die Tendenz, die extensiven Kulturen, also diejenigen, in denen der Großbetrieb am leichtesten prosperiert, in die Außenzone zu verlegen, die infolge verbesserter Verkehrs- und Transporteinrichtungen immer weiter hinausgerückt wird. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts war Deutschland Getreideexportland für England. Das hat längst aufgehört. Deutschland selbst begann Getreide zu importieren. Bei Abschluß der Caprivi'schen Handelsverträge war Oesterreich-Ungarn für das deutsche Reich noch Getreideexportland. Heute ist auch das vorbei. Rußland wurde die Kornkammer des Ostens und heute tritt Sibirien bereits als solche in Funktion. Zu gleicher Zeit schob sich die westliche Körnerexportzone immer weiter in die Ferne. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts trat Nordamerika als Kornlieferant auf; aber es waren zunächst nur die östlichen Staaten der Union, die Korn exportierten. Das änderte sich rasch. Die Mittelstaaten begannen Weizen und Mais zu liefern, und heute sind die Weststaaten von Dakota bis Kalifornien die eigentlichen Kornkammern. Neuerdings traten im fernen Süden Argentinien und in guten Jahren auch Indien als Körnerexportländer hinzu.

Also die extensive, für den Großbetrieb geeignete Produktion findet die günstigsten Bedingungen in der Ferne auf jungfräulichem Boden; die intensivste Kultur, zu der der Kleinbetrieb mit seinen vorzüglichen Arbeitskräften am leichtesten übergehen kann, findet einen wachsenden Markt- und Produktionsraum inmitten der dichtbevölkerten Industrieländer. Daraus erklärt es sich, daß der Kleinbauer viel eher die ausländische Körnerkonkurrenz ertragen konnte als der Großlandwirt. Gerade der kleine Betrieb mit seiner qualifizierten intelligenten Arbeitskraft ist die für die Innenzone der organischen Produktion geeignetste Betriebsform.

Ich möchte auf ein sehr instruktives Beispiel hinweisen. Man hat

die Vorstellung gehabt, daß Agrarländer arme Länder seien; daß inmitten der Weltindustriegebiete überhaupt kein eigentliches Agrarland mehr existieren könne; daß, wo sich industrielle Kultur entwickle, die Landwirtschaft auf dem Aussterbeetat stünde. Nun gibt es mitten im westeuropäischen Industriegebiete ein fast ausschließliches Agrarland, das jährlich ungeheure Massen von Agrarprodukten exportiert; ein Agrarland, das keine Agrarzölle, weder Kornzölle noch Viehzölle hat; ein Agrarland, das fast nur bäuerliche Kleinbetriebe aufweist: Dänemark. Dieses Bauernland leuchtet zugleich allen europäischen Völkern voran auf dem Gebiete der allgemeinen Volksbildung. Ich erinnere nur an das über das ganze Land ausgebreitete dichte Netz von Volkshochschulen. Nun, der dänische Bauer exportierte noch Ende der siebziger Jahre, als die überseeische Körnerkonkurrenz einsetzte, Getreide. Das tut er heute nicht mehr. Aber agrarische Produkte exportiert er auch heute noch, nämlich Vieh, Fleisch, Eier, Speck, Butter. Das kleine Land mit nur 3·8 Millionen Hektar landwirtschaftlich genutzten Bodens und 2·5 Millionen Einwohnern exportierte im Jahre 1900 für 231·7 Millionen dänischer Kronen (die Krone zu Mk. 1.125). Darunter waren für 8·4 Millionen Kronen Hornvieh, 12·9 Millionen Kronen Fleisch, 13·4 Millionen Kronen Pferde, 18 Millionen Kronen Eier, 59 Millionen Kronen Speck, 120 Millionen Kronen Butter.

Wohin haben diese Kleinbauern, diese gottvergessenen Repräsentanten des „gewöhnlichstfaulsten und irrationalsten Betriebes“ ihre Produkte exportiert? Mitten in das Herz eines Landes mit „kapitalistischer“ Großlandwirtschaft. Sie haben den Londoner Markt erobert zu derselben Zeit, wo die englischen Landlords enorme Verluste an ihrer Grundrente erlitten, wo die Pachtgelber erheblich reduziert werden mußten, um den Großpächtern den Rückgang zu extensiveren Betriebsstufen zu ermöglichen.

Nach dem Schlußbericht der „Royal-Commission on agriculture“ ging in den zwei Jahrzehnten von 1875—1895 das unter dem Pflug befindliche Land in England zurück von 18·10 auf 15·97 Millionen Acres; das Weizenareal allein büßte 1·9 Millionen Acres ein. Das Weideland dagegen erweiterte sich von 13·31 auf 16·61 Millionen Acres. Die Jahresrente aus landwirtschaftlichem Grundbesitz sank von 55·62 Millionen £-St. im Jahre 1875 auf 46·32 im Jahre 1894; der Bodenwert ging in derselben Zeit zurück von 1668·55 auf 833·72 Millionen £-St., d. h. um 50%! Hier sehen Sie den Weg, auf dem die große Landwirtschaft den Ansturm der überseeischen Körnerkonkurrenz überwinden kann, nämlich indem sie sich auf den extensiven Betrieb zurückzieht, allerdings auf Kosten der Rente. Will man diesen Weg vermeiden, dann gibt es nur den anderen Weg, den die dänischen Bauern gegangen sind, das ist der Uebergang zur hochintensiven Qualitätsproduktion.

Der dänische Bauer ist aber auch kein isolierter, von Welt und Wissenschaft abgeschlossener Mann mehr. Er hat sich mit anderen Selbstwirtschaftern zusammengeschlossen zu Genossenschaften und Genossenschaftsverbänden, denen alle die Arbeit genossenschaftlich

anheimfällt, die aus dem Rahmen der eigentlichen organischen Produktion herauspringt. Zunächst haben Sie da die Vergenossenschaftlichung der Milchverarbeitung durch die dänischen Meiereien. Die ganze Viehhaltung ist infolge der von den Genossenschaftsmolkereien ausgehenden Anregungen, regelmäßigen Untersuchungen der Milch, Futtervorschriften u. s. w. rationalisiert worden. Diese Molkereien müssen jederzeit auf Aufforderung des Untersuchungsamtes in Kopenhagen ein größeres Quantum Butter einschicken; dort wird dieselbe genau untersucht und festgestellt, wie hoch der Fettgehalt und wie ihre sonstige Beschaffenheit ist. Die Untersuchungsergebnisse werden öffentlich mitgeteilt, und die Urteile der Jury bilden einen starken Ansporn für die Vervollkommnung des gesamten dänischen Molkereiwesens. Früher lieferten die beste Butter die größeren Privatmeiereien. Aber in den letzten Jahren konnten sie nicht mehr Schritt halten mit den bäuerlichen Genossenschaftsmeiereien. Das Produkt der letzteren überholte sie in der Qualität, sodaß die Privatmeiereien mehr und mehr zum Anschluß an die Genossenschaftsmeiereien der Bauern gebrängt werden.

Die Butter geht zum größten Teil nach London, wo sie ausgezeichnet verwertet wird. Sie sehen hier einen großartigen Triumph der genossenschaftlichen Vereinigung. Denselben Weg geht die Geflügelzucht. Auch da ist der Schlandrian der früheren Wirtschaft beseitigt worden, und die Bauern erzielen mit ihren Eiern die besten Erfolge. Durch die Eierverwertungsgenossenschaft wird jedes Ei auf seine Frische und Sauberkeit hin kontrolliert. Der Bauer, der ein schlechtes Ei geliefert hat, muß fünf Kronen Strafe zahlen. Da auf jedes Ei von dem einsammelnden Genossenschaftsbeamten Datum und Nummer des Lieferanten aufgedrückt wird, so ist der Schulbige leicht zu ermitteln. Sie sehen, wie hier auch das Interesse der Konsumenten mit demjenigen der Produzenten vereinigt wird.

Die dänischen Bauern exportieren auch ganz vortreffliche Schinken; Speckseiten und Böckelfleisch. Die Verarbeitung geschieht ebenfalls durch bäuerliche Genossenschaften.

Neben dem Genossenschaftswesen ist es aber noch ein weiterer Punkt, aus dem sich die hohe Leistungsfähigkeit der dänischen Viehzucht erklärt. Die dänischen Bauern hätten schwerlich die Konkurrenz auf dem Weltmarkt mit ihren Qualitätsprodukten bestehen können, wenn sie sich nicht die Vorteile der billigen Körnerproduktion in den überseeischen Ländern dabei zunutze gemacht hätten. Statt sich vor dem Körnerimport durch Zölle zu schützen, sagten sie: Nur herein mit den Körnern, vor allem mit Futterkorn und Mais, damit wir unsere Kühe, Schweine und Hühner umso billiger ernähren können. Mit Hilfe dieser billigen Rohstoffe schlägt dann ihre Edelproduktion die Konkurrenz auf dem Weltmarkt. Dabei produzieren die Bauern in Dänemark heute nicht etwa weniger, sondern mehr Korn als früher, die Körnererträge sind von Jahr zu Jahr gestiegen; denn wo soviel fleißige Milchkühe am Werk sind, gibt es reichlich jenes vortreffliche Nebenprodukt, das den Boden fruchtbar macht und zu immer besseren Leistungen befähigt. Die Körnerproduktion hörte auf Hauptzweck, Produktion für

den Markt zu sein; aber den Kornbau für Verkaufszwecke aufzugeben, heißt noch nicht ihn überhaupt aufgeben, sondern das heißt nur, ihn dem Hauptzweck des dänischen Bauernbetriebes, der Produktion von Qualitätserzeugnissen der Viehzucht unterordnen.

Auch die deutschen Bauern haben diesen Weg der Produktionsentwicklung bereits beschritten. Nach der Betriebsstatistik von 1895 kommen in den Betrieben mit mehr als 100 Hektar auf je 1000 Hektar Fläche 481 Stück Großvieh; in den bäuerlichen Betrieben von 2—5 Hektar dagegen auf je 1000 Hektar Fläche 1155 Stück. Der Viehstand ist bei den letzteren also im Verhältnis zur Fläche zwei- bis dreimal so stark wie im Großbetrieb. Sie sehen also, daß hierin der Bauer schon im Vormarsch ist, und wenn man ihn ungehindert weitergehen läßt, so wird er bald dorthin gelangen, wohin der dänische Bauer gekommen ist. Das können ihm die Großgrundbesitzer im allgemeinen nicht nachmachen. Diese Entwicklung heißt aber zugleich, unserem Boden eine steigende Wertmasse abgewinnen, den gesellschaftlichen Reichtum an hochwertigen Nahrungsmitteln vermehren. Die ganze wirtschaftliche Entwicklung strebt dahin, mit relativ verminderter Arbeit mehr Güter zu produzieren, um so die Möglichkeit zu schaffen, den allgemeinen Wohlstand zu vermehren und doch zugleich die allgemeine Arbeitszeit zu reduzieren. In dieser Richtung bewegt sich das, was die dänischen Bauern getan haben, und in entgegengesetzter Richtung bewegt sich das, was das landwirtschaftliche Unternehmertum anstrebt, indem es durch Schutzzölle und Grenzsperrn den Import billiger Massenahrungsmittel und Futtermittel zu verhindern sucht.

Doch ich muß zum Schluß kommen. Lassen Sie mich daher kurz resumieren: Die Maschine macht den selbstwirtschaftenden kleinen Bauer nicht tot. So haben jedenfalls auch die sozialistischen Theoretiker und Praktiker nicht die Aufgabe, das zu tun, was die Maschine nicht fertig bringen kann. Uebrigens würde sich der Bauer auch nicht tot machen lassen. Die Sozialdemokratie hat vielmehr die Aufgabe, die tiefe Interessengemeinschaft, die zwischen dem werktätigen Landvolk und den arbeitenden Klassen in der Stadt besteht, beiden Teilen zum Bewußtsein zu bringen. Denn damit sich unsere Bauernwirtschaft allgemein im Sinne der dänischen Edelproduktion entwickeln kann, muß vor allem ein Massenmarkt für solche Produkte vorhanden sein. Dieser kann aber nur dadurch entstehen, daß die Masse der Menschen in Stand gesetzt wird, sich besser zu ernähren, sich die bäuerlichen Qualitätsprodukte, die heute Luxusnahrungsmittel sind, in ausgiebigem Maße zu kaufen. Das ist aber nur möglich durch Bekämpfung der kapitalistischen Einkommenskonzentration; durch Hebung des Einkommensniveaus der werktätigen Volksmasse.

So ist die soziale Frage, die praktisch darauf hinausläuft, den Massen bessere, menschenwürdige Lebensverhältnisse zu schaffen, von dieser Seite genommen, auch eine Bauernfrage. Und umgekehrt: die Bauernfrage ist auch eine Arbeiterfrage. Denn es ist kein Zweifel, daß ein gesunder politischer Fortschritt im Deutschen Reiche, — über die

österreichischen Verhältnisse will ich kein Urteil abgeben — daß die Entwicklung unserer sozialen Verhältnisse nur dann zu dem Endziel einer allgemeinen menschenwürdigen Lebenshaltung gedeihen kann, wenn die Masse der Arbeiter-Bauern auf dem Lande Hand in Hand geht mit dem werktätigen Volk in der Stadt. In dem Widerstreit dieser beiden Teile der handarbeitenden Volksmasse liegt das Hemmnis für den politischen Fortschritt, liegt die Kraft der Reaktion, welche wir heute triumphieren sehen. Unsere großen Agrarier waren geschickt genug, die breite Masse der Bauern hinter sich zu bekommen. In dem Maße, wie es gelingt, die werktätigen Massen in Stadt und Land zu vereinigen, in dem Maße wird die Reaktion über den Haufen geworfen und dem politischen und sozialen Fortschritt freie Bahn geschaffen werden.

Wenn man den großen Reichtum und Glanz sieht, der sich in dieser schönen Stadt Wien ansammelt, wenn man die vielen herrlichen Kunstschöpfungen und Bauwerke betrachtet, wenn man sieht, was hier alles geschaffen wurde, bis zu welcher Höhe die Kulturarbeit das Menschen-dasein allmählich aus Wildnis und Sumpf emporgehoben hat — und wenn man dann dicht daneben die Masse tiefsten Elends erblickt, wenn man viele Tausende sieht, die oft nicht wissen, wie sie den physischen Hunger stillen sollen, die in den erbärmlichsten, unwürdigsten Wohn- und Lebensverhältnissen dahinvegetieren, wenn man sich dieses schroffen Gegensatzes bewußt wird — dann muß doch das eine große soziale Ziel die Seele jedes fühlenden Menschen erfüllen, diesen Gegensatz zu überwinden, alle Menschen zu Kulturmenschen emporzuheben. Diesem Endziel dient auch die theoretische und praktische Lösung der Agrarfrage. Sie hat anfänglich und oberflächlich betrachtet vielleicht ein etwas trockenes Aussehen gehabt. Aber ich hoffe, daß die verehrten Damen und Herren nun darin mit mir übereinstimmen, daß diese Frage keine abstrakte Doktorfrage ist, sondern ein höchwichtiger Teil der großen praktischen Kulturfrage, die unsere Zeit bewegt.¹⁾

* * *

Ich hoffe im Schlußworte einigermaßen kurz sein zu können; ich will darum nur die wichtigsten Einwände herausgreifen. Zunächst muß ich dem geehrten Vorredner (Herrn Friedrich Herß) dankbar sein, daß er Karl Marx in Schutz genommen hat. Es ist mir von einzelnen Rednern in der Diskussion, — so insbesondere von Herrn Dr. Franz Oppenheimer, — eine zu weitgehende Marxkritik zugeschoben worden. Marx hat in Bezug auf die Grundgesetze der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung so eminent wichtige Erkenntnisse zutage gefördert, daß, wenn er auch speziell nach der landwirtschaftlichen Seite hin das richtige nicht getroffen hat, nicht treffen konnte, man ihm deshalb doch den Ruhm eines großen wissenschaftlichen Bahnbrechers nicht streitig machen darf. Wie mächtig auch Wissen und Verstand eines Denkers sein mag, dazu reicht doch das Hirn eines

¹⁾ Hierauf folgte eine lebhafte Debatte, nach welcher der Vortragende noch einmal das Wort ergriff.

einzelnen nicht, daß er ganze Gebiete des wirtschaftlichen und sozialen Lebens so zu erfassen vermöchte, daß ihm nicht nach 30 Jahren, nachdem die Entwicklung eine ungeheuere Fülle neuen Materials zutage gefördert hat, Irrtümer und Mängel nachgewiesen werden könnten. Man korrigiert ihn und dadurch ehrt man ihn.

Ich bin allerdings, wie der Herr Vorredner weiter bemerkt hat, auf die Verhältnisse Amerikas nicht genügend eingegangen. Ich will das kurz noch nachholen, weil ich seine Meinung teile, daß Amerika ein außerordentlich lehrreiches Land zur Beurteilung landwirtschaftlicher Entwicklungsfragen ist. In Amerika haben wir nicht die mannigfachen historischen Hemmnisse und Entwicklungsstörungen, die bei uns die Betriebsstatistik fälschen, dort kann sich alles frei entwickeln. Und was sehen wir dort? Nach der sehr zuverlässigen Agrarstatistik ist in der Zeit von 1850—1890 die Durchschnittsgröße der Farmen von rund 82.2 auf 55.5 Hektar gefallen. Die Betriebseinheit verkleinert sich also in der Richtung auf das Maß hin, das eine selbstwirtschaftende Farmerfamilie bearbeiten kann, das zur Zeit bei der extensiveren Bodennutzung in Amerika natürlich größer ist als in den alten Kulturländern. In demselben Amerika, wo die industrielle Betriebskonzentration ins Gigantische geht, wo es weder an Kapital noch an Unternehmersinn und Geschick fehlt, geht die Landwirtschaft nach der anderen Richtung. — Nicht Konzentration zu Riesenbetrieben, sondern Verkleinerung zu häuerlichen Selbstwirtschafterbetrieben ist die Parole. Das ist, meine ich, außerordentlich lehrreich und ein praktischer Beweis für die Richtigkeit meiner Auffassung.

Dabei will ich mich gleich gegen die Auslegung verwahren, die einige Redner meinen Worten gegeben haben. Ich habe nicht generell gesagt, daß der Kleinbetrieb unter allen Umständen, in allen Betriebszweigen und auf allen Intensitätsstufen dem Großbetrieb überlegen sei, sondern ich habe gesagt, daß die Vorteile, die der Großbetrieb ja doch in beschränktem Maße in technischer Hinsicht hat, am ehesten im extensiven Betriebe zur Geltung kommen. Je intensiver die Betriebsweise wird, je mehr aus der Fläche herausgeholt werden soll, umso mehr kommen die Vorteile des Großbetriebes in Wegfall, umso mehr treten die starken Seiten des Kleinbetriebes hervor. Die Entwicklung zu immer höherer Intensität wird der europäischen Landwirtschaft durch die weltwirtschaftliche Produktionsverschiebung aufgezwungen. Deshalb darf man nicht den großen Betrieb durch künstliche Mittel erhalten wollen, sondern man muß der Entwicklung freien Lauf lassen, die zur Intensivierung und Arealverkleinerung führt.

Herr Dr. Hainisch meinte, ich habe vergessen, daß der kleine Bauer sich durch seinen Hunger über Wasser hält, während der Großgrundbesitzer sich aufs Hungern nicht versteht. Letzteres gebe ich zu. Ich habe es aber nicht vergessen, sondern ausdrücklich hervorgehoben. Ich habe darauf hingewiesen, daß man bei der Gegenüberstellung der betrieblichen Leistung von Groß- und Kleinlandwirt, nicht nur die Lebenshaltung des Betriebsführers im Großbetrieb betrachten darf, sondern auch die seiner Arbeiter. Der Bauer konkurriert mit der Lebenshaltung des

Arbeiters. Das allgemeine Niveau der Lebenshaltung in den südwestdeutschen Bauernbetrieben ist aber höher als das in den ostelbischen Großbetrieben. Im Westen wohnen die Bauern zwar auch nicht in Palästen. Sie arbeiten schwer und führen ein recht bescheidenes Dasein in Wohnung und Nahrung. Aber die erbärmlichen und untermenschlichen Wohnungs- und sonstigen Lebensverhältnisse des ostelbischen Arbeiters stehen doch noch tief unter denjenigen des westdeutschen Bauern, und deshalb spricht das Hungerargument nicht für, sondern gegen die Ansicht des Herrn Dr. Hainisch. (Dr. Hainisch: Man darf nicht zwischen entgegengesetzten Polen vergleichen, sondern den westpreussischen Bauern mit dem westpreussischen Arbeiter). Ich weiß nicht, warum das nicht geschehen sollte. Man hat doch die Erhaltung des westdeutschen Bauern mit seiner Künstlerhaft im Hungern und sich Abarbeiten erklärt. Und bei der Betrachtung des ostdeutschen Großbetriebes schweigt man von dem Hunger und der Ueberarbeitung der Landarbeiter. Aber fassen wir die Frage wissenschaftlich exakt! Nehmen wir zwei Flächen von je 1000 Hektar nebeneinander: Auf die eine setzen wir eine Bauerngemeinde, auf die andere einen Grundherrn mit seinen Landarbeitern. In welchem dieser beiden Komplexe entfällt mehr auf den individuellen Konsum der darauf Beschäftigten? wo wird mehr von der erzeugten Wertmasse verzehrt, in der Bauerngemeinde, oder auf dem Großgut? Ich sage, in der Bauerngemeinde. Auf der Großgutgemarkung lebt zwar der Grundherr besser, als der einzelne Bauer in der Bauerngemeinde; aber er lebt nicht um so viel besser, daß davon seine gesamte Arbeiterschar auf das Niveau der Lebensführung gehoben werden könnte, auf dem das Gros der Bauern lebt.

Herr Dr. Hainisch, der ja praktischer Landwirt ist, weshalb ich seine Argumente besonders berücksichtigen muß, sprach ferner von dem Widerstande der Bauern seiner Heimat gegenüber dem Genossenschaftswesen beispielsweise auf dem Gebiete der Zuchtstierhaltung. Es gibt gewiß Gegenden, wo die Leute noch zu rückständig sind. Kommen Sie aber nach Hessen oder nach Baden, so finden Sie die Stierhaltung über das ganze Land einheitlich und planmäßig geordnet. Da kann kein Bauer, auch der kleinste nicht, seine Kuh zu einem Stier bringen, der die Rasse verderben könnte. Es werden genaue Register geführt über Fähigkeit und Tätigkeit der Gemeinde-Zuchtbulen, wie über die Muttertiere und die Kälber. Der badische Züchter sitzt allerdings hauptsächlich im Gebirge, und dort ist das Durchschnittsareal eines Selbstwirtschaftsbetriebes größer als in der Ebene, weil das Klima rauh ist, und der Boden zum großen Teile aus Weide, Wald und Wiesen besteht. In der Rheinebene ist im großen Ganzen Milchwirtschaft und nicht Züchtung vorherrschend.

Herr Dr. Hainisch hat weiter bemerkt, auch bei genossenschaftlicher Organisation der Milchverarbeitung habe doch der größere Landwirt, der 50 Kannen auf einmal zur Molkerei fährt, Vorteil vor dem kleinen, der für fünf Kannen sein Gespann in Tätigkeit setzen müsse. Es ist allerdings richtig, daß, wenn jemand die Milch von 50

Rühen zu transportieren hat, geringere Transportkosten auf einen Liter Milch kommen, als wenn man nur das Produkt von vielleicht zwei Rühen fortzubringen hat. Aber was steht denn dem im Wege, daß die kleinen Bauern, die sich zu einer Genossenschaftsmolkerei zusammenschließen, auch den Transport der Milch an die Verarbeitungsstätte und den Rücktransport der Restprodukte gemeinschaftlich organisieren? Das ist doch wirklich eine Kleinigkeit für Leute, die sich als fähig erwiesen haben, das viel schwierigere Verarbeitungs- und Verwertungs-geschäft zu organisieren. Das Beispiel Dänemarks beweist doch wohl zur Genüge, daß dem kleinen Bauer die Fähigkeit gemeinsamen Handelns nicht abgeht.

Herr Abg. P e s c h k a hat hervorgehoben, daß man das dänische Klima nicht mit dem österreichischen vergleichen könne. Das habe ich auch nicht getan. Ich habe die dänische Bauernwirtschaft mit der englischen Landwirtschaft verglichen. England hat ein noch besseres Seeklima als Dänemark, und Dänemark hat auch keineswegs durchwegs so günstige natürliche Verhältnisse für die Viehzucht, wie man häufig behauptet. Es war vor 30 Jahren Getreideexportland und es hat teilweise sehr mageren Ackerboden. Seine heutige hochentwickelte Viehhaltung beruht, wie ich vorhin schon ausführte, zum Teil auf dem westamerikanischen extensiven Körnerbau, d. h. auf dem Import von Futtermittelgetreide und Mais. Jedenfalls besteht die Tatsache, daß die bäuerliche Landwirtschaft Dänemarks die englische Großlandwirtschaft, die ein noch besseres Klima für die Viehzucht hat, auf dem Londoner Markt durch die Qualität der Produkte schlägt.

Es ist weiter von Herrn P e s c h k a hervorgehoben worden, daß der kleine Bauer an der Sozialdemokratie keinen wahren Freund haben könne, und daß deshalb ihr Liebeswerben umsonst sein dürfte. Herr P e s c h k a meinte, ich habe zu wenig von den sonstigen Zielen und bauernfeindlichen Tendenzen der Sozialdemokratie gesprochen. Es war nicht meine Absicht, die parteipolitische Seite der Sache hier zu behandeln. Mein Vortrag hatte in erster Linie eine rein wissenschaftliche Frage zu erörtern, er konnte daher die agitatorischen Beziehungen zwischen Sozialdemokratie und Bauernschaft nicht verfolgen. Es ist mir aber lieb, daß mir die Diskussion noch Gelegenheit bietet, kurz darauf einzugehen. Man hat gesagt, der dänische Bauer sei ja auch kein Sozialdemokrat geworden und eine Landwirtschaft wie die dänische produziere ja auch nur für die reichen Leute, sie sei also an der kapitalistischen Entwicklung interessiert. Die dänische Bauernschaft ist allerdings nicht sozialdemokratisch; aber ihr Verhältnis zur Sozialdemokratie ist kein feindseliges, und im übrigen ist ihre politische und soziale Entwicklung ja noch nicht abgeschlossen. Die dänischen Bauern liefern aber ihre Produkte keineswegs ausschließlich auf den Tisch der reichen Leute. Die dänischen Genossenschaftsverbände exportieren nicht nur auf den offenen Markt nach London; ein beträchtlicher Teil ihrer Butter, Eier, Speckseiten &c. findet seinen Weg in die Küche des englischen Industriearbeiters. Die englischen und schottischen Arbeiterkonsumvereine sind zu zwei mächtigen Großeinkaufsgesellschaften zusammengeschlossen.

Die englische Großeinkaufsgesellschaft hat sogar ihre eigenen Dzeandampfer. Im Jahre 1900 hat diese Gesellschaft für rund 45 Millionen Mark Agrarprodukte aus Dänemark herübergeholt. Hier haben Sie also einen neuen Weg, ein Stück einer neuen wirtschaftlichen Ordnung. Da ist kein kapitalistischer Zwischenhandel mehr, keinerlei unproduktive Arbeitsverschwendung, keine Verschlechterung oder Verteuerung der Produkte auf dem Wege vom Produzenten zum Konsumenten. Eine geschlossene Kette genossenschaftlicher Organisationen vermittelt den Transport und die Verteilung des Produktes von seinem Ursprungs-ort bis an den Ort seiner Konsumtion.

Meinen die Herren nicht, die keinen Zusammenhang zwischen Sozialismus und Bauernschaft anerkennen konnten, daß hier eine Brücke gebaut wird, über die beide Teile des werktätigen Volkes hinüberströmend sich die Hand reichen werden? Hier fluten zwei von verschiedener Richtung kommende Organisationsbewegungen zu einem großen Strom zusammen. Auf der einen Seite die bäuerlichen Produzentengenossenschaften und Verbände, auf der anderen Seite die Konsumentenorganisationen der Arbeiterschaft. Beide Organisationsysteme müssen, je mächtiger sie sich auswachsen, umso eher und inniger in wirtschaftliche Verbindung zu einander treten. Die Anfänge dazu sind auch in Deutschland, Frankreich, Belgien und in der Schweiz vorhanden. Von den landwirtschaftlichen Genossenschaften, wie von den städtischen Konsumgenossenschaften wird der Frage der direkten genossenschaftlichen Marktverbindung ein wachsendes Interesse entgegengebracht. Und daneben bahnt sich in lokalen Konsumvereinen auf dem Lande eine wirtschaftliche Verbindung zwischen Landbebauer und Lohnarbeiter an. Ein Muster dafür ist die Schwind'sche Arbeiter- und Bauerngenossenschaft Baselland. In Belgien gehen die sozialdemokratischen Genossenschaften mit Gründung gemeinsamer Konsumvereine in den ländlichen Orten vor, wodurch sie den kleinen Landbebauern raschen und sicheren Absatz ihrer Produkte ermöglichen.

Hier laufen unsere Betrachtungen, wie Sie sehen, auf eine Umbildung der ganzen Nahrungsproduktion und Distribution im Sinne einer sozialistischen Organisation hinaus. Der Weg zum Sozialismus geht beim Bauern nicht durch den Abgrund der kapitalistischen Expropriation hindurch; der Sturz ins Proletariat ist nicht die *conditio sine qua non* seiner sozialen Emanzipation. Der Weg, der ihn zum Sozialismus führt, ist ein anderer, als derjenige, auf dem der Industrieproletarier zum Sozialismus kommt; das liegt in der Eigenheit der organischen Produktion begründet. Auf dem Wege des genossenschaftlichen Zusammenschlusses wird der Bauer aber auch den Anschluß an die Sozialdemokratie finden.

Ich verstehe es durchaus, daß Herr Abg. Beschla die Förderung des Bauernstandes als eine hohe Aufgabe betrachtet; daß er dabei auch für den Großgrundbesitz eine Lanze einlegt, ist eine faktische Notwendigkeit für seine Partei. Die Großlandwirte sind ja die eifrigsten Vorkämpfer für möglichst hohe Schutzzölle auf agrarische

Produkte. Die Sozialdemokratie aber muß es ablehnen, für die Zölle einzutreten. Einmal, weil man damit der kulturellen Fortentwicklung zur höheren Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit in den Weg tritt. Man hindert unsere Bauern, die billigen Futterprodukte hereinzuholen und darauf verstärkte und veredelte Viehhaltung aufzubauen. Und zweitens verhindert man die Gesamtheit, sich den Brodreichtum, die der jungfräuliche Boden neuer Anbaugelände enthält, zunutze zu machen. Im Interesse des allgemeinen Fortschritts, der Erleichterung der Lebenshaltung unseres Volkes, muß man es daher ablehnen, die Grenzen für billige Nahrungsmittel zu sperren. Darüber dürfen wir uns nicht täuschen, ein Volk benachteiligt sich selbst, wenn es sich die Naturschätze fremder Länder und Erbteile verschließt.

Die Befürworter der Agrarzölle haben in der Verfolgung ihrer speziellen Standesinteressen das große Gesamtinteresse und das Interesse für die wirtschaftliche Fortentwicklung aus dem Auge verloren. Mit dem Bestreben nach künstlicher Verteuerung der Nahrungsmittel setzen sie sich in schroffen Widerspruch zu der breiten Volksmasse und darum werden sie ihr Ziel nicht erreichen.

Die ganze Politik meiner Partei dagegen geht aus von der Hebung des Einkommensniveaus der arbeitenden Volksmasse auf Kosten der kapitalistischen Rieseneinkommen. Jede Einkommenserhöhung des werktätigen Volkes entfaltet die Nachfrage für bessere bäuerliche Produkte und dient damit auch einer gesunden landwirtschaftlichen Betriebsentwicklung. Die sozialdemokratische Agrarpolitik bewegt sich konform dem Gesamtinteresse und dem landwirtschaftlichen Fortschritt. Sie wird darum schließlich den Sieg davontragen.

Literarische Anzeigen.

94. Nietzsches Erkenntnistheorie und Metaphysik. Darstellung und Kritik. Von Dr. Rudolf Eisler. Leipzig, Hermann Haacke, 1902. V., 117 S. Mk. 5.20.

Der Verfasser hat sich an eine schwierige, aber notwendige Arbeit gemacht. Ueber die Aufgabe dieser seiner Arbeit spricht er sich sehr deutlich im Vorworte der Schrift aus: „Bei dem großen Reichtum an Nietzsches-Literatur fehlt doch bisher eine ausführlichere, zusammenfassende und kritische Darstellung der theoretischen Philosophie Nietzsches. Ich hielt es daher für angebracht, eine solche Darstellung zu versuchen. Trotz der Lückenhaftigkeit der Nietzscheschen Ausführungen, trotz der nicht selten darin zu Tage tretenden Widersprüche glaube ich eine, wenn auch nicht ganz streng „systematische“, so doch einheitliche Verbindung der Grundgedanken hergestellt zu haben. Daß dieselben, bei allem Wechsel zwischen „dionysischer“ und „apollinischer“ Lebensanschauung in der Entwicklung des philosophischen Denkens Nietzsches, einen festen Kern enthalten,

dürfte aus der vorliegenden Darstellung hervorgehen. Eine kritische Untersuchung der Erkenntnistheorie und der Metaphysik Nietzsches erschienen mir umso interessanter, als ich bemerkte, daß Manches in dessen Lehren mit dem „Positivismus“ von Denkern wie E. Mach, W. Ostwald u. a., sowie mit dem „Voluntarismus“ moderner Philosophen wie Wundt u. a. gemein hat. In Nietzsches Deduktion der Kategorien fand ich Wahrheit und Irrtum gemischt. Einerseits war mir die Ableitung der Grundbegriffe, „Kausalität“, „Kraft“, „Substanz“ u. s. w. aus der inneren Erfahrung sympathisch, anderseits konnte ich die daraus gezogenen subjektivistischen Konsequenzen nicht teilen; im Gegenteil meine ich, daß es gerade die Funktion der Kategorien ist, aus den Objekten des Erkennens Subjekte, d. h. uns analoge, selbstständige, bewußtseinsstranzendente Wirklichkeiten zu machen. Die biologische Auffassung des Erkennens, die in Nietzsche einen entschiedenen Anhänger hat, erscheint mir zwar von ihm überschätzt, insofern er nicht gerechtfertigte Schlüsse aus ihr zieht, hat aber im allgemeinen eine Bedeutung, die neuerdings von englischen und deutschen Forschern (auch von R. Avenarius) anerkannt wird. Manchen wird es befremden, von einer „Metaphysik“ Nietzsches zu hören, da doch bekanntlich die Metaphysik keinen größeren Gegner gehabt habe als Nietzsche. Nun ist es wahr, daß dieser alle Wirklichkeitsfeindliche, auf ein Jenseits von „Dingen an sich“ hinzielende Metaphysik perhorresziert. Nichtsdestoweniger finden sich bei ihm Ansätze zu einer „immanenten“ Metaphysik, zu einer allgemeinen, die Tatsachen der Erfahrung zusammenfassenden und einheitlich deutenden Weltanschauung. Seine metaphysische Erkenntnis unterscheidet sich von älteren Formen derselben nur darin, daß diese alle Erfahrung zu überschreiten versuchen, während jene die „reine“ Erfahrung durch Elimination aller hypothetischen Zutaten herstellen will. Hierbei kann sie aber nicht umhin, die „äußere“ Erfahrung, die uns nur Objekte zeigt, durch die „innere“ zu ergänzen, die uns selbst als Subjekte vorfinden läßt. So wird schließlich die äußere Erfahrung doch überschritten, ohne aber ins Nebelreich des „Absoluten“ vorzudringen. Nietzsches philosophisches „System“ ist eine Art naturalistischer Pantheismus. Meine von Nietzsche abweichende Auffassung der Kategorien und des Geistigen führt zu einem voluntaristischen, aber nicht antilogistischen Pantheismus. Als Unterbau für diesen scheint mir die Metaphysik Nietzsches in mancher Hinsicht nicht ungeeignet. Selbstverständlich konnte in der vorliegenden Schrift nur in knappster Weise auf die eigenen Anschauungen Bezug genommen werden. Wer aber trotzdem noch zu viel von diesen findet, möge bedenken, daß mir nicht bloß an der Darstellung der Gedanken Nietzsches, sondern auch an einer Auseinandersetzung mit diesen, die für eine gewisse philosophische Strömung typisch sind, lag —. Den Stoff gliedert der Verfasser folgendermaßen: A. Erkenntnistheorie. I. Methode und Voraussetzungen der Erkenntnistheorie. II. Der Begriff „Wahrheit“. III. Das Erkennen. IV. Wahrnehmung und Denken. V. Die Kategorien des Erkennens: 1. Ding. Substanz. Sein. 2. Kausalität. B. Metaphysik. VI. Die Welt als „Wille zur Macht“.

1. Das Anorganische. 2. Das Organische. 3. Das Physische. 4. Der Kosmos.

95. Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. Zweites und drittes Tausend. Leipzig. E. Staackmann. 1902. 226 S.

Dieser Band enthält fünf Skizzen. Die erste, „Der Kartäuser“ schildert einen vortrefflichen Menschen, der durch seine, ihm angeborene verschlossene Art sein Weib, das liebste was er hat, unglücklich macht. Die zweite „Anna Menzel“ ist eine Dienstbotengeschichte, die mit großer Schlichtheit und ohne tendenziöse Aufbringlichkeit das tragische Schicksal eines Mädchens erzählt, die gerade weil sie besser und von höherer Art als die meisten ihrer Gattung, zugrunde gehen muß. Die dritte „Die Kunstreise nach Humpelbors“ ist eine lustige Humoreske. Die vierte „Ein Einschleicher“ behandelt die Cholera in Hamburg. Die fünfte und letzte ist eine fröhliche Bülow-Anekdote. Eine Anekdote von Hans Bülow, dem Dirigenten. In diesem Büchlein bewährt sich die anmutige Art des Verfassers, der auf der Bühne so viel Glück gehabt hat.

96. Franz Stelzhamer zu seinem hundertsten Geburtstag. Eine biographische und literarische Würdigung von Dr. Richard Plattensteiner. Mit 6 Porträts. Wien und Leipzig. U. Hartleben. 62 S. K 1.—

Dieses Buch ist dazu bestimmt, größeres Interesse für die Werke des großen oberösterreichischen Dichters zu erwecken. Liebevoll und eingehend geschrieben, wird es viele in die Gedankenwelt Stelzhamers einzuführen vermögen und man wird gerne nach dessen Lektüre sich den Werken des Dichters zuwenden. Ein warmempfundenes Gedicht des Verfassers „d' Junviertla Nachtigall“ leitet das Werk ein, das in eine biographische und literarische Skizze zerfällt. Im ersten Teil wird besonders Stelzhamers Verhältnis zu Wien und seine politische Stellung im Jahre 1848, sowie seine politische Anschauung überhaupt näher erörtert. Der zweite Teil enthält eine kurze literarische Skizze, die in liebevoller Weise dem Dichter gerecht zu werden sucht. Sechs Porträts Stelzhamers zieren den ersten Teil, eines darunter ist hier zum erstenmale reproduziert. Inhaltsangaben am Rande erleichtern sehr die Uebersichtlichkeit, schwerer verständliche mundartliche Idiotismen sind in Fußnoten sorgfältig erklärt. Als eine leichtfaßliche Einführung in die Werke Stelzhamers gedacht, entspricht das Buch einem wirklichen Bedürfnisse, möge es seine Aufgabe erfüllen und zum Bekanntwerden der Dichtungen Stelzhamers beitragen.

97. Praktisches Haushaltungsbuch für Arbeiter und alle in bescheidenen Verhältnissen lebenden Familien, zugleich Volkslesebuch und Leitfaden für Haushaltungsschulen. Von Adolf Mang. Emmendingen in Baden 1902. Dölters Verlag, 408 S., geb. Mk. 1.50, brosch. 1.—

Das Buch ist eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage des unter dem Titel „Sparsamer Haushalt“ erschienenen Werkchens des Sparmeisters (und Realschullehrers) Mang, das seinen Weg gemacht

hat. Es enthält viele Lebensregeln auf allen Gebieten, besonders auch gegen den Alkohol, aber mit dem knauserigen Sparsystem, das der Verfasser vertritt, würde den Familien mit kleinem Einkommen wohl ein Auskommen, ja die Rücklage eines Sparpfennigs ermöglicht, aber auch die Teilnahme an dem Genuß irdischer Güter viel zu sehr beengt.

98. Dramatische Handwerkslehre von Avonianus. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, H. Walthers, 1902. IX., 292 S. Mt. 5., Geb. Mt. 6.

Unter dem Pseudonym (das auf Shakespeare, den Schwan von Avon, anspielt) verbirgt sich Dr. Robert Hessen. Dieses Buch mit dem bescheidenen Titel ist eines der trefflichsten auf dem Gebiete der dramaturgischen Literatur. Der Verfasser bekundet überall Selbständigkeit und Beherrschung des Stoffes, verbunden mit flotter, origineller Darstellung, die einen starken sympathischen Zug ins Persönliche verrät. Dabei ist die Form nicht pedantisch-systematisch, vielmehr reihen sich zwanglos die einzelnen Betrachtungen aneinander, wobei freilich trotz alledem eine innere Ordnung waltet. Die Titelüberschriften lauten: I. Aussichten des Handwerks. II. Was ist ein Dramatiker? III. Was ist ein Stoff? IV. Die Wahl des Stoffes. V. Vier Griffe: Die Ehre. Satisfaktion. Der Talisman. Rosenmontag. VI. Der Anfang. VII. Einführung und Vorbereitung. VIII. Das Glas Wasser. IX. Nora. X. Hamlet. XI. Dornen und Konrad über Hamlet. XII. Die Familie Selick. XIII. Die Journalisten. XIV. Der Humor. XV. Der Dialog. XVI. Charakter und Rollen. XVII. Unmoderne und „moderne“ Technik. XVIII. Der Dramatiker als Erzieher. XIX. Gesunde und giftige Bühnenkost. XX. Direktionen und Dramaturgen. XXI. Schluß. — Um ein Beispiel von der Art des Verfassers zu geben, zitieren wir hier das ganze erste Kapitel: „Unsere Statistiker zählen zur Zeit in Deutschland über sechzehntausend Menschen, die von ihrer Feder leben. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß mindestens zehntausend von ihnen sich in irgend einer Periode ihres Daseins bemüht haben, unsere Bühne zu bereichern, denn, wie Fritz Mauthner gelegentlich sagt: „man hat so etwas immer geschrieben“. Rechnet man dazu die wimmelnde Schar unserer Primaner und Studenten, die mit einem „Nero“ oder „Zwan dem Schrecklichen“ aus den großen Ferien heimkommen, die emsigen Philologen, die, mit zwölf Oberlehrer-Kraft den Sophokles und die übrigen Griechen umdichtend, bald eine „Alhtämnestra“, bald eine „Penelope“ verüben; alle strebsamen Beamten, die still erglühend bei dem Gedanken an ein Ordnen einen vaterländischen Stoff mißhandeln, alle enttäuschten Frauen, die aus Rache, alle Dorfschulmeister, die aus langer Weile zu dichten beginnen, bis — man verzeihe den Widerspruch — hinab zur „höheren“ Tochter, die von ihrer Begeisterung für den Herrn-Reutnant durch ein saftiges Lustspiel in der Manier der Natalie v. Eschstruth Zeugnis ablegen will, so darf man getrost vermuten, daß in Deutschland alljährlich etwa sechs-tausend unaufgeführte Dramatiker um die Palme ringen, die erfahrungsgemäß fünfen oder

fechten wirklich zuteil wird. Und auch von diesen sind höchstens zwei wirklich Berufene, was aber die Uebrigbleibenden, durch immer neuen Zuschub vermehrt, in keiner Weise abhält, noch Jahre lang tätig zu sein, um das Interesse der Fachleute für dramatische Versuche abzutöten. Wenn diese Ziffern tendenziös erscheinen wollen, der erinnere sich, daß ein unlängst erlassener und erfolgreicher Aufruf an deutsche Bühnendichter zur Wahrung ihrer Autorenrechte nur etwa siebzig Unterschriften zu sammeln vermochte, weil diese siebzig Namen in der That die Anslese von etwa vierzig Jahrgängen deutschen Schaffens deckten. Es leuchtet danach ein, daß jeder einigermaßen vernünftige Mensch sich wiederholt besinnen müßte, ehe er all die Mühen, Aufregungen und Demütigungen auf sich nimmt, die mit der Laufbahn eines Dramatikers unzertrennlich verbunden sind. Nach meiner Erfahrung läßt sich die Anwartschaft auf dramatischen Erfolg sehr wohl auf ganz bestimmte allerkleinste Kreise begrenzen. Es dürfen sich bescheidene Hoffnungen machen vor allem die Schriftsteller von Beruf, die sich bereits auf anderen Gebieten Anerkennung und einen klingenden Namen erworben. Sudermann, bevor er „Die Ehre“ aufführen sah, hatte durch seinen Roman „Frau Sorge“ die Kritik derart für sich gewonnen, daß ein bekannter Berliner Theater-Direktor ihm sagte: „Schreiben Sie ein Stück, ich nehme es unbesehen; das Technische findet sich!“ . . . Fritz Mauthner dagegen, einer der geistvollsten Plauderer und gefürchtetsten Urteiler, mußte sich Jahrzehnte lang gedulden. Friedrich Spielhagen ist aus Hochachtung sofort, Friedrich Bodenstedt mit Hängen und Würgen am königl. Schauspielhause in Berlin aufgeführt worden; der erste gilt für einen schwachen, der letzte für einen ganz unmöglichen Dramatiker. Beide erfreuen sich als Dichter einer unbegrenzten Beliebtheit. Wenn Männer mit solchen Eigenschaften auf der Bühne einen so schweren Stand haben, mag der ganz unbekannt und verdienstlose Neuling sich vielleicht selber sagen, wie unendlich viel geringer seine eigenen Aussichten sind. Die Wunderkinder, die wie Ludwig Fulda mit neunzehn Jahren die Bretter erobern, sind selten gleich dem Vogel Phönix. Das Stückchen „Unter vier Augen“, das Fulda damals mit nachtwandlerischer Sicherheit aufbaute, wird vielleicht sein bestes bleiben. Aber man muß diese so lebenswürdige Persönlichkeit, dieses feine literarische Profil, diese staunenswerte Sprachgewandtheit, den spielenden Witz seiner Verse, den unendlichen Fleiß seiner Uebersetzungen mit samt dem ganzen reichen Wissen, das er beherrscht, genauer kennen, um jenen Erfolg zu begreifen. Wie sollten denn auf einen jungen Mann von solcher Begabung die literarischen Kreise seiner Vaterstadt nicht aufmerksam geworden sein? Jeder Anfänger, der in einem stillen Winkel den gleichen Ehrgeiz hegt, mag an seine Brust schlagend sich fragen, ob er solche Truppen kommandiert wie Ludwig Fulda, und wenn er — wie bei aller Achtung vor seiner Person zu wahrscheinlich ist — diese Frage verneinen muß, so mag er sein Flügelroß nur lieber abzäumen, statt auf ihm nach Einaktern zu jagen. Ein guter Anfang ist es, einem Theaterdirektor Geld zu leihen; dann kann man schon ein recht schlechtes Stück geschrieben

Haben und es wird dennoch zur Aufführung kommen. Auch begann einmal der Rechtsbeistand einer größeren Berliner Bühne die Besuche einer fragwürdigen Gestalt zu empfangen, die er für seine Muse hielt, und der Direktor fühlte die Verpflichtung, sich mehrere leere Häuser zu verschaffen, um die Frucht jener Zusammenkunft bei Lampenlicht zu sehen. Aber der Verfasser mußte sich in der Zukunft nachsagen lassen, daß er zum „Kriminal“ auf Gummirädern, zum Helikon immer noch „zu Fuß“ wandle. Ist das ein Ruhm, der erstrebenswert ist? Und du, mein braver Junge, der du weder in einer literarischen Familie erwachsen, noch einflussreicher Kritiker bist, noch ein Wunderkind, noch ein Kapitalist, noch ein Rechtsbeistand großer Bühnen bist, du willst plötzlich aufhören, die Zierde deines stillen bescheidenen Kreises zu sein, willst ein tiefsinniges Gebaren annehmen, halbe Tage und Nächte mit geröteten Wangen und rollenden Augen auf deinem Zimmer sitzen, dich wie ein Irtsinniger durch gefüllte Straßen drängen, während in deinem Kopf sich ganz unmögliche Bilder aneinanderreihen? Du willst ein Dramatiker werden? Das wird wahrscheinlich daran liegen, daß du keine rechte Ahnung davon hast, was das eigentlich für ein Ding ist.“

99. Die Badische Landwirtschaft am Anfang des 20. Jahrhunderts. Von Dr. Moriz Hecht, großherzogl. badischer Regierungsassessor beim statistischen Landesamte in Karlsruhe, 1903. Bei G. Braun, Hofbuchdruckerei VII und 262 S., Mk. 7 und für Abonnenten der Sammlung der volkswirtschaftlichen Abhandlungen badischer Hochschulen Mk. 6.

Das Werk, das mit großem Fleiße aus amtlichen Quellen geschöpft hat, ist von der Hochschule zu Freiburg i. Bg. mit dem Preis aus der Schleidenstiftung getront worden. Es stellt die badische Landwirtschaft in allen Stücken getreu dar und stützt sich dabei auf authentisches Material. In Baden, wo Hoch- und Tiefland, Gebirgsklima und südliches Klima der Rheinebene, magerer Gebirgsboden und fette Talböden vorkommen, wo etwas Großbesitz, Bauernhöfe und Parzellen-Klein- und Mittelbetrieb nebeneinander vorkommen, wo die verschiedensten Getreidearten und sonstigen Feldfrüchte (Handelsgewächse, Obst, Wein, Gemüse) gebaut werden, die verschiedenste Tierhaltung und Tierzucht betrieben wird, kann der Landwirt reiches Studienmaterial finden.

Dabei ist im Lande seit langer Zeit eine vorzügliche Agrarpolitik in Uebung, wird für Belehrung, Betriebsverbesserung, Verkehrs-erleichterung von Staat und Kommunalverbänden, von Vereinen und Verbindungen verschiedener Art, besonders von aller Art Genossenschaften sehr viel geleistet und jedem Fortschritte der Weg gebahnt. Ueber dies Alles sowie über das Schuldenwesen, die Erwerbs- und Einkommens-verhältnisse, die Verbindung von Industrie und Heimarbeit mit Landwirtschaft, werden die klarsten Bilder geliefert, so daß das Werk als ein vorzügliches Quellenwerk auf den mannigfachen Gebieten der Landwirtschaft angesehen werden kann. Auch über die gegenwärtigen Zollkämpfe schöpft die Tagespresse Stoff aus dem Buche und es kann namentlich insofern einen guten Zweck erfüllen, als es zeigt, wie durch

einen Klein- und Mittelbetrieb, durch die Freiteilbarkeit der Güter, durch Verbindung von Landwirtschaft und Industrie im gleichen Ort und Bezirk der Landwirtschaft geholfen werden kann. M. M.

100. Keflams Universalbibliothek. In den letzten Nummern sind unter anderem folgende Werke erschienen: Die Regulatoren in Arkansas. Roman von Friedrich Gerstäcker (526 S. K 120). Welt und Scheinwelt. Humoresken von Hermann Schöne (104 S. 24 h). Von Grillparzer: Die Wnfrau; Sappho; Der Gastfreund; Die Argonauten; Mebea; Weh dem, der lügt; König Ottokars Glück und Ende; Ein treuer Diener seines Herrn; Des Meeres und der Liebe Wellen; Der Traum ein Leben; Libussa; Esther; Hannibal und Sizylo; Ein Brüberzwist in Habsburg; Die Jüdin von Toledo (à 24 h). Gedichte von Grillparzer: In Auswahl (48 h). Belle-Plante und Kornelius. Ein Roman von Klaude Tillier (48 h). Ende gut, alles gut. Eine Erzählung aus dem Ries, von Melchior Meyer (24 h). Ein sonderbares Duell und zwei andere humoristische Erzählungen von Friedrich Gerstäcker (24 h). Gefallene Engel, von Richard Nordmann (24 h). Die Flusspiraten des Mississippi. Roman von Friedrich Gerstäcker (K 120).

101. Parlament und Verfassung in Oesterreich. Von Dr. Gustav Kolmer. Wien und Leipzig, Carl Fromme, 1903. 2. Band. 1869—1879. XI., 562 S. K 1080.

Schon den ersten Band dieses Werkes haben wir auf das wärmste empfohlen. Der zweite Band, der die 5., 6., 7. und 8. Legislaturperiode des Reichsrates behandelt, hat dieselben Vorzüge der Genauigkeit und Verlässlichkeit wie der erste. Wenn das Werk einmal vollständig vorliegt, was bei dem Fleiße des Autors in nicht allzu langer Zeit wohl zu erwarten steht, dann wird es ein in seiner Art ganz einziges Hilfsmittel des Journalisten und Politikers sein. Wir begleiten den Fortgang des Werkes mit größter Teilnahme und wiederholen, daß seine Anschaffung für jeden, der sich mit österreichischer Politik beschäftigt, schlechterdings unumgänglich notwendig ist.

102. Die Bildungsfrage als soziales Problem. Von Prof. Dr. Manheimer in Frankfurt a. M., Jena, G. Fischer 1901. VIII., 156 S. Mk. 1.50.

Der Verfasser sagt im Vorworte: „Durch die große Masse des Volkes geht eine mächtige Bewegung. Nicht mehr in Apathie dumpf dahinlebend zeigen auch die unbemittelten oder doch fast nicht bemittelten Schichten rege Anteilnahme an dem politischen und sozialen Leben, und das Bedürfnis nach einer durch Bildung zu gewinnenden Welt- und Lebensanschauung macht sich gerade bei ihnen geltend. Im Zusammenhang damit steht, und zwar augenscheinlich als Ursache, der ungeheure Fortschritt auf den Gebieten des Verkehrswezens, des Handels, der Industrie und der Technik. Mehr denn je erscheint das Wissen als Mittel zur Beherrschung und Ausnützung der Natur für die Menschen und als Mittel zur Herrschaft über die Menschen, als Mittel für Macht.

Ueber die wirtschaftlich-nationale Bedeutung der Volksbildung sind wir nun gegenwärtig völlig klar, anders steht es mit ihrer sozial-ethischen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, und der Leser wird es in meiner Abhandlung genauer begründet sehen, daß die Bildung mehr ein Außerliches geworden ist. Ist sie nun wirklich geeignet, die sozialen Gegensätze zu überwinden, wie man, seit Schmöller dieses ausgesprochen, unzählige Male wiederholt? Und welchen Zweck kann es haben, Wissen und Bildung über alle Schichten absichtlich zu verbreiten, wenn die Aneignung derselben doch auf eine äußerliche Aneignung hinausläuft. Gerade hier sind dogmatische Anschauungen bedenklich; eine auf Theorie und Geschichte sich stützende Kritik ist erforderlich. In der Antike trennte die Bildung nicht allein die Schichten, sondern auch die Individuen und rief Dünkel und Hochmut hervor — „das Wissen bläht auf“, dieser Satz des Apostels Paulus war eine berechtigte Kritik der zu Ende gehenden antiken Bildung. Nur in Muße und auf weiterem Wege schien einst das wahre Wissen erreichbar, jetzt ist die Lösung: Bildung und Arbeit. Einst war die Bildung Zeichen einer Aristokratie des Geistes, jetzt soll sie Gemeingut sein. Der Verfasser dieser Abhandlung gehört selbst einer Organisation an, die nicht von pädagogischen Gesichtspunkten aus begründet wurde, sondern von sozialen. Sie sollte dem Bildungsbedürfnis der Unbemittelten entgegenkommen; sie sprach auch wohl zuerst den Grundsatz aus, daß die Bestrebungen auf diesem Gebiete völlig neutral sein sollten. Dazu nötigten sowohl die nun einmal bestehenden sozialen und politischen Gegensätze, als auch die Tatsache, daß Erwachsene sich ihr Urteil selbst bilden wollen. Aber wie ist eine neutrale Bildung möglich, ohne daß, wie ihren Begründern entgegengehalten wurde, diese kalt und blutlos ist. So wurde gerade diese Organisation dazu gedrängt, nach bestimmten Prinzipien zu suchen, die in der Bildung selbst nach ihrer formalen und inhaltlichen Seite enthalten sein müssen. Nachstehende Abhandlung ist aus diesen Bestrebungen hervorgegangen. Wenn ich in dieser Abhandlung nicht sehr viele führende Werke berücksichtigt habe, sondern nur eine kleine Zahl, aber diese in ausführlicher Weise auch durch größere Auszüge, so leitete mich hierbei vor allem die Hoffnung, einen Leserkreis zu finden, dem es nicht auf gelehrte Nachweise, sondern auf ausführlichere Kenntnis weniger, aber hervorragender Denker ankommt“. Der Stoff ist in vier Abschnitte geteilt: I. Kultur und Bildung als Werte sozialer Einheit: 1. Bildung als Gemeingut. 2. Das Wesen der Bildung. 3. Bildung im Zusammenhang mit dem Kulturproblem. 4. Wert und Zweck der Bildung. II. Die formalen Voraussetzungen der Bildung. Ihre Wirkung auf die Intelligenz: 1. Die logischen Bedingungen. 2. Einfluß der Bildung auf die Intelligenz. III. Die utopistischen Vorstellungen von der Herrschaft des Wissens und der Bildung: 1. Die Antike und die Neuzeit. IV. Zusammenhang der höheren geistigen Kultur mit Leben und Volkstum: 1. Die Trennung der höheren Bildung vom Volke für die Zeit der Sophistik. 2. Die organische Annäherung der höheren Geisteskultur an Leben und Volkstum in der

Neuzeit. — Schluß. Rückblick und Forderungen. Das Buch ist sehr anregend.

103. Fabeln und Parabeln des Orients. Der türkischen Sammlung humajun name entnommen und ins Deutsche übertragen von S o u b y - B e y. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. N i e d e r P a s c h a, z. Zt. Generalinspektor der Kaiserl. Ottomanischen Medizinschulen. Berlin. F. Fontane & Co. 1903. XII, 130 S. Mk. 2.—

Der verdienstvolle Gelehrte, Professor Nieder, der seit einer Reihe von Jahren das Militärmedizinalwesen in der Türkei leitet, hat es beim Sultan erreicht, daß in den ihm unterstellten Anstalten die deutsche Sprache als obligatorischer Lehrgegenstand eingeführt wurde. Als Lesebuch für den Sprachunterricht ist das vorliegende Werk ansersehen, das ausgewählte Stücke aus dem berühmtesten alttürkischen Buch orientalischer Lebensweisheit und Lebensauffassung enthält. Dieses Werk humajun name wurde im fünfzehnten Jahrhundert erst ins Türkische übertragen und zwar aus dem Arabischen, in welcher Sprache es durch den persischen König Kaschirwan d. Gr. abschriftlich aus Indien, wo es bereits im Jahre 700 n. Chr. entstanden sein soll, beschafft worden. Mitihin stammen die vorliegenden Fabeln aus dem Altindischen. Die Konstatierung dieser Tatsache erscheint besonders interessant im Hinblick auf Fabel drei und vier, deren Uebereinstimmung mit Schillers „Kranichen des Jbykus“ und „Bürgschaft“ unverkennbar ist. Ebenso wird jeder, der die Fabel „Das Phantasiegebilde des Armen“ liest, an die bekannte Gellert'sche Fabel erinnert werden. So enthält dies Buch manch interessanten Beleg für die Behauptung von der Wiederkehr des Gleichen in allen Völkern und zu allen Zeiten und wird dem Ethnographen, dem Erforscher der Volksseelen, einen höchst wertvollen Maßstab zur Beurteilung der mannigfachen Wirkungen gleicher Eindrücke auf die verschiedenartigen Volkscharaktere an die Hand geben.

104. Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge von E d u a r d S c h w a r z. Leipzig. B. G. Teubner. 1903. 120 S.

Fünf Vorträge, die man als im besten Sinne des Wortes populär bezeichnen kann: I. Hesiod und Bindar. II. Thukydides und Euripides. III. Sokrates und Plato. IV. Polybios und Poseidonios. V. Cicero. Das Büchlein ist warm zu empfehlen.

105. Der Wald rauscht. Von K o r o l e n k o Leipzig. Insel-Verlag. 1903. 177 S.

Die Uebersetzung ist von M. J e o f a n o f f, der Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswebe. Das hübsche zierliche Bändchen enthält vier Skizzen: Der Wald rauscht; In der Osternacht; Der Traum des armen Matar; Alt-Dawan. Sie sind hier nicht zum erstenmale ins Deutsche übersetzt, aber vielleicht am besten. „Matar's Traum“ gehört zu den aller schönsten Sachen nicht nur Korolentos.

106. Der Kampf um die Wohnungsnot.

Der Verein Reichswohnungsgesetz (Sitz Frankfurt a. M.) hat unter obigem Titel zwei Vorträge veröffentlicht, welche in der Kom-

biniierten Versammlung des Vereines und des Verbandes deutscher Mietervereine gehalten wurden. Die beiden Redner waren Adolf Damaschke-Berlin und Dr. Heinrich Köppler-Frankfurt a. M.

Ersterer sprach über die Frage: „Warum brauchen wir eine große Wohnungsreform?“ Letzterer behandelt das Thema: „Die Aufgaben von Reich und Staat in der Wohnungsfrage.“ Wir hätten gern einen dritten Redner die Aufgaben der Gemeinden erörtern sehen, aber auch die zwei Vorträge bieten in gediegener Form interessantes Material in Fülle und die kleine Schrift von 1½ Bogen eignet sich zu einer Aufklärungslektüre für weite Kreise. Wögen sich solche finden, die das Schriftchen in Masse beziehen und verbreiten und möge es reiche Frucht tragen, behufs Verbesserung desjenigen Uebelstandes, der die Grundlage zahlreicher anderer Uebelstände ist, sodas wir einer Wohnungsreform uns nähern, die in wirtschaftlicher, sozialer, sittlicher und gesundheitlicher Hinsicht endlich das bringt, was dringend nothut. M. M.

107. Wahrheit. Der „Vier Evangelien“ dritter Teil. Roman in vier Büchern von. Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Rosenzweig. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1903. 1. Bd. 371 S. 2. Bd. 355 S. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—.

Noch einmal, ehe der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, hat der große Meister des Naturalismus mit den unerhöpflichen Kräften seines mächtigen Genies ein Werk geschaffen, das zu den standard-works der modernen Weltliteratur gehört und in jedem Belang ein außerordentliches literarisches Ereignis genannt zu werden verdient. Der weltbewegenden Drehfußaffaire, in die Zola mit seinem flammenden „Jaccuse“ so ruhmvoll eingegriffen, hat der Dichter die Hauptmomente der Handlung entnommen und sie zu einem Kriminalroman größten Stiles verflochten, der sich allerdings nicht wie in der Wirklichkeit in militärischer Umgebung, sondern im Lebens- und Wirkungskreise der Geistlichkeit und des Lehrerstandes abspielt. Wir begegnen hier fast allen Hauptfiguren und Ereignissen der „Affaire“ in mehr oder weniger getreuer Nachbildung, und es bildet einen ganz besonderen Reiz der Lektüre, im einzelnen zu verfolgen, wie ungemein scharfsinnig und kunstvoll der Dichter die vielfältigen Gestalten und Episoden des großen Dramas künstlerisch zu verwerten und dem von ihm konstruierten Parallellfall anzupassen verstanden hat. Wohl noch nie war ein Roman à clef des allgemeinen Interesses der Zeitgenossen so sicher wie „Wahrheit“, weil jeder gebildete Zeitungsleser den Schlüssel dazu besitzt. Doch es war dem Dichter nicht bloß um eine dichterische Rekapitulation denkwürdiger geschichtlicher Ereignisse zu tun; diese dienen ihm vielmehr vor allem als Mittel zu einem höheren Zweck. Wie er seinerzeit als Mensch durch die Tat mutvoll die Sache der Wahrheit verfochten hatte, so tritt er hier als Dichter mit der Kraft seines Wortes für die Wahrheit in die Schranken und preist sie als das höchste Ideal, dem die Menschheit überhaupt und sein eigenes Volk im besonderen nachzustreben habe, um sich auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit emporzuschwingen. Es zeugt von dem eminenten Scharfsicht Zolas für eine der bedeutsamsten Fragen des Kulturlebens, das er die

Aufgabe, den Sinn für die Wahrheit zu schärfen und auszubilden, vor allem andern der Schule zuweisen will und mit gewaltiger Beredsamkeit dafür eintritt, daß die Schule im Staatsorganismus endlich den bevorzugten Platz erhalte, den sie als erster und wichtigster Faktor alles Kulturlebens verdient. Der Roman ist sowohl als dichterische Schöpfung wie als kulturhistorisches Dokument von höchstem, dauerndem Wert und wird lange Zeit das allgemeine Interesse der lebenden Generation festhalten. — Ein besonderes Lob verdient die von E. Rosenzweig herrührende Uebersetzung, die Zolas kraftvollen, aber oft ungefügigen Stil in meisterhafter Weise wiedergibt und den feinsten Nuancen des Gedankens wie des Ausdrucks ebenso getreu wie verständnisvoll folgt.

108. Finsternis. Von Barbey d'Aureville. Uebersetzen und herausgegeben von Hedda und Arthur Möller-Bruck. Mit Buchschmuck versehen von Georg Toppel. Berlin. Julius Barb, 1902. 210 S.

Des berühmten Verfassers 1882 unter dem Titel „Une histoire sans nom“ erschienener Roman liegt hier in einer sorgfältigen deutschen Uebersetzung vor. Die Ausstattung ist überaus originell. Die Verlagsbuchhandlung Julius Barb legt auf solche vornehme und aparte Ausgaben einen besonderen Wert.

109. Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage von Wilhelm Herz. Dritte Auflage mit Buchschmuck von Helmüt Eichrodt. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf., 1903. 22 S. M. 2.

„O Schwabenland, wie liegst du weit!
Wie zieht in dieser Sommerzeit
Ein schwelgend Heimweh meinen Sinn
Nach deinen lieben Bergen hin!
Im Nachglanz von entschwundenem Glück
Lockst du den stüchtigen Sohn zurück.
Schön, wie mein junges Aug dich sah,
Liegst Du vor meiner Seele da.
Der Schwarzwald ragt in blaue Lust
Mit Quellschurz und Tannenduft.
In seinen Schatten mögen nun
Die wandernden Gedanken ruh'n.
Wald meiner Lust, ich bin bei dir;
Dein ewiges Grün rauscht über mir,
Und meinem Herzen flüsterst du
Ein halbvergeß'nes Märchen zu,
Daß ich ein Lied vergang'ner Tage
Als Gruß von dir den Freunden sage.“

Mit diesen Versen leitet der liebenswürdige Dichter, der dem Eifer der Gelehrsamkeit mit der Gabe der Poesie in sich vereinigte, diese Neudichtung der alten Sage ein, die wie alle seine so schönen Nachbildungen die wärmste Empfehlung verdient.

110. Ein sanftes Männchen von Tristan Bernard. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München. A. Langen. 1903. 192 S. Geh. Mf. 2, in Leinen geb. Mf. 3.

„Ein sanftes Männchen“ bildet in für sich abgeschlossener Form gewissermaßen eine Fortsetzung zu dem bereits früher im Langen'schen Verlag erschienenen Roman von Tristan Bernard „Ein Musterjüngling“, der großen Erfolg gehabt hat. Wir finden den Musterjüngling von damals als Ehemann wieder. Und wir sehen, wie dieser Ehemann alsbald betrogen wird und sich damit abfindet. Erzählt wird uns diese Geschichte mit einer köstlichen Trockenheit und einem geheuchelten Ernst, der einen in wahrhaft erschütternder Weise lachen macht. Die Sachlichkeit und Ruhe, mit der Tristan Bernard von den unglaublichsten Dingen zu sprechen weiß, sind sabelhaft komisch. Es hat kaum je ein humoristisches und ironisches Buch gegeben, bei dem der Autor so zurückgetreten wäre, sich so gut versteckt hätte, wie hier.

111. F. W. Raiffeisen in seinem Leben, Denken und Wirken im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung des neuzeitlichen Genossenschaftswesens in Deutschland. Von Prof. Dr. M. J a b b e n d e r. Berlin 1902 bei Paul Parey, XV. 285 S. Mit einem Literaturverzeichnis über Genossenschaftswesen und einem Bildnis Raiffeisens. Brosch. M. 5.

Das vorliegende Buch dürfte als die erste größere Darstellung des Lebens und Wirkens Raiffeisens zu betrachten sein, welche rein sachlich allen Seiten gerecht wird. Schon das einleitende Kapitel, welches die Frage behandelt, wie der Einfluß einzelner Personen auf geschichtliche Geschehnisse zu beurteilen ist, zeigt, daß es dem Verfasser um strenge Sachlichkeit zu tun gewesen ist. Er hebt nicht den Genossenschaftsautor Raiffeisen, wie mancher andere in den Himmel, sondern er wird auf Grund von Quellenmaterial und eigener Anschauung dem Schöpfer vieler ländlichen Genossenschaften gerecht, vergißt dessen Fehler und die Mängel seiner Schöpfungen und seines Systems nicht zu behandeln, vergißt aber auch nicht die anderen Genossenschaftsautoren Hermann Schulze-Delitzsch, Viktor Alms Huber, Freiherrn van der Goltz in das gebührende Licht zu setzen und behandelt sogar auch die leitenden Männer späterer Zeit: Weidenhammer und Haas als eifrige und erfolgreiche Förderer des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens. Es kann an dieser Stelle nicht auf die Einzelheiten der Systemfragen und der Entwicklungsphasen eingegangen werden, aber wer sich über das Raiffeisensystem und die Raiffeisenorganisation unter Gegenüberstellung anderer Systeme und Genossenschaftsverbände unterrichten will, der kann das mit Erfolg durch das Studium dieses Buches tun. Bis auf das Kapitel, welches von des Verfassers Mitarbeit in der Raiffeisenorganisation handelt, ist alles knapp und klar, und es ist begreiflich, daß das Kapitel über des Verfassers persönliche Mitwirkung und sein Austritt aus der Raiffeisenverwaltung etwas breiter geworden ist als notwendig oder einem wissenschaftlichen Werke entsprechend war. Von besonderem Werte ist die Beurteilung des Systems Raiffeisen, und zwar schon deshalb, weil es nur noch wenig von dem an sich hat, was Vater Raiffeisen hineinlegte. Die Zeiten und Tatsachen gehen über jeden hinweg, wie vielmehr über einen so wenig weitblickenden Mann wie Raiffeisen es war. M. M.

112. Geschichte des Thronfolgerechtes in allen habsburgischen Ländern bis zur pragmatischen Sanction Kaiser Karls VI. 1156 bis 1732. Von Dr. Gustav Turba. Wien und Leipzig. C. Fromme. 1903. IV., 415 S. K 9-60.

Ein sehr gelehrtes Werk des Verfassers, der an der Wiener Universität als Privatdozent wirkt. Er behandelt das Erbrecht in den österreichischen Erbländern, in Böhmen, in Ungarn, im spanischen und burgundischen Erbe und im habsburgischen Gesamterbe. Er tut es mit gründlichster Gelehrsamkeit und in so erschöpfender Weise, daß man wohl sagen kann, daß er mit seinem Buch die Frage endgiltig gelöst und den Stoff ausgeschöpft, d. h. ein standard work geschaffen hat.

113. Die Prostitution in Paris. Parent-Duchâtelet. Eine sozial-hygienische Studie. Bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von G. Montanus, Dr. med. Freiburg i. B. und Leipzig. F. P. Lorenz. 1903. 263 S. Mk. 4-50., geb. Mk. 5-50.

Es genügt, dieses bedeutende Buch, das jeder, der sich mit der Frage der Prostitution beschäftigt, kennen muß, anzuzeigen. Es ist eine Fundgrube verlässlichster Angaben, sein Verfasser einer der ersten Fachmänner auf dem Gebiete der gelehrten Forschung über die Prostitution. Besonders hervorgehoben werden soll noch die nette Ausstattung.

114. Friedrich Stolbergs Jugendpoesie. Von Dr. Wilhelm Reiper. 1893. 103 S.

115. Die Iphigeniensage im antiken und modernen Gewande. Von F. Thümen. 2. Aufl. 1895. 47 S.

116. Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen. Mit Erinnerungen persönlicher Freunde des Dichters und anderen Uebersetzungen. Von Dr. A. Römer. Zeichnungen von Fritz Reuter. Illustrationen von F. Greve. 1896. 249 S.

117. Johann Christian Krüger, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Wilhelm Wittkeindt, Dr. phil. 1898.

118. Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltliteratur. Literar-historische Abhandlung von Dr. W. Splittstößer. 1899. 96 S.

Diese Schriften sind bei Mayer und Müller in Berlin erschienen und bilden wertvolle Einzelbeiträge zur Literaturgeschichte, hauptsächlich zur deutschen. Es sind wissenschaftliche Arbeiten, aber für jeden, der für Literatur Interesse hat, nützlich und angenehm zu lesen.

119. Leonardo da Vinci. Ein biographischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts von Dmitry Sergewitsch Merschowski. Deutsch von Carl von Gutschow. Leipzig. Schütze & Co. 1903. 615 S. Mk. 6.—, Geb. Mk. 7-50.

Die gesamte Presse hat sich über dieses Buch auf das anerkannteste ausgesprochen. Unter den Stimmen dieser Presse befinden sich die besten Fachmänner. Einige von ihnen behaupten schlaunweg, daß dieses Buch, das keinen wissenschaftlichen Charakter zur Schau trägt, sondern

eine romanhafte Form hat, das beste Buch über Leonardo da Vinci sei. Ohne Zweifel ist seine Lektüre höchst genussvoll. Mereschlowski ist heute einer der gelesenen russischen Schriftsteller. Sein Ansehen steigt mit jedem Buche, das er herausgibt. Wer seinen „Leonardo“ gelesen hat, wird begreifen, daß es so ist und wird den vielen Lobsprüchen über dieses Buch sein eigenes beifügen. Man muß ein tiefer Kenner der Zeit und ihrer Menschen sein, um ein so lebendiges Bild von ihr und ihnen entwerfen zu können, wie Mereschlowski es hier tut.

120. Lessings Leben und Werke. Von Adolf Wilhelm Ernst. Mit einem Bildnis Lessings. Stuttgart. C. Krabbe. 1903. XVI, 529 S. Mk. 5.—. In Leinen geb. Mk. 6.—, in Halbfr. Mk. 7.—.

Das Titelblatt ist geschmückt mit einem Zitat aus Hermann Hettner: „Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet“. Der Verfasser will nicht die literargeschichtliche Wissenschaft mit neuen Forschungen bereichern, er will eine Darstellung für weitere Kreise geben. Daß er dabei die gesamte Literatur über Lessing benützt, ist selbstverständlich. Sein Buch ist in einem schönen, klaren Deutsch geschrieben und verdient wärmste Empfehlung. Bei schöner Ausstattung ist der Preis nicht hoch. Einer besonderen Beachtung sind die beiden letzten Kapitel wert. Das 21. Kapitel bringt nämlich einen Versuch über Lessings Sprache, den eine kleine Bildungsgeschichte der deutschen Sprache seit Luther einleitet, und das 22. Kapitel enthält eine Sammlung von Aussprüchen Lessings. Das Buch ist nicht bloß eines zu den vielen Büchern über Lessing mehr, es hat seinen eigenen Ton und besonderen Charakter, so daß es auch derjenige, der die bisherige Lessingliteratur kennt, mit Vergnügen lesen wird.

121. Sophokles' ausgewählte Tragödien: König Oedipus. — Oedipus in Kolonos. — Antigone. — Elektra. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt. Zweite Auflage. Mit der Sophoklesstatue des Vaterlands als Titelbild. München. C. H. Beck. 1903. VII, 343 S. Ganzl. geb. Mk. 5.—.

1866 und 1867 sind diese Uebersetzungen zum erstenmale erschienen. Seitdem hat sich die moderne Bühne wiederholt mit den altgriechischen Tragödien befaßt und die Aufführungen haben zum Teile sogar sehr großen Erfolg gehabt. Wilbrandt hat also einen guten Blick bewiesen, wenn er vor so langer Zeit sich für die Wiederbelebung dieser ewigen Kunstwerke eingesetzt hat. Er ist ein feiner Kenner der Antike und seine Uebersetzung verdient Beachtung. Wir wünschen dieser Neuauflage den wohlverdienten buchhändlerischen Erfolg. Die Ausstattung ist elegant, der Preis mäßig.

122. Grillparzers sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen von Moriz Recker. Mit sieben Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftproben, sowie mehreren Registern. Leipzig. Max Hesse. In 4 Leinenbänden Mk. 6.—, in 6 Mk. 8.—. Ausgabe auf besserem Papier in 4 soliden Halbfranzbänden Mk. 9·50, in 6 Mk. 12.—, Luxusausgabe in 4 hocheleganten Liebhaber-Halbfranzbänden Mk. 12·50.

Diese sehr lobenswerte Ausgabe enthält außer sämtlichen Werken Grillparzers eine vortreffliche Biographie „Grillparzers Leben und Schaffen“ von Dr. M. Necker und 15 Einleitungen zu den einzelnen Werken, ebenfalls vom Herausgeber. Die Ausgabe kann sehr empfohlen werden.

123. Buntes Theater. Herausgegeben von Karl Freiherrn von Levetzow. Berlin. Julius Barb. 1902. 1. Bd. 119 S. 2. Bd. 113 S. (Ernst von Wolzogen. Offizielles Repertoire. 1. und 2. Bd.)

Zwei lustige Bändchen mit Beiträgen von E. v. Wolzogen, Ludwig Thoma, Paul Uthof, Raoul Auernheimer, Rudolf Hirschberg-Jura, Emil Klein, K. v. Levetzow, Jon Lehmann, Hans v. Gumpfenberg, Richard Zoozmann, Hans Ostwald, Eugen Wolter, Leo Heller, Else Laura Seemann, Casar Fleischlen, Benzel Goldbaum. Außerdem findet man sieben bisher unbekannte Volkslieder, sechs deutsche und ein französisches. Wir haben uns bei der Lektüre dieser beiden Bändchen ganz prächtig unterhalten.

124. Vor höherer Instanz. Zwei Dramen von August Strindberg. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1899. 301 S. Mk. 3.—

Dieser Band enthält: Abvent, ein Mysterium und Rausch, eine Komödie. Beide sind eigentümliche Schöpfungen des so sonderbaren Dichters. Den „Rausch“ hat das Wiener Josefstädter Theater auf die Bühne gebracht. Es hat sich damit ein künstlerisches Verdienst erworben, denn so widersprechend die Empfindungen waren, mit denen man es hörte, das mußte doch jeder ernste Mensch fühlen, daß hier ein nicht gewöhnlicher Geist ringt, die inneren Widersprüche im menschlichen Leben und Geiste künstlerisch aufzulösen. Und wenn man auch nicht sagen kann, daß dem Dichter seine Absicht ganz gelungen sei, er offenbart auch hier die ungemaine Gabe einer tiefen Einsicht, die manchmal etwas visionäres hat.

125. Verrohung in der Theaterkritik. Zeitgemäße Betrachtungen von Hermann Sudermann. Berlin und Stuttgart. J. G. Cotta's Nachf. 1902. 56 S. 60 Pf.

Die im „Berliner Tagblatt“ unter demselben Titel erschienenen Feuilletons Sudermanns haben großes Aufsehen erregt und viele Entgegnungen hervorgerufen. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß sie hier auch gesammelt in Buchform erschienen sind, denn sie sind gewissermaßen ein wichtiges Zeitdokument.

126. Maurice Maeterlinck. Monna Banna. Schauspiel in drei Aufzügen. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Autorisierte Ausgabe. Leipzig. Eugen Diederichs. 1903. 94 S. Mk. 2.—

Maeterlincks „Monna Banna“ hat einen außerordentlichen Bühnenerfolg erreicht. Insbesondere hier in Wien hat das Burgtheater durch die Darstellung dieses hochinteressanten und tiefpoetischen Werkes einen großen Triumph errungen. Jede Vorstellung ist aus-

verkauft. Wir brauchen bloß auf diese Uebersetzung, die auch die der Aufführung ist, hinzuweisen, um zu ihrer Lektüre aufzufordern.

127. Arthur Moeller Bruck. Das Variété. Mit 24 Vollbildern und 104 Textillustrationen. Umschlagzeichnung von Louis Morin. Schlußvignette von Fidus. Berlin. Julius Barb. 1902. 236 S.

Was versteht man unter „Variété“? Diese Frage sucht der Verfasser zuerst zu lösen. Es ist sehr reizvoll, die Antwort des Verfassers auf diese Frage zu lesen. Er braucht dazu 37 Seiten und wenn wir aufrichtig sein wollen: ganz klar sind wir noch nicht. Aber immerhin, wir ahnen beikäufig, was er meint und sehen, daß ihm das moderne Variété nur ein Phänomen der Zeit ist, die erst nach einem neuen künstlerischen Ausbruch ringt. Und so findet der Verfasser das Variétémoment in allen vergangenen Kulturepochen. Durch diese führt er uns nun im zweiten Teil seines Buches, ohne pedantische Vollständigkeit in Anspruch zu nehmen. Er zeigt es bei den Chinesen, den Indern, den Griechen, den Römern, im christlichen Mittelalter, bei den Italienern, Franzosen, Spaniern, Engländern, Deutschen und in den mannigfaltigen modernen Formen. Feine Illustrationen begleiten den Text des durchwegs amüsanten Buches, das wie alles aus dem Verlage Julius Barbs besonders vornehm ausgestattet ist und dem viele Leser zu wünschen sind.

128. Lucias Cranach. Von Richard Muther. 64 S. Kart. Mk. 1.25. In Leder geb. Mk. 2.50.

129. Die Lutherstadt Wittenberg. Von Cornelius Gurlitt. 67 S. Kart. Mk. 1.20. In Leder geb. Mk. 2.50.

Diese beiden Bändchen sind die ersten Nummern einer Sammlung „Die Kunst“, herausgegeben von Richard Muther (Berlin, Julius Barb). Das Programm, sagen die Herausgeber, ist einfach: „Das große Reich der Kunst soll durchwandert werden. Mit der Würdigung alter und neuer Meister soll die Schilderung klassischer Kunststätten, die Beschreibung von Museen, die Erörterung kulturgeschichtlicher und ästhetischer Fragen wechseln. Das war ja alles schon da. Es gibt kaum ein Thema, das nicht mit Tinte begossen ist. Doch wird nicht das älteste neu, wenn es neue Augen betrachten? Wird nicht, was langweilig schien, amüsant, wenn eine nicht langweilige Feder es schildert? Auf diese Erwägungen bauen wir unseren Plan. Es gibt schon Sammelwerke, die vom Schweiß der Gelehrsamkeit triefen. Auch solche gibt es, die dem Publikum hübsche Bilder in der Bettel-suppe seichten Textes servieren. Wir wollen nicht seicht sein, auch nicht lehrhaft trocken. Dinge, die auf Wissen beruhen, wollen wir in lesbarer Form kredenzen. Erforscht, durchdacht, empfunden, geschrieben soll alles sein, was die Sammlung bringt“. Den Bändchen sind wertvolle Illustrationen eingefügt. Es sind zwei reizende Büchlein, die weiteste Verbreitung verdienen. Der Sammlung ist bester und langer Fortgang zu wünschen.

130. Studien zur Lyrik Chamisso's. Von Dr. Hermann Tardel. Beilage zum Programm der Handelsschule (Oberrealschule)

zu Bremen, Ostern 1902. Bremen. N. Guthe. Buchdruckerei. 1902.
64 Seiten.

Wie interessant diese Studien sind, erhellt schon aus der „Vorbemerkung“ des Verfassers: „In Chamisso's Wesen vereinigen sich scheinbar zwei entgegengesetzte Seelen. Er zeigt einerseits eine naive herzliche zum Träumersischen, Schwermütigen neigende, andererseits eine scharf beobachtende, herb empfindende und sich schroff äußernde Naturanlage. Diese beiden Richtungen gipfeln in einem aus tiefstem Gemüt hervorquellenden, sich in allen Lebensschicksalen bewährenden Humor. Die Wandlung seiner Persönlichkeit vom Franzosen zum Deutschen ist auf diese merkwürdige Mischung der Eigenschaften sicher von Einfluß gewesen. Aber so sehr er sich auch in seiner zweiten Heimat deutsches Denken und Fühlen angeeignet hat, im innersten Kern seiner Gemütsanlage bewahrte er Französisches. Der geborene „Champagnard“ behielt stets das „sentiment“ des Franzosen, und gerade das in deutsche Formen gefaßte, seine ganze Lyrik durchziehende starke „sentiment“ ist es, das zu dem großen Erfolg seiner Lyrik mit beigetragen hat. Den angebeuteten Charaktereigenschaften entsprechend läßt sich auch die Lyrik des Dichters in eine vorwiegend subjektive, objektive und humoristische zerlegen. Die subjektive Lyrik umfaßt das eigentliche Innenleben des Dichters, seine Liebe zu Weib und Kind, zu seinen Freunden, zu seiner alten und neuen Heimat, seine Stellung zu den Fragen der Kunst und Wissenschaft, zu den die Zeit bewegenden Ideen und Bestrebungen. Zu den schönsten Gedichten dieser Art gehört das „Schloß Boncourt“ und die beiden Zyklen „Frauenliebe und Leben“ und „Lebenslieder und Bilder“. Bei dieser individuellen Lyrik gestaltet der Dichter eigene erlebte Stimmungen und Gefühle und objektiviert sie im Gedicht. Bei der zweiten Gruppe der Gedichte geht der Dichter von einem ihm von außen zukommenden Stoff aus, durchdringt ihn mit seinem eigenen Wesen und bearbeitet ihn mit den Mitteln der Kunst wie ein Bildhauer einen Marmorblock. Die Motive dieser objektiven Lyrik sind teils geschichtlichen Quellen oder zeitgenössischen Ereignissen entnommen, teils behandeln sie Stoffe der Weltliteratur. Hier besonders bewahrheitet sich das von Hebbel in Bezug auf Chamisso gesagte Wort, daß es Dichter gebe, bei denen die Poesie eher ein Einlaugen als ein Ausströmen sei. (Werke XII. 259.) Doch kommt in der Auswahl und Behandlung des gegebenen Stoffes die Subjektivität des Dichters auch noch zur Geltung. Die rein subjektive Lyrik des Dichters erscheint nicht immer in der Vollkraft des Lebens, sondern oft in der gedrückten Stimmung der Resignation; in der objektiven treten die Nachseiten der menschlichen Natur oft in der grellsten Beleuchtung hervor. Man darf sich nicht aus einseitigen ästhetischen Bedenken, wie es häufig geschieht, an der Herbheit der Empfindung und dem Grotesken der Situation stoßen. Schließlich mildert der sich nie verleugnende Humor des Dichters hier die Resignation, dort die realistische Krasheit. Die folgenden Einzeluntersuchungen behandeln nur Abschnitte aus der mehr objektiven Lyrik, an denen versucht wird, die Auffassungsart und Gestaltungs-

kraft des Dichters zu ermitteln. Der zum Deutschen gewordene Chamisso gibt sich da am reinsten, wo er deutsche Sagen der Vorzeit gestaltet, von denen einige, wie das „Riesenspielzeug“ und „Die Sonne bringt es an den Tag“ sehr populär geworden sind. (Teil I.) Auch mit dem deutschen Volkslied beschäftigte sich der Dichter, doch zog er auch außerdeutsche Volkslieder in den Kreis seiner Bearbeitungen. (II.) Er, der so oft das leidende Opfer der politischen Wirren seiner Zeit geworden war, konnte sich nur dem jüngeren Dichtergeschlecht anschließen, das im bewußten und teilweise berechtigten Gegensatz zum Klassizismus und Romantizismus in politischen Fragen keine abwartende Stellung mehr einnahm. Indem er offen für die fortschrittliche Entwicklung der Staaten eintrat, ohne je auf der Zinne der Partei zu stehen, wurde er ein politischer Zeitdichter im besten Sinne des Wortes. Diese dichterische Betätigung entfaltet sich nach der politisch-satirischen und der politisch-geschichtlichen Richtung. In letzterer begleitet seine Leier, der Zeitfolge der Ereignisse entsprechend, das Ende der Napoleonischen Herrschaft, die philhellenische Bewegung, die Julirevolution und uns jetzt ferne liegende Ereignisse in Spanien und Rußland. Wir erörtern hier nur die Napoleon-Gedichte (III.) und die Griechenhymn (IV.). Mit seiner zeitpolitischen Richtung hängt es auch zusammen, daß er als einer der ersten Dichter Deutschlands für die soziale Aufjassung der Dinge Verständnis und dichterische Kraft zeigt. Es wird an einem Beispiel entwickelt, wie er an einem alten Literaturstoff den sozialen Kern herauschält (V.). Als kulturhistorische Dichtungen sind die Korsika-Gedichte (VI.) zu betrachten. Die drei letzten Abschnitte besprechen sagengeschichtliche Dichtungen von zum Teil bedeutendem dichterischen Wert, so alte und neue Ahasvergestalten (VII.), Alexanders des Großen fabelhaften Zug nach dem Paradies (VIII.) und die humoristisch-satirische Dichtung von „Beter Aufelmo“.

131. Die Albigenlerin. Erzählung von Adolf Haus-
rath. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1902. 250 S. Mk. 5.

Der bekannte Verfasser entwirft hier in dem Rahmen einer spannenden Erzählung ein düsteres Gemälde wilden Sektengewesens aus der Zeit der Kreuzzüge. Er ist wie wenige dazu befähigt, diese Dinge zu erzählen, denn er kennt sie, wie wenige. Dazu hat er auch die Gabe der interessanten Erfindung und der gefälligen Darstellung. Es sei bei dieser Gelegenheit ausdrücklich auf sein Werk: „Weltverbesserer im Mittelalter“ hingewiesen, das ebenfalls im Verlage von Breitkopf und Härtel erschienen ist und das bisher drei Bände enthält: I. Peter Abälard, IX., 313 S. II. Arnold von Brescia, IV., 184 S. III. Die Arnolbisten, 438 S. Die Bücher sind streng wissenschaftlich gehalten, aber sie bieten jedem Gebildeten eine Summe von Wissenswertem aus dem Gebiete der christlichen Sektengeschichte dar.

132. Ernst und Beter und so weiter. Für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von Peter Rosegger. Zweite Auflage. Leipzig. L. Staackmann. 304 S. Nett geb. Mk. 4

Siebenundzwanzig Erzählungen bester Art. Ein wirkliches Buch für die Jugend! Jedes Wort der Empfehlung ist hier überflüssig.

Wir fassen unser Urteil in die Worte: Zweite Auflage und so weiter, und so weiter!

133. Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Von Kapitän D. Sverdrup. Leipzig. F. A. Brockhaus. Zwei Bände in 36 Lieferungen zu 50 Pf. Bief. 1—5.

Kapitän Sverdrup war der treue Begleiter Nansens auf seinen Polarreisen. Auf Nansens Schiff „Fram“, welches Sverdrup erst kurz vorher aus der dreijährigen Haft des Eises befreit hatte, war er auf eine neue Forschungsreise ausgezogen, auf welcher er der Entdecker ganz neuer hochinteressanter Länder wurde. Sein Bericht erscheint nun in demselben Verlage, welchem wir die hervorragenden Forschungswerke der Neuzeit verdanken, die Werke von Stanley, Nordenfjöld, Schliemann, Slatin, Hedin und besonders Nansens klassisches „In Nacht und Eis“. Frisch und fröhlich versetzt uns in der 1. Lieferung der Kühne Seemann mitten hinein in das Leben an Bord und in die Reise längs der Westküste Grönlands. Es fehlt nicht an humoristischen Vorfällen und interessanten Schilderungen von Land und Leuten. Das erste Separatbild dieser Lieferung, der Brand der Fram, gibt eine furchtbare Episode wieder, bei welcher wenig fehlte, daß die ganze Expedition ein grauenhaftes Ende gefunden hätte. Es folgen drei Vertreter der nördlichsten Menschen, mit welchen die Expedition in Freundschaft verkehrte, und eine Landschaft, deren unbekannte Berge uns in dieser Gegend staunen machen.

134. Zur Geschichte der Werttheorie in England. Von W. Liebknecht, Dr. phil. Jena. G. Fischer. 1902. V, 112 S. Mk. 2.80.

Der Verfasser teilt seine Arbeit in zwei Teile. Der erste ist der geschichtlichen Darstellung der Theorien gewidmet. Er beginnt bei Thomas Hobbes und behandelt weiter Nice Vaughan, William Petty, John Locke, George Berkeley, David Hume, Richard Cantillon, William Harris, James Stewart, Adam Smith, James Lauderdale, David Ricardo, James Mill, John Ramsay Macculloch, Thomas de Quincey, Thomas Hodgskin, William Thompson, John Gray, J. Bray, N. Torrens, Samuel Bailey, Robert Malthus, William Atkinson, Henry Dunning Macleod, Nassau W. sen., John Stuart Mill, Karl Marx. Der zweite Teil, der sich in drei Kapitel auseinanderlegt (die Theorie von Angebot und Nachfrage, die Produktionskostentheorie, die Arbeitswerttheorie) beschäftigt sich mit einer Kritik der Theorien. Der älteste Sohn Liebknechts, des Sozialdemokraten, führt sich mit diesem fleißigen Buche in schöner Weise in die Wissenschaft ein.

135. Der Gedanke und andere Novellen. Von Leonid Andrejew. Aus dem Russischen übersetzt von E. I. Sawetinskaja und Georg Jorik. Mit dem Bilde des Verfassers. München. N. Langen. 1903. 165 S. Geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Den zwei jüngeren russischen Autoren, die sich in den letzten Jahren einen Weltruf errungen haben, Tschschoff und Gorki, hat sich jetzt als dritter Leonid Andrejew angeschlossen, der gleich mit den ersten Büchern, die von ihm in Deutschland erschienen sind, großes Aufsehen

gemacht hat. Sein neues Buch zeigt den Autor in entschiedenem Aufstiege. Die Titelnovelle „Der Gedanke“ ist die umfangreichste und bedeutendste des Buches. Mit soviel tiefgreifendem, verständnisvollem Mitgefühl und zugleich mit so messerscharfer Seelenanalyse sind die geheimnisvollen Geistesregionen, wo die strenge, unerbittliche Logik an den Wahnsinn grenzt, wohl noch selten behandelt worden. Es ist ein düsteres, gewaltig erschütterndes Buch, das uns Andrejew diesmal beschert, aber die vollendet künstlerische Behandlung nimmt den teilweise graufigen Stoffen das Feinliche, und erhebend wirkt die Bekanntschaft mit einem Menschengestalt, wie dem Andrejew's, der die düstersten Nachtseiten der menschlichen Natur so souverän in das helle Gebiet der Kunst zu erheben weiß.

136. Bekenntnisse eines Opiumessers. Von Thomas de Quincey. Uebersetzen und herausgegeben von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Mit Buchschmuck von Georg Toppel. Berlin. Julius Bard. 1902. 231 S.

Zum Schlusse des Buches geben die Uebersetzer eine kleine Biographie Th. de Quincey's. Wir wollen das hauptsächlichste daraus hier mitteilen: Er wurde am 15. August 1785 in der Nähe von Manchester als Sohn eines wohlhabenden Vaters geboren. Früh wurde er Waise. Er studierte in Oxford. 1819 verarmte er. Er wurde Journalist („London Magazine“, „Blackwood Magazine“). 1828 übersiedelte er nach Edinburgh, wo er am 8. Dezember 1859 starb. Sein Buch über den Opiumgenuss ist sein Hauptwerk. Außerdem schrieb er Essays philosophischen, nationalökonomischen, theologischen und ästhetischen Inhalts, Erzählungen und Skizzen. Die „Confessions of an english opium eater“ erschienen zuerst im Jahre 1821 im „London Magazine“, dann im Jahre 1822 als Buch und erregten beträchtliches Aufsehen. Im Jahre 1856 gab der Verfasser seine Jugendbekenntnisse noch einmal und zwar um das Dreifache ihres ursprünglichen Inhaltes vermehrt heraus. Dieser deutschen Edition liegt die erste Ausgabe von 1821 zu Grunde, da die Zusätze und Weitschweifigkeiten in der zweiten Ausgabe nur den interessieren könnten, der mit den englischen Verhältnissen jener Zeit und dem Lebenslauf des Autors auf das allernäueste bekannt wäre. Thomas de Quincey selbst hielt die erste Ausgabe für die beste — was sie auch ist. Im Jahre 1845 erschien im „Blackwood Magazine“ aus der Feder de Quincey's eine Beitragsreihe unter dem Titel: „Suspiria de Profundis: eine Fortsetzung der Bekenntnisse eines Opiumessers.“ Es war offenbar seine Absicht, eine ganze Anzahl von fertigen und noch zu schreibenden visionären Prosastücken, autobiographischen Lebensauschnitten, Traumerzählungen u. s. w. unter diesem Gesamttitel zu vereinigen, unter den auch die im Jahre 1849 in dem genannten Magazin veröffentlichte Erzählung „The English Mail-Coach“ mit ihrer Traumsage fällt. Hier sind aus der großen Zahl der verstreut in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommenen „Suspiria de Profundis“ nur die beiden mitgeteilt, die wirklich in einer unmittelbaren Beziehung zu den „Bekenntnissen eines Opiumessers“ stehen und den Namen ihrer Fortsetzung insofern verdienen, als

sie wie diese an eine reale Begebenheit anknüpfen und zeigen, wie das Opium diese im Traume unendlich getreu und doch großartiger nachzeichnet. Während die übrigen „*Suspiria de Profundis*“ — Träume oder im opiumhellen Verstande plötzlich erschaute Erkenntnisse sind sie stofflich — für das Thema von der künstlichen Stimulierung der Phantastepotenz nicht viel wichtiger erscheinen, als eben jedes andere Werk oder Werkchen, das Thomas de Quincey in seinem langen Leben geschrieben — der Mensch, der vom Opium so infiziert war, daß Baudelaire, als er las, daß der Opiumesser „die verfluchte Kette, die ihn fesselte, Ring für Ring bis zu ihrem letzten Gliede gesprengt habe“, mit ahnungsvollem Instinkt ausrief: „Un fause dénonnement! Robinson kann seine Insel verlassen, ein verirrtes Fahrzeug könnte ja immerhin einmal an eine Insel kommen und den Verbannten in die Heimat zurückführen. Doch welcher Mensch könnte sich je wieder der Herrschaft des Opiums entziehen!“, Thomas de Quincey blieb denn auch bis zu seiner Sterbestunde ein Opiumesser. Und nimmt man noch hinzu, daß er zeitlebens ein Sonderling war, und ein Mensch von unendlicher Herzensgüte, der seinen Stolz darein setzte, daß ihm nichts Irdisches fremd, so hat man mit drei kurzen Strichen einen Umriss seiner unendlich komplizierten Menschlichkeit.

137. Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert.

Von Werner Sombart. 1. bis 5. Tausend. Berlin. Georg Bondi. 1903. XVIII, 647 S. Mk. 10.—; Halbfr. 12.50. (Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Unter Mitwirkung von Sigmund Günther, Cornelius Gurlitt, Georg Kaufmann, Richard M. Meyer, Franz Karl Müller, Werner Sombart, Heinrich Welti, Theobald Ziegler. Herausgegeben von Paul Schenther. Bd. VII).

Der Verfasser, einer unserer besten Köpfe, baut auch hier auf dem festen Grunde seiner wissenschaftlichen Forschungen; aber er wendet sich diesmal nicht an die Fachgenossen, sondern an einen weiteren gebildeten Leserkreis. Anschaulich und lebendig, wie diese erste Darstellung der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert ist, wird sie um so stärker fesseln, als gerade in diesem Werk der Nerv und Kern des neunzehnten Jahrhunderts getroffen ist, dessen Signatur weder auf wissenschaftlichem, noch auf literarischem, noch auf künstlerischem Gebiete lag, sondern dessen wichtigste Tat die wirtschaftliche Entwicklung war. Auf diesem Gebiete steht, wie Werner Sombart immer wieder hervorhebt und nachweist, das Jahrhundert unserer Großeltern, unserer Eltern und unserer eigenen, jetzt im Mannesalter blühenden Generation in der ganzen historisch durchforschten Zeitenfolge einzig und unvergleichlich da. Sombart kommt zu dem einleuchtenden Ergebnis, daß in der Zeit von 1800 bis 1900 im Handel, Wandel und Verkehr der Kulturmenscheit bei Land und Leuten mehr Veränderungen vor sich gegangen sind, als während aller vorhergegangenen Jahrtausende. Für diese erstaunliche Behauptung führt er auf allen Gebieten der Haus-, Land- und Volkswirtschaft die Nachweise. Er folgt der Entwicklung nicht schrittweise mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit des Detailforschers, sondern er beleuchtet den großen Zug der Entwicklung meist

durch Kontraste des Einst und Jetzt. Charakteristisch für Sombarts Darstellung ist es, daß er nach Gustav Freytags berühmtem Vorbild mit „Bildern“ beginnt, mit dem höchst anschaulichen, den Enkel und Urenkel auch gemüthlich anmutenden Bild einer Reise durch Deutschland vor hundert Jahren zur Zeit der Thurn-Taxis'schen Postschnecke auf unwegsamen Landstraßen, mitten durch die öbbeleuchteten, vom singenden Nachtwächter behüteten Städte und Städtchen. Sind wir so eingeführt und eingelebt in die „gute alte Zeit“, und findet mancher von uns hier wieder, was ihm selbst in früher Kindheit Großvater und Großmutter erzählten, so steigt in klarer Plastik das äußere und innere Gebäude des armseligen, schwer beweglichen, durch Zollschranken verengten, zünftisch und ständisch geschiedenen Wirtschaftslebens von anno dazumal vor uns empor; und auf so manchem Bauerngehöft, auf so manchem Schusterschemel denkt sich ein oder der andere Leser des eigenen Ahnherrn Leben und Leiden. Da aber fährt ein Sturm durch die Stille. Es regen und bewegen sich die treibenden Kräfte eines neuen Daseins. Durch deutsches Land und deutsches Volk, durch deutsches Recht und deutsche Arbeit führt uns ein nachschaffender Geist zu ungeahnten Höhen; immer klarer wird es, wie die Arbeit im neunzehnten Jahrhundert der technische Fortschritt bestimmt. Ihm ist der Weg zu danken von der Delfunzel, an der Jahrtausende sich entzündeten, bis zum Glüh- und Vogenlicht, das unsere Augen verdirbt; vom sechsjährigen Postwagen bis zum Luxuszug, vom Gemischtwarenkrammer bis zu Wertheim und Tiez, vom Landbriefträger bis zur Telephonistin. Das große Rätsel dieses übermächtigen Umschwunges aber konnte erst gelöst werden, als der technische Fortschritt, der seinen Ursprung den angewandten Naturwissenschaften verdankt, in den Dienst einer anderen großen modernen Idee trat, der Idee des Kapitalismus, der mit den Wundern moderner Technik durch seinen Großbetrieb die jahrhundertalte handwerksmäßige Produktion verdrängte. Um diesen modernen Herkules bei der Arbeit zu zeigen, führt uns Sombart im Hauptteil seines Werkes durch Banken und Börsen, durch Genossenschaften und Aktiengesellschaften, durch Eisenbahnnotenpunkte und Dampfschiffsrhedereien, durch Warenhäuser und Textilfabriken; wir sehen überall ein gewaltiges Werden und Wachsen; doch unter der Last dieser zyklischen Ungeheuer ächzt leise ein sterbender Ton: nicht bloß der singende Nachtwächter, den Sombart das Symbol der alten Zeit nennt, auch der kleine Handwerksmann, der kleine Bauer mit seiner Dreifelderwirtschaft, der kleine Pubenhalter, der auf Märkte und Messen zog, all diese idyllischen Leutchen liegen mit zertretenem Brustkasten unter irgend einem Rade neuester Erfindung, und an den leeren Lasten der Verendenden geht der moderne Hochstapler und Desfrandant mit stolzem Mitleid vorüber. O alte Sehnsucht, wohin bist du geschwunden! Wo sind die schönen Grundsätze „Bleibe im Land und nähre dich redlich“ und vom Schuster beim Leisten, vom getreuen Nachbarn! Sombart findet für die neue Gesellschaft ganz neue Grundsätze, Wirtschaft und Kultur bedingen sich heutzutage gegenseitig in einer von unseren Großvätern nie gekannten Weise durch „Masse und

Wechsel“, sagt Sombart. Für wieviel von dem, was uns umgibt, öffnet dieses glückliche Schlagwort unser Auge. Mit einem Blick auf die sozialen Klassen schließt Sombart seine frische, bisweilen tief aus Herz greifende Erzählung. Wir hoffen auf das schöne Buch noch ausführlicher zurückzukommen.

138. Die Rechtsverhältnisse der Juden in den deutsch-österreichischen Ländern. Mit einer Einleitung über die Prinzipien der Judengesetzgebung in Europa während des Mittelalters. Von Dr. J. E. Scherer. Leipzig. Duncker & Humblot. 1901. XVI, 672 S. Mt. 15.—. (Beiträge zur Geschichte des Judentums im Mittelalter mit besonderer Beachtung auf die Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Dr. J. E. Scherer. Mit Unterstützung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Literatur und Kunst in Böhmen“. Erster Band.)

Ein riesig gelehrtes und ausführliches Werk. In einer Einleitung behandelt der Verfasser die Prinzipien der Judengesetzgebung in Europa während des Mittelalters. Sodann beschäftigt er sich in besonderem mit den Rechtsverhältnissen der Juden in Oesterreich ober und unter der Enns vom Anfange des 10. Jahrhunderts an bis 1519. Ein besonderes Kapitel bildet die Judengesetzgebung Przemysl Ottokars II. von Böhmen und den Schluß macht die Darstellung der Rechtsverhältnisse der Juden in Steiermark, Kärnten, Krain, Salzburg, Tirol und Vorarlberg.

139. Der Trakehner Prozeß. Ein Stück Leidensgeschichte der Volksschule aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts. Ausführlicher Bericht über die Gerichtsverhandlungen vom 17.—24. Oktober 1902, sowie über deren parlamentarische Vorgeschichte. Von H. Rosin. 3. Aufl. 6.—8. Tausend. Berlin. Gerdes & Hödel. 64 S. 50 Pf.

Der Trakehner Prozeß hat eine gewisse Berühmtheit erlangt. Er hat äußerst beschämende Aufschlüsse über Zustände deutscher Kultur gebracht, wie sie noch im Osten des Reiches bestehen. Diese Zustände sollten eine starke Peitsche sein für alle Deutschen, die ihr Volk lieben, es vorwärts zu drängen und gegen Junkergeist und Junkerpraxis unachtsamlich zum Kampfe zu treiben. Das Opfer in diesem Prozesse war der Lehrer Nickel. Da der Reinertrag der Broschüre ihm gehören soll, so wäre schon deswegen zu wünschen, daß sie viel verkauft würde.

140. Protokoll über die Verhandlungen des zweiten österreichischen Eisenbahner-Kongresses, abgehalten zu Wien am 7., 8. und 9. Dezember 1902 im Festsaale des „Arbeiterheims“. Wien. Redaktion des „Eisenbahner“. 1903. 155 S.

Dem Protokolle dieses wichtigen Kongresses ist auch der vom Verbands der sozialdemokratischen Abgeordneten eingebrachte Eisenbahner-Gesekentwurf beigegeben.

Für den Inhalt verantwortlich: **Engelbert Fernerkorfer.**
Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien, VIII. Breitenfeldergasse 22.

Friedrich Gentz und seine kulturelle Bedeutung.

Von Oskar Gwals (Wien).

I.

Wer heute an die Romantik theoretisch oder praktisch anknüpft, setzt sich mindestens nicht der Gefahr aus, unzeitgemäß oder gar reaktionär zu erscheinen. Die mondbelegänzte Zaubernacht ist auch durch den Hahnen schrei des Nationalismus nicht für die Dauer gebannt worden. Nur daß der erst blendende Schimmer allerdings stark verblüht ist und eine trübe Nebelschicht zwischen den oberen und unteren Regionen der geistigen Atmosphäre lagert. Aber die Romantik hat alle Stürme der realistischen und naturalistischen Aera überdauert, die sie anfangs verheerend an der Wurzel zu fassen drohten, bis sie ihre volle Wucht allmählich einbüßten, um schließlich einer tiefen Windstille zu weichen. Ich halte es für ein überflüssiges Beginnen, im Besonderen darauf hinzuweisen, wie verwandt wir uns heute mit den Denkern jener Tage fühlen, wie sehr wir abermals nach einer Periode des erbittertesten Widerstandes in Abhängigkeit von ihnen gerathen sind. Kunst und Wissenschaft, philosophische und religiöse Betrachtung bekunden die gleiche Tendenz; auch in den entlegensten Gebieten, die außer Zusammenhang mit den herrschenden Kulturideen zu stehen scheinen, fehlt es nicht an entsprechenden Strömungen und Unterströmungen.

Indessen, was wir Romantik nennen, ist eher ein vager Gefühlston als ein inhaltlich klar umgrenzter und eindeutig bestimmter Begriff. Einen wie geringen Anteil daran die theoretische Reflexion gewinnt und wie deutlich praktische Bedürfnisse vorwiegen, dies kommt auffallend genug in den einander vielfach widersprechenden Merkmalen zum Vorschein, die wir in ihn hineinlegen, bloß weil ihnen trotz der Verschiedenheit des Inhalts der gleiche Gefühlswert anhaftet.

Dem vulgären Sprachgebrauch folgend, pflegt man Romantik und Realismus als die unvereinbaren, antipolaren Gegensätze einander gegenüberzustellen. Das andere Begriffspaar, welches dieser Unterscheidung theoretisch zugrunde gelegt wird, enthält als seine Glieder, die wiederum in ein kontradiktorisches Verhältnis gebracht werden, die subjektive und objektive Betrachtungsart. Der Romantiker soll nach dieser Doktrin der Außenwelt ein geringeres Interesse entgegenbringen und die wesent-

lichen Bestimmungen seines Weltbildes dem eigenem Ich entnehen; der Realist soll den Elementen der sinnlichen Wirklichkeit die ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden und das Spiel der Einbildungskraft unter der strengen, andauernden Kontrolle des jenen Vorgängen zugekehrten wahren Bewußtseins halten. Bei jenem übernehmen die Phantasie, die durch keine lenkende Kraft in Schranken gehalten werde, bei diesem die Funktion des unmittelbaren Wahrnehmens und die davon abhängigen sekundären psychischen Phänomen die führende Rolle. Eine Kritik dieser in der landläufigen Aesthetik beinahe zu unbestrittener Geltung gelangten Anschauung würde eine sorgfältige Prüfung der von ihr so skrupellos in Verwendung gebrachten Begriffe zur unentbehrlichen Voraussetzung haben und damit auf das Gebiet der Psychologie und der Erkenntnistheorie übergreifen. Sie liegt daher nicht mehr im Rahmen dieser Studie; ich möchte nur auf einen Irrtum hinweisen, der sich häufig in die Definition der in Rede stehenden Begriffe einschleicht, eine Art optische Täuschung, die für die kulturhistorische Betrachtung unter Umständen verhängnisvoll werden kann. Der Begriff der Romantik zumal erweist sich, wenn er ohne nähere Erläuterung zur Charakteristik einer vergangenen Epoche verwendet wird, als ein überaus mangelhaftes Erklärungsprinzip. Er kennzeichnet dann lediglich das Verhältnis zweier Zeitalter zu einander, nicht das Wesen des einen oder des anderen. Die Generation, die von völlig veränderten Verhältnissen und Anschauungen ausgehend nicht mehr die Lebensnormen und Denkgewohnheiten der Vorfahren zu begreifen fähig ist, bringt dies ihr Unverständnis indirekt dadurch zum Ausdruck, daß sie jenen einen geringeren Wirklichkeitswert beilegt, sie als „romantisch“ dem lebendigen Inhalt ihres eigenen Fühlens und Wollens gegenüberstellt. In Wahrheit hat jedes Zeitalter seine Realität und seine Romantik, seine Wirklichkeit und seine Utopie. Und was sich ändert, ist weniger das Verhältnis beider Faktoren zu einander, als der Inhalt desjenigen, was unter dem Einflusse sozialer, ökonomischer und politischer Tatsachen, der kulturellen Gesamtkultur der Epoche mit einem Wort, in den Rang des Wirklichen erhoben wird.

Aber auch abgesehen von diesem auch für den tiefsinnigen Forscher in seinem vollen Umfang bloß schwer vermeidlichen Fehler, der daher eine Korrektur in der entgegengesetzten Richtung erforderlich macht, ist es fraglich, ob Begriffsbildungen, wie die oben erwähnten, besonders in ihrer Anwendung auf das psychische Leben als eine getreue Wiedergabe der unmittelbaren Erfahrung angesehen werden können. Da der Bewußtseinsinhalt ein fließender ist und nicht etwa in verschiedene Schubfächer geteilt, deren jedes mit einem bestimmten Aktenmaterial versehen ist, eine Tatsache, über die sich manche „empirische Psychologien“ allerdings mit souveräner Verachtung hinwegsetzen, heißt es schon von falschen Voraussetzungen ausgehen, wenn man die sich auf der gemeinsamen Grundlage bildenden und entwickelnden jeelischen Dispositionen unter verschiedene logische Gruppen subsumiert. Besonders für ein tiefer gehendes Verständnis der Romantik hat sich das Bestreben, alles dem alten Schema anzupassen, als ein schweres Hemmnis er-

wiesen. Es gibt keine Geistesrichtung, weder in alter noch in neuerer Zeit, die so sehr als Ganzes erfaßt und als Ganzes gewertet sein will. Jede nach einseitigen Gesichtspunkten unternommene Klassifikation kann bloß dazu beitragen, ihre charakteristischen Züge zu entstellen und zu verwischen, statt daß sie sie schärfer zur Abhebung brächte. Man braucht nur die Anwendung auf jeden einzelnen in der Geschichte sich darbietenden Fall zu machen, um die Unhaltbarkeit des diesen Einteilungen zugrunde liegenden Maßstabes klar zu erkennen. Man spricht und nicht mit Unrecht von einer kosmopolitischen Tendenz der Romantik. Wer aber daraus die weitere Folgerung ableiten wollte, sie sei von antinationalen Motiven beherrscht worden, den könnte man unschwer an der Hand der historischen Tatsachen widerlegen. Wie sie keinem oberflächlichen Synkretismus huldigte, kein bloßes, mechanisches Gemenge verschiedener Kulturformen war, sondern die Aufnahme auch der einer längst entrückten Vergangenheit angehörigen ethischen und ästhetischen Werte in den festen, organischen Bestand der aus den eigenen Tiefen geschöpften Weltanschauung erstrebte; so konnte ihr nichts ferner gelegen sein als die Absicht, sich mit den Schätzen fremder Länder zu bereichern und den heimischen Boden brach liegen zu lassen. Es dürfte unnötig sein, im Besonderen auf die nationale Erhebung Deutschlands und auf die Befreiungskriege hinzuweisen und im Anschluß daran auf Männer wie Körner, Arndt und Schenckendorf, die den Schwerpunkt ihres Schaffens bloß in der Erziehung der breiteren Volksschichten suchten und deshalb auch gar nicht als die vollwertigen Vertreter der romantischen Geistesrichtung angesehen werden können. Manche außerhalb dieses Kreises stehenden Denker und Künstler, die dem Unabhängigkeitskampf gegen Napoleon keine sonderlichen Sympathien entgegenbrachten, haben in ungleich stärkerem Maß dazu beigetragen, der Spannkraft des nationalen Geistes eine ungeahnte Steigerung zu verleihen. So kann man im Gegenteile behaupten, daß der romantische Kosmopolitismus, weit entfernt, auf diesen schädigend einzuwirken oder seiner Entfaltungstendenz einen Hemmschuh anzulegen, nicht einem Mangel, sondern einem Ueberschuß an nationaler Kraft entspraug, wenn man den Begriff des Nationalen nicht etwa auf die Außenseite des staatlichen und politischen Lebens beschränkt, sondern ihm die entsprechende Vertiefung und Erweiterung gibt. Alle oberflächlichen Einteilungsgründe der herkömmlichen Literatur- und Kulturgeschichte, die diesen inneren Zusammenhang zu Gunsten einer äußeren Gegensätzlichkeit übersehen, vermögen den Bedürfnissen derartiger ästhetischer und historischer Doktrinen Rechnung zu tragen, aber nicht den lebendigen Gehalt der Wirklichkeit anschaulich und plastisch zu reproduzieren. Wessen Blick noch nicht durch vorgefaßte Ueberzeugungen getrübt ist, wer ein offenes Auge hat für die unendliche Mannigfaltigkeit der in der Romantik zutage tretenden einander vielfach bekämpfenden und ergänzenden Tendenzen, wer endlich einsieht, daß neben Hölderlin und Novalis, neben Schopenhauer und Schelling auch Männer wie Kant und Goethe nicht a u ß e r h a l b der Peripherie ihren Sitz haben, wenn sie freilich die Romantik bereits innerlich überwunden hatten, wird darauf verzichten, an diese Kultur einen

Maßstab anzulegen, der sich bloß für die Beurteilung ephemerer Modeströmungen zweckdienlich erweisen kann. Er wird vielmehr Sorge tragen, nicht voreilig Gegensätze zu konstruieren, bevor er das zwischen ihnen vermittelnde und sie in einer Synthese vereinigende Moment aufgesucht hat. Was mir hier den Anlaß gibt, das Problem der Romantik an einem Mann wie Genz zu beleuchten, der scheinbar einer anderen Welt angehört und mit den Denkern und Künstlern bloß in loser Berührung steht, und besonders sein Verhältnis zur realistischen Anschauung, der im extremen Maße beides war, Realist und Romantiker, wenn auch keines von beiden tief und gründlich, sind die folgenden Erwägungen.

Die historische Forschung kann zweierlei Tendenzen verfolgen, die im Sinn einer abschließenden Betrachtung einander wechselseitig fördern und ergänzen müssen. Sie greift entweder aus der Fülle des Gleichartigen das Besondere, Individuelle heraus und sucht, so gründlich als nur möglich, in seine Eigenart einzubringen: dann huldigt sie der von Herbert Spencer als „Große Männertheorie“ charakterisierten, heute infolge des Ueberwucherns ökonomischer und soziologischer Gesichtspunkte vielfach in Verruf gekommenen Methode, welche alle Erscheinungen des historischen Lebens bloß nach dem Wert bemißt, den sie für die hervorragenden Persönlichkeiten besitzen, alle Ideen bloß in der eigentümlichen Prägung, die sie in deren Geist erhalten. Und sie kann umgekehrt die bunte Mannigfaltigkeit des Geschehens auf bestimmte Grundformen reduzieren, die nach festen Gesetzen immer wiederkehren und so aus den variablen Inhalten die relativ konstanten Gebilde zu gewinnen suchen.

Beide Methoden fallen, wie erwähnt, nicht durchgängig auseinander. Um das Besondere in seiner spezifischen Bedeutung zu erfassen, muß man zuvor beim Allgemeinen verweilt haben, um das Allgemeine zu verstehen und richtig abzuschätzen, muß man auch begreifen, wo es seine Grenzen findet und wodurch es auf jenseitigem Gebiet begrenzt wird. Beschränkt man sich ausnahmslos bloß auf eine Auffassungsart, so führt dies unvermeidlich zu doktrinärer Einseitigkeit. Die eine Methode wird eine Reihe von Biographien hervorbringen, die ihre Objekte aus dem allgemeinen Zusammenhang loslösen und bloß auf das reflektieren, was über den Durchschnitt emporragt; sie werden darum nirgends festen Boden fassen; überall zeigen sie die Produkte in ihren höheren Entwicklungsstufen, nicht die erzeugenden Faktoren, und das Kausalbedürfnis, das nach den Bedingungen des Wachstums fragt, bleibt unbefriedigt. Der anderen Methode wird es leichter werden, die ursächlichen Beziehungen an den Tag zu legen, aber weniger darum, weil sie mit allen Mitteln historischer und psychologischer Forschung ihrer Aufgabe gerecht wird, als infolge einer willkürlichen und von einem unbefangenen Standpunkt aus keineswegs zu rechtfertigenden Beschränkung des Gebietes. Es ist eben leichter, das Allgemeine zu erklären als das Besondere; von diesem aber einfach absehen, heißt sich einem Problem entziehen, dessen Behandlung allein die Analyse der Massenerscheinungen vervollständigen, berichtigen, in mehr als einer Beziehung sogar erst begründen kann. So gehen

die individualisierende und die soziologische Historik in ihren extremen Formen gleichermaßen von falschen Voraussetzungen aus. Jene überspannt den Begriff des Zufalls, diese den Begriff der gesetzlichen Notwendigkeit. Eine vernünftige Geschichtsschreibung, die nicht von vornherein bloß Spezialgeschichte sein und sich von beiden Einseitigkeiten freihalten will, wird auf die Beobachtungen des individuellen Lebens zu gunsten jener Phänomene, welche sich über die Menge gleichmäßig verteilen, nicht verzichten dürfen; aber sie wird in der Wahl der zur Betrachtung herangezogenen Individuen vorsichtig sein müssen; sie darf, wenigstens für den Anfang, nicht dort ihren Ausgang nehmen, wo die Bedingungen des individuellen, geistigen Daseins sich so sehr komplizieren, daß ihre klare Analyse den Blick von den umfassenden, historischen Zusammenhängen ganz ablenkt und nur der Beobachtung des einzelnen Menschen sich zuwendet. Weit eher eignen sich ihrem Zweck solche Naturen, die keine schöpferische Veranlagung zeigen, aber umso aufnahmefähiger sind; die intellektuell hoch genug stehen, um sich über die leitenden Ideen des Zeitalters und ihre Stellung in diesem, über ihr geistiges Verhältnis zur Mitwelt Rechenschaft zu geben und so die unmittelbare Anschauung der Kulturphänomene und historischen Vorgänge in die bewußte Form der Reflexion erheben, aber zu wenig Originalität besitzen, um selber als Reformers und Schöpfer aufzutreten. Diese Menschen werfen das Licht, das sie von der Umgebung eingefangen, gleichsam ungebrochen, aber in einem stärkeren Klarheitsgrade zurück, und gerade in Zeiten, wo die gestaltenden Kräfte der kulturellen Entwicklung mannigfacher Natur sind und verborgen liegen, klären sie uns oft weit besser über deren wahres Wesen und ihre Tendenz auf, als die Masse, die zwar durchaus unter dem Einflusse dieser Kräfte steht, sie aber nicht zum Objekt einer rücksichtsvollen Erkenntnis erhoben hat und die wenigen Führer, die ihre Bedeutung zwar desto gründlicher kennen, da sie sie aktiv und richtunggebend bestimmen, dafür aber selber, wenigstens zum Teile, ihrer Wirkungssphäre entrückt sind.

Diese Erwägungen methodologischer und allgemein erkenntnistheoretischer Natur rechtfertigen es bereits, wenn man einer Persönlichkeit wie Friedrich Geng näherzukommen sucht. Geng war sicherlich keiner von denen, die die menschliche Gesellschaft um neue intellektuelle oder moralische Wahrheiten bereichern. Er selber hat dies mit rühmenswürdiger Offenheit bekannt und sich damit jeden Anspruch auf geistige Originalität im höheren Sinne begeben. Desto feiner und reicher war sein Verständnis für die komplizierten Verhältnisse seiner Zeit und in der Erkenntnis und Beurteilung der wahren Faktoren des öffentlichen Lebens drang sein Scharfblick ungleich tiefer als das normalsichtige Auge der Mittelmäßigkeit. Während er einerseits durchaus im Dienst des praktischen Lebens stand und darum niemals Gelegenheit fand, die Theorie in sich ausreifen zu lassen, sucht er andererseits doch nach einem Regulativ für sein politisches und staatsmännisches Verhalten, das nicht lediglich den Bedürfnissen des täglichen Gebrauches angepaßt war. So erklärt sich die seltsame Erscheinung, daß

der hochveranlagte Publizist, der sein schriftstellerisches Schaffen den Wünschen und Interessen der Regierung akkomodiert und sich dabei häufig nicht von kleinlichen und trivialen Zügen rein zu halten mußte, sich doch wieder genötigt fühlte, auch vom Standpunkte des abstrakten Denkens seine Tendenzen zu rechtfertigen und sich gelegentlich sogar mit einem Kant darüber auseinanderzusetzen. Gerade in einer geistig und sozial so tief bewegten Zeit, in der die alten und neuen Elemente einander wechselseitig durchdringen, vermögen Männer wie Genz, die sich nicht über die Widersprüche erheben können, die ihnen von außen her aufgenötigt werden, über die wirkenden Kräfte am besten Aufschluß zu geben, da sie ihnen nicht den Widerstand einer starken Individualität entgegensetzen.

Daher kann man in Genz die romantische Kultur wie in einem ebenen Spiegel studieren, wo die Strahlen ungebrochen in einem Punkte sich einigen. Er nahm ihre Einflüsse in sich auf ohne aus Eigenem etwas dazu zu geben. Darum eben kompliziert er sie nicht; er greift nicht als neue Teilursache in den ursächlichen Zusammenhang des Ganzen ein. Er ist ein Zuschauer und kein schöpferischer Geist dieser Kultur. In seinem Verhalten zu sich selber, in den Bekenntnissen, wie sie uns in den Tagebüchern und den Briefen des Mannes vorliegen, zeigt sich dieses seltsame Gemisch von Tiefe und Oberfläche: es ist ohne Zweifel Tiefe in ihm, aber sie wird wieder zur Oberfläche. Es zeigt sich ebenso in seiner Erotik und seinen Freundschaften; er ist affektiv und leidenschaftlich; aber seine Leidenschaften sind nicht so sehr eine Quelle des Leidens; er genießt sie. Es sind große, aber nicht tiefe Leidenschaften.

Deshalb wäre es aber auch ein Mißgriff, an ihm das Problem der Erotik oder etwa das Religionsproblem in seiner Beziehung zur Romantik ergründen zu wollen. Denn beide verlangen vor allem Tiefe und die vollste Hingabe der Persönlichkeit. An dem einen fehlte es Genzen aber wie an dem anderen. Dagegen vermag er ein anderes Problem zu erhellen: das Staatsproblem. Hier setzt er sein ganzes Können ein und hier bedarf es weniger der Tiefe als der Klarheit. Denn der Staat ist doch mehr oder weniger die Entäußerung vom Individuum: und eben wegen dieser Entäußerung in geringerem oder höherem Grad äußerlich.

II.

Wenn man das Gebiet der staatsrechtlichen und politischen Fragen betritt, so darf man sowohl für das Verständnis der Romantik, das er wenigstens mittelbar fördern soll, als auch seiner eigenen Persönlichkeit, als endlich all der auf gleichem Boden erwachsenden Probleme des sozialen Lebens, die in unserem Zeitalter wieder besonders aktuell geworden sind, mancherlei Aufschluß erwarten.

Die Romantik vermag uns auch hierin mehr zu bieten als mancher Doktrinär des Liberalismus zu glauben geneigt sein wird. Wenn auch nicht an Antworten, so doch an Fragen, an tiefen, umfassenden Fragen, die selber ihre Lösung vorbereiten, wofür eine echte

Rätsel überhaupt gelöst werden können. Darin aber sehe ich die erhabene Aufgabe jeder wahren Kultur: Probleme zu stellen und zu vertiefen und nicht als vulgärer Beantwortungsmechanismus zu fungieren.

Die Romantik hat dem sozialen Problem, wie dem Erkenntnisproblem und dem Moralproblem die weiteste Fassung gegeben. Wenn diese nicht von Widersprüchen frei blieb, so lag der Widerspruch wohl im Wesen der Frage selber. Nur hornierte Pedanterie mochte sich da des Vorzugs einheitlich strenger Systematik rühmen. Hier leistet uns Geng die besten Dienste als Wegweiser. Eben deshalb, um seiner Eignung willen, die Widersprüche der Zeit als Widersprüche zu spiegeln und nicht als halbe Einheiten oder als ganze Halbheiten habe ich auf ihn hingewiesen, nicht um einem bloß antiquarischen Interesse zu entsprechen.

Es ist hier besonders eine Seite des Staatsproblems, die in den Vordergrund der Behandlung rücken wird, sein Verhältnis zum Individuum, zum Problem des Individualismus. Eben wegen der auffallenden Unklarheit, die auf diesem Gebiet, besonders mit Rücksicht auf die Romantik, zur Zeit noch herrscht, ist es notwendig, sich darüber mit mehr Ausführlichkeit zu verbreiten.

Geng war vom Nationalismus ausgegangen und konnte sich seinem Einflusse nie völlig entziehen. Auch als Gesinnungsgenosse Burkes und de Maistre ist er ein Verächter des Mittelalters und ein Freund der Aufklärung. Sonst entfernte er sich weit von seinen ehemaligen Tendenzen. Aber obwohl er als Parteigänger der Reaktion dem Katholizismus zuneigte, der Reformation keine sonderlichen Sympathien entgegenbrachte und den Janzenismus bei Gelegenheit einen abgeschmackten Formularstreit nannte, dachte er doch nie ernstlich an den Uebertritt zur römischen Kirche, und die schroffe Absage an Adam Müller, der ihn dazu bewegen möchte, enthüllt unverkennbar, daß der religiöse Drang nicht die ganzen Tiefen seines Wesens auswählte, sondern einem lediglich ästhetisierenden Formenkult entsprach.

Geng war konservativ, er hat den Konservatismus praktisch verwirklichen wollen und sich theoretisch dennoch für den Fortschritt begeistert. Nationalismus und Mystizismus stehen einander also in demselben Individuum gegenüber, nicht so, daß sie periodisch wechselten und zeitlich überhaupt auseinanderfielen, sie verteilen sich vielmehr gleichmäßig über die ganze Persönlichkeit und das ganze Leben.

Sein philosophisch-politisches Bekenntnis hat er am klarsten in einem Schreiben an Johannes von Müller niedergelegt, dessen Ausführungen in den folgenden Behauptungen gipfeln: „Zwei Prinzipien konstituieren die moralische und intelligible Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das andere das der notwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes.“

Regierte jenes allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieses allein oder gewänne es auch nur ein entschiedenes Uebergewicht, so würde alles versteinern und verkaufen. Die

besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Prinzipien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. In solchen Zeiten muß dann auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Tätigkeit aufnehmen und mit einer Hand entwickeln, was er kann, und mit der anderen hemmen und aufhalten, was er soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht wider das Erhaltungsprinzip, sowie in finsternen und barbarischen, wo es wider das Fortschrittsprinzip gestört ist, muß, wie mich dünkt, auch der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und gewissermaßen einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitscheu, Verfolgung, Stupidität einen menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten der Zeit für die Kultur bis zum Märtyrertum arbeiten. Wenn hingegen wie in unserem Jahrhundert Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden. So verstand ich es. Auch jetzt, auch in diesen Zeiten der Auflösung, müssen sehr viele, das versteht sich von selbst, an der Kultur des Menschengeschlechtes arbeiten; aber einige müssen sich schlechterdings ganz dem schwereren, dem undankbareren, dem gefährlichen Geschäfte widmen: das Uebermaß dieser Kultur zu bekämpfen.“

Kaum irgendwo hat Gutz seinen Standpunkt deutlicher präzisiert und die Motive klarer beleuchtet, die ihn zum Festhalten an den Traditionen der Vergangenheit, zur Opposition gegen alle Neuerungen, selbst gegen die Versuche gemäßigter Reformparteien veranlaßten. Er sah, wie durch die Ummwälzungen in Frankreich das Gleichgewicht Europas erschüttert worden war; wie die Staaten nach innen den festen Zusammenhalt zu verlieren drohten und wie nach außen der europäische Staatenbund ins Wanken kam. So wollte er sich des Stabilitätssystems als eines wirksamen Gegenmittels bedienen; nur insoferne sprach er der reaktionären Tendenz Existenzberechtigung zu. Sie war ihm eine harte, durch die Zeitumstände gebotene Notwendigkeit, eine unumgängliche Präventivmaßregel, kein sittliches oder ästhetisches Ideal, das romantischen Neigungen entsprach. Es ist also von vornherein ungerechtfertigt, ihn als kulturfeindlichen Obstruanten zu behandeln. Was er unternahm, geschah nicht gegen, sondern für die Kultur. Ein Uebermaß von Beweglichkeit sollte durch ein Uebermaß von Trägheit gebrochen werden. Ob die von ihm in Anwendung gebrachten Mittel diesem Zwecke adäquat waren, ist freilich eine andere Frage. Deutlich tritt diese seine Absicht, nur der Revolution, nicht der Evolution entgegenzuwirken, auch in einem Aufsatz „Ueber den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf die Wohlfahrt und die Kultur des menschlichen Geschlechtes“ hervor. Diese Schrift ist von einer durchaus freihheitlichen Gesinnung getragen und könnte ebenso gut aus der Feder eines Freimaurers oder Illuminaten stammen. Die Hebung und Verbreitung der Aufklärung, die durch das Vorkommen der Geldwirtschaft ins Leben gerufene Präponderanz des städtischen Elementes, sind die Erfolge, auf die er das meiste Gewicht legt. Besonders charak-

teristisch ist an dieser Stelle die geringschätzigc Beurteilung der mittelalterlichen Kultur.

Ich habe schon oben erwähnt, daß die geistige und literarische Entwicklung Genzens sich deutlich in drei Stadien sondern läßt. Daß der Sieg nicht ohne Krümmungen verläuft, ist einleuchtend. Aber gerade dadurch ist es auch möglich, den Kern der Widersprüche bloßzulegen, die in den Zeitverhältnissen selber gegeben waren. Ein Einwand liegt freilich auf der Hand. Entsprang dieser Gesinnungswechsel seiner Ueberzeugung oder bloß praktischen Erwägungen, denen gehorchend er den reaktionären Machthabern Sykophantendienste leistete? Würde man diese Frage, deren Berechtigung ich übrigens schon im Vorigen flüchtig untersucht habe, bejahen, dann wäre es' illusorisch, ihn für kulturhistorische Studien in unserem Sinne vermerten zu wollen.

Es läßt sich nun sicherlich nicht leugnen, daß Genz nicht in allen Lebenslagen eine ungeschminkte Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue an den Tag legte. Wenn er sich dazu hergab, dem Hause Rothschild ein begeistertes Lobschreiben zu widmen und es als nachahmenswertes Vorbild zu empfehlen, und in einem Briefe an Adam Müller in Bezug auf dieselben Personen das Urtheil abgibt: „Es sind gemeine, unwissende Jubler von gutem, äußeren Anstand, in ihrem Handwerke bloße Naturalisten, ohne irgend eine Ahnung eines höheren Zusammenhanges der Dinge, aber mit einem bewundernswerten Instinkt begabt, welchen die Menge Glück zu nennen pflegt“, so spricht dies deutlich genug. Dennoch ist es sicher voreilig und ungerecht, daraufhin auch seine politische Stellungnahme zu verdächtigen. Die Abneigung gegen die französische Revolution, trotz der anfänglich sympathischen Parteinahme für dieselbe, ist leicht erklärlich. Man weiß, daß sich derselbe Stimmungswechsel bei Männern wie Klopstock, Wieland und Schiller vollzogen hat. Freilich kann man Fournier*) darin Recht geben, daß es nicht die Entrüstung des beleidigten sittlichen Gefühles war, sondern ein nüchternes Raisonnement, das aus Genzen sprach, wenn er den jakobinischen Ausschreitungen gegenüber das konservative Prinzip geltend machte. Wie man sich nun immer zu seiner Argumentation verhalten mag, es ist sicher, daß sie ehrlich gemeint war und nicht etwa durch die Aussicht auf praktische Vorteile inspiriert wurde. Der Grund des Meinungswechsels, der ihn aus dem Lager der liberalen Demokraten der reaktionären Partei zuführte, muß daher in seinem Naturell sowie in den allgemeinen Kulturverhältnissen zu suchen sein. Besonders charakteristisch und wichtig ist es, daß er trotzdem an gewissen und in sozialphilosophischer Hinsicht gerade den grundlegenden Prinzipien zeitlebens unverrückbar festhielt. Dahin gehört im großen und ganzen seine Anschauung über die Grundlagen und die Aufgaben des Staates, die deshalb und wegen der weittragenden Bedeutung, die sie für sein theoretisches und praktisches Schaffen sowie für das Verständnis des Zeitgeistes besitzt, in den Vordergrund dieser Betrachtung gerückt sein mögen.

*) Fournier: Genz und Cobenzl.

Man hat, wie erwähnt, im Leben Genzens wohl mit Recht drei Perioden unterschieden, in denen die reaktionären Tendenzen immer deutlicher die Oberhand gewannen. Will man sich nun über seine Anschauungen und ihre philosophische Fundierung ein ungefähres, wenigstens von größeren Widersprüchen freies Bild verschaffen, so fragt es sich, ob zu diesem Zwecke die Schriften sämtlicher Perioden heranzuziehen seien.

Nun kann man wohl sagen, daß in demselben Maße, als das Ansehen Genzens bei den Souveränen und ihren absolutistisch gesinnten Beratern wuchs, als seine Stellung während der Reaktionsära sich befestigte, ein unverkennbarer Rückgang seiner geistigen und schriftstellerischen Fähigkeiten zu verzeichnen ist. Im Restaurationszeitalter war er viel zu sehr in die Abhängigkeit der eigenen extremen und unfruchtbaren Theorien geraten und, was noch schlimmer, fortwährend genötigt, im Interesse seiner Gebieter freie Regungen des Volksgeistes durch drückende Maßregeln zu verhindern, als daß er sich weit ausschauenden Gedankengängen hätte hingeben können, die nicht in direkter Beziehung standen zu dem, was in der näheren Umgebung vorging. Ob er nun anläßlich des Wartburgfestes der Jugend das Recht abspricht, sich am politischen Leben der Nation zu beteiligen und ihre Lehrer einer aufrührerischen, zu öffentlichem Aergernis Anlaß gebenden Stimmung zeigt, ob er das Vorgehen der französischen Deputiertenkammer rechtfertigt, als sie dem berühmten Revolutionär Gregoire den Eintritt verweigerte (1819), ob er Lafayette anläßlich einer Rede, die im demokratischen Geiste gehalten war, einen gedankenlosen Torer nennt (1821), ob er in der Schrift „Konnten die verbündeten Mächte 1815 Italien in ein Reich verschmelzen?“ behauptet, es gebe keine Nationallegitimität (1822), überall zeigt sich derselbe kleinliche Sinn des Reaktionärs, der alle seine Kräfte in der mühseligen Abwehr der von Tag zu Tag sich bedrohlich steigenden Angriffe von gegnerischer Seite erschöpft. Es kommen für unsere Zwecke daher höchstens die Schriften der ersten und zweiten Periode in Erwähnung, sowohl sofern sie gleichartige Tendenzen verfolgen, als auch in den Punkten, in denen sie scheinbar oder wirklich von einander abweichen.

Es wird kaum geraten sein, sofort ins Detail zu gehen und nach der Reihe die Ansichten Genzens in allen staatspolitischen, wirtschaftlichen und finanziellen Problemen vorzuführen; vor allem muß man das Gebiet betreten, auf dem er als Denker, Diplomat und Politiker heimisch war; dies ist, wie bereits ausgeführt, die Frage nach dem Fundamente und dem Zwecke des Staates. Die Behandlung dieses Problems ist auch maßgebend für die Tendenzen, die er hinsichtlich anderer ihm näher oder ferner liegender vertrat. Seine Anschauungen über den Staat sind nun vornehmlich durch zwei Umstände bedingt. Einmal durch den allgemeinen Charakter des Aufklärungszeitalters, dessen Einflüssen er sich namentlich in seiner Jugendzeit hingab, dann durch den Ausbruch der französischen Revolution, welche seinen ehemaligen Tendenzen eine andere Richtung gab. Schon eine oberflächliche Betrachtung zeigt die Wirksamkeit beider Faktoren. Genz

hält überall an der Lehre vom Gesellschaftsvertrage, in der der Rationalismus seinen typischen Ausdruck gefunden hatte, fest. Auf der anderen Seite bestreitet er aber energisch, daß dieses Vertragsverhältnis in rein juristischem Sinne aufgefaßt und also nach dem Belieben der Kontrahenten beseitigt werden könne, wenn seine Wirkungen ihren Wünschen nicht mehr entsprechen. Demgegenüber hält er fest an der historischen und ethischen Sanktion. So schreibt er: „Souveränität des Volkes ist die wildeste, heilloseste, halbsprechendste aller Chimären; den Monarchen als Eigentümer des Staates zu betrachten, ist eine unhaltbare und unwürdige Vorstellung. Der Staat ist allerdings ein dem Monarchen anvertrautes Gut; aber nur zum Besten des Volkes soll er es verwalten; aber die Uebertragung geschieht nicht durch einen gemeinen, armseligen Kontrakt, den ein oder der andere Teil etwa gelegentlich aufkündigen könnte. Den Staat wie ein Pachtstück zu behandeln, ist ein Fehlgriff von so unverantwortlicher Größe, daß im Vergleich zu demselben die Ansicht einiger älterer Politiker, die ein göttliches Recht, in der strengeren Bedeutung des Wortes, nämlich eine von Gott selbst gleichsam dem Monarchen eingepflanzte Gewalt annehmen, nicht nur erträglich, sondern reizend erscheint. Der Staat ist weder das Eigentum eines Menschen, noch ein Gegenstand der Willkür des Volkes, er ist eine ewige Gesellschaft, bestimmt, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft durch ein unlösbares Band aneinander zu knüpfen; und in diesem Sinne ist er von Gott. Nicht zu seiner eigenen Lust und Befriedigung, um des Ganzen, um des Volkes, um aller seiner früheren und späteren Geschlechter willen, muß der König als Eigentümer der Krone, die er anderen weit mehr trägt, denn sich selbst, betrachtet werden; und die daran Anstoß nehmen, haben noch nicht die ersten Elemente einer monarchischen Verfassung begriffen.“ Das ist eigentlich, in wenigen Worten, die radikalste abgabe an die Vertragstheorie, die der freien Uebereinkunft das Recht zu binden und zu lösen zugesteht. Dennoch beherrschte diese Lehre die Epoche noch damals in einem solchen Maße, daß sich selbst Genz der logischen Kraft ihrer Argumente nicht entziehen konnte und sie wenigstens formell auch dort hinübernahm, wo er ihren Inhalt als irreführend verwarf. Derselben so charakteristischen Erscheinung begegnet man auch anderwärts. Auch die konservativen, zum Teile sogar reaktionär geminten politischen Schriftsteller, wie Burke und Mörler, reden von dem Gesellschaftsvertrag als der ersten historischen Voraussetzung jedes Gemeinwesens. So färbte die rationalistische Grundanschauung auch unwillkürlich die Argumentationen jener Männer, die aus ihrem Banne loszukommen suchten.

Aber noch in anderer Hinsicht stößt man bei Genz auf einen Widerspruch, der nicht, wie der eben angeführte, bloß formaler Natur ist, sondern in den Grundlagen des Systems selber wurzelt und sich daher überall hervordrängt, wo sein Totalzusammenhang und die oberste Tendenz, in die es ausläuft, in Frage kommt. Aus dem oben angeführten Zitate geht es klar hervor, warum Genz der Restaurationspolitik so eifrig in die Hände arbeitete. Was er der französi-

schen Revolution am heftigsten vorwarf, war ihr angeblich so radikaler Bruch mit allen Traditionen der Vergangenheit, das unhistorische Prinzip, welches nicht nach dem Anschluß an das Bestehende sucht, sondern einer abstrakten Theorie gemäß auch die praktischen Verhältnisse zu regeln und zu ordnen strebte. Ein unvermittelter Uebergang erscheint ihm widersinnig.

Ueber den einzelnen Gliedern der Gesellschaft als Kontrahenten erhebt sich gleichsam die objektive Macht des Staates, die die beharrende Basis im Wechsel darstellt und in demselben Maße die Traditionen schützt, als der unaufhaltsam sich vollziehende Fortschritt über sie hinweggehen möchte. In ähnlicher Weise hatte Edmund Burke in seinen berühmten „Betrachtungen über die französische Revolution“, die Genz ins Deutsche übertrug, gegen die Umstürzler gekämpft. Es ist ganz in des letzteren Sinne gesprochen, wenn Burke, nachdem er die sozialethische Bedeutung des mittelalterlichen Feudalwesens hervorgehoben und die Religion als staatserkaltendes Prinzip gegen den Atheismus verteidigt, seine Ansichten über das Wesen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung in die Worte zusammenfaßt: „Ein Staat ist eine Verbindung von ganz anderer Art und von ganz anderer Wichtigkeit. Er ist nicht bloß eine Gemeinschaft in Dingen, deren die grobe, tierische Existenz bedarf; er ist eine Gemeinschaft in allem, was schön, in allem, was schätzbar und gut und göttlich im Menschen ist. Da die Zwecke einer solchen Verbindung nicht in Generationen zu erreichen sind, so wird daraus eine Gemeinschaft zwischen denen, welche leben, und denen, welche gelebt haben, und denen, welche noch leben sollen. Jener Grundvertrag einer abgesonderten Staatsgesellschaft ist nur eine Klausel in dem großen Urkontrakte, der von Ewigkeit her alle Weltwesen zusammenhält, die niedrigeren Naturen mit den höheren verbindet und die sichtbare Welt an die unsichtbare knüpft, alles unter der Sanktion eines unverletzlichen und unwandelbaren Gesetzes, vor dem nichts im physischen, nichts im moralischen Weltall seine angewiesene Stelle verlassen darf.“ Hier wird dem Staate eine Bedeutung zugesprochen, die nicht mit der willkürlicher Privatverträge zusammenfällt; er soll seiner moralischen Bestimmung gemäß persönlich eingreifen in das Schicksal der Nationen, ein realer Faktor sein, nicht ein bloßes äußerliches Verbindungsmittel, das ein loses Band der Einigung um die einzelnen Glieder schlingt. Vergleicht man diese von Genz so freudig akklamierte Anschauung mit den in einer seiner wichtigsten Schriften „Ueber politische Gleichheit“ vertretenen Tendenzen, so sieht man sich vor einen merkwürdigen Widerspruch gestellt. Hier unterscheidet Genz zwischen der objektiven, materiellen Gleichheit, der extensiven Größe der Befugnisse und der subjektiven, formellen Gleichheit, der intensiven Größe der Befugnisse. Jene betrifft also den Inhalt eines Rechtes, diese nur den Rechtsschutz. Die französische Revolution habe beide Begriffe von Anfang an nicht gegen einander abgegrenzt und sie schließlich absichtlich vermengt. So wäre es gekommen, daß die berechnigte Forderung nach der Gleichheit vor dem Rechte in das verderbliche Verlangen nach der Gleichheit der

Rechte übergegangen sei. „Der Staat ist nicht da,“ sagt Genz bei dieser Gelegenheit, „um nach irgend einem selbstgewählten Maßstab, und wäre es auch der der erhabensten Philantropie, die gesellschaftlichen Unebenheiten auszugleichen, das Mehr oder Weniger im Recht ist seine Sache nicht; die einzige Ungleichheit, die er verhüten soll, ist die, welche in der Rechtsverletzung entsteht.“ Man darf wohl billig darnach fragen, wer der Träger des sozialen Fortschrittes sein soll, wenn Genz dem Staate diese Mission nicht zuerkennt. Es ist hier eine zweifache Auffassung möglich. Entweder soll an dem Rechtsinhalte, das heißt an den staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen, überhaupt nichts geändert und nur die strikte Aufrechterhaltung des einem jeden rechtlich zuerkannten in seinem alten Zustande gewährleistet werden. Aber das hieße, jeder Entwicklungsmöglichkeit die Basis entziehen. Genz, der selber die Wirksamkeit der beiden Prinzipien, des Fortschrittes und des Konservatismus, anerkannte und nur keines zur alleinigen Herrschaft gelangen lassen wollte, konnte sich konsequentermaßen einem derartigen historischen Abderitismus nicht ergeben. So bleibt bloß die andere Auslegung übrig. Der Staat als solcher ist nur mit der Funktion des Rechtsschutzes betraut. Er hat dem, was besteht, was geschichtlich geworden ist, die juristische Sanktion zu erteilen. Seine Wirksamkeit ist daher lediglich auf die Exekutive beschränkt. Die Entwicklung zu fördern, den veränderten Verhältnissen in der Durchführung neuer, ihnen angepaßter Maßregeln Rechnung zu tragen, diese Aufgabe fällt nicht mehr in seine Machtsphäre. Sie kann daher nur den im Staate vereinigten Individuen zufallen, wenn überhaupt kein absoluter Ruhestand eintreten soll, was ja, wie gezeigt, nicht im Sinne Genzens gelegen war. Gerade diese einzig mögliche Interpretation widerspricht aber auf das entschiedenste jenem Standpunkte, den Genz im Anschluß an Burkes Ansicht der französischen Revolution gegenüber geltend machte. Wenn dem Staat nicht nur die polizeiliche Aufsicht zuerteilt werden, wenn er ein ethisches Institut sein soll, so muß er natürlich in erster Reihe an allen moralisch bedeutsamen Bestrebungen seiner Insassen aktiven Anteil haben. Und dann ist es widersinnig, nur die Wahrung der formalen Rechtsgleichheit von ihm zu verlangen, ohne ihm auch in Hinsicht des Rechtsinhaltes die Initiative zu belassen. Es zeigt sich hier besonders klar und offenkundig, in welche Sachgasse Genz geriet, als er seine reaktionären Tendenzen mit der historisch-ethischen Auffassung des Staates verbinden wollte.

Um den dargelegten Widerspruch besser zu beleuchten, wird es am Platze sein, nicht nur eine logische Analyse, sondern auch in kurzen Zügen die geschichtliche Entwicklung der in Rede stehenden Begriffe zu skizzieren. Während des Mittelalters war die Staatsidee in Folge des überwiegenden Einflusses hierarchischer Elemente, vor allem der weltbeherrschenden Macht des römischen Papsttums, noch wenig zum Durchbruche gelangt. Der Untergang der Hohenstaufen und der wenn auch mit schwerer Mühe errungene Sieg der Kurie drängte sie ganz in den Hintergrund. Aber obwohl in Deutschland der zunehmende Partikula-

rismus ihr keinen günstigen Boden bot, so trat sie desto mächtiger in Frankreich hervor, wo das erstarrte Königtum auch der theoretischen Verteidigung seiner Ansprüche bedurfte. Die antike Auffassung der Staatsidee, wie sie in der Renaissance durch das vertiefte Studium des Altertums wieder zur Geltung kam, wirkte fördernd in derselben Richtung. So ist es charakteristisch, daß zwei so diametral entgegengesetzte Denker, wie Bodin und Machiavelli, jener der radikalste Vertreter des monarchischen Prinzipes, dieser ein glühender Republikaner, doch darin übereinkommen, daß sie die Souveränität, die Konzentration der politischen Macht, mit aller Entschiedenheit postulieren. So lange das Königtum rein im Interesse des Bürgerstandes wirkte, um so den aristokratischen feudalen Partikularismus niederzuhalten, blieb dieses Verhältnis unverändert. Die Angriffe gegen die Monarchie gingen damals fast ausschließlich von Seiten des Klerus aus. So kommt es, daß seine Vertreter vielfach den Standpunkt antizipierten, den nachmals gerade die eifrigsten Vorkämpfer des Liberalismus einzunehmen berufen waren. Religiöse Toleranz und politischer Freisinn gehen nicht zusammen, sondern schließen einander vielfach aus. In konfessionellen Fragen indifferente Männer wie Bodin, Machiavelli, Spinoza, Volingbroke, Montagne, Hobbes und Hume sind die überzeugtesten Fürsprecher des Absolutismus. Umgekehrt ist die liberale Tendenz zuerst gerade vom Klerus vertreten worden. Schon die Scholastiker leiteten die Macht der Könige unmittelbar vom Willen des Volkes ab, zu dem erst ergänzend die göttliche Sanktion dazutrete. Thomas von Aquino spricht dem Volke sogar das Absetzungsrecht zu, ähnlich Bellarmin und Suarez. Die Jesuiten entwickelten wenigstens in einigen Ansätzen die Lehre vom Gesellschaftsvertrage. In seiner Schrift „Ueber den König und das Königtum“ verteidigte der Jesuit Mariana den Tyrannenmord. Franziskus Toletus, Emanuel Sa und Molina vertraten die gleiche Anschauung. Erst spät wurden diese Männer von den Sachwaltern des politischen und religiösen Liberalismus abgelöst. In Frankreich traten derartige Bestrebungen besonders infolge der Solidarität zwischen dem Königtum und der gallikanischen Kirche ganz zurück, der Anglikanismus vollends war in seinen vornehmsten Vertretern durchaus despotisch gesinnt. Jeremy Taylor, Usher und Berkeley traten nach einander für den leidenden Gehorjam ein. Der politische Demokratismus wurde nur durch den Puritanismus gefördert und kam zu radikalster Ausbildung zunächst in Schottland. Nach Knox war es vor allem der Schotte Buchanan, der in seinem Buche „De jure regni apud Scotos“ 1579 die bald mit einem reicheren Aufwand theoretischer Hilfsmittel versehene Lehre des Gesellschaftsvertrages entwickelte. In England kam der Liberalismus erst spät ans Ruder. Noch Filmer und namentlich Hobbes traten für den Despotismus in die Schranken, Sidney und Locke aber schlugen den entgegengesetzten Weg ein und ihre Schriften waren von dem nachhaltigsten Einfluß auf die Mit- und Nachwelt. Somit das religiöse Moment mehr und mehr in den Hintergrund trat, übermog das Interesse an den politischen und ökonomischen Angelegenheiten. Und mag man auch der Behauptung des historischen

Materialismus, alle belangreichen geschichtlichen Vorgänge seien ökonomischer Natur, wenn sie auch nicht als solche erscheinen, skeptisch gegenüberstehen, es ist unleugbar, daß gerade der wirtschaftliche Aufschwung das Verlangen des dritten Standes, sich ungehindert auszubreiten und dem Gebiete des Privatrechtes zu vindizieren, was der Staat in die industrielle Entwicklung auf mannigfachem Wege eingreifend, für sich in Anspruch nahm, außerordentlich steigerte. Diese Richtung, die den Merkantilismus aus allen Positionen zu verdrängen suchte, gipfelte in dem individualistischen Systeme Adam Smith's, das man als den klassischen Ausdruck aller der auf den Gesellschaftsvertrag aufgebauten rationalistischen Theorien über die Wirksamkeit des Staates und ihre Grenzen auffassen kann. Die letzteren werden hier sehr enge gezogen. Vermöge einer eigentümlichen, in den allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnissen und in der Natur des Menschen begründeten prästabilierten Harmonie soll das Zusammenwirken der von rein egoistischen Motiven geleiteten Einzelindividuen einen Gleichgewichtszustand erzeugen, in welchem die Interessen aller einander wechselseitig fördern und ergänzen. Es braucht wohl kaum der Erwähnung, daß diese Theorie für die Anschauungen des modernen Liberalismus vorbildlich wurde.

In Frankreich wagte sich die Opposition gegen die Regierung erst spät und ziemlich schüchtern hervor. Die ersten Opponenten wie Bauban und Boisguillebert waren auch noch entschiedenen monarchistisch gesinnt. Nach Ludwig XIV. Tode wurde die Bewegung lebhafter. Besonders Buckle hat in seinem berühmten Buche „Die Geschichte der Zivilisation in England“ darauf hingewiesen, wie groß hier die Beeinflussung von Seiten des britischen Inselreiches war. Früher hatten die Franzosen verächtlich auf ihre Nachbarn herabgeblickt. Jetzt strömten sie in Scharen über den Kanal, um sich Belehrung in den schwierigsten politischen und philosophischen Fragen zu holen. Wie der Geist Newtons die französische Naturphilosophie beherrschte, so triumphiert Lockes Liberalismus über den Obskurantismus weltlicher und kirchlicher Wächter. Der Angriff richtete sich zunächst gegen den Klerus. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhielt er eine politische Färbung: Nach Voltaire traten Montesquieu und Rousseau auf den Schauplatz. Für den Charakter der französischen Revolution ist es nun maßgebend, daß in ihr alle Prinzipien zur Geltung kamen, die während des Jahrhunderts von den bahnbrechenden Männern vertreten worden waren, und zwar derartig, daß die einander ablösenden Gruppen immer entschiedener nach dem Radikalismus tendierten. Der Geist Voltaires und Montesquiens bestimmte nicht allzu lange den Gang der Ereignisse; schließlich verdrängte der Einfluß der Rousseau'schen Schriften alle übrigen. Damit erreichte und überschritt die Revolution ihren Höhepunkt. Die beispiellose Hast, in der sich diese Uebergänge vollzogen, war es insbesondere, die den Widerspruch von Männern wie Burke und Genz herausforderte. Freilich bloß vom Zuschauerraum aus konnten sie als abrupt und unmotiviert gelten; im Auslande mochte man vergeblich nach ihrem inneren Zusammenhang suchen und daher hinter allem eher das Walten einer

diabolischen Willkür als vorsehender Vernunft sehen. Uns, denen sich die wahren Triebfedern jener Bewegungen deutlicher enthüllt haben, stellt sich auch das Tempo, in dem sie vor sich gingen, als durch die Zeitumstände bestimmt dar. In Deutschland hat man sich theoretisch ausnehmend für die Revolution erwärmt, fand aber bei der damaligen politischen und sozialen Lage praktisch nur wenig Anknüpfungspunkte. Wend hat in seiner Schrift „Deutschland vor hundert Jahren“ die Gründe dafür zu finden gesucht, daß für Reformen im weiteren Sinne oder gar für eine Umwälzung im großen Stile damals diesseits des Rheins die Grundlagen fehlten. Vor allem war es der gänzliche Mangel an festen Zielen, ja auch nur an den Mitteln wechselseitiger Verständigung, die eine gemeinsame Aktion unmöglich machen. Namentlich der gebildete Mittelstand war für Revolution und Aufklärung eingenommen, aber es überwog das theoretische Interesse, das sich fast durchaus in den Schranken des Gesetzes hielt. Im Jahre 1794 schrieb Georg Forster von Paris, in Deutschland fehle, was in Frankreich der Revolution in allen ihren Greueln ihren auszeichnenden Charakter gebe, eine als Agens dienende öffentliche Meinung. Eine solche könne es nicht geben, wenn nicht das Volk zugleich losgelassen werde. Daß aber dies in Deutschland geschehe, könne jetzt nur der Feind der Menschheit wünschen. So ist es auch erklärlich, daß die bald darauf beginnende Reaktion in Preußen und Oesterreich freien Spielraum hatte und nirgends auf bedrohlichen Widerstand stieß. Es ist auch charakteristisch, daß gerade die Besten der Nation konservativ gesinnt waren. War die Abneigung von Männern wie Schiller, Klopstock, Herder, Wieland und Stolberg gegen die Ausschreitungen des Jakobinismus wohl durch Gefühlsgründe veranlaßt, so fehlte es auch nicht an Denkern, die wie Burke in England historischen Erwägungen gehorchend dem Umsturz abhold waren, so vor allem Justus Möser, Schöler und anfangs hauptsächlich in ihre Fußstapfen tretend, Friedrich Geng.

Dieser Exkurs war nötig, um zu zeigen, welche Rolle der Staatsgedanke in der Neuzeit spielte, wie sich die verschiedenen maßgebenden Parteien zu ihm verhielten. In seinen Anfängen trug er ein entschieden antiklerikales Gepräge. Religiöse Duldung und das politische Souveränitätsprinzip wurden häufig von denselben Männern verfochten. Erst später, als der dritte Stand emporkam, ward der Kampf gegen den Staat zu gunsten der individuellen Freiheit nicht mehr von ultramontaner, sondern von liberaler Seite geleitet. Und eben deshalb vertrugen sich jetzt absolutes Königtum und Kirche weit besser als ehedem. Durch die gemeinsame Anfeindung von außen war eine gemeinsame Basis der Interessen geschaffen. Gegen Thron und Altar richtete sich die volle Wucht der Angriffe, die vom Gebiete der polemischen Literatur aus allmählich auch in das politische Leben der Völker hinüberspielten. Burke und Geng glaubten nun in der französischen Revolution den entschiedensten Ausdruck jener individualistischen, antikirchlichen Tendenzen zu sehen. Obwohl sie in wirtschaftlicher Beziehung dem Smithianismus nahestanden, verwarfen sie desto unerbittlicher eine Durchführung gleicher Prinzipien auf politischem Gebiet. Hier sollten ganz

andere Faktoren ins Leben treten und die oberste Sanktion nicht im praktischen Vorteil des Augenblickes, sondern in der Tradition liegen. Es fragt sich nun, ob diese Auffassung der französischen Revolution als einer von individualistischen Motiven geleiteten Bewegung der Wirklichkeit entspricht, sobald man, nicht unter der Wucht momentaner Eindrücke stehend, weitere Zusammenhänge ins Auge faßt. Dann zeigt es sich wohl, daß der Uebergang von der Tyrannei der Wenigen zur Tyrannei der Vielen sich nicht so unvermittelt vollzog, als man damals, wo Individuen und Parteien rasch auf den Schauplatz auftauchten und vom Schauplatz verschwanden, glauben mochte. Die französische Verfassung mit ihrer energischen Zentralisation war dem Individualismus wenig günstig; diese Zentralisation aber war es eben, durch die die Jakobiner, in Folge ihrer erstaunlichen organisatorischen Befähigung über die haltlosen Ideologien der Mittelparteien siegten; so daß das staatliche Prinzip in der Revolution eher gestärkt als geschwächt wurde, nur von anderen Kreisen getragen und anderen Zwecken dienstbar. Indem nun Genz auf einer Seite die volle Wucht seines Angriffes gegen den vermeintlichen Individualismus der französischen Revolution, auf der anderen Seite gegen den überhasteten Fortschritt, dem er mehr zerstörende als aufbauende Wirkung zuschrieb, richtete, mußte sich ihm der Begriff des Staates mit dem der Erhaltung verbinden. So wurde seine Lehre mit einem Widerspruch behaftet, der sie den bedrohlichsten Segnern bloßstellen mußte. Ging die Anregung zu fortschrittlichen Institutionen nicht vom Staate aus, so liegt es nahe, daß sie sich, wie es auch wirklich in den kommenden Revolutionen geschehen sollte, gegen den Staat richtet. Der praktische Konservatismus vertraute sich nicht länger mit dem theoretischen Freisinn. Entweder man vertraute sich den fortschrittlichen Elementen an, oder man mußte auf ihre erbitterte Feindschaft gefaßt sein. Es gab keine dritte Möglichkeit. Genz hatte mit der Revolution auch die Evolution in Acht und Bann erklärt. Hinter verschlossenen Pforten sollten er und seine Parteigänger den Machtanspruch der Zeit vernehmen. Ihm war es gelungen, den Staat der Gegenwart seinen und den Anschauungen Burke's gemäß an den Staat der Vergangenheit zu knüpfen, aber die Lenkung der Zukunft, die sich dem festgesetzten Schema nicht blindlings unterordnen will, entglitt seinen Händen.

Die zweideutige Stellung Genz's, des Rationalisten und Romantikers, des Evolutionisten und Reaktionärs, enthüllt sich in voller Klarheit, wenn man unter den großen Vertretern dieser Weltanschauungen Umschau hält und die Zwecke ins Auge faßt, denen sie isoliert aber mit desto ungeschwächerer Energie entgegenstrebten. Die Auffassung des Staates als Trägers aller Fortschritte auf materiellem und ideellem Gebiete, die in den Stürmen der französischen Revolution und unter dem Drucke des bald darnach mächtig erstarkten napoleonischen Imperialismus ausgereift war, fand ihre theoretische Durchbildung besonders in den Schulen des deutschen nachantischen Idealismus. Aber wie anders sieht es hier aus, als in den Kongressen der unter dem Banner der heiligen Allianz sich scharenden Erhaltungsligen, die vom Orient zum Ozean den immer lebendig pulsierenden Blutstrom der Entwick-

lung mit reaktionären Maßregeln zu unterbinden strebt. n. Schon Kant hatte die Bewegungen jenseits des Rheines mit regem Interesse verfolgt und trotz seiner entschiedenen Abneigung gegen jede Art von revolutionärer Volkserhebung den Fortschritt freudig begrüßt, der sich in der Beseitigung der alten, unhaltbaren Zustände kundgab. Fichte hatte am Anfang seiner Laufbahn in dem deutschen Volke Verständnis und Sympathie für die sozialen Kämpfe der gallischen Nachbarn zu erwecken gesucht und damit den Groll der heimischen Machthaber auf sein Haupt geladen.

Auch später, als Redner gegen Frankreich, setzt er seine Bestrebungen fort. Der moderne Sozialismus verehrt nicht mit Unrecht in ihm den geistigen Ahnherrn. Die Omnipotenz der Gesellschaft und die Omnipotenz des Staates sind Wechselbegriffe. In dieser Beziehung deckt sich das Programm der Volksmänner mit dem des Philosophen. Aber Fichte weiß für den Staat keine würdigere Aufgabe, als für das kulturelle Wachstum seiner Angehörigen Sorge zu tragen. Er ist ihm gleichsam nichts anderes als die Formel, als das Gesetz dieses Wachstums, die vornehmste Garantie dafür, daß es ohne Hindernisse und Störung vor sich gehe. Von einer einseitigen Bevorzugung der Vergangenheit auf Kosten der Zukunft kann bei ihm nicht die Rede sein. Der Staat ist durch das, was er wird, nicht durch das, was er war. Der ewig wirkende Wille, der sich in ihm objektiviert, gibt ihm Existenzberechtigung, und kein Prinzip des ehernen Stillstandes, das sich vor den Augen der Vernunft selber widersprechen muß. Die gleiche Auffassung bildete überhaupt das Erbeil jener Linie des deutschen Idealismus, die von Fichte über Hegel zu Feuerbach hinüberführte. Sie lag implicite bereits in der dialektischen Methode, die auch ursprünglich, in ihren Anfängen bei Kant nicht rein logische Funktionen erfüllte, sondern die Erkenntnistheorie mit der Ethik auf eine gemeinsame Basis zu stellen hatte und besonders in ihrer späteren Anwendung auf das historische Werden die erwähnte Richtung einschlagen mußte. Man betrachtet sie bisweilen als eine *metaphysische* Vorform des modernen Evolutionismus. Diese Ausdrucksweise ist aber entschieden irreführend. Die dialektische Betrachtung ist die intensivste Vertiefung des Entwicklungsgebankens, nicht ein ephemeres, bloß aus abstrakten Erwägungen hervorgegangenes Moment desselben, das durch reifere Betrachtungen überwunden werden könnte. Die zahlreichen Firtümer, zu denen sie besonders im Bereich der Naturphilosophie Anlaß gegeben haben mag, können dabei außer Acht bleiben. Die Philosophie des Geistes, das Verständnis des Seelenlebens, vor Allem nach der sozialen Seite hin, hat sie ohne Zweifel reich gefördert. Der überwiegend historische Charakter des deutschen Idealismus, der sich auch in der Biologie, in der Betrachtung der anorganischen und organischen Naturprodukte nicht verleugnete — der Darwinismus ist in Grunde nichts anderes als angewandter Historismus — spricht klar genug für seine geistige Grundrichtung. Besonders bei Fichte und Hegel treten diese Züge mit unverkennbarer Deutlichkeit hervor. Hegel sah, darin noch weit über Fichte hinausgehend, in dem Staat die vollkommenste

Manifestation des vernünftigen Geistes, die reale Seinsform des Begriffes. Wie ihm aber der Begriff nichts weniger ist als ein stabiles Element, in dem der rastlose Wechsel der sinnlichen Anschauungen zur Ruhe kommt, sondern ihr eigentlicher Motor, der durch fortwährende Negationen zu immer höheren Sezugsformen emporsteigt, so ist auch der Staat kein unbewegliches Gebilde, sondern mit jener ewig regen Kraft der Entfaltung begabt, die allem Logischen eigen ist. So begreift man es, daß von der weitverzweigten Anhängerschaft des Philosophen die radikale Partei der Linkshegelianer sich ablöste, die nach weitgehenden Reformen im sozialen und politischen Leben drängte. So begreift man, wie Bassalle, Marx und Engels auf jene nachkantischen Denker zurückgehen konnten und das Rüstzeug ihrer Dialektik für neue Zwecke verwendeten. Wenn bei ihnen auch der Staatsgedanke mehr und mehr in den Hintergrund trat, so war es doch nicht, um etwa einem theoretischen Anarchismus Platz zu machen. Es sollte bloß das Obium jeder Klassenherrschaft beseitigt werden, die Zentralisation aber und die einheitliche Leitung des Ganzen, mit einem Worte, die *S o z i a l i t ä t* auch der geistigen Entwicklung, ist die maßgebende Tendenz geblieben.

Auf der anderen Seite sieht man, daß reaktionäre und konservative Denker auch jetzt ähnlich wie die Scholastiker den Staat nicht mit der gleichen Machtfülle auszustatten bestrebt sein konnten, da sie seine Funktionen einseitig auf die Erhaltung beschränkten. Am weitesten geht darin *L u d w i g v. H a l l e r*, der alle Konsequenzen jener Anschauung unbekümmert um den schroffen Kontrast mit den Bedürfnissen und Bestrebungen der Gegenwart zieht. Er löst den Staat in eine Summe von Privatverträgen auf, die freilich ihrem Inhalt nach in das Mittelalter zurückweisen, aber der Form nach beinahe ganz dem politischen und wirtschaftlichen Individualismus entsprechen. Von diesem Extreme hat sich selbst *A d a m W ü l l e r*, dem Gengz vielleicht am nächsten steht, weit entfernt gehalten. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die berührte antistaatliche Auffassung, die mit der Möglichkeit des Fortschrittes auch die Möglichkeit der sozialen Einheit aufgab, nur aus den Prämissen hervorgeht, die auch Gengz aufgestellt hatte. Beschränkt man den Staat bloß auf die Erhaltung der gegebenen Zustände, so schwächt man seine Macht anstatt sie zu stärken. Vollzieht sich trotzdem ein Fortschritt, so wird er sich gegen denselben kehren, bleibt der Fortschritt aus, so lockert sich auch das einigende Band und der Staat löst sich in eine Summe von einzelnen Gruppen auf. So nahe berühren sich die Extreme. Deshalb ist es ebenso schwierig als es notwendig ist, den Grund der Widersprüche aufzuzeigen, denen diejenigen anheimfielen, die einseitig eine bestimmte Parteirichtung verfolgten oder auch andere Tendenzen theoretisch wohl anerkannten, aber ihnen keinerlei praktische Anwendung geben wollten. Von diesem Vorwurfe ist Gengz sicher nicht freizusprechen. Außerordentlich vielseitig in seinem Denken und Fühlen war er ebenso einseitig in seinem Wollen. Er war Rationalist und Romantiker. Er liebte die Aufklärung und begeisterte sich für den Katholizismus. Er erklärte sich für den Fortschritt und ver-

trat den rücksichtslosesten Konservatismus. Er war aus der Smith'schen Schule hervorgegangen, lehnte aber energisch den politischen Individualismus ab. Der Staat sollte die Seele der Gesellschaft sein und ihr einigendes ideelles Band, und doch sollte er bloß aus der Vergangenheit seine Kräfte ziehen. So verleugnete Genz seine würdigeren Tendenzen um kleinlicher Anschauungen willen, die höchstens momentan ein beschränktes Maß der Berechtigung besaßen, nicht aber die weittragende Kraft fruchtbringender Ideen äußerten. Der geheime Grund seiner Handlungsweise war eben eher die Furcht vor großen Elementarereignissen als die Einsicht in soziale und kulturelle Notwendigkeiten und die Argumentation, die er gab, ist trotz mancher glänzender Gedanken und Ausführungen im Einzelnen doch ein recht sadenscheiniges Gewebe, eigentlich bloß die *Fiktion* einer konsequenten Theorie, die einem bornierten Parteistandpunkte vorgeschützt wurde.

Neue Ziele der Wohnungsreformer.

Von **Max May** (Heidelberg).

Ebenso wie man die agitatorische Tätigkeit von Minderheitsparteien — Minderheitsparteien im Volk oder vielleicht auch nur in-
folge des Wahlrechtes im Parlament — vielfach verkennt und unterschätzt, weil sie nur Minderheiten sind und vielleicht im Parlament bei Fragen, die zu ihrer eigentlichen Domäne gehören, nur negativ mitwirken, ebenso verkennt und unterschätzt man vielfach auch die Vereinstätigkeit.

Man bemerkt es gar nicht, wie man sich selbst unter der Agitation durch Wort und Schrift geändert hat, wie man Anschauungen zugänglich geworden ist, die man früher als utopistisch bezeichnet, und wie man selbst mitwirkt bei Reformen, welche man früher als unnötig, ja als verkehrt angesehen und entschieden bekämpft hatte. Man kann sich ja auf verschiedene Staatsmänner an ersten Stellen berufen, wenn man behauptet, daß die soziale Gesetzgebung, die Versicherungs- und Arbeiterschutzgesetze nur in der Weise zur Verwirklichung gekommen sind, daß es eine politische Partei gab, welche solche Gesetzgebung dringend und in lebhafter Agitation forderte, obgleich dieselbe Partei dann solche Gesetze, weil sie ihr noch nicht weit genug gingen, ablehnte.

Aber ebenso wie die Sozialdemokratie im Grunde die Ursache der sozialen Reformen geworden ist und weiter bleibt, ebenso haben auch große Vereine durch ihre Kongresse, durch ihr Schrifttum, durch stete Berwertung der Tagespresse und durch lokale Vereinsversammlungen manche Reform eingeleitet und lebhaft gefördert.

Eine ganze Anzahl großer Zentralvereine hat die Wohnungsfrage behandelt und dadurch allmählich Reichs-, Staats- und Kommunalverwaltungen aufgerüttelt, energischer als bisher, oder früher für Verbesserung des Wohnungswesens mit materiellen Mitteln, sowie durch Gesetze, Verordnungen und Ortsstatuten einzutreten. Unter den Vereinen in Deutschland, welche die Wohnungsfrage behandeln oder behandelten, ist einer ausschließlich zu dem Zweck errichtet worden, die

Lösung der Frage zu fördern und er hat sich in der Erkenntnis, daß man am besten fahren würde durch eine einheitliche Gesetzgebung für das Reich zum Besten des Wohnungswesens, „Reichswohnungsgesetz“ genannt.

Der Verein „Reichswohnungsgesetz“, der seinen Sitz in Frankfurt a. M. hat, sucht durch Schriften zur Beleuchtung seiner Aufgaben, durch die Presse und durch Teilnahme an allen Kongressen, welche sich mit der Wohnungsfrage direkt oder indirekt beschäftigen, zu wirken und sein Wirken ist auch bereits erkennbar oder unverkennbar.

Wir haben in den Literaturanzeigen dieser Zeitschrift jeweils die Schriften des Vereins besprochen und wollen hier nur kurz angeben, daß man die Reichs-Wohnungsinspektion, die Reichshilfe für den Bau kleiner Wohnungen (Hypothekengelder der Invaliditätsversicherungsanstalten), die Baugenossenschaften, das Mietrecht, die Bauordnungen und Bebauungspläne, die Wohnungsstatistik, bereits von Sachmännern zum Teil ersten Ranges hat behandeln lassen und daß noch in kurzer Zeit Schriften über Wohnungsreform und Lokalverkehr, die städtische Bodenfrage, die Wohnungsproduktion und ihre sozialpolitische Regelung, die Wohnungsfrage und das Reich folgen werden. Je mehr man aber in die Aufgaben eingedrungen ist, desto klarer erkannte man, daß man nicht nur, wie das meist geschah, die städtische Wohnfrage behandeln dürfe und daß man auch nicht mit einer einfachen Behandlung der Landwohnfrage zum Ziel gelange, sondern daß man auch die Ursachen der Abwanderung vom Lande nach den Städten und die Ueberfüllung der letzteren durch diesen Zuzug ergründen und Hebel ansetzen müsse für einer gedeihlicheren Entwicklung in wirtschaftlicher, sozialer und gesundheitlicher Hinsicht.

Der Verein „Reichswohnungsgesetz“ hat daher sein Arbeitsprogramm erneut geprüft und entsprechend erweitert, also wesentlich ausgedehnt.

Noch mehr als bisher mag es daher scheinen, als ob man sich mehr zutraue, mehr zumute, als man leisten kann, aber das ist bei einem Vereine, der nur anregend, belehrend, ermunternd wirken will, eben nur Schein, es wird wirklich etwas in dem Sinne geleistet, den wir oben schon behandelten. Es werden Kräfte gewonnen und Personen gewonnen, ohne daß letztere es sich nur bewußt werden, wodurch ihr Interesse für Lösung der Wohnungsfrage erregt und angefaßt wurde und sie machen es geltend in Gemeinde und Staat.

Die Erweiterung des Programms des Vereins richtet sich auf die Verbindung der Ansiedlungsreformen mit den eigentlichen Wohnungsreformen und so wird sie sich zu befassen haben mit gewerblichen und besonders mit industriellen, aber auch in hervorragender Weise mit Agrarfragen. Nicht nur die städtische Bodenpolitik, sondern ganz besonders auch die ländliche, die landwirtschaftliche wird zu bearbeiten sein. Es wird sich darum handeln, Industrie aufs Land zu verpflanzen, wird sich darum handeln, durch Vermehrung, wesentliche Vermehrung der bäuerlichen Betriebe an Stelle von wenigen Großbetrieben, von Latifundienbesitz und Rittergut, die für den bäuerlichen Betrieb zu

zersplittern wären, die Abwanderung nach den Städten aufzuhalten. Es wird sich darum handeln, durch entsprechende Wohnungsverhältnisse die Arbeiter für die Landwirte wie für aufs Land verlegte Industrien auf dem Lande zu behalten und sie dort gesund oder doch gesünder als in der Stadt zu halten.

Es wird sich aber auch darum handeln, manche Bildungsmittel, manche Genüsse, welche die Stadt bietet, aufs Land zu verpflanzen und so werden durch die Angliederung einer Ansiedlungsreform an die Wohnungsreform zahlreiche neue Aufgaben für den Verein geschaffen. Er wird aber bezüglich seiner städtischen Aufgaben auch durch die ländlichen Arbeiten entlastet werden und vielleicht weit leichtere Erfolge erzielen, als lediglich durch die bisherigen Arbeiten und durch die Förderung von Bodenreform und Erbbaurecht zc. Auch hinsichtlich der Lohnfragen, die so wesentlich die Wohnfragen beeinflussen, wird manches zu erringen sein, was bisher durch die Vernachlässigungen der Ansiedlungsreform auf dem Lande und die dadurch gesteigerte, mitunter unvernünftige Abwanderung von dort unmöglich oder erschwert war.

Jedenfalls hat der Verein „Reichswohnungs-gesetz“ durch die Erweiterung seines Programms einen sehr bedeutsamen Schritt getan und es ist ihm bei seinen Aufgaben reiche Hilfe aus den verschiedensten Ständen und Berufen, auch aus den verschiedensten politischen Parteien zu wünschen.

Sein Programm ermöglicht es, ein ganz parteiloses Arbeiten anzustreben und doch sind es gerade die politischen Parteien, welche ihn zu Erfolgen oder zum Siege führen können.

Literarische Anzeigen.

141. Das Recht des Andern, erläutert am Schuß des Dritten. Vortrag, gehalten in der Wiener Juristischen Gesellschaft von Dr. Julius Dfner. (Separatabdruck aus der Grünhut'schen Zeitschrift für Privat- und öffentliches Recht der Gegenwart. XXIX. Bd. Wien 1902. Alfred Hölder's Hof- und Universitätsbuchhandlung. 40 S.)

Die Naturrechtler des Zeitalters der Aufklärung mit ihrem Streben nach einem Rechte von absoluter Geltung für alle Völker und alle Zeiten und die historische Schule von Savigny bis in die neueste Zeit, Romanisten wie Germanisten, hielten und halten zumeist noch heute fest an einer Dogmatik, der gegenüber die „Rechtsphilosophie“ länger als nötig kaum eine andere Rolle spielte, als in Bezug auf die katholische und protestantische Theologie die offizielle Philosophie überhaupt.

Auch heutzutage noch müssen neue Rechtsinstitute im Kampfe mit den Anhängern dieser Schulen mühsam erkämpft werden; die Gesetzgebungen fördern nicht, wie große wissenschaftliche Hypothesen auf anderen Gebieten der Erkenntnis, sie hindern die natürliche Entwicklung und noch immer gilt, was Goethe seinen Mephisto über Gesetz und Recht spotten läßt.

Auf zwei wesentlich verschiedenen Bahnen sind in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts endlich auch die Juristen zu höheren Gesichtspunkten vorgebracht.

Aus der historischen Schule heraus schwang sich der geniale Jhering empor zu einer Objektivität und Ursprünglichkeit der Betrachtung, die wir an seinem „Geist des römischen Rechtes“, seinen „Grund des Besitzschutzes“ und dem „Kampf ums Recht“ als reformatorische Großtät bewundern. Dieser Reform im Innern gefellte sich der Einbruch der Nationalökonomie in das so lang für sakrosankt gehaltene Gebiet des Corpus juris.

Dr. Julius Dfner ist den Bahnbrechern beiderlei Richtung gefolgt, seine eingehenden Studien der Vorgeschichte und das Zustandekommen unseres österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches und seine hervorragende Betätigung als Sozialpolitiker spiegeln sich unverkennbar in den Ideen der obzitierten Abhandlung. Der Titel derselben scheint uns ein Versuch zu sein, beide Richtungen zusammenzufassen. Zwar ist die Antithese des Rechtes des „Andern“ und des „Schutzes des Dritten“ trotz der geistvollen Einleitung und der tiefgründigen Detaildurchführung noch lange nicht klar, geschweige denn von jener Schärfe zwingender Logik, die gerade von einem Juristen gefordert werden muß. Der „Anderer“ und der „Dritte“ sind nicht, wie sie es sein müßten, der „Zweite“ und der Dritte. Auch in den vorgeführten Beispielen ist es bald die Rehrseite eines Rechtsverhältnisses, bald die Stellung des Dritten im Sinne der fachjuristischen Terminologie, bald der Dritte im Sinne der vielumstrittenen „Verträge“ zu gunsten Dritter, was nicht ohne Willkür bald als die Stellung des „Andern“, bald als die des „Dritten“ uns vorgeführt wird.

Gleichwohl haben wir das Gefühl, als ob das „Recht des Andern, erläutert am Schutz des Andern“ mehr als nur eine originell klingende Ueberschrift bedeute und daß es dem Autor oder noch kommenden Forschern gelingen werde, diesen Gedanken-Embryo wirklich auszugestalten.

Eine Fülle lichtvoller Geistesblitze (die Billigkeit: eine Bezeichnung für unklar erkannte Ansprüche — das römische Eigentum: die Diktatur des Familienhauptes — die Anschauung über Karl Marx' „Kapital“ — u. s. w.) fesseln den Leser und mögen noch mehr den Hörer interessiert haben. Wir österreichischen Juristen finden aufrichtige Erquickung auch in der wohlwollenden Würdigung, welche gewiß mit Recht unserem bürgerlichen Gesetzbuche und dem Codex Theresianus zu teil wird, Werke, die, ihrer Zeit weit voraus, späteren Jahrhunderten erst in ihrer vollen geschichtlichen Bedeutung neben den Kompilationen Justinians imponieren werden.

Ein Aufsatz wie dieser, in dem wir reiche Geistesarbeit noch gähren und schäumen sehen, ist gewiß anregender, vielleicht auch belehrender als so manche vollendete Ziselierarbeit!

Indem wir Dr. Julius Dfners Vortrag dem Leser somit wärmstens empfehlen, können wir uns nicht versagen, mit seinen eigenen Endergebnissen zu schließen:

Die Rechtsnormen sind nicht als den Naturgesetzen entsprungene Tatsachen aufzufassen; sie enthalten Befehle, schaffen Herren und Diener, verteilen Arbeit, Macht und Besitz . . . führt Dr. Dfner aus und fährt fort:

„Die Juristen der Gegenwart verkennen zufolge ihrer Erziehung diesen Charakter des Rechtes. Man trägt ihnen bei Beginn ihres Studiums die Begriffe und Grundsätze eines einzelnen Rechtes, speziell des römischen, vor, als ob sie unveränderlich wären, absolute Grundlage alles Rechtsdenkens. Man weist allgemeine Doktrin als Naturrecht, d. h. als Phantasiegebilde ohne Wert, aus der Wissenschaft. Man lehrt, als ob man nur Gesetzesvollzieher ausbilden wollte, während das Gesetz ohne Rücksicht auf seinen Inhalt der juristischen Kritik entzogen sei. Man stellt Jurisprudenz sogar auch der Gesetzgebungs-kunst entgegen und spricht der letzteren den juristischen Charakter ab. Und doch ist auch das Gesetz und ein Zubegriff von Gesetzen nur Wert von Menschen, dem Einfluß des persönlichen und des Klassenegoismus, dem Irrtum und der Zeitströmung unterworfen. . . . Die Wissenschaft ist frei. . . .

Die Jurisprudenz selbst ist aber ihrer Natur nach keine Wissenschaft für sich, sondern angewandte Sozialwissenschaft. Ökonomie und Jurisprudenz gehören zu einander wie Naturwissenschaft und Medizin. Das Studium der Rechtswissenschaft wird durch Vergleichung fördern, vor sprunghaften Experimenten sichern, im ruhigen, sicheren Geleise halten. Aber lehren, was Recht ist, kann es nicht. Das wirklich historische Recht ist das der Gegenwart angepaßte; sein Zusammenhang mit dem Recht ist kein anderer als der zwischen der sozialen Schichtung der Gegenwart und jener der Vergangenheit besteht. Wenn man altes Recht erhalten will, während die Gesellschaft neu geworden ist, so erschlägt das Recht der Toten das der Lebendigen.

Die neue Gesellschafts- und Rechtsordnung bildet sich auf den Trümmern der alten langsam auf. . . . Auch unser Recht und auch das Recht, das die aufstrebende Arbeiterklasse sich bildet, wird aber nicht die absolute Gerechtigkeit schaffen können. Es wird wieder seine Härten und Einseitigkeiten haben. Neue Gruppen der Bevölkerung werden wieder sich zurückgesetzt fühlen und ihr Recht verlangen. So wie die menschliche Gesellschaft, so ist auch das Recht im steten Werden begriffen, der Typus des „Andern“ ist ein ewiges Gebilde. . . .“

142. Arvède Barine. La Jeunesse de la Grande Mademoiselle. (1627—1652.) Nouvelle Edition. Paris. Librairie Hachette et Cie. 1902. VIII, 336 S., Frks. 3.50.

Eine höchst interessante biographische und psychologische Studie von großem Talent. Die Verfasserin legt ihrer Helbin keine größere Wichtigkeit bei, als ihr zukommt. Die Rolle, die „La Grande Mademoiselle“ spielte und ihr Einfluß, den sie zu haben glaubte, waren tatsächlich gleich Null. Aber in ihrer Person vereinigten sich gleichsam alle bedeutenden Ereignisse zu Ende der Regierung Ludwig XIII. und während der Minderjährigkeit Ludwig XIV. Ihr ziemlich bewegtes Leben gestattete ihr, in Kürze ein vollständiges Bild der damaligen

Gesellschaft zu geben. Der vorliegende Band soll nur der erste Teil einer Studie sein, die die Verfasserin dieser Persönlichkeit widmen will.

„La Grande Mademoiselle“ wurde als die Tochter Gaston v. Orleans und Niichte Ludwig XIII. im Jahre 1627 geboren. Durch ihre hohe Geburt wurde sie eine der reichsten Erbinnen Europas. Sie wuchs in großem Prunk und Luxus auf, so daß sie frühzeitig eine große Meinung von sich selbst bekam. Ihre Bildung blieb aber sehr unter ihrer hohen Geburt zurück. Sie lernte gerade nur notdürftig lesen und schreiben. Indessen in Ermanglung anderer Wissenschaften beherrschten romantische Ideen ihr junges Gehirn. Schon mit elf Jahren träumte sie, wenn sie den kleinen Ludwig XIV. spielend im Arme hielt, dereinst Königin von Frankreich zu werden. Der Traum ihrer ersten 25 Jahre war, sich Ludwig XIV. oder einem anderen großen Herrscher Europas, dem König von Spanien, oder dem Kaiser Ferdinand III. zu vermählen. Der Mann an sich war ihr gleichgiltig. Sie war vor der zweiten Hälfte ihres Lebens für die Liebe nicht empfänglich. Sie wollte sich nur mit großen Dingen befassen. Vergeliches Hoffen. Sie war weder zur Kaiserin noch Königin bestimmt. Sie war übrigens auch durchaus nicht die Frau, die sich mit platonischen Träumereien zufrieden gab. Sie mußte handeln. Da aus ihren fürstlichen Vermählungen nichts wurde, wendete sie sich der Politik zu. Sie war 20 Jahre alt geworden und fühlte die Fähigkeit in sich, die Leitung der Geschäfte und des Krieges zu übernehmen. Der Augenblick war eben günstig, um ihre Befähigung zu zeigen. Es war der Vorabend der Fronde. Die Großen, zu lange durch den Respekt vor Richelieu zurückgehalten, wollen Mazarin absetzen und sich offen verbünden. Das Volk ist unzufrieden. Der Aufruhr brach eines Tages los. Mademoiselle warf sich mit Eifer in den Streit. Sie kämpft, ist heldenhaft und rettet zweimal Condé. Es gab Stunden des wahrhaftesten Triumphes, in denen sie ihren teuersten Traum, Königin von Frankreich zu werden, glaubte verwirklichen zu können. Jedoch, in demselben Augenblick, wo sie glaubte, ihren Willen Mazarin diktieren zu können, stürzte der ganze Ruhm in sich zusammen. Mazarin, den man für verloren hielt, siegte. Die Fronde war zu Ende und Mademoiselle sah sich gezwungen, aus Paris zu fliehen; sie wußte nicht, warum und weshalb. Sie beweinte ihre Enttäuschungen auf ihrem Schlosse St. Fargeau. Hier verläßt sie der Verfasser. Man sieht, daß diese Persönlichkeit von sehr geringer Wichtigkeit ist, und es hätte sich nicht gelohnt, sie zum Gegenstand einer so langen Studie zu machen, wenn sie nicht zu gleicher Zeit dem Verfasser dazu gebient hätte, sich in Beobachtungen über die Gesellschaft im allgemeinen zu ergehen. Und wahrhaftig, es ist eine Revue von Begebenheiten und Persönlichkeiten der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, die die Verfasserin uns vorführt. Bei Gelegenheit der Studien zu diesem Buche hat die Verfasserin auch Studien über die Erziehung der beiden Geschlechter gemacht (S. 24—39). La Grande Mademoiselle war eine Präzise und trotz ihrer Unwissenheit besuchte sie die Salons von Mme. de Rambouillet: und dies ist für die Verfasserin eine Ge-

legenheit, ein lebendiges Bild von dem Salon der liebenswürdigen Marquise und der präziösen Gesellschaft jener Zeit zu geben (S. 105 bis 129). Anlässlich der Schilderung der ganzen romanhaften Krankheit, unter der Mademoiselle und mit ihr ihre ganze Generation litt, und die hauptsächlich durch die Lektüre und die romantischen Theaterstücke genährt wurde, finden wir auf einigen Seiten die literarischen und sozialen Einflüsse (S. 81—129) interessant beleuchtet. Ebenso führt uns die Verfasserin bei Gelegenheit einer religiösen Krise, von der Mademoiselle befallen wurde, die bedeutendsten Gestalten vor, wie Vincenz de Paul, Bérulle und St. Cyran. Man kann sagen, daß keine interessante Persönlichkeit dieser ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts lebte, die nicht ihren Platz in der Studie der Verfasserin gefunden hätte. Auch von großen Episoden berichtet sie. Wenn wir zum Schlusse gestehen, daß es der Verfasserin gelungen ist, diese ganze wohlbekannte und schon oftmals durchgearbeitete Geschichte wieder zu verjüngen, indem sie Ereignissen und Menschen durch die originelle Art, mit der sie gezeichnet und vorgeführt werden, eine neue Seite abzugewinnen verstand, so soll das mehr als nur eine kleine Anerkennung für Urbède Barine bedeuten.

143. Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Von W. S. Riehl. 6. Aufl. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf. 1903. XII, 446 S., M. 4.

Es ist reizvoll, das Vorwort des Verfassers zur fünften Auflage dieses Buches zu lesen: „Vor einem Menschenalter erschien dieses Buch zum erstenmal. Da heute noch eine fünfte Auflage nötig wurde, so muß es wohl viel und gern gelesen worden sein. Der „Geist der Zeit“ hat sich seit 1858 gründlich verändert, unser Vaterland ist von Grund aus anders geworden, unsere Kunst und Literatur kaum minder, und auch ich selbst wurde ein anderer. Dieses Buch aber ließ ich völlig unverändert, auch im vorliegenden Neudruck. Zunächst, weil es, obgleich aus drei Jahrhunderten erzählend, doch zugleich ein kleines Spiegelbild der Zeit bietet, aber nicht unserer Zeit, sondern seiner Zeit, der Zeit vor vierzig Jahren. Der feinsinnige Leser ersieht aus seinen Blättern, wie ein aufmerksamer Beobachter dazumal die Vergangenheit in wechselnden Bildern erfaßte. Hätte ich stofflich Neues nachtragen, neue Gesichtspunkte einfügen, hätte ich ergänzen und verbessern wollen, so wäre das anspruchslöse Buch zuletzt nichts Halbes und nichts Ganzes mehr gewesen. Ich mußte entweder ein neues Buch schreiben, oder das alte stehen lassen, wie es stand. Und mitunter hat hier gerade das Alte seinen besonderen Wert. Die „Augsburger Studien“ z. B. erzählen von historischen Sitten und Einrichtungen, wie sie 1857 vielfach noch in Augsburg lebten oder nachklangen. Heute sind sie verschwunden. Die breite Drefche, welche man inzwischen in die Mauern der alten Reichsstadt gebrochen, wurde auch in so viele Altertümer des sozialen Lebens ihrer Bürger gelegt. Von dieser neuen (ob überall verbesserten?) Auflage des heutigen Augsburg hätte ich ja auch in meiner neuen Auflage nachträglich berichten können: Das historische Sittenbild der alten Stadt würde sich dadurch reicher gestaltet haben,

aber schwerlich gemüthlicher und hätte jedenfalls an künstlerischer Harmonie verloren. Ich wollte eben mein Augsburg schildern, wie es mir vor vierzig Jahren so lieb geworden war. Bei einem Buch der strengen Forschung oder einem Lehrbuch sollen neue Auflagen fortwährend vermehrt und verbessert werden. Diese Kulturstudien sind aber weder das eine noch das andere, obgleich einiger Forschergeist darin steckt und man auch manches aus ihnen lernen kann. Sie wollen ein Lesebuch sein, welches in künstlerisch abgerundeten Bildern uns die Vergangenheit unseres Volkes nahe führt, auf daß wir in gleicher Weise der Zeit unserer Väter gerecht werden und uns der Gegenwart freuen. Sie wollen anregen, indem sie unterhalten, erfrischen, indem sie zum Nachdenken leiten; und wir können dabei auch etwas lernen, indem wir künstlerisch genießen. Dergleichen Wirkungen muß das Buch wohl gehabt haben, denn wäre das nicht, so würde es überhaupt nicht gelesen worden sein. Unsere heutigen, nach „Fächern“ geordneten Buchhändlerkataloge haben für Bücher wie das vorliegende kein rechtes „Fach“. Es gehört nicht ganz unter die Rubrik Geschichte, es gehört nicht ganz unter die Rubrik Belletristik, es gehört nicht einmal unter die schlimmsten aller Rubriken: „Verschiedenes“. In früherer Zeit würde es unter den Begriff der „Literatur“ im engeren Sinne gefallen sein, und am richtigsten stünde es vielleicht unter der Rubrik: „W. H. Riehl.“ Allein Name ist Schall und Rauch, und in der Sündflut unserer jährlichen Bücherproduktion versinken die Namen, wie sie auch anderswo versinken. Uebrigens ist ein so wenig notwendiges, so wenig in die moderne Schablone passendes Buch wie diese Kulturstudien am Ende doch nur darum durch ein Menschenalter lebendig geblieben, weil ich selber lebendig blieb. Indem ich mannigfaltig fortarbeitete und mir immer eine zwar nicht sehr große, aber sehr treue Gefolgschaft von Lesern erhielt, wirkte eines meiner Bücher auf das andere, eines trug das andere, und es gab und gibt immer einige Leute, die meine Bücher lesen, weil sie meine Bücher sind. So werden sie denn auch wohl dieses Buch gelesen haben. Ich aber schrieb es, weil ich es erlebt hatte. Lange Zeit wußte ich gar nicht, daß meine Schriften erlebt sind; das haben mir aber andere Leute so oft mündlich, schriftlich und gedruckt gesagt, daß ich es zuletzt selber glaube. Ich kam auf den Gedanken, über den Homannschen Atlas zu schreiben, weil ich als Knabe schon in einem dicken Großfoliobande dieses Atlasses meiner geographischen Leidenschaft nachgegangen und viele derartige Zopfvignetten mit besonderer Lust abgezeichnet hatte. Ich kam zu dem Aufsatz über die alten Briefsteller, weil ich schon mit vierzehn Jahren über der *Ars epistolica* des kaiserlichen Notars Alhardus Moller gebrütet und sie mit einem ganz neuen Queblinburger Briefsteller verglichen hatte, um später zum Studium der ältesten Formelbücher von Marculf bis Anton Eorg fortzuschreiten. Ich schrieb über den Kupferstecher Amäler, weil die Tochter des längst Verstorbenen die treue Freundin unseres Hauses war. Die Augsburger Studien würde ich nicht geschrieben haben, wenn ich nicht drei der glücklichsten Jahre meines Lebens in Augsburg verbracht hätte. Ich hegte stets die heißeste Liebe für die

Musik und den hellsten Zorn über die Musikanten; aus diesem Zorn um dieser Liebe sind die Briefe über die musikalische Erziehung erwachsen. Meine Liebe ist heute noch dieselbe, aber mein Zorn ist ein anderer geworden. Ich würde also heute noch ganz andere Briefe schreiben. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der spürt vielleicht auch im ganzen Gange dieses Buches, wie ich mich vom Feuilletonisten zum Erzähler, zum abhandelnden Schriftsteller und von diesem zum Professor fortbewegt und doch meine Vergangenheit nie verleugnet habe. Die Skizze über „Die Volkskunde als Wissenschaft“ brachte ich vom Rathgeber mit in das Buch, und aus meinen literarisch-künstlerischen Arbeiten habe ich fort und fort manch nützliche Anregung mit aufs Rathgeber gebracht — heute als eines der letzten Exemplare einer aussterbenden Spezies von Universitätsprofessoren. Man hat mich öfters aufgefordert, meine Selbstbiographie zu schreiben. Ich habe das nicht getan, weil ich mein Leben nicht für wichtig genug halte. Wenn aber dennoch jemand meine Selbstbiographie lesen will, so möge er meine sämtlichen Bücher lesen; — sie sind meine Selbstbiographie.“ Die Bücher W. H. Niehls gehören zu denen, die man immer wieder gerne liest. Der vorliegende Band bietet bei äußerst geringem Preise eine stattliche Reihe von Aufsätzen, von denen einer interessanter ist, als der andere.

144. Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche und Zeremonien aller lebenden Völker. Von Dr. Kurt Lampert. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Lieferung 31—35.

Mit diesen Lieferungen liegt nunmehr das vollstümliche Prachtwerk abgeschlossen vor. Die Schlußlieferungen führen uns zunächst auf den klassischen Boden Italiens und weiter nach Frankreich, Spanien und Portugal. Auf die Schilderung der vielsprachigen Bevölkerung von Oesterreich-Ungarn mit Einschluß von Bosnien und der Herzegovina folgen die Bewohner Serbiens, Bulgariens, Rumäniens und Griechenlands als die letzten Zweige der europäischen Völkerfamilie. Die Schlußkapitel umfassen die Volksstämme der Neuen Welt im arktischen Amerika und Grönland, Nord-, Mittel- und Südamerika. Das Werk verdient die wärmste Empfehlung, denn es stellt eine Völkertunde für jedermann dar, die in durchaus allgemein verständlicher und anziehender Form alle Ergebnisse der neuesten Forschung den weitesten Kreisen zugänglich macht. Einen besonderen Vorzug bildet die reiche illustrative Ausstattung mit 780 Abbildungen (zum Teil in prächtigem Farbendruck), die insofern völlig einzigartig dasteht, als die Bilder ausnahmslos nach photographischen Aufnahmen hergestellt und darum von unvergleichlicher Unmittelbarkeit und Treue sind. Die ganze Ausstattung ist vornehm und geiegen, so daß der Preis von 60 Pfennig für die Lieferung als sehr billig zu bezeichnen ist. — Es sei noch darauf hingewiesen, daß in unmittelbarem Anschluß an diesen Hauschatz der Völkertunde, der die I. Abteilung des Sammelwerkes „Die Erde in Einzelbarstellungen“ bildet, als dessen II. Abteilung eine genau nach den gleichen Grundsätzen geschriebene und aus-

gestattete neue Naturgeschichte des Tierreichs im gleichen Verlage erscheint: „Die Tiere der Erde“ von Professor Dr. W. Marshall, mit mehr als 1000 Abbildungen nach dem Leben, davon 25 ganzseitige Farbendrucke (50 Lieferungen à 60 Pfg.). Die erste Lieferung ist durch jede Sortiments- oder Kolportagebuchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

145. Georg Brandes' Gesammelte Schriften. Deutsche Originalausgabe. München. A. Langen. 60 Lieferungen à Mk. 1. Lief. 1—30.

Der 1. Band dieser schönen Ausgabe enthält: Deutsche Persönlichkeiten (Molke, Ibsens Schule in Deutschland, Luther, Schopenhauer, Auerbach, Passalle, Scherer, Fitger, Fanny Lewald, Bebel und v. Vollmar), der 2. Band: Skandinavische Persönlichkeiten, 1. Teil (Ludwig Holberg, Kamma Rahbek, A. Dehlenschläger, Carsten Hauch, Christian Bredahl, Jørgemann, Heiberg, H. Herz, Ludw. Böttcher, Schack Staffeldt), der 3. Band: Skandinavische Persönlichkeiten, 2. Teil (Chr. Wiether, E. Aarestrup, Andersen, Bagger, Arnesen, Fr. Paludan-Müller, Hauch, Liebenberg, Hostrup, Kiærregaard, Nielsen, Brøchner, Kaalund, Golbschmidt, Richardt, Nuzhorn, Jens Paludan-Müller, Vange, Thomsen). Mit dem 3. Bande beginnen französische Persönlichkeiten. Bei der Bedeutung G. Brandes auch für Deutschland ist dieses Unternehmen freudigst zu begrüßen, zumal endlich gute Uebersetzungen geboten werden. Wir wünschen eine rasche Beschleunigung der Ausgabe.

146. Der Aufbau der menschlichen Seele. Eine psychologische Skizze von Dr. med. H. Kroell, Sanitätsrat in Strassburg i. E. Leipzig. W. Engelmann. 1900. VII., 392 S. Mk. 5, geb. Mk. 6.

Der Verfasser nennt sein Buch bescheiden eine Skizze. Sie ist aber mehr. In dem Vorworte sagt er: „Die folgende Darstellung des Aufbaues der menschlichen Seele ist, unbeeinflusst von vorangegangenen speziellen Studien psychologischer Schriften, aus einer Anschauungsweise hervorgegangen, auf die ich durch vorurteilslose Beobachtung als Arzt im Laufe mehrerer Jahrzehnte hingewiesen habe. Die treibende Veranlassung zur Niederschrift meiner Gedanken hat mir die Arbeit und der Kampf der Geister auf dem Psychologenkongreß vom Jahre 1896 in München gegeben. Wenn die Psychologie bald in materialistischer, bald in transzendentaler Richtung ihre Wege verfolgt hat, so sind das die Folgen der natürlichen Trennung von Kraft und Stoff. Daß angesichts der Erfahrungen auf jedem Gebiete der Erscheinungen eine solche Trennung noch zu den Möglichkeiten gehört, ist fast unbegreiflich. Wenn wir aber nach den Ursachen dieser Verirrung suchen, so finden wir, daß sie zum größten Teile in den Bestrebungen liegt, die seelischen Erscheinungen von den übrigen Bewegungsformen des Weltalls zu trennen, in der Furcht, die menschliche Seele könne durch eine andere Auffassung in ihrem Werte geschmälert werden. Als ob eine richtige Erkenntnis den eigentlichen Wert einer Sache oder eines Wesens herabwürdigend könnte! Vor allem aber haben ängstliche Gemüter geglaubt,

daß die ethischen Begriffe mit der Annahme oder Nichtannahme einer von allem Irdischen trennbaren Seele ständen und fielen; es könnte nur ein höheres „Gebot“ oder die Aussicht auf künftige Belohnung der Antrieb zur guten Tat sein. Die einfachste Ueberlegung ergibt aber das Verkehrte einer solchen Auffassung. Die Forderungen der Ethik liegen tiefer und sind mächtiger. Nicht um die Sicherstellung der einzelnen Seele in einem künftigen Leben kann es sich bei der Frage um die Notwendigkeit der ethischen Formen handeln, sondern um die Sicherstellung und den Wert der Menschheit auf dieser Erde. Das Zusammenleben ist der Boden, aus dem die Sittlichkeit als absolute Notwendigkeit hervorgeht, und diese Erkenntnis ist für den wahrhaft gebildeten Menschen die innere Triebfeder, deren Gebote mit Freuden zu befolgen. Während die Widerstrebenden nach wie vor zur Unterwerfung gezwungen werden müssen, tut er das Gute um seiner selbst willen. Das Ringen nach Wahrheit erschließt auch den Urquell zur guten Tat; ihre Erkenntnis lenkt den Strom in die Bahnen der Ethik. In dem Streben nach dieser Erkenntnis aber, in der Wissenschaft, muß der Grundsatz festgehalten werden, stets den Werdegang der Dinge zu erforschen und den Zusammenhang zu suchen in den wechselvollen Bildern der flüchtigen Erscheinungen. Die monistische Weltanschauung drängt sich dabei der ruhigen Ueberlegung auf mit der Macht einer Notwendigkeit, aber auch in ihrer durchsichtigen Klarheit.“ Der Inhalt des Werkes gliedert sich folgendermaßen: I. Anatomische Bemerkungen. II. Wirksame Kraft. III. Physiologische Vorbemerkungen. IV. Die Reflexzentren in der Hirnrinde. V. Zeitliche Entwicklung der Reflexe. VI. Wesen und Wert der Sinnesbilder. VII. Ausbau der Bewußtseinsneurone und übersichtliche Darstellung ihrer Energien. VIII. Entwicklung der Verständigungsmittel. IX. Das Unbewußte und der Traum. X. Die Entwicklung der Denkarbeit. XI. Das Gefühl. XII. Der Wille. XIII. Störungen im Aufbau und Vorgänge beim Abbau der Seele. XIV. Die Tierseele. XV. Rückblick.

147. Bücher und Wege zu Büchern. Unter Mitwirkung von Elisabeth Foerster-Niezsche, Peter Jessen u. Philipp Nat herausgegeben von Arthur Berthold. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. 1900. 497 S.

Dieser Leitfaden verdient die wärmste Empfehlung. Er bringt zuerst: Aphorismen und Fragmente. Buchschrifstellerei. Lektüre. Literarisches Urteil und Beifall einzelner Autoren. Sodann folgen Bücherlisten und zwar vorerst: Enzyklopädien. Sammlungen. Aphorismen. Pensées. Moralisten. Zitate-Sammlungen. Sprichwörter. Essays. Gesammelte Abhandlungen. Akademische Reden und Vorträge. Dann: Die christliche Religion und fremde Religionen. Erbauungsbücher und Predigten. Philosophie. Pädagogik. Unterrichtswesen. Rechtswesen. Kriminalistik. Hierauf: Geschichte. Geschichtswissenschaft und Weltgeschichte. Europa. Deutschland und Oesterreich. England und Kolonien. Frankreich. Italien. Spanien. Niederlande und Belgien. Rußland. Balkan-Halbinsel. Byzantiner. Osmanisches Reich. Griechenland. u. s. w. Amerika, bes. die Vereinigten Staaten. Orient. Kriegswesen.

Kriegsgeschichte. Heer und Flotte. Der französische Krieg. Es folgt: Biographien und biographische Sammlungen. Memoiren und Briefe. Die nächste Abteilung umfaßt: Politik und Staatswissenschaften. Staatsromane. Volkswirtschaft. Soziologie. Soziale Frage. Frauen. Frauenliteratur. Frauenfrage. Die folgende: Kulturgeschichtliches. Folletloristik. Kunst und Aesthetik. Illustrierte Werke. Schöne Drucke. Hierauf kommt: Musik und Musikgeschichte. Rede und Vortragskunst. Sammlungen von Reden. Theater. Humor und Satire. Ein eigener Abschnitt umfaßt: Shakespeare. Napoleon I. und seine Zeit. Goethe und Schiller. Bismarck. Nietzsche. Der nächste ist besonders inhaltsreich: Bücherliebhaberei. Geschichte des Buches. Bucheinband. Bibliographie. Zeitungswesen. Preßrecht. Literatur-Kalender. Altclassische Literatur. Klassisches Altertum. Antike Kunst. Deutsche Sprache. Englische, französische, italienische Sprache. Literaturgeschichte und Literarkritik. Es folgt: Deutsche Literatur. Ältere Literatur. Sammlungen von Neudrucken u. s. w. Gesammelte Werke. Romane. Novellen. Erzählungen. Märchen. Dialekte. Niederländische Literatur. Dann: Englische Literatur. Gesammelte Werke. Gedichte. Dramatische Werke. Romane. Novellen. Erzählungen. Amerikanische Literatur. Hierauf: französische Literatur. Gesammelte Werke. Gedichte. Dramatische Werke. Romane. Novellen. Erzählungen. Das 18. Jahrhundert in Frankreich. Geschichte. Kultur. Literatur. Kunst. Der folgende Abschnitt schließt die Literaturen ab: Italienische Literatur. I quattro poeti. Gedichte. Dramatische Werke. Romane. Novellen. Erzählungen. Spanische und portugiesische Literatur. Nordische Literatur. Slavische Literatur. Ungarische, neugriechische und rumänische Literatur. Orientalische Literatur. Hierauf folgt: Naturwissenschaften. Länder- und Völkerkunde. Reisen. Anthropologie. Dann: Hygiene und Medizin. Hypnotismus. Spiritismus. Okkultismus. Graphologie. Es kommt Jugendschriften in deutscher, englischer und französischer Sprache. Sport und Spiel. Kochkunst. Gastronomie. Kochbücher. Drei interessante Anhänge schließen das Buch ab: Friedrich Nietzsches Bibliothek; das Buch als Kunstwerk; die Bibliothèque positiviste, die 100 Bücher des Sir John Lubbock. Diese ausführliche Angabe des Inhaltes gibt ein Bild des Reichthums dieses Buches. Es ist ein verlässlicher Führer für den, der sich zu orientieren sucht, aber auch ein gutes Nachschlagebuch für den Kundigen.

148. Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke von August Ehrhard, Professor an der Universität in Clermont-Ferrand. Deutsche Ausgabe von Moriz Necker. Mit Porträts und Facsimiles. München. C. H. Beck. 1902. VIII, 531 S. Mt. 6:50, geb. Mt. 7:50.

In dem Vorworte sagt der Verfasser: „Dieses Buch war in seiner ursprünglichen Gestalt eine Huldbigung, die ein Ausländer einem bedeutenden und lebenswürdigen deutschen Genie darbrachte. In Deutschland und in Oesterreich ist es mit Wohlwollen aufgenommen worden und der Wunsch wurde geäußert, es möchte in deutscher Sprache erscheinen. Zu diesem Zwecke hat sich nicht ein Uebersetzer, sondern ein selbständiger Bearbeiter, ich könnte beinahe sagen, ein Erneuerer ge-

funden. Wer vorliegende Ausgabe mit der französischen vergleicht, wird nicht unerhebliche Aenderungen und Ergänzungen bemerken. Was davon meinem Mitarbeiter zuzuschreiben ist, was mir, wird keiner von uns beiden mehr zu unterscheiden imstande sein, so völlig stimmten in den wesentlichen Punkten unsere Ansichten überein, so eng haben sie sich ineinander verflochten. Nur darauf sei hingewiesen, daß die Erweiterungen des Schlußwortes das Verdienst Moritz Neckers sind, während das neue Kapitel über „Spartakus“ und „Hannibal“ von mir herrührt. Von mehreren Seiten ist man unserem Unternehmen mit warmer Teilnahme entgegengekommen. Wertvolle Ratschläge sind uns von dem gründlichen Kenner der Literatur Herrn Regierungsrat Dr. Karl Glossy erteilt worden; durch seine Vermittlung sind wir auch in der Lage, unser Buch mit Illustrationen nach den Originalen des Grillparzer-Museums der Stadt Wien zu schmücken, für deren Uebersetzung wir dem Wiener Stadtrat verpflichtet sind. Ebenso danken wir dem Herrn Kustos Dr. Karpf, dem Leiter der k. und k. Familien-Fideikommißbibliothek des Allerhöchsten Kaiserhauses in Wien, und der Generalintendantz der Wiener Hoftheater für die freundliche Erlaubnis, das noch nirgends reproduzierte Porträt des Grafen Stadion und den Theaterzettel der ersten Aufführung der „Sappho“ im Hofburgtheater in photographischem Nachdruck unseren Lesern bieten zu dürfen. Endlich hat uns in unserem Verleger, Herrn Oskar Beck, nicht nur ein rühriger Geschäftsmann, sondern auch ein feinsinniger Literaturfreund beigestanden. Es dürfte dieses Einvernehmen mehrerer sich geographisch und politisch fernstehender Personen zur Verherrlichung eines großen Dichters keine gleichgültige Erscheinung sein.“ Der Uebersetzer ist ein Kenner der deutschen Literatur und hat erst unlängst eine ganz ausgezeichnete Gesamtausgabe der Werke Grillparzers, die bei Max Hesse in Leipzig erschienen ist, und die wir schon angezeigt und aufs wärmste empfohlen haben, besorgt. Die zehn Kapitel des vorliegenden Werkes haben folgende Ueberschriften: Grillparzers Leben und Persönlichkeit. Der Altösterreicher. Grillparzers literarische Ansichten. Grillparzer und die Musik. Die Schicksalstragödie. Die griechischen Tragödien. Die nationalen Dramen. Märchen und Lustspiel. Dramatische Fragmente. Des Dichters Abschied.

149. Ferdinand Raimunds sämtliche Werke in 3 Teilen. Mit einer Einführung und Anmerkungen. Herausgegeben von Doktor Eduard Castle. Als Beigaben vier Bildnisse, ein Brief und ein Kompositionsentwurf nach der Handschrift, sowie eine Abbildung des Wiener Denkmals. Leipzig. Max Hesse. CXXVI, 570 S. In einem Orig.-Leinenband Mk. 1.60.

Ferdinand Raimunds Stücke werden zwar auch heute noch immer wieder gern gegeben, so besonders „Der Verschwenker“, „Der Bauer als Millionär“ u. s. w., aber die Werke des Dichters werden wohl kaum noch so häufig zur Hand genommen, wie sie es in der That verdienen! Diese neue, gut ausgestattete, sorgfältig bearbeitete und überaus billige Gesamtausgabe wird gewiß allseitig freudig aufgenommen werden; hat es doch an einer guten und vollständigen Aus-

gabe dieses trefflichen Volksdichters völlig gefehlt! Wie ungeheuer populär Raimund war und auch noch ist, beweist am besten der Umstand, daß viele Lieder aus seinen Stücken zu allbekanntem Volksliedern geworden sind, wie z. B. „Brüderlein fein“, „So leb denn wohl, du stilles Haus“, Valentins Hobellied „Da streiten sich die Leut herum“, das Aschenlied u. s. w.; allen Freunden echter Volksdichtung sei diese neue Gesamtausgabe Raimunds empfohlen. Sehr wertvoll, weil äußerst genau und gewissenhaft gearbeitet, ist die ausführliche Einführung in J. Raimunds Werke.

150. Bauvenargues Moralphilosophie mit besonderer Berücksichtigung seiner Stellung zur französischen Philosophie seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts von Dr. Karl Nebel. Leipzig. C. G. Neumann 1901 (jetzt: Eisenach, Leipzig. Thüringische Verlags-Anstalt). 70 S.

Auf kleinem Raume gibt der Verfasser ein vortreffliches, fast erschöpfendes Bild des Lebens und des Wirkens der berühmten Moralisten.

151. Cotta'sche Handbibliothek. Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nummer 1—65. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

Den ersten 40 Nummern ihres neuen Unternehmens, das mit dem Zwecke ins Leben gerufen wurde, die Verbreitung der Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur durch billige Einzelausgaben zu fördern, läßt die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung schon nach kurzer Pause 25 Nummern folgen. Dank der vielfachen Vorzüge: sorgfältige Auswahl der aufzunehmenden Werke, solide Ausstattung durch großen, scharfen Druck, holzfreies Papier und gute Heftung haben sich die Bändchen rasch eingebürgert und einmütigen Beifall gefunden. Brachte die erste Reihe u. a. zum ersten Male Werke von Grillparzer in billigen Einzelausgaben, so verdient auch die zweite Reihe besondere Aufmerksamkeit, weil neben weiteren Werken der Klassiker auch Berthold Auerbach, Gottfried Keller, W. H. Riehl, Adolf Friedrich Graf von Schack, Heinrich Seidel, Adolf Wilbrandt durch billige Einzelausgaben von Schriften vertreten sind, deren ausschließliches Verlagsrecht der Cotta'schen Buchhandlung zusteht. Von Gottfried Keller wird die humoristische Erzählung „Die drei gerechten Kammmacher“ geboten, von W. H. Riehl eine seiner Meisternovellen (Dwid bei Hofe), während Heinrich Seidels Eigenart durch das liebliche Idyll „Der Rosenkönig“ und die prächtigen „Weihnachtsgeschichten“ gekennzeichnet wird. Die Buchausgabe von Calderons Schauspiel „Der Richter von Zalamea“ in der Uebersetzung von Adolf Wilbrandt kommt namentlich auch den Wünschen derer entgegen, die keine Gelegenheit hatten, das Meisterwerk von der Bühne aus auf sich einwirken zu lassen. Die Namen Goethe, Hartmann, Hauff, Heine, Hoffmann, Kleist, Körner, Schiller, Uhland, Wieland, welche außerdem in der zweiten Reihe vertreten sind, beweisen, daß die Verlagsbuchhandlung bemüht bleibt, den verschiedensten Ansprüchen Rechnung zu tragen.

152. Byrons sämtliche Werke in neun Bänden. Uebersetzt von Ad. Böttger. Herausgegeben und aus anderen Uebersetzungen ergänzt von Prof. Dr. Wilhelm Weß. Mit drei Bildnissen, Abbildung von Byrons Stammsitz, einem Facsimile und einer biographisch-kritischen Einleitung vom Herausgeber. Leipzig. Max Hesse. In drei Ganzleinenbänden geb. K. 7-20.

Einer der bedeutendsten und dabei eigenartigsten Dichter der Welt-Literatur, dessen merkwürdige Lebensschicksale gleichzeitig das lebhafteste Interesse erregen, ist Lord Byron. Goethe nannte Byrons Hauptdichtung, den Don Juan, ein grenzenlos geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend. Bei der enthusiastischen Aufnahme, die Byrons Dichtungen meist sogleich nach ihrem Erscheinen fanden, ist es sicherlich nicht zu verwundern, daß eine ganze Reihe von Uebersetzern sich bemühten, weiteren Kreisen des deutschen Volkes die Werke Byrons vertraut zu machen. Eine Uebersetzung behauptete sich jahrzehntelang auf dem Markte, die Adolf Böttgers. Diese populäre Uebersetzung hat Professor Wilh. Weß zur Grundlage seiner Ausgabe gemacht. Eine Reihe besonders charakteristischer Dichtungen Byrons, die in den neueren Ausgaben fast durchweg fehlen, sind hier mit aufgenommen worden; dabei führen zahlreiche Einleitungen und erläuternde Anmerkungen den Leser in das Verständnis der Dichtung ein. Die so empfehlenswerte Ausgabe besteht eigentlich aus zehn Bänden, denn dem 1. Bande geht ein Band „Einleitung“ voraus, der eine 179 Seiten zählende gute Biographie enthält.

153. Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Einundzwanzigste Auflage. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Richard Friedrich, Prof. Dr. Ernst Lehmann, Prof. Franz Moldenhauer und Prof. Dr. Ernst Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1. Band Altertum. 1902. XIII, 610 S. 2 Bb. Mittelalter. XX, 786 S. à Mk. 6. In Leinen geb. Mk. 7, in Halbleber Mk. 8-25.

Als im Jahre 1846 Georg Webers Lehrbuch der Weltgeschichte zum erstenmal hinausging, um nach des Verfassers Absicht „eine ernste, solide Geschichtskunde, auf den Grundsätzen der Humanität aufgebaut, in weitere Kreise zu tragen, den gebildeten Ständen Interesse einzufloßen und Belehrung darzubieten über die Taten und Schicksale vergangener Zeiten und Geschlechter“, da ahnten Verfasser und Verleger nicht, welche Bedeutung es dereinst gewinnen würde. Nun hat das Buch in mehr als fünf Jahrzehnten seinen Zweck glänzend erfüllt: in zwanzig Auflagen, in weit mehr als hunderttausend Exemplaren hat es überall, wo man unsere Sprache spricht, Verbreitung gefunden, für unzählig viele Deutsche ist der „mittlere Weber“ eine Hauptquelle ihrer geschichtlichen Kenntnisse geworden. Indessen hat die Verlagsbuchhandlung sich der Erkenntnis nicht verschlossen, daß angesichts der großen Fortschritte, die die Geschichtsforschung in unseren Tagen gemacht hat, und auch der Wandlung, die nach mancher Richtung in der

Auffassung der Geschichte eingetreten ist, Webers Lehrbuch in der Gestalt der letzten, noch vom Verfasser selbst besorgten Auflage vom Jahre 1888 nicht mehr den Anforderungen entsprach, die man an ein solches Werk zu stellen berechtigt ist. Mit einer Durchsicht und Bearbeitung war es nicht getan, es wurde vielmehr eine durchgreifende Neubearbeitung notwendig, und der Verlag gewann dafür Herrn Professor Alfred Baldamus in Leipzig, der sich als Herausgeber des Puzzer'schen Geschichtsatlasses bereits einen in den Kreisen der Fachgenossen hochgeachteten Namen erworben hat. Seine nicht leichte Aufgabe hat Baldamus im Verein mit einer Reihe tüchtiger Mitarbeiter nach langjähriger Arbeit in hervorragender Weise gelöst. Die Vorzüge, die dem Weber'schen Buch zu seinem großen Erfolge verholfen haben: die Vereinigung von reicher Fülle des Stoffes mit Klarheit und Zweckmäßigkeit der Anordnung, eine lebendige Art der Darstellung und warme, sämungvolle Sprache, sind auch in der Neubearbeitung voll erhalten geblieben. Andererseits aber sind die Bearbeiter bestrebt gewesen, in mancher Hinsicht einen neuen Geist in das Buch hineinzutragen. Das ist geschehen zunächst durch eine Erweiterung des Gesichtskreises. Zwar ist daran festgehalten worden, daß eine Weltgeschichte im wesentlichen die Geschichte der Völker bieten soll, die in irgend einer Weise zur heutigen Weltkultur beigetragen haben, also die Geschichte der Völker, die wir Kulturvölker nennen, und auch daran, daß in einem zunächst für Deutsche bestimmten Werke vom Mittelalter an der deutschen Geschichte ein verhältnismäßig breiterer Raum als der außerdeutschen zugewiesen werden darf. Daneben aber ist die selbständige Bedeutung der außergriechisch-römischen, sodann der außerdeutschen und außereuropäischen Geschichte mehr als bisher betont worden. So wurden nicht nur den europäischen, sondern auch den außereuropäischen Staaten besondere Kapitel gewidmet, so wurden Ägypten und Persien, Indien, China und Japan auch im Mittelalter behandelt. Dadurch hat sehr vieles, was bisher fehlte und heute wohl mehr als früher vermißt werden würde, Aufnahme gefunden. Dadurch wird das Werk mehr als bisher zu einer Geschichte der Kulturmenschenheit, sucht aber den richtigen Maßstab für die relative weltgeschichtliche Wichtigkeit der Völker zu behalten. Neben dieser Erweiterung des Gesichtskreises haben die Bearbeiter zweitens eine Vertiefung der Betrachtung angebracht. Sie haben die Fülle des Stoffes, die Weber auf verhältnismäßig kleinem Raume zu bieten gewußt hatte, zu erhalten, ja zu vermehren gesucht, aber sie sind bemüht gewesen, dem universalgeschichtlichen Geist immer gerecht zu werden, die leitenden Gedanken, die Hauptzüge der Entwicklung herauszuarbeiten, überall die Einzelheiten unter große Gesichtspunkte zu stellen. Diesem Zwecke dienen insbesondere die Abschnitte der Darstellung, die die Überschriften „Ueberschau und Vorblick“, „Richtlinien der Entwicklung“ oder dergleichen tragen. Damit soll erreicht werden, daß der Leser in der Fülle des Stoffes nicht untergeht, daß ihm die Geschichte vergeistigt wird, daß er den führenden Faden durch die Masse der Einzelheiten behält, daß er sie wahrhaft beherrscht. Nach wie vor steht die poli-

tische Geschichte im Mittelpunkte der Darstellung; aber es ist daneben dem, was man unter dem Worte „Kulturgeschichte“ zusammenfaßt, ein breiterer Raum als bisher zugewiesen worden. Beide Seiten des geschichtlichen Lebens sind dabei nicht als getrennte Gebiete betrachtet, vielmehr ist auf ihre Wechselbeziehungen hingewiesen. Es ist auch versucht worden, den wirtschaftlichen Kräften, den allgemeinen Ideen und geistigen Strömungen ebenso gerecht zu werden wie dem Wirken großer Persönlichkeiten: beides steht eben in Wechselwirkung. Die Verfassungs- und Wirtschaftsentwicklung wurde deshalb schon bei der politischen Geschichte als Entwicklungsfaktor herangezogen; außerdem sind beiden häufig noch besondere Abschnitte, namentlich im Altertum und bei der deutschen Geschichte, gewidmet worden. Literatur und Kunst ist überall gesondert behandelt, vom Mittelalter an durch eigene Bearbeiter; aber auch hier ist der innere Zusammenhang mit den übrigen Seiten des geschichtlichen Lebens zu wahren gesucht. Daß die Ergebnisse der neuesten Forschung den gesamten Stoff durchdrungen haben, braucht kaum gesagt zu werden. Der festgehaltenen Einteilung in Altertum, Mittelalter, Neuzeit und Neueste Zeit entsprechend sind die bisherigen zwei Bände des alten Weber in vier zerlegt worden; es ergab sich das auch aus der Erweiterung des Umfangs. Der bisherige Titel „Lehrbuch“ wurde geändert in „Lehr- und Handbuch“, weil dieser Name dem Wesen des weniger für den Unterricht, als für alle Gebildeten bestimmten Werkes besser entspricht. In Brauchbarkeit hat das Buch auch durch erhöhte Uebersichtlichkeit wesentlich gewonnen. Dahin gehört neben der Gliederung in Bücher, Kapitel u. s. w. von äußeren Maßnahmen die Durchführung der besonderen Paragraphenüberschriften, die Beifügung von Marginalien und die Anwendung verschiedenen Druckes. Der größere Druck wurde gewählt für die politische Geschichte, der mittlere für Kulturgeschichtliches und zuweilen für minder Wichtiges, der kleinste endlich für Einzelausführungen. Ein ausführliches alphabetisches Register am Schlusse des Ganzen wird das Nachschlagen erleichtern. Bearbeitet ist und wird der erste Band von Prof. Dr. Ernst Schwabe, der zweite und dritte von Prof. Dr. Alfred Baldamus, der vierte von Prof. Franz Moldenhauer; die Abschnitte über Literatur im zweiten, dritten und vierten Bande stammen von Prof. Dr. Richard Friedrich, die über Kunst von Prof. Dr. Ernst Lehmann. Die Redaktion des Ganzen liegt in den Händen von A. Baldamus, natürlich so, daß die Mitarbeiter für die Einzelheiten frei und verantwortlich sind. Es hat den Anschein, als ob gegenwärtig der historische Sinn und das Interesse für das geschichtlich Gewordene in weiteren Kreisen in Abnahme begriffen sei. Möge das Weber'sche Lehrbuch in seiner nun völlig neuen Gestalt die Bedeutung, die es bisher für so viele Deutsche gehabt hat, auch fernerhin behaupten und erweitern, möge es dazu beitragen, daß der Blick des deutschen Volkes sich aus dem hastenden politischen und sozialen Treiben der Gegenwart wieder mehr der alten Lehrmeisterin Geschichte zuwendet, die so manches heute Verworfene und unlösbar Scheinende deutet. Probebogen mit Textbogen aus verschiedenen Gebieten der

einzelnen Bände und einer Uebersicht über den Inhalt des zuerst erscheinenden zweiten Bandes sind umsonst durch alle Buchhandlungen oder unmittelbar von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

154. Quatrième congrès général du parti socialiste français tenu à Tours du 2 au 4 Mars 1902. Compte rendu sténographique officiel. Paris Société nouvelle de Librairie et d'Édition (Georges Bellaris) 1902. XVIII., 441.

Dieser Bericht ist für die Geschichte des Sozialismus überhaupt und insbesondere für die Geschichte des französischen Sozialismus von großer Wichtigkeit.

155. Die Verhandlungen des dreizehnten Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Deutschland vom 21. bis 23. Mai 1902. Nach dem stenographischen Protokolle. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1902. 160 S. Mk. 2.

Besonders interessant durch die Vorträge von Prof. Dr. Adolf Harnack und Prof. Dr. L. Pohle.

156. Alt und Neu Wien. Geschichte der österreichischen Kaiserstadt und ihrer Umgebungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite vollkommen neu bearbeitete Auflage von Karl Eduard Schimmer. Mit über 500 Abb. Das reich illustrierte Werk erscheint in 30 Lieferungen zu 60 h oder in 2 Bänden à 9 K. (A. Hartlebens Verlag in Wien.)

Die einzelnen Abschnitte des Werkes werden behandeln: 1. Die Vorgeschichte Wiens bis zur Sesshaftigkeit der Kelten. — 2. Die Herrschaft der Römer bis zur Einführung des Christentums und den Völkerwanderungen. — 3. Wien im Mittelalter von der Gründung der Ostmark bis zum Aussterben der Babenberger. — 4. Das spätere Mittelalter, die ersten Herrscher aus dem Hause Habsburg bis 1500. — 5. Wien im Zeitalter der Reformation und der Religionskriege bis 1650. — 6. Wien zur Zeit der großen Türkenkriege von 1650 bis 1740. — 7. Die Epoche Maria Theresias und Josef II. — 8. Die Zeit der Franzosenkriege. — 9. Wien im Vormärz. — 10. Das Jahr 1848. — 11. und 12. Die Regierungszeit des Kaisers Franz Josef I. und die völlige Neugestaltung Wiens in allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Dieser Rahmen wird aber nicht durch eine trockene Aufzählung von Daten und Namen, sondern durch eine allgemein faßliche Darstellung aller Seiten der städtischen Entwicklung Wiens ausgefüllt, in welcher auch das Volksleben, die lokalen Besonderheiten ihren Platz finden und die durch Einfügung beglaubigter Sagen und anekdotischer Züge anregend gemacht werden soll. Als sinnfälliger Schmuck und erläuternde Ergänzung steht dem Text die bildliche Ausstattung zur Seite, welche in dieser zweiten Auflage eine Verdoppelung erfährt. In dieser seiner neuen Gestalt wendet sich das Werk an alle, welche Interesse und Liebe für die schöne Kaiserstadt an der Donau fühlen und, vom glanzvollen Bild der Gegenwart angezogen, auch das Wien der Vorzeit kennen lernen wollen.

157. Leo N. Tolstoj. Sämtliche Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Mit Buchausstattung von J. B. Cissarz. Leipzig. Eugen Diederichs.

Von dieser ausgezeichneten Ausgabe, auf die wir schon einmal in breiter Ausführlichkeit hingewiesen haben, liegen nunmehr folgende Bände vor: I. Serie. Sozial-ethische Schriften. Bd. 1. Meine Beichte. 140 S. Mk. 1.50. Bd. 2. Mein Glaube. 354 S. Mk. 2.50. Bd. 3. Was sollen wir tun? 1. Bb. Mit Anhang: Ueber die Volkszählung in Moskau. 323 S. Mk. 2.50. Bd. 4. Was sollen wir tun? 2. Bb. Mit Anhang: Bruchstücke aus einem Privatbriefe. 279 S. Mk. 2. Bd. 5. Das Leben. 278 S. Mk. 2. III. Serie. Dichterische Schriften. Bb. 1. Lebensstufen. Bb. 1. Kindheit, Knabenalter. 329 S. Mk. 2. Bb. 2. Lebensstufen. Bb. 2. Jünglingsjahre. 3. Aufl. 289 S. Mk. 2. Bb. 3. Der Morgen des Gutsherrn. Aufzeichnungen eines Marqueurs. Luzern. Albert. 356 S. Mk. 2. Bd. 4. Die Kosaken. Drei Tote. Der Schneesturm. 3. Aufl. 386 S. Mk. 2. Bd. 5. Sewastopol im Dezember. Sewastopol im Mai. Sewastopol im August. Der Holzschlag. Begegnung im Felde. Der Ueberfall. 387 S. Mk. 2. Bd. 6. Ehglück. Politikuska. Leinwandmesser. 3. Aufl. 384 S. Mk. 2. Wir kommen auf diese Ausgabe, sobald sie vollständig vorliegen wird, noch einmal zurück.

158. Die Mystik im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens und ihr Verhältnis zu modernen Weltanschauungen. Von Dr. Rudolf Steiner. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1901. VIII, 118 S.

Der bekannte Verfasser spricht sich über seine Arbeit folgendermaßen im Vorworte aus: „Wer nicht unbefangen auf meine Ideenwelt eingeht, entdeckt in ihr Widerspruch über Widerspruch. Ich habe erst kürzlich ein Buch über die Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts (Berlin 1900, S. Cronbach) dem großen Naturforscher Ernst Haeckel gewidmet, und es in eine Rechtfertigung seiner Gedankenwelt ausklingen lassen. Ich spreche in den folgenden Ausführungen voll zustimmender Hingebung über die Mystiker vom Meister Eckhardt bis Angelus Silesius. Von anderen „Widersprüchen“, die mir der oder jener noch vorzählt, will ich gar nicht sprechen. Ich bin nicht verwundert darüber, wenn ich von der einen Seite als „Mystiker“, von der anderen Seite als „Materialist“ verurteilt werde. Wenn ich finde, daß der Jesuitenpater Müller seine schwierige chemische Aufgabe gelöst hat, und ich ihm deshalb rückhaltilos in dieser Sache zustimme, so darf man mich wohl nicht als Anhänger des Jesuitismus verurteilen, ohne bei Einsichtigen als Thor zu gelten. Wer gleich mir seine eigenen Wege wandelt, muß manches Mißverständnis über sich ergehen lassen. Er kann das aber im Grunde leicht ertragen. Sind ihm solche Mißverständnisse zumeist doch selbstverständlich, wenn er sich die Geistesart seiner Beurteiler vergegenwärtigt. Ich sehe nicht ohne humoristische Empfindung auf manche „kritische“ Urteile zurück, die ich im Laufe meiner Schriftstellerbahn erfahren habe. Im Anfange ging die Sache. Ich schrieb über Goethe und in Anknüpfung an diesen. Was ich da

sagte, klang manchem so, daß er es in seine Denkschablonen unterbringen konnte. Man tat das, indem man sagte: Es „darf eine Arbeit wie Rudolf Steiners Einleitungen zu den naturwissenschaftlichen Schriften Goethes geradezu als das Beste bezeichnet werden, was in dieser Frage überhaupt geschrieben worden ist“. Als ich später eine selbständige Schrift veröffentlichte, war ich schon um ein gut Teil dümmter geworden. Denn nun gab ein wohlmeinender Kritiker den Rat: „Bevor er weiter fortfährt, zu reformieren und seine „Philosophie der Freiheit“ in die Welt setzt, ist ihm dringend anzuraten, sich erst zu einem Verständnisse jener beiden Philosophen (Hume und Kant) hindurchzuarbeiten.“ Der Kritiker kennt leider bloß, was er in Kant und Hume zu lesen versteht; er rät mir also im Grunde nur, mir bei diesem Denken auch nichts weiter vorzustellen wie er. Wenn ich das erreicht haben werde, wird er mit mir zufrieden sein. Als nun meine „Philosophie der Freiheit“ erschien, war ich einer Beurteilung wie der unwissendste Anfänger bedürftig. Sie ließ mir ein Herr zuteil werden, den wohl kaum etwas anderes zum Bücherschreiben nötigt, als die Tatsache, daß er unzählige Fremde — nicht verstanden hat. Er belehrt mich tiefköpfig, daß ich meine Fehler bemerkt hätte, wenn ich „tiefere, psychologische, logische und erkenntnistheoretische Studien gemacht hätte“; und er zählt mir gleich die Bücher auf, die ich lesen soll, damit ich so klug werde wie er: „Mill, Sigwart, Mündt, Riehl, Paulsen, B. Erdmann“. Besonders ergötlich war mir der Rat eines Mannes, dem es so sehr imponiert, wie er Kant „versteh“, daß er sich gar nicht denken kann, jemand habe Kant gelesen und urteile doch anders als er. Er gibt mir daher gleich die betreffenden Kapitel in Kants Schriften an, aus denen ich eine ebenso tiefgründige Kantverständnis schöpfen könne, wie er es tat. Ich habe ein paar typische Beurteilungen meiner Ideenwelt hieher gesetzt. Obwohl sie an sich unbedeutend sind, scheinen sie mir doch geeignet zu sein, als Symptome auf Tatsachen zu weisen, die heute als schwere Hindernisse sich dem in den Weg stellen, der sich in den höhern Erkenntnisfragen schriftstellerisch betätigt. Ich muß schon meinen Weg gehen, gleichgiltig, ob der eine mir den guten Rat gibt, Kant zu lesen; oder ob der andere mich verletzert, weil ich Haefel zustimme. Und so habe ich denn auch über die Mystik geschrieben, gleichgiltig darüber, was ein gläubiger Materialist auch urteilen mag. Ich möchte bloß — damit nicht ganz unnötig Druckerschwärze verschwendet werde — denjenigen, die mir vielleicht jetzt raten, Haefels „Welträtsel“ zu lesen, mitteilen, daß ich in den letzten Monaten etwa dreißig Vorträge über dieses Buch gehalten habe. Ich hoffe in meiner Schrift gezeigt zu haben, daß man ein treuer Bekenner der naturwissenschaftlichen Weltanschauung sein und doch die Wege nach der Seele aufsuchen kann, welche die richtig verstandene Mystik führt. Ich gehe sogar noch weiter und sage: Nur wer den Geist in der wahren Mystik erkennt, kann ein volles Verständnis der Tatsachen in der Natur gewinnen. Man darf wahre Mystik nur nicht verwechseln mit dem „Mystizismus“ verworrenen Köpfe. Wie die Mystik irren kann, habe ich in meiner Philosophie der „Freiheit“ S. 131 f. gezeigt.“

159. Fragmente. Von Hermann Grimm. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. Erster Band. 1900. XVI, 624 S. Zweiter und letzter Teil. 1902. X, 275 S. Mk. 16, geb. Mk. 19.

Diese letzte Sammlung Hermann Grimmscher Aufsätze, denen schon früher zehn Bände vorausgegangen sind, ist überaus reichhaltig. Aus der Aufzählung der behandelten Gegenstände gewinnt man zugleich ein Bild der ausgebreiteten Tätigkeit H. Grimms, der bis zum Schlusse seines Lebens fleißig und ununterbrochen gearbeitet hat. Der 1. Teil enthält: Einleitende Bemerkungen. Goethe zu Anfang dieses Jahrhunderts. Goethe aus nächster Nähe. Goethes Iphigenie. Diadema Rizzi. Mignon. Lenz. Thesaurus linguae germanicae 1893. Thesaurus linguae germanicae 1894. Die Zukunft des Weimar'schen Goethe-Schiller-Archivs. Leopold von Ranke's Versuche, ein Wörterbuch der neueren deutschen Sprache zu schaffen. Julian Schmidt, der Literaturhistoriker. Julius W. Braun. Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Viktor Hehn's Lebensbild. Viktor Hehn's Reisebilder. Der Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie. Ernst Curtius, Heinrich v. Treitschke, Leopold v. Ranke. Königliche Universität zu Berlin. Auditorium 26. Ansprache bei der amerikanischen Lowe-Kommemoration in Berlin 1897. Gedichte von Paul Hamilton Hayne. Heinrich Brunn's griechische Götterideale. Sophokles' Tragödien in deutscher Nachbildung. Dante-Literatur. Giacomo Leopardi's hundertjähriger Geburtstag. Ein Sonett Carducci's. Sizilianische Volkslieder. Uba Negri. Franz Wörther, ein Dichter und Denker aus dem Volke. Johanna Ambrosius. Zur Frauenfrage. Weibliche Zuhörer in den Auditorien der Berliner Universität. Frau v. Olseri. Zur Erinnerung an Heinrich v. Stein. Walter Robert-Tornow. Walter Robert-Tornow's Gedichte. Justinus Kerner's Briefwechsel mit seinen Freunden. Heinrich und Heinrich's Geschlecht 1-95. General August von Goeben. Clemens Brentano's neuester Illustrator. Die Hochzeit Alexanders und der Roxane. Jacopo della Guercia. Sandro Botticelli's Geburt der Venus und Frühling. Altes und neues Kokoko. Thorwaldsen. Die Berliner Kunstausstellung 1881. Entwicklung des Porträts. Internationale Kunstausstellung des Vereines bildender Künstler Münchens 1893. Große Berliner Kunstausstellung 1894. Das kunsthistorische Institut in Florenz. Heinrich Ratter, Arnold Böcklin's Pietà 1887. Zum siebenzigsten Geburtstage Arnold Böcklin's. Der Maler Eugène Burnaud. Friedrich Gesellschaft. Die Firma D. Felsing. Franz Liszt. Josef Joachim. Goethe in freier Luft. Uebersicht über die früheren Bände gesammelter Aufsätze. Register. Der II. Teil enthält: Vorwort (von Reinhold Strig). C. Moets Marmorstatue der Kaiserin Augusta. Fürst Bismarck's Briefe an seine Braut und Gattin. Goethe. Das Goethe'sche Familienbild. Iphigenie in Amerika. Goethe und seine Dichtungen. Der 28. August 1899 (an die Prager deutschen Studenten). Die Brüder Grimm. Erklärung. Alexander Thayer. Gustav Spangenberg. Sezession. Raphael als Weltmacht. Die große illustrierte Ausgabe des Michelangelo. Giotto und die Kunst Italiens im Mittelalter. Gedichte von Frederi Mistral. Neapolitanisches Volksleben. Konrad Ferdinand

Meyers Dichterleben. Geflügelte Worte. Zum Burenkrieg. Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Heinrich von Treitschkes Politik. Uebersicht über die früheren Bände gesammelter Aufsätze. Register. Aus diesem Inhaltsverzeichnis erhellt die Reichhaltigkeit dieser drei Bände, die sich über viele Gegenstände verbreiten.

160. Studien zur Werttheorie. Von Robert Eisler. Leipzig. Duncker und Humblot. 1902. XII, 112 S. Mk. 3.

Der durch sein großes mit außerordentlichem Fleiße gearbeitetes philosophisches Wörterbuch rühmlichst bekannte Verfasser hat hier eine eindringliche philosophische Studie veröffentlicht, die freilich streng wissenschaftlich in Form und Inhalt, also nur für den philosophisch Gebildeten verständlich ist. Er sagt: „Die vorliegenden fünf Abhandlungen sind in den Zeitraum zwischen Oktober 1899 und August 1901 entstanden, und zwar, wie ich an dieser Stelle hervorheben zu müssen glaube, nicht in der jetzigen, auf einer letzten, systematischen Uebearbeitung beruhenden Reihenfolge. Kunsthistorische und kunstphilosophische Studien führten mich zunächst auf jene methodologisch-erkenntnistheoretischen Untersuchungen, die jetzt in einer nicht mehr auf die ästhetischen Werte allein sich beschränkenden, allgemeineren Form in der Abhandlung und zur Theorie des Werturtheiles verarbeitet sind. Die auffallende Paradoxie einiger hier zum erstenmale abgeleiteten Thesen vom herkömmlichen Standpunkte aus einerseits, ihre fast banale Selbstverständlichkeit in meinen Augen anderseits, ließen mich einen tieferliegenden Gegensatz in den werttheoretischen Grundanschauungen erkennen und stellten mich vor die Notwendigkeit, meinen Standpunkt in einer unmißverständlichen Weise festzulegen. So entstanden die Abhandlungen II und III. Ebenso waren es ästhetische Studien — über das Fehnersche Gesetz von der Wirksamkeit des assoziativen Faktors — die mich zum erstenmal auf die Unhaltbarkeit eines psychologischen begründeten Wertbegriffes aufmerksam machten. Aus dem Bestreben, mir über diese Frage Klarheit zu verschaffen, sind die erste und die vierte Studie dieser Folge hervorgegangen. Schon vorher hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es eine Möglichkeit gebe, den Wertbegriff, unabhängig von jeder psychologischen Voraussetzung abzuleiten. Allein erst durch die Kritik des psychologischen Motivationsgesetzes wurde mir die ganze Bedeutung eines solchen psychologisch freien Wertbegriffes klar. Was mir anfangs nur als eine neue Methode neben anderen, gleichberechtigten erschien, darin erblicke ich jetzt die einzige, einwandfreie Ableitung des Wertbegriffes überhaupt. Aber selbst wenn ich mich in diesem Punkt geirrt haben sollte, dürfte doch die Abhandlung über Maßbestimmungen am Wert zeigen, daß der Wertbegriff auf diese Art zu einem Grad von Gractheit gebracht werden kann, wie er auf keinem anderen Weg auch nur annähernd erzielt worden ist. Was die Studie über die psychologischen Zugeordneten anlangt, so ist ihre Bestimmung in erster Linie natürlich nicht die Förderung der psychologischen Erkenntnis durch Mitteilung neuer Tatsachen, sondern die Herstellung einer Uebereinstimmung mit den Vorhergehenden durch eine Neugruppierung des bereits vorhandenen Materiales. Wiederholungen

bekannter Theorien haben sich in diesem Zusammenhange naturgemäß nicht immer vermeiden lassen“. Der Stoff gliedert sich folgendermaßen: Die Werttheorie als Philosophie der historischen Tatsachen. 1. Zum Problem eines Motivationsgesetzes. 2. Formanalyse des historischen Geschehens und Einführung des Wertbegriffes. 3. Der Wert als Größenbegriff. Maßbestimmung an Werten. — Die psychologischen Zugeordneten des historischen Geschehens. — Zur Theorie des Werturteils.

161. Der Kapuziner ist da! Zur Klosterfrage in Baden. Erwiderung an Hansjakob. Eine kirchenpolitische Abhandlung von Arthur Böhlingk. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. 112 S. Mk. 1.50.

Der Kampf, den Professor Böhlingk in Karlsruhe im Juli vergangenen Jahres durch seine „Absage“ an die derzeitige nationalliberale Parteileitung und Protestversammlung gegen die Zulassung auch noch von Männerklöstern im Badischen, eröffnet hat, zieht immer weitere Kreise. Die politische Lage in Baden erinnert nur zu sehr an diejenige am Ausgang der 50er Jahre. Damals war nach sechsjähriger Verhandlung ein Konkordat mit Rom bereits vereinbart worden. Die Volksbewegung indes warf dasselbe in zwölfter Stunde noch über den Haufen. Es begann die „liberale“ Ära Großherzog Friedrichs. Nun treten wieder die Jesuiten machtvoll auf den Plan. Professor Böhlingk wird nicht müde, Weckruf auf Weckruf hinauszusenden. Schon im August erschien sein „Auf der Fahrt nach Canossa“, dem „Goethe und das kirchliche Rom“ auf dem Fuße folgte. Gegen die Canossaschrift hat bekanntlich der Erzbischof von Freiburg die Frankfurter Staatsanwaltschaft angerufen. Dies veranlaßte die Schrift: „Abwehr und Anklage“, ein offenes Schreiben an Erzbischof Dr. Körber. Beide Schriften sind bereits in zweiter Auflage (3. und 4. Tausend) erschienen. Jetzt tritt der Karlsruher Professor mit einer Schrift auf den Plan, die noch tiefer eingreifen und sich angeichts der bevorstehenden Reichstagswahlkampagne noch aktueller erweisen dürfte. Der bekannte Volkschriftsteller und katholische Pfarrer Hansjakob in Freiburg hatte die Adresse der Professoren der drei badischen Hochschulen an Großherzog Friedrich gegen Zulassung der so ungestüm geforderten Klöster zu paralysieren versucht durch ein Flugblatt: „Der Kapuziner kommt!“ überschrieben, welches den Ultramontanen, die sonst nicht seine Freunde gewesen sind, so brauchbar erschienen ist, daß es in nahezu 70.000 Exemplaren verbreitet worden ist. Böhlingk antwortet unter dem Titel: „Der Kapuziner ist da!“ Die 112 Druckseiten umfassende Schrift ist eine kirchenpolitische Abhandlung geworden, welche die ganze Klosterfrage und die römische überhaupt umfaßt, ähnlich, wie es Bunsen in seinem „Zeichen der Zeit“, Mitte der 50er Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts getan hat. Auch diese Schrift ist wie die früheren im Neuen Frankfurter Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Das Motto lautet:

Weißes und Gewissen —
Rechtschaft oder Freiheit?
Kutten oder Professoren?

In irgend einer seiner Kampfschriften hat Böhlingk, wenn wir uns recht erinnern, selbst darauf hingewiesen, daß die Sozialdemokratie ein Bollwerk gegen den Klerikalismus und speziell gegen den Jesuitismus ist. Es scheint uns, daß es ein viel trefflicheres Mittel gegen die Jesuiten gibt als das Verbot ihrer Niederlassung: völlige religiöse Freiheit, wie sie die Sozialdemokraten fordern.

162. Ein Wucherprozeß in München. Von Adolf Müller. Separatabdruck aus der Münchener Post. München. G. Birk & Co. 20 S. Pf. 10 (Soziale Zeitfragen. Heft 1).

Diese prächtig geschriebene Bioschüre beleuchtet einen Wucherprozeß, der sich in München abspielte. Nachdem der Verfasser den Gegenstand des Prozesses erzählt und die angeklagten Wucherer porträtiert hat, sagt er (S. 1.): „Noch ein Umstand stempelt diesen Wucherprozeß für den sozial Denkenden zu einem besonderen Ereignis: Die Behandlung, die ihm unsere „große“ Presse angedeihen ließ. Alle Organe des liberalen wie der ultramontanen Bürgertugend gingen mit einer Behutsamkeit über den Skandal hinweg, die sie bei minder wichtigen Angelegenheiten meistens vermissen lassen. Ein sehr lückenhafter Handlungsbericht, das war Alles, was die große bürgerliche Presse der Öffentlichkeit zu bieten wußte. Die nämliche Presse, die sehr viel Raum und noch mehr rasche Weisheit zur Verfügung hat für einen banalen Mordprozeß, deren üppige Phantasie sich zu den gehaltvollsten Abhandlungen entflammt an der Leibwäsche einer verlobten oder den Seidenstrümpfen einer davongegangenen Prinzessin, ging achtlos vorüber an dem reichhaltigen Strumpf- und Wäschelager des Herrn Haimann Rosenthal und deren sozial-ethischer Bedeutung für die bürgerliche Kultur unserer Tage. Keines unserer zahlreichen führenden Zentrumsblätter, denen brave christliche Entrüstung sonst bei jeder lokalen Lappalie wie Milch und Honig von den Lippen fließt, hatte eine Glosse übrig für das Panamino eines bestimmten und nicht gerade kleinen Kreises der hauptstädtischen Geschäftswelt. Gewiß, der Fall war schon um deswillen etwas kompliziert, weil man keine Aussicht hatte, mit der billigen antisemitischen Phrase auszukommen. Wohl bekannten sich vier der fünf Angeklagten zum Glauben Abrahams, Isaaks und Jakobs, allein so dürftig sich die Zeugenaussagen erwieisen zur Begründung der Anklage wegen gewerbsmäßigen Wuchers, so verblüffende Bestätigung ergaben sie doch für das Vorhandensein auch eines ausgebeuteten christlichen Wuchergewerbes im „katholischen München“. Hoflieferanten, Fahrradhändler, Uhrenverkäufer, Stuhlfabrikanten, Weingrossisten, Zigarrenhändler und wie die Vertreter der verschiedensten Sparten des christlichen Zwischenhandels sich noch nennen mögen, sie wurden ertappt auf den Schleichpfaden des Waren- und Geldwuchers. Der verrufene Wucherjude Seelig behielt Recht, als er höhniisch erklärte, er befände sich mit den kaufmännischen Pfanzen seines gedeihlichen Majolikahandels in angenehmer und ausgedehnter christlicher Gesellschaft. Hat diese Enthüllung unsere sonst nur zu wortreiche „große“ Presse aller staatszerhaltenden Farben den Stummen beigeßelt? Hat dieser das dunkelste München taghell erleuchtende Blitz jenes vollkom-

mene Schweigen gezeugt? Fürchten die Geschäftskundigen aus dem bürgerlichen Lintenlande für das Wohlergehen ihrer Inzeratenspalten? Oder ist es nur ein bewußtes Solidaritätsgefühl der staatserkhaltenden Organe für Loß von Rom und für Wahrheit, Recht und gesetzliche Freiheit, wenn sie auch in dieser fatalen Ausgeburt einer Gesellschaftsordnung, die zu schützen sie vermeinen, es der sozialdemokratischen Presse wieder allein überlassen, zu konstatieren, was ist? Sei's wie es sei. Wir notieren die Tatsache. Sie ist doppelt wert festgehalten zu werden in einer Zeit, die soeben erst die einen heulend und wehklagend zu den Füßen eines Milliardärs winseln hörte und sich krümmen sah, dem etwas Menschliches passierte. In einer Zeit, die den andern, den christlichen Presseheil der Staatserkhaltung noch beim frommen Geschäftserblickt, die mit schamloser Gewalt den Massen versetzte Lebensmittelbewucherung zu preisen". Dieses Zitat gibt zugleich ein Beispiel der frischen lebendigen Schreibweise des Verfassers, die das Büchlein zu einer angenehmen Lektüre macht.

163. Orthodogie oder Christentum? Das heißt: Menschen-sagung oder freimachende Wahrheit? Von L. R e i n h a r d t. München. Ernst Reinhardt. 1901. 79 S. 80 Pf.

Diese Schrift ist scharf und entschieden gegen die Orthodogie gerichtet. Als Ergebnis der Untersuchung sind folgende Sätze anzusehen: „Keinem Vernünftigen und aufrichtigen Menschen wird es noch einfallen können, Orthodogie und Christentum als identisch, verwandt, oder nur auch mit einander verträglich darstellen zu wollen. Der Widerspruch ist zu groß und zu offenbar. Um aber etwaigen schwerfälligen Den kern diesen Kontrast nochmals vor Augen zu führen, wollen wir eine kurze Gegenüberstellung versuchen.

Die Orthodogie ist:

„Die richtige Meinung“ inbe-
treff der vom Staat oder von der
Kirche anerkannten Religion.

Sie gründet sich auf die kirch-
liche Ueberlieferung und das alt-
väterische Herkommen.

Sie ist die blinde Annahme
unverstandener Dogmen oder kirch-
licher Lehrsätzen, eine tote Kopf-
sache.

Sie ist knechtender Autoritäts-
glaube.

Sie stammt aus dem heid-
nischen Götterglauben und kann
ihre heidnische Abkunft bis auf
den heutigen Tag nicht verleugnen.

Sie wurde in der nachaposto-
lischen Zeit unrechtmäßigerweise
untergeschoben.

Das Christentum ist:

Der lebendige Christenglaube,
d. h. die neutestamentliche Messias-
hoffnung.

Es gründet sich auf den Glau-
ben an den lebendigen Gott und an
seine Gotteshererschaft.

Es ist das auf selbsteigener
Erfahrung und Ueberzeugung be-
ruhende Leben aus Gott und in
Gott.

Es ist die freimachende Wahrheit.

Es stammt aus der alt- und
neutestamentischen Offenbarung des
lebendigen Gottes, wie er sich uns
in Christo geoffenbart hat und
noch offenbart.

Es war das Weizenkorn, das
ersterben mußte, wenn es viele
Frucht bringen sollte.

Mit ihr kehrte Lug, Trug, Heuchelei und Herrschsucht in die christliche Kirche ein.

Sie führt zu gehässigen Zänkereien und zu endlosen Wortgefechten der unfruchtbaren Scholastik.

Sie führte zu zahlreichen Kirchenspaltungen, Kezerverfolgungen und steten Kämpfen zwischen Staat und Kirche.

Sie erstickte die freie Forschung auf allen Gebieten des Lebens.

Sie brachte den geistigen und politischen Tod über die Völker des Morgenlandes und der romanischen Welt.

Sie ließ das durch die Reformation erwachte neue Leben bald wieder erstarren und führte zur absolutistischen Gegenreformation und damit zur Revolution.

Sie führt zur Reaktion und zur Verbummung der Einzelnen und der Völker.

Sie ist die Wurzel und Stütze der gottwidrigen Priesterherrschaft und politischen Tyrannei.

Sie lehrt den Aberglauben des Volkes selbstständig zu fördern und auszubreiten.

Es ließe sich noch eine ganze Reihe derartiger Gegensätze einander gegenüberstellen, aber wir halten Weiteres für überflüssig. Wer sehen will, der muß den unversöhnlichen Gegensatz zwischen beiden, zwischen Orthodorie und Christentum, wahrnehmen; denn der Unterschied ist wie der zwischen Tag und Nacht“.

164. Die Grundlage der modernen Wertlehre: Daniel Bernoulli, Versuch einer neuen Theorie der Wertbestimmung von Glücksfällen (Spezimen Theoriae novae de Mensura Sortis). Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor Dr. Alfred Bringsheim. Mit einer Einleitung von Dr. Ludwig Fick. 1896. 60 S. Ganzl. Mk. 1.20.

165. Ueber die Regierung Englands. Von Sir John Fortescue. Uebersetzt und herausgegeben von Dr. Walter Parow. 1897. 69 S. Mk. 1.40.

Diese beiden Bände bilden Nr. 9 und 10 der von Brentano und Leser herausgegebenen und von Duncker und Humblot in Leipzig verlegten Sammlung älterer und neuerer staatswissenschaftlicher Schriften

Es bewährt sich als Fußsteig der Lauterkeit und der Wahrheit, welcher die Lüge überwindet.

Es gewährte Unzähligen Frieden und führte zu zahllosen Werken barmherziger Liebe.

Es will „Eine Heerde unter Einem Hirten“ und gibt dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist.

Es befiehlt: Prüfet alles, das Gute behaltet und meidet allen bösen Schein.

Es erhob die früher barbarischen Germanen und stellte sie an die Spitze aller Kulturvölker.

Es belebte die protestantischen und katholischen Völker durch eine praktische Herzensfrömmigkeit und durch gefundenen Fortschritt auf allen Lebensgebieten.

Es weckt Strebbarkeit und führt alle zur freien charaktervollen Selbstbestimmung.

Es führt zur „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ oder zur idealen Gottes- und Volksherrschaft.

Es lehrt uns selbstlos zu dienen und sogar das Leben für die Brüder zu lassen.

des In- und Auslandes. Sie sind wie die vorangegangenen Nummern außerordentlich dankenswerte Veröffentlichungen von Werken, die meist nur schwer zugänglich sind.

166. Stimmrecht und Einzelstaat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Dr. Otis Harrison Fisk. Leipzig. Duncker und Humblot. 1896. VIII., 223 S. Mk. 4-60 (Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Georg Jellinek und Dr. Georg Meher, Professoren der Rechte in Heidelberg. Bd. I. Heft 4).

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile. Die Hauptschrift hat drei Abschnitte, deren erster die Feststellung des Verhältnisses zwischen der Zentralregierung und den Einzelstaaten in den Vereinigten Staaten auf dem Gebiete des aktiven Wahlrechtes behandelt, während der zweite sich mit der rechtlichen und politischen Stellung der Einzelstaaten in der Union beschäftigt. Der dritte Abschnitt entwickelt die Gründe, warum weder der föderale Kongreß, noch eine Konvention, noch die Bundesverfassung allgemeine Stimmberechtigungsqualifikationen für die ganze Union festsetzen kann oder sollte. Die Beilage, der größere Teil des Buches, enthält eine Verzeichnung der auf die angeführten Materien bezüglichen Dokumente, die auch auszugsweise mitgeteilt werden.

167. Björnstjerne Björnson von Georg Brandes. Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders. 1901. 73 S.

168. Christian Dietrich Grabbe von Dr. Hans Landsberg. 1902. 37 S.

169. Multatuli von S. Lublinski. 1902. 38 S.

170. Leo N. Tolstoi von Prof. Dr. Thomas Melis. 1902. 43 Seiten.

171. Walt Whitman von Eduard Gose. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Berta Franz. 1902. 29 Seiten.

Die guten biographischen Studien bilden Heft 11—16 der bei Gose und Lehmann in Berlin herausgegebenen „Modernen Essays zur Kunst und Literatur“ (Herausgeber Dr. Hans Landsberg).

172. Die Wahrheit über Ernst Haeckel und seine „Welträtsel“. Nach dem Urteil seiner Fachgenossen beleuchtet von Dr. phil. E. Dennert. Halle a. S. und Bremen. C. Ed. Müller. 1901. 143 S. Mk. 1-50.

Obwohl der Verfasser des Büchleins auf einem stark kirchlichen Standpunkte steht, enthält es doch manches Beherzigungswerte. Die philosophische Platitude Haeckels wird zwar nur gelegentlich gestreift, aber auch viele der anderen Dinge, die über Haeckel mitgeteilt werden, sind geeignet, seinen Nimbus etwas verblasen zu machen.

173. Weltgeschichte des Krieges. Ein kulturgeschichtliches Volksbuch von Leo Frobenius unter Mitwirkung von Oberstleutnant a. D. H. Frobenius und Korvettenkapitän a. D. E. Kollhauer. I. Buch: Urgeschichte des Krieges. II. Buch: Geschichte der Landkriege. III. Buch: Geschichte der Seekriege. Mit etwa 800

Illustrationen. Vollständig in 25 Lieferungen zu je 60 Pf. Verlag von Gebrüder Jänecke in Hannover.

Die Vergnügen schlagen wir die neuen Lieferungen dieses Buches auf, welche die Periode des Ueberganges von niederen zu höheren Kulturen behandeln, die Epoche, in der der Mensch nicht mehr vom Jagdwilde lebte, und in der er noch nicht den Ackerbau als wesentliches Volksberufsfeld übt. In fesselnder Darstellung wird die Entwicklung geschildert und wir erkennen das Typische der nomadischen Raubkriege im Raube, das der Ackerkriege dagegen in der Landbesiedelung und im Festhalten des Besitzes. Es ist überaus interessant, zu sehen, daß die Viehzüchtenden Eroberer ihren Siegen keinen weltgeschichtlich ständigen Wert beizufügen vermochten, ihren Eroberungen folgte selten ein kultureller Aufschwung. Vielmehr war dieser höchstens eine Begleiterscheinung. Dem Ackerbauern jedoch ward jede neue Besiedelung, jeder neue Gewinn an Boden der Beginn aufsteigender Kultur. Ganz anders verhält es sich hinsichtlich des Festhaltens des Gewonnenen in Bezug auf die Entwicklungsgeschichte des Krieges. Die nomadisierenden Eroberer blieben die Herrscher kriegerischer Völker und die Träger eines kriegerischen Geistes. Der Ackerbauer jedoch verliert diesen kriegerischen Geist. In der Weltgeschichte scheint es beinahe so, als ob der Viehzüchtende überhaupt der Träger der politischen Kraft sei, und als ob jedes lediglich Ackerbau treibende Volk in seinem Geiste zur Erlahmung verurteilt sei. Dieser weltgeschichtliche Grundsatz, welcher natürlich gerade für die Weltgeschichte des Krieges ein ausschlaggebender Faktor ist, scheint überhaupt erst überwunden worden zu sein, als Ackerbau und Viehzucht sich miteinander verbanden und von einem gleichen Volke getragen wurden, als also der Ackerbaubetrieb Festhalten und Aufschwung der Kultur, der Viehzuchtbetrieb aber Erhaltung des kriegerischen Geistes bewirkte. Diese Verschmelzung hat eigentlich erst in Europa stattgefunden, und somit ist es berechtigt, auch in der Weltgeschichte des Krieges mit den europäischen Kriegen eine neue Epoche zu charakterisieren. Wir sehen aus dem Angeführten, daß die Weltgeschichte des Krieges von Frobenius das Prinzip der Entwicklung in den Vordergrund stellt und jede Form des Krieges kulturhistorisch zu erklären sucht. Eine derartige Darstellung füllt eine klaffende Lücke in unserer historischen Literatur aus. Der frische Ton der Darstellung macht das Werk bei aller Wissenschaftlichkeit und Sachlichkeit zu einer anziehenden Lektüre und sichert ihm die verdiente weiteste Verbreitung. Das ist einmal ein Werk, welches zeigt, daß sich Gelehrsamkeit und gemeinverständliche Sprache nicht ausschließen. Der reiche Illustrations schmuck macht dem Leser umsomehr Freude, als er, vorzüglich ausgewählt, eine notwendige Ergänzung des Textes bildet. Auf den billigen Preis (25 Lieferungen à 60 Pf.) sei wiederholt hingewiesen.

174. Die Religion verdirbt den Charakter. Ein Mahnruf von Hans Roeder. Berlin. H. Walthers. 1902. 64 S. Mk. 1-50.

Eine recht beherzigenswerte Schrift. Wir möchten nicht alles unterschreiben, was der Verfasser gegen die Religion sagt, aber wenn

man bloß an die kirchlichen Religionen denkt, hat der Verfasser wohl meistens Recht.

175. Sozialhistorische Beiträge zur Landesarbeiterfrage in Ungarn. Von Dr. Emil Kun. Jena. G. Fischer. 1903. VIII., 141 S. Mk. 3. (Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. d. S. Herausgegeben von Dr. Joh. Conrad, Professor in Halle a. d. S. 37. Bd.)

Diese Studie ist ein dankenswerter Beitrag zu der Agrargeschichte Europas. Die Agrarverhältnisse Ungarns haben in den letzten Jahren wiederholt die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und es ist sehr erwünscht, daß diese Schrift wissenschaftliche Grundlagen für die Beurteilung der Landarbeiterfrage in Ungarn darbietet.

176. „Freie katholische Universität“ und moderne Wissenschaft. Eine Mahn- und Denkschrift. Von Franz Mach, vorm. Prof. am k. k. Staats-Obergymn. in Saaz. Linz, Wien, Leipzig. Oesterreichische Verlagsanstalt. 127 S. K 1-80.

Eine tapfere Kampfschrift gegen die ultramontanen Bestrebungen in unserem Vaterlande. Der Verfasser rückt mit schwerem wissenschaftlichen Geschütz auf, sodaß das Buch einen positiven Wert hat, indem es zur Bekämpfung der Klerikalen Materiale gibt. Der Reinertrag der Schrift fließt dem Salzburger Hochschulverein zu.

177. Soziale Frauenpflichten. Vorträge, gehalten in deutschen Frauenvereinen: von Alice Salomon. Berlin. D. Siebmann. 1902. 136 S. Mk. 2-20.

Das gute Büchlein enthält fünf Kapitel, offenbar fünf Vorträgen entsprechend: Soziale Hilfstätigkeit, Frauen in der öffentlichen Armenpflege, öffentlicher und privater Kinderschutz, Arbeiterinnenschutz und Frauenbewegung, die Macht der Käuferinnen. Die Verfasserin hat sich schon einen guten schriftstellerischen Ruf erworben, den diese tüchtige Arbeit gewiß nur vermehren kann.

178. Frankreich und Deutschland. Eine Rede für den Frieden von Jean Jaurès, Vizepräsidenten der französischen Kammer der Abgeordneten. Uebersetzt von Dr. Albert Südekum, Mitglied des Deutschen Reichstages. Würzburg. Felix Freudenberger. 1903. 36 S. 60 Pf.

Diese Rede wurde am 23. Jänner 1903 gelegentlich der Budgetdebatte gehalten. Unmittelbar provoziert wurde sie durch Angriffe, die Deschanel gegen Jaurès vom chauvinistisch-patriotischen Standpunkte aus richtete. Die Rede hat sofort in der Presse der gesamten Welt die richtige Würdigung gefunden. Sie verdient es, in vollständiger Form auch den deutschen Lesern bekannt zu werden. Sie ist ein neuerlicher und vollgiltiger Beweis dafür, daß Jaurès ganz unzweifelhaft heute der begabteste und wirksamste Vertreter des Sozialismus in Frankreich ist und daß auf ihm dort seine nächsten Hoffnungen stehen.

Der Alkohol im Lebensprozeß der Rasse.

Mit einer Einleitung über den Begriff der Rasse.

Von Alfred Bloch, Dr. med.

I. Der Begriff „Rasse“.

Ehe wir mit unserem Thema beginnen, ist es notwendig, den Begriff Rasse näher zu fixieren. Das Wort wird heutzutage wissenschaftlich und populär in so verschiedenem Sinne gebraucht, daß man ihm, wenn es in fruchtbarer Weise weiter gebraucht werden soll, den ganz bestimmten Sinn unterlegen muß, den es auf Grund seiner ursprünglichen Bedeutung und der Anwendung einiger Altmeister der Biologie, wie auch Darwin z. B., nur haben kann. Es wird nicht zu umgehen sein, für diese Ableitung etwas weiter auszuholen, was jedoch den Vorteil haben wird, daß wir dann auf einer sicheren Grundlage bauen können.

Seit den fernsten Zeiten wuchert das Lebendige auf der Erde. Uralte Gesteinschichten geben Zeugnis von einfachen Lebensformen. Je neuer die Schichten, umso zahlreicher und mannigfaltiger werden die Formen, bis heute das Leben in millionenfacher Verschiedenheit von einfachsten bis zu reichgegliederten Organismen in unendlicher Zahl von Einzelwesen die Meere und alles Land bevölkert. Unvorstellbar groß ist die Zahl der einzelnen Individuen, die im Laufe dieser Zeitstrecken zugrunde gegangen sind, zahlreiche Arten sind völlig verschwunden, nicht nur durch Umwandlung in andere Formen, sondern auch durch Vernichtung aller ihrer Individuen, aber das Leben selbst ist darüber fortgeschritten und blüht weiter, und der lebendige Stoff hat in allen seinen heutigen Formen hinter sich eine kontinuierlich in der Zeitfolge zusammenhängende lebendige Masse, aus der er hervorgegangen ist. Er gleicht einem Strome, der sich in Form eines Deltas in zahlreiche Stromzweige auflöst, die sich an vielen eingetrockneten Minsalen vorbei immer weiter verzweigen.

Das heute Lebendige stammt in direkter Kontinuität ab von dem vor Aeonen Lebenden, und so wird das künftig Lebendige sich in direktem Zusammenhange erheben aus dem heutigem. Das Leben ist also eine Bewegung bestimmter Art von ungeheurer Dauer, gebunden an hochdifferenzierte Eiweißstoffe. Je nach der Verschiedenheit dieser Eiweißstoffe und also der aus ihnen gebildeten Individuen fließt das Leben

in verschiedenen Strömen hin, die minder gut oder besser von einander gesondert werden können als Rassen, Arten, Gattungen, Familien u. s. w., in einem ähnlichen Sinne, wie sie einige unserer Systematiker, so z. B. Ernst Krause unterscheiden.

Da die einzelnen Individuen dieser Lebensströme sich nicht auf die Dauer erhalten können, so können sie in ihrer Einzelheit auch nicht das eigentliche Lebendige repräsentieren, selbst nicht bei den niedersten Wesen, die sich durch bloße Teilung vermehren, denn auch bei ihnen werden zahllose Glieder der Art hingerafft, und die sichere Lebensfortsetzung beruht nur auf der Vielheit. Das eigentliche Lebendige muß also mehr umfassen und ist erst durch den Kreis ähnlicher Individuen gegeben, die miteinander leben, und deren Generationen-Folgen zusammen einen kleinsten gesonderten Lebensstrom, eine Rasse, ausmachen.

Fragt man nach der Begrenzung eines solchen Lebensstromes, so erhebt sich zuerst die Frage, wie groß muß die Zahl der ähnlichen Individuen sein, um die Dauer des Lebens zu ermöglichen. Das wird offenbar bei den verschiedenen Lebensströmen sehr verschieden sein und abhängen von der Häufigkeit, mit der äußere Einflüsse die Individuen vor und während ihrer Reise vernichten. Ist die Häufigkeit groß, dann wird auch der Kreis der ähnlichen Individuen groß sein müssen, um der Vernichtungs-Möglichkeit zu entgegenen und umgekehrt. Eine Begrenzung der Individuenzahl nach unten ist nicht bloß durch die wachsende Vernichtungs-Möglichkeit gegeben, sondern auch durch die Schäden der Inzucht. Die volle Uebertragung der Kraft und Fruchtbarkeit des Lebens erfordert selbst größere Konglomerate als einzelne Stämme. Jedoch aus demselben Grunde gibt es auch eine Begrenzung der Individuenzahl eines Lebensstromes nach oben, die den Strom nebenbei auch in der Breite von anderen Strömen abgrenzt, denn über eine bestimmte Höhe der Zahl und also Stärke der Verbreitung besitzen die Individuen nicht mehr genügend ähnliche erbliche Regulationen, um denselben vernichtenden und günstigen Einflüssen in demselben Grade ausgesetzt zu sein, so daß ein Teil im Falle der zufälligen Verschönerung nicht mehr denselben Platz in der Natur ausfüllen und nicht mehr denselben Beitrag zur Erhaltung des ursprünglichen Formenkreises leisten kann als der Rest der Individuen, d. h. ins Morphologische übersezt, die erblichen Rassenmerkmale sind zu verschieden geworden. Bei den Wesen mit geschlechtlicher Fortpflanzung kommt noch als Ausfluß und Ausdruck desselben Verhältnisses hinzu, daß bei wachsender Verschiedenheit der Individuen durch eine aufkommende Rassenabneigung infolge des sog. Rassegeföhls eine steigende Herabsetzung der sexuellen Paarungen bis zum Aufhören derselben, ferner in vielen Fällen eine steigende Verminderung der Fruchtbarkeit, oft allerdings erst bei den Nachkommen, eintritt, sowie daß bei diesen die Höhe der Differentiation oder der Vitalität leidet. Der zur Erhaltung eines gesonderten Lebensstromes nötige Kreis von Individuen hat also ein Minimum und ein Maximum der Zahl.

Den Maximalkreis von Individuen, die sich annähernd denselben vernichtenden oder sonst sterilisierenden Schädlichkeiten gegenüber ver-

treten können, die sich also in ihren erblichen Regulationen einander annähernd gleichen, wollen wir, da sie in ihrer Zusammenfassung erst den wahren Lebenssträger bilden, zum Ausdruck der Einheitlichkeit ihres Zusammenhanges mit dem Namen „Rasse“ belegen. Diese Definition paßt für Wesen, die sich ungeschlechtlich und solche, die sich geschlechtlich fortpflanzen. Bei letzteren umgrenzt sich der Maximalkreis noch schärfer dadurch, daß nur die Individuen dazu gehören, die im gesunden Zustande die spontane Neigung und die Fähigkeit haben, sich vollkommen fruchtbar untereinander zu paaren und dabei ihre Anlagen ungeschmälert und ungeschwächt ihren Nachkommen zu übertragen.

Den Begriff dieses soeben definierten Maximalkreises brauchen wir unbedingt, da er — auch beim Menschen — die objektive Lebens-einheit umfaßt, die wir betrachten und in deren Interesse wir arbeiten wollen.

Im „Leben“ ist nicht bei allen Lebensformen Entwicklung mit eingeschlossen. Es leben heute noch Arten, die ungefähr so aussehen wie vor Millionen von Jahren, die sich also nicht weiter entwickelt haben. Wo jedoch eine Entwicklung stattfand, waren es weder einzelne wenige Individuen, noch auch immer die ganze Art, die sich in der neuen Richtung dauernd umänderten, sondern meistens ein gewisser größerer Teil der Art, der sich innerhalb eines optimalen Fortpflanzungskreises durch ähnliches Variieren zahlreicher Individuen, durch ihren Wettbewerb mit zahlreichen mangelhaft variierten Individuen und durch Vererbung der steigenden Variationen ganz allmählich in neue Entwicklungsformen umwandelte. Auch hier gehört, wie man sieht, zur Neuförderung des Entwicklungslebens eine Vielheit von ähnlichen Individuen, die nach außen, d. h. anders gearteten Individuen gegenüber, begrenzt ist durch die abnehmende Neigung zu spontaner Paarung und durch die steigende Unfähigkeit, bei der Kreuzung mit diesen anderen Individuen entweder die volle Fruchtbarkeit zu erzielen, wodurch ein Zurückbleiben im Kampfe ums Dasein bedingt wird, oder die neuen Charaktere ungeschmälert und ungeschwächt zu übertragen, wodurch teils ebenfalls ein Zurückbleiben, teils eine Ablenkung von der neuen Entwicklungsrichtung bedingt wird.

Wir sehen also, daß der maximale Entwicklungskreis durch dieselben Faktoren abgegrenzt wird wie der Erhaltungskreis des Lebens, und daß somit die Rasse nicht nur die Erhaltungseinheit, sondern auch die Entwicklungseinheit des Lebens darstellt.

Dieser hier entwickelte Begriff einer seit fernsten Generationen durchdauernden Lebenserhaltungs- und -Entwicklungseinheit ist es — gerade auch beim Menschen —, an den sich all das Interesse, alle die Liebe und alle die Arbeit hängen, die wir an das „Leben“ knüpfen. Diese Lebens-einheit, die Rasse, ist es deshalb, deren optimale Erhaltung- und Entwicklungsbedingungen, zusammengefaßt in der Rassenhygiene, die einzige sichere Grundlage bilden, die man von der Naturwissenschaft für die Ethik fordern kann, und von der aus andererseits der

moderne Naturwissenschaftler alle transzendentalen Begründungen der Ethik verwirft.¹⁾

Man kann streiten, ob es gerechtfertigt ist, für diesen Begriff das Wort „Rasse“ zu wählen. Aber Neubildungen sind mißlich, und das Wort Rasse wird heutzutage wissenschaftlich nicht nur gleichbedeutend mit „Varietät“ gebraucht, sondern ohnehin schon außerdem in dem Sinne einer physiologisch zusammenhängenden Lebensgemeinschaft, nur daß die bewußte Definition dafür noch ausstand. Zudem bedeutet Rasse ursprünglich im Althochdeutschen Stamm, Geschlecht, Generationenfolge, wodurch der engere Abstammungs-Zusammenhang und das mehr Physiologische gegenüber dem mehr morphologischen Inhalt von Varietät betont wird. Darwin braucht ohne Definition das Wort Rasse übrigens in annähernd demselben Sinne, so in dem Titel seines Hauptwerkes: *Origin of species by means of natural selection or the preservation of favoured races in the struggle for life* (Ursprung der Arten durch natürliche Auslese oder die Erhaltung begünstigter Rassen im Kampf ums Dasein). Die Systematiker mögen deshalb mit den Begriffen Art, Varietät, Subvarietät u. nach ihren morphologischen, oft sehr verschiedenen Bedürfnissen schalten wie sie wollen, das Wort Rasse muß, um der heutigen Verwirrung zu steuern, von dem Teil seiner Doppelbedeutung, der gleich Varietät ist, befreit und für seine andere Bedeutung allein reklamiert werden, nämlich als Erhaltungs- und Umwandlungsorgan einer durchdauernden Lebensinheit, oder als die organische Zusammenfassung der aus ihr sprossenden und sie tragenden Individuen.

Innerhalb einer Rasse nun kann man Kreise engeren Abstammungs-Zusammenhanges und deshalb genauerer Ähnlichkeit der erblichen Anlagen noch als Unterrassen mehr oder minder deutlich abgrenzen, die man im gewöhnlichen Sprachgebrauch selbst bei kleineren Gruppen noch als Rassen schlechtweg bezeichnet. Wenn zwei oder mehrere Unterrassen oder noch nicht genügend lange und scharf von einander abgegrenzte, also erst im Entstehen begriffene Rassen wieder zusammenfließen, so entstehen mehr oder minder heterogene Mischrassen, aus denen wieder einheitlichere Rassen, bezw. Unterrassen hervorgehen können, Mischrassen, die wir wegen der faktischen Verschlingung ihrer Generationenfolgen mit mehr oder minder Recht ebenfalls schlechtweg Rassen nennen können.

Häufig wird Rasse objektiv zusammenfallen mit Varietät, manchmal aber auch mit einer Subvarietät oder mit einer Gruppe von zwei oder mehreren Varietäten oder mit der ganzen Spezies, je nach den ja sehr willkürlich von den Systematikern oft nur auf Grund geringfügiger gestaltlicher Unterschiede geschaffenen Einteilungen.

Wie die Spezies Mensch in Rassen eingeteilt werden muß, oder ob man gar wirklich von „einer menschlichen Rasse“ reden kann, wie das oft geschieht, will ich hier dahingestellt lassen. Für unsere Untersuchung ist es nur von Wert, daß, wenn wir vom Lebensprozeß der

¹⁾ Vgl. Boetj, Ableitung einer Rassenhygiene und ihrer Beziehungen zur Ethik. Vierteljahrscr. f. wissenschaftl. Philosophie, Bd. 19, S. 368. Leipzig, 1895.

Rasse reden, wir nicht an irgend eine abgegrenzte morphologische Varietät denken, sondern an den eben entwickelten, mehr physiologischen Begriff der dauernden Lebensseinheit, ob als Rasse im ganzen Umfang oder als Unterrasse irgend einer Einteilungsstufe oder als Mischrasse irgend eines Vermischungsgrades, ist, abgesehen von einigen bestimmten Ausnahmen, für das Wesen der rassenbiologischen Vorgänge unerheblich.

II. Der Alkohol im Lebensprozeß der Rasse.

Die Rolle, die der Alkohol im Leben des Individuums spielt, kann in den Hauptsachen als leidlich klar gestellt gelten, dagegen wird die Rolle, die er im Lebensprozeß der Rasse spielt, noch lebhaft umstritten. Die einen halten ihn für eine der hauptsächlichsten Ursachen der Entartung und erhoffen von einer starken Temperenz- oder Abstinenzbewegung eine allgemeine Erhöhung des Tüchtigkeitsniveaus, die Anderen sehen im Alkohol durch sein Ausmerzen minderwertiger Menschen einen Förderer der Entwicklung und glauben, daß ein allgemeines Aufhören des Alkoholgenusses durch Beihülfe staatlichen Zwanges nur die Folge haben würde, den Typus des Trinkers vor der Ausmerzung zu schützen, ihm zur ungestörten Erzeugung von Nachkommenschaft zu verhelfen und dadurch die Rasse mit so vielen potentiellen Trinkern zu überladen, daß früher oder später das Trinken heftiger als je ausbrechen würde. Sie vergleichen die Bestrebungen der Alkoholgegner mit dem Verhalten eines Mannes, der eine langschwänzige Hunderrasse züchten möchte dadurch, daß er alle kurzschwänzigen Hunde sorgsam bewahrt und nun mit aller Macht an ihren Schwänzen zieht. Die Vertreter dieser Anschauungen vom Nutzen des Alkohols für die Rasse sind hauptsächlich die drei englischen Biologen Haycraft, Reid und Headley.²⁾

Eine so weittragende Ansicht, die auf wissenschaftlichem Wege versucht, die während eines Jahrhunderts gegen den Alkoholismus gerichtete Arbeit von ganzen Staaten und zahllosen Privaten nicht bloß für überflüssig, sondern direkt für schädlich zu erklären, verlangt eine eingehende Prüfung der gesamten Rolle, die der Alkohol in einer Rasse spielt.³⁾ Und wenn auch diese Prüfung aus vielfachem Mangel der materiellen Grundlagen nicht überall zu wissenschaftlich exakten Resultaten kommen kann und also eigentlich noch nicht an der Zeit ist, so kann sie doch nicht aufgeschoben werden und muß wenigstens hohe Wahrscheinlichkeits-Resultate zu erreichen suchen, weil die große Echar der Gastwirte, Brauer, Brenner und sonstigen Alkohol-Interessenten nicht gezögert hat und auch ferner nicht zögern wird, aus den Ansichten der angeführten Biologen gegen die Alkoholgegner Kapital zu schlagen.

²⁾ Besonders Reid in: *Alcoholism, a study in heredity*. London, 1901.

³⁾ Frühere Verührungen der Frage: Ploetz, Ueber die Alkoholfrage vom Standpunkt der Rassenhygiene. Bericht über den Baseler Kongreß gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Basel, 1895. Und Intern. Monatschr. zur Bekämpfung d. Trunksitten, Oktob. 1895. S. 289. Ferner: *Sozialpolitik u. Rassenhygiene in ihrem prinzipiellen Verhältnis*. Arch. f. soz. Gesetzgeb. u. Stat. Bd. 17, S. 393. März 1902.

Der Lebens- und Entwicklungsprozeß einer Rasse, oder kurz der Rassenprozeß, richtet sich vor allem auf die Erhaltung eines gewissen Zahlenbestandes von Individuen, der wiederum durch ihre Lebensleistungen im Kampf ums Dasein gegen die Natur und andere Rassen bedingt wird, Leistungen, deren Höhe ihrerseits wieder bedingt ist durch die Entwicklung der erblichen körperlichen und geistigen Eigenschaften, d. h. der konstitutionellen Anlagen.

Die Erhaltung der Zahl der Individuen ist zunächst abhängig von der Geburten- und Sterbeziffer. Soll sich eine Rasse erhalten oder gar kräftig vermehren, muß ein Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle vorhanden sein. Abgesehen von der Umgebung sind Geburten- und Sterberate auch wiederum abhängig von den konstitutionellen Anlagen, deren Erhaltung und Erhöhung wir somit jetzt ins Auge zu fassen hätten.

Folgender Mechanismus liegt dabei zu Grunde: Die erzeugten Nachkommen einer Generation sind in Bezug auf ihre Anlagen von ihren Eltern und unter sich verschieden, sie variieren. Die Umgebungseinflüsse, innerhalb deren die Varianten sich befinden, und zu denen für jedes Individuum auch die anderen Individuen gehören, wirken nun verschieden auf die einzelnen Varianten ein, je nach der Widerstandskraft, die sie entgegenzusetzen haben. Es gibt übermächtige Einflüsse, von denen starke und schwache Individuen ohne Rücksicht auf ihre Verschiedenheit gleich leicht betroffen und gleich leicht geschädigt, vernichtet oder sterilisiert werden; man nennt dies wahllose Ausschaltung aus dem Rassenprozeß oder nonselektorische Elimination. Andere Einflüsse sind so abgestuft, daß ihnen nur ein Teil der Varianten erliegt, nämlich solche, die der betreffenden Schädlichkeit nicht dieselbe Widerstandskraft entgegensetzen können wie die übrigen, stärkeren Varianten. Das führt zu einer Ausschaltung, die eine Wahl trifft, zur sogenannten selektorischen Elimination oder kurz Ausmerzung.

Das Resultat ist, daß in diesem Kampf ums Dasein die tüchtigsten Individuen prozentisch öfter erhalten bleiben und öfter zur Erzeugung von Nachkommenschaft gelangen werden als die schwachen Individuen. Der Kampf ums Dasein bewirkt also, daß gegenüber den Erzeugten einer Generation die Erzeuger der nächsten eine Auslese der Tüchtigeren darstellen. Da ferner tüchtigere Erzeuger infolge der Vererbungsgesetze im Großen und Ganzen auch wieder tüchtigere Nachkommen hervorbringen als untüchtige Eltern, so ist der Kampf ums Dasein, gleiche Verhältnisse der Variabilität vorausgesetzt, der große Schützer der Rasse vor Entartung, und bei fortschreitender Variabilität ermöglicht er die Hebung des Gesamtniveaus der Rasse, d. h. der durchschnittlichen Konstitutionskraft ihrer Individuen.

Der Kampf ums Dasein innerhalb einer Generation wirkt in dieser Richtung umso günstiger, je schärfer er ist, d. h. je rauer die Umgebung ist, mit der Maßgabe jedoch, daß er anfängt, ungünstig zu wirken, wenn die Elimination von Individuen einen solchen Grad erreicht, daß durch die steigende Sterbe- und fallende Geburtenziffer die Rasse im Kampf ums Dasein gegen andere Rassen gefährdet wird.

Eine Rasse wird somit im Vergleich zu anderen umso günstiger dastehen, je höher ihr Geburtenüberschuß ist und je höhere Leistungen ihre Individuen nach außen entfalten. Dies alles wird sich wieder umso günstiger gestalten, je besser bei der Erzeugung von Nachkommen die Verhältnisse der Variabilität und der Vererbung sind, je schärfer der Kampf ums Dasein unter den Individuen ist, ohne soweit zu gehen, den Geburtenüberschuß dauernd zu gefährden, und je geringer die wahllose Ausschaltung tüchtiger und untüchtiger Individuen ist, die nur den Geburtenüberschuß vermindert, ohne irgend einen Gewinn zu liefern.

Wie wirkt nun der Alkohol auf diesen ganz kurz skizzierten Massenprozeß ein? Wirkt er bloß nützlich oder bloß schädlich oder beides und in welchem Verhältnis von Nutzen und Schaden?

Man könnte denken, zur Illustration dieser Wirkung wäre es zweckmäßig, einzelne Völker, deren Alkoholkonsum man kennt, daraufhin zu betrachten, wie die Schwankungen des Konsums auf Geburten- und Sterbeziffer, auf Rekrutentauglichkeit, Selbstmorde, Geisteskrankheiten u. s. w. einwirken. Aber man sieht bald, daß die Beziehungen aller dieser Verhältnisse zum Alkohol durchaus nicht so einfach sind, um bindende Schlüsse zu gestatten. Man hat z. B. in Frankreich, das gegenwärtig in Bezug auf Alkoholkonsum an der Spitze der zivilisierten Nationen marschiert, das Steigen der Selbstmorde mit dem steigenden Alkoholkonsum in Verbindung gebracht, darin bestärkt durch das Fallen der Selbstmorde in dem stark ernüchterten Norwegen. Allein in Schweden hat trotz des seit 1830 stark gefallenem Konsums eine große Vermehrung der Selbstmorde stattgefunden. Dasselbe gilt für das starke Anwachsen der Geisteskranken in Frankreich, das sich wie in allen Kulturstaaten auch in Schweden zeigt. Nur in Norwegen, das vielleicht die kernhafteste Rasse Europas birgt, ist das Anwachsen der Geisteskrankheiten weniger rasch. In Schweden setzt zirka 20 Jahre nach dem Abfall des Alkoholkonsums von seiner allerdings enormen Höhe eine stetig zunehmende Erhöhung der Militärtauglichkeit ein. Allein in den Niederlanden findet dasselbe statt, trotzdem der Konsum steigt. Enorm starke plötzliche Steigerungen des Konsums, wie 1876 in Frankreich, kommen in der Sterblichkeit kaum zum Ausdruck, auch nicht in der Kindersterblichkeit, so daß man hieraus nur folgern kann, daß alle diese Zeichen des Lebens noch von anderen starken Faktoren beherrscht werden, so daß die Alkohol-Komponente in dem großen Resultat nicht immer anschaulich erscheint. Das hindert natürlich nicht, daß sie da ist, so wenig wie z. B. der kaum merkbare Einfluß des Krieges 1870 auf die gewöhnlichen Schwankungen der deutschen Mortalitätskurve es aus der Welt schafft, daß der Krieg viele Opfer gekostet hat.

Um deshalb zu einer Erkenntnis der Wirkung des Alkohols auf den Massenprozeß zu kommen, bleibt nichts übrig, als seine Wirkung auf Individuen und Gruppen von Individuen ins Auge zu fassen und daraus dann Schlüsse zu ziehen.

Wo in einem Volk getrunken wird, kommen alle Grade des Genusses vor, von Abstinenz oder äußerster Mäßigkeit bis zum schlimmsten Suff. Zur Erleichterung unserer rassenbiologischen Betrachtung will

ich vier Grade des Genusses unterscheiden, ohne im übrigen behaupten zu wollen, daß sie scharf von einander zu trennen sind. Da uns der Alkohol nur interessiert, insofern er eine Wirkung auf den Menschen ausübt, und da die Einzelnen auf dasselbe Quantum sehr verschieden reagieren, will ich den Genuß nicht nach der absoluten Menge einteilen, sondern nach der Wirkung.

Ich möchte demgemäß unterscheiden:

1. Den un^schädlichen Genuß, bei dem so geringe Mengen in so langen Zwischenräumen getrunken werden, daß die Wirkung stets völlig wieder ausgeglichen und der Körper ad integrum restituiert wird. Es handelt sich hier für den Durchschnitt der Menschen um den Genuß so außerordentlich geringer Mengen Alkohol, daß er nahe an die Abstinenz streift. Das schließt nicht aus, daß während der Wirkung selbst eine Herabsetzung der Leistungsfähigkeit, besonders der geistigen, vorhanden ist. Ist doch z. B. auch die Ermüdung ein Zustand, der mit einer Herabsetzung der Leistungsfähigkeit verbunden ist, und von dem trotzdem der Körper völlig unverfehrt wiederhergestellt wird.

2. Den ganz mäßigen Genuß, bei dem infolge der größeren aufgenommenen Menge oder des geringeren Zwischenraums zwischen den auf einander folgenden Genußakten die Regulations-Mechanismen des Körpers nicht mehr ausreichen, um die völlige Wiederherstellung der geistigen und körperlichen Funktionen zu bewirken. Jedoch werden bei diesem zweiten Grad des Genusses die Keimzellen noch nicht jenseits ihrer Regulationskräfte affiziert.

3. Den mittelmäßigen Genuß, bei dem Quanta und Zwischenräume so beschaffen sind, daß neben der höheren Schädigung des Körpers und Geistes nun auch noch eine Schädigung der Keimzellen beginnt, die nicht wieder ausgeglichen wird. Die Qualität des Nachwuchses leidet. Allein die Beeinträchtigung der Vorgänge der Fortpflanzung ist noch nicht so schwer, um auch die Rate der Fortpflanzung nachweisbar zu vermindern.

4. Den übermäßigen Genuß, bei dem die genossenen Mengen so sehr gestiegen sind, bezw. die Wiederholungen des Genusses sich so rasch folgen, daß die Schädigungen von Körper, Geist, Keimzellen und Nachwuchs die höchsten Grade erreichen, und daß dazu nun auch noch die Rate der Fortpflanzung in allen Abstufungen leidet bis zum völligen Erlöschen der Zeugungsfähigkeit.

Noch ein paar Worte zur Berechtigung dieser Einteilung. Was die Abtrennung eines unschädlichen Genußgrades von den drei anderen schädlichen Graden anlangt, so müßte allerdings erst strikt bewiesen werden, daß eine völlige Wiederherstellung im strengsten Sinne auch nach kleinsten Genußquanten eintritt. Dafür ist bis jetzt kein Material vorhanden, allein ebenso wenig für die Schädlichkeit minimaler Dosen, während die volle Wiederherstellung im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht wird durch die Beobachtung des täglichen Lebens, durch die Experimente Kräpelin's und seiner Schule, durch das von Rencki nachgewiesene Auftreten von Alkohol bei der gewöhnlichen Darmverdaunung und durch die Analogie mit dem Verhalten der lebendigen Substanz

überhaupt, die durch geringe äußere Einflüsse gesetzte Störungen erfahrungsgemäß völlig wieder ausgleichen kann.

Gegenüber dem ersten Genußgrade haben die drei höheren das Gemeinsame, daß die Regulationskräfte des Körpers überschritten werden, und der Körper ein anderer, geringwertigerer geworden ist, weil er seinen alten Kräftestand nicht wieder erreicht hat. Das kann schon bei verhältnismäßig geringen Mengen vorkommen, sofern sie nur täglich genossen werden. Die neue Wirkung setzt sich auf die alte, ehe die alte verklungen ist, und die Effekte summieren sich, so daß die Leistungsfähigkeit sinkt, vorläufig bei nachfolgender Abstinenz nur auf eine gewisse Zeit und reparabel, bei größeren und häufigeren Genußmengen dagegen trotz nachfolgender Abstinenz nur zu einem Teil reparabel, während ein anderer Teil unwiederbringlich dahin ist. Der starke Trunk läßt diesen letzten Teil immer mehr anwachsen und führt schließlich zu den jammervollen Ruinen der eigentlichen Säufer.

Innerhalb dieses großen Bereichs des schädlichen Genußes gilt es nun, einige Etappen zur Uebersicht zu gewinnen. Es ist kein Zweifel, daß man eine leichte Herabsetzung der individuellen Tüchtigkeit bereits bei Graden des Genußes sieht, bei denen eine Herabsetzung der Anlagen des Nachwuchses nach unserer gewöhnlichen Art zu urteilen nicht in die Augen fällt. Daraus entnehme ich die Berechtigung der Abgrenzung eines zweiten, ganz mäßigen Genußgrades, bei dem nur das trinkende Individuum in seiner Leistungsfähigkeit beeinträchtigt wird, von dem dritten, dem mittelmäßigen, und dem vierten, dem übermäßigen Genußgrade, bei welchen beiden auch eine Schädigung der Nachkommenschaft eintritt.

Man könnte gegen diese Abgrenzung einwenden: notorisch werden bei den verschiedenen Individuen die einzelnen Organe verschieden stark geschädigt, so könnten zufällig bei einzelnen Individuen die Geschlechtszellen weniger geschädigt werden, zufällig, aber nicht so regelmäßig, daß im allgemeinen ein stärkeres Quantum Alkohol dazu gehört, auch die Keimzellen zu schädigen, als nur die Körperzellen. Allein außer der persönlichen Beobachtung, die ich bei einer größeren Sammlung von Familientafeln oft genug machen konnte, daß in Familien, wo die Kinder durch elterlichen Trunk eine, wenn auch nur geringfügige Schädigung erkennen ließen, der betreffende Elter längst vorher körperliche und geistige Schäden erlitten hatte, und andererseits, daß ein Elter zwar in geringem Grade durch seine Trinksitten geschädigt wird, aber doch seine Kinder durchschnittlich nicht schlechter als andere von sehr mäßigen Eltern sind; außer diesen persönlichen Beobachtungen lehrt uns das der augenscheinliche Zustand unseres Volkes. Denn wir müßten längst eine durch und durch verrottete Gesellschaft sein, wenn der besonders im Mittelalter so weit verbreitete sogenannt mäßige Trunk unserer Vorfahren ihre Keimstoffe in eben demselben Grade affiziert hätte wie ihre Körper.

Einige biologische Erwägungen können uns dieses Verhalten des Keimplasmas plausibel machen. Ganz abgesehen davon, daß ein höherer Schutz der Keimzellen bei allen Tieren im höchsten Maße im Sinne

der Erhaltung wirken mußte und zur Einbettung der Keimzellen ins Innere der Körper führte, sehen wir, daß im Körper wenigstens der höheren Tiere noch ganz spezielle Vorrichtungen bestehen, die wohl geeignet sind, als besondere Schutzapparate für den Keimstoff angesehen zu werden. So ist das menschliche Ei umhüllt zuerst von einer festen Haut, die ihrerseits wieder von einem Wall von kleinen Zellen umgeben ist. Niemals, auch nicht, wenn es reißt und in den Eileiter ausgestoßen wird, kommt das Ei in direkte Berührung mit dem Blut- oder Lymphstrom, wie das z. B. bei der Leberzelle der Fall ist. Keine Kapillare umspült direkt die Eizelle, und sowie es, noch umgeben von seinen Schutzzellen und fortgeschwemmt durch den Strom der Follikelflüssigkeit, in die Mündung des Eileiters gerät, ist es von Sekreten umgeben, aber nicht von einfachem Gewebswasser. Ähnlich verhält es sich mit dem Samensaden. Eine feste Haut umhüllt die Lappen der Keimdrüse, und nirgends tritt ein Blutgefäß direkt an eine Samenzelle oder ihre Abkömmlinge. Außerdem liegen in der Keimdrüse die gebildeten Samensäden in dichten Haufen zusammen, und der Alkohol, der doch etwa noch hindurchsickert, trifft zuerst die äußersten und kann bei nicht zu großer Menge völlig gebunden werden, ehe er die innersten Samensädenköpfe erreicht. Vielleicht ist diese Art Giftschutz einer der Gründe für die ungeheuer große Zahl der Samensäden im Vergleich zu den mehr direkt geschützten Eiern. Auch beim Transport von der Keimdrüse nach den Samenblasen und weiter sind die Samensäden nur noch von Drüsensekreten umgeben.

Und das wissen wir bestimmt, daß, sobald sich eine Zellschicht, wie beim Eisfollikel und auch bei der Drüse, zwischen Blut- und Drüseninhalt befindet, ein wählender Prozeß der Stoffe stattfindet. Speziell in Bezug auf den Alkohol wissen wir, daß z. B. in der Brustdrüse, die ja auch zu den Fortpflanzungsorganen gehört, der Drüseninhalt, die Milch, lange Zeit keinen Alkohol enthält, auch wenn das Blut ihn birgt. Erst bei sehr großem Alkoholgenuß geht ein klein wenig in die Milch über. Gerade so wählend verhält sich die Brustdrüse bei einer Reihe anderer Gifte. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß ähnliche Schutzvorrichtungen, die ja für die Erhaltung der Rasse von enormer Wichtigkeit sind, auch für die Keimdrüsen existieren. Uebrigens muß, abgesehen von chemischen Vorgängen, durch das Nichtberühren des Blutes mit den Keimstoffen bereits eine Art räumlicher Schutz als sicher angenommen werden, denn bei geringem und nicht allzu lange andauerndem Gehalt des Blutes an Alkohol wird beim Passieren des letzteren durch die das Keimplasma absperrenden Schichten ein Teil chemisch aufgezehrt werden, so daß entweder gar kein Alkohol mehr bis zum Keimplasma hindringt oder nur ein prozentisch abgeschwächter.

Aus allen diesen Beobachtungen und Erwägungen erscheint es für unsere Betrachtung am erspriechlichsten, von dem schädlichen Alkoholgenuß erst einmal denjenigen Grad als ganz mäßigen abzuspalten, der den Körper, aber noch nicht die Keimstoffe schädigt.

Demgemäß haben die beiden höheren Genußgrade das gemeinsame Charakteristische, daß zu den stärkeren individuellen Schädigungen nun

auch noch die Beeinträchtigung der Fortpflanzung kommt. Allein das ist für unsere rassenbiologische Betrachtung ein noch zu weiter, wenig fruchtbarer Begriff, für den wir nach einer natürlichen Einteilung suchen müssen. Diese ergibt sich in einfacher Weise aus der Betrachtung des Verhaltens der Fortpflanzung bei wachsendem Trunk. Fortpflanzung im strengen Sinne ist die Produktion und Aufzuehung von Nachkommen bis zu ihrer vollen Reife, d. h. bis zu ihrer eigenen vollen Fortpflanzungs-Fähigkeit. Der gewöhnliche Verlauf der Dinge beim Trinken nun ist der, daß zuerst leicht degenerierte Kinder erzeugt werden, daß dann bei steigender Unmäßigkeit die Degeneration wächst und zu erhöhter Sterblichkeit vor der Reife führt, bis dann beim stärksten Suff schließlich Unfruchtbarkeit eintritt. Auch wenn man relativ nicht so schlimme Trinker mit von Anfang an schlimmeren Trinkern vergleicht, macht man im allgemeinen die Beobachtung, daß bei ersteren trotz der leichten Degeneration der Kinder ihre Zahl bis zur Reife keineswegs gelitten hat, während bei den schlimmeren Säufern neben der stärkeren Degeneration und zum Teil durch diese auch die Zahl vermindert wird, selbst bis zum Aufhören der Fruchtbarkeit. Also zuerst wird bei der Fortpflanzung von Trinkern das Quale geschädigt, dann das Quantum. Hieraus ergibt sich zwanglos die Spaltung der höheren Genußgrade in den dritten, den mittelmäßigen Grad, der die Fortpflanzung nur durch Beeinträchtigung der Anlagen der Nachkommen schädigt, und in den vierten Genußgrad, den übermäßigen, der neben einer erhöhten Beeinträchtigung der Anlagen die Fortpflanzung auch noch durch Herabsetzung ihrer Rate schädigt, sei es durch erhöhte Sterblichkeit der Kinder vor ihrer Reife, sei es durch direkte Verminderung der Zahl der Erzeugten bis zur Unfruchtbarkeit.

Mit dieser Einteilung will ich natürlich nicht behaupten, daß in absolut allen Fällen der steigende Alkoholgenuß so vorgeht, daß er zuerst nur die Körper-, dann erst die Keimzellen schädigt, und diese letzteren wiederum so, daß er zuerst nur die Qualität der Nachkommen und dann erst die Fortpflanzungsrate angreift. Allein es scheint mir sicher, daß so das regelmäßige, typische Verhalten ist, und daß Abweichungen davon die Ausnahmen bilden.

Man kann darüber rechten, ob ich die vier Grade des Trinkens, von denen es mir nicht zweifelhaft scheint, daß sie die einzige rassenbiologisch brauchbare Einteilung darstellen (man könnte höchstens noch vom vierten Grad einen höheren abtrennen mit einer Fortpflanzungsrate gleich Null), ob ich diese vier Grade, besonders den zweiten und dritten zweckmäßig benannt habe. Ich habe für die beiden letzteren deshalb die Worte ganz mäßig und mittelmäßig gewählt, weil der Genuß, der bei uns tatsächlich noch als „mäßig“ (bei vielen Ärzten als „sogenannt mäßig“) bezeichnet wird, bei den meisten Individuen den zweiten und dritten Grad umspannt. Viele, deren Trunk bereits leicht degenerierte Kinder entstammen, würden es gerade wie ihre Freunde mit Entrüstung zurückweisen, wollte man sie nicht in die Kategorie der „Mäßigen“ einreihen. Andererseits betrifft der unschädliche Genuß, der erste Grad,

so kleine Mengen, daß er noch gar nicht heranreicht an den gewöhnlich vom Volke selbst als sehr mäßig bezeichneten Genuß. Es bleibt also nichts anderes übrig, als das Wort „mäßig“ entsprechend dem Volksgebrauch auf den zweiten und dritten Grad anzuwenden. Zur Unterscheidung der beiden Grade von einander gibt es dann kaum viel anderes als „ganz mäßig“ und „mittelmäßig“ oder wenigstens sehr ähnliche Benennungen. Wem die Worte nicht behagen, mag sich an die Ordnungsziffern halten.

Wir wollen uns nun näher damit befassen, wie die vier Genußgrade auf die für die Klasse wichtigsten Lebensäußerungen der Individuen einwirken.

Was zunächst die Leistungen bei körperlicher und geistiger Arbeit anlangt, so bewirken alle vier Grade eine fortschreitende Verminderung der sonst möglichen Leistung. Das strenge Trainieren vor höchsten Sportsleistungen erfordert nicht etwa nur große Mäßigkeit im Alkoholgenuß, sondern volle Abstinenz. Abteilungen von Soldaten leisteten mehr ganz ohne als mit Alkohol. Dasselbe zeigte sich bei Schriftsetzern. Nordpol-Expeditionen machten ähnliche Erfahrungen. Helmholtz erklärte die kleinsten Dosen als schädlich für wissenschaftliche Konzeptionen. Goethe sagte: „Ich trinke fast keinen Wein und gewinne fast täglich mehr Blick und Geschick zum tätigen Leben“; und weiter: „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wäre ich sehr glücklich“; zum Schluß über Schiller: „Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig, aber in Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Bifor oder ähnliche Spirituosen zu steigern. Dies zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich.“ Von der verminderten Leistung abhängig ist auch die Vermehrung der Unfälle, da es oft genug Situationen gibt, in denen ein auch nur geringes Nachlassen der Körperkraft, der Sinne, der Aufmerksamkeit oder Assoziationsfähigkeit genügt, um einen Unfall herbeizuführen.

Auf alle die verschiedenen Arbeitsleistungen des Körpers und Geistes hat der Alkoholgenuß nicht nur durch seine temporäre Wirkung einen herabsetzenden Einfluß, sondern beim zweiten, dritten und vierten Grad des Genußes auch dadurch, daß das Ausbleiben der vollen Restitution die Organe auf ein zeitweilig oder dauernd niedrigeres Niveau der Leistungsfähigkeit herabdrückt.

Das gilt natürlich auch für die moralischen Funktionen des Hirns. Der Trunk der letzten drei Grade erhöht progressiv durch Schädigung der höheren Hemmungsorgane sowohl bei der temporären wie der Dauermwirkung des Alkohols die Neigung, den oft auch noch durch ihn erhöhten verbrecherischen Antrieben Folge zu leisten. Besonders gilt dies für Brutalitäts- und Sittlichkeitsverbrechen. Der hohe Anteil von Trinkern unter diesen Verbrechern sowie die Häufung der Delikte an den Tagen vermehrten Alkoholgenusses deuten auf diesen Zusammenhang. Jedermann kennt die Zerrüttung des Säufers in ethischer Beziehung, die sich besonders auch in der traurigen Gestaltung seines Familienlebens ausspricht.

Eine fernere Wirkung des schädlichen Alkoholgenusses, also der drei letzten Grade, bezieht sich auf die vermehrte Neigung zu Erkrankungen. Wie durch Versuche von Gruber, Laitinen u. a. an Tieren nachgewiesen ist, erleichtert der Alkohol die Erkrankung an allerlei Infektionskrankheiten. Auch beim Menschen wissen wir, daß er die Disposition zu bestimmten Infektionskrankheiten, besonders Lungenentzündung und Tuberkulose, erhöht, daß er dazu allerhand andere Krankheiten begünstigt oder hervorruft, wie Geistes- und Nervenkrankheiten, Gicht, Fettsucht, Leberverhärtung, Nierenentzündung u. s. w. Auch vermehrt er, wohl nicht so sehr durch seine chemischen Wirkungen auf die Gewebe als indirekt durch seine Wirkungen auf den Geschlechtstrieb, den er fördert, und auf die sittlichen und intellektuellen Hemmungen, die er lähmt, die Möglichkeit, ansteckende Geschlechtskrankheiten zu erwerben. Dort wo man die Zahl der jährlichen Krankheitstage bei Krankenkassen von Abstinente und Nichtabstinente untersucht, fand man, daß diese Krankheitstage in allen Lebensaltern der erwachsenen männlichen Mitglieder etwa 2—3mal weniger betragen als bei den anderen Klassen, die im übrigen Säufer nicht unter sich dulden.

Der Grund der erhöhten Morbidität ist nicht nur in der direkten physiologischen Wirkung des Alkohols zu suchen, sondern auch in den indirekten Wirkungen, die dadurch eintreten, daß ein großer Teil der Einnahmen, besonders bei den ärmeren Klassen, in Alkohol (Schnaps, Bier, Wein, Most) angelegt und so den notwendigen Nahrungsmitteln entzogen wird, sowie daß der Trinker durch den Verfall seiner Leistungen in Armut, Not und Schmutz gerät, alles Momente, die die Neigung zu Erkrankungen vergrößern. Dieselbe indirekte Wirkung des Alkohols durch Verschlechterung der Nahrung hat natürlich auch statt für alle die Leistungen, von denen wir vorher sprachen, denn ohne zureichende Ernährung erreichen weder körperliche noch geistige Leistungen ihr Optimum. Auch für die Sterblichkeit, die wir jetzt betrachten wollen, gilt dieses indirekte Moment.

Die Lebensdauer des Individuums wird durch den zweiten, dritten und vierten Grad des Trinkens progressiv abgekürzt. Teils folgt dies schon aus unseren bisherigen Betrachtungen über die Vermehrung der Unfälle, der Verbrechen, der Armut, der Krankheiten u. s. w., teils unmittelbar aus der Statistik. In den Berufen, die mit Alkohol zu tun haben, Kellner, Gastwirte, Brauer, finden wir eine außerordentlich hohe Sterblichkeit. In den Jahren 1891—99 starben in 15 größeren Städten der Schweiz mit ca. 560.000 Einwohnern von den 20—40jährigen Männern 10·5%, von den 40 bis 60jährigen Männern 15·5% direkt oder indirekt am Trunk, und zwar laut den offiziellen ärztlichen Totenscheinen. Daß aber auch schon die schwächeren Grade des Trinkens das Leben verkürzen, erhellt aus der Statistik der englischen Lebensversicherungen (auch der auf Gegenseitigkeit beruhenden), die für die Abstinente eine um mehrere Jahre höhere Lebensdauer aufweist, als für die übrigen Versicherten, d. h. für die Mäßigen, denn irgendwie Unmäßige nimmt keine dieser Gesellschaften auf.

Nun zur Fortpflanzung, und zwar zuerst zur Qualität der Nachkommen. Die Tatsachen, die die Entartung von Trinkerkindern illustrieren, sind so oft bei Gelegenheit der Kongresse und sonst vorgebracht worden, daß ich auf ein ausführliches Eingehen verzichte. Ich kann mich hier einfach auf die Untersuchungen meiner verehrten Lehrer Forel, Demme und Bunge berufen, speziell auf die Familienstatistiken Demmes, Degrains, Dugdales, Starks, Arrivées, auf die Tierexperimente Mairéts und Combemales, Hodges und Lattinens und auf die Untersuchungen über das häufige Vorkommen von Trunksucht bei den Eltern von Idioten, Epileptikern, Geisteskranken, Verbrechern und allerlei Entarteten (ich erinnere nur an die Familienuntersuchungen, die Koller auf Forels Veranlassung angestellt hat), was alles im Zusammenhang beweist, daß Trunksucht der Eltern zur Entartung der Nachkommenschaft führt. Ich will ferner hinweisen auf die höchst wichtigen Untersuchungen Bunges, der aus 600 beobachteten Fällen schloß, daß der Alkoholismus der Väter eine Hauptursache dafür ist, daß die Töchter die Fähigkeit verloren, ihre Kinder zu stillen. Prof. Bunge ermächtigte mich vor kurzem, mitzuteilen, daß sich seine Statistik um weitere 700 Fälle vermehrt hat, die den von ihm aufgedeckten Zusammenhang nur noch stärker hervortreten lassen.

Die Demme'sche Arbeit, zwar klein, aber für unsere Zwecke sehr lehrreich, will ich deshalb hier noch besonders erwähnen. Er verglich 10 Trinkerfamilien mit 10 Familien sehr Mäßiger, die unter sonst ähnlichen Verhältnissen lebten und mit Rücksicht auf eine möglichst große Kinderzahl ausgesucht waren. Die Mäßigen hatten unter ihren Kindern 82% gesunde und normale, die Trinker dagegen umgekehrt 82% entartete und nur 18% anscheinend normale. Die Entartung stieg mit der Zahl der Trinker in der Aszendenz. Wo Vater und Mutter tranken, gab es unter den Kindern nicht ein einziges normales.

Das Material aller oben genannten Forscher bezieht sich hauptsächlich auf starke Grade des Trinkens und auf die höheren Teilgrade des mittelmäßigen Trinkens. Daß aber auch die niedrigen Teilgrade des mittelmäßigen Trinkens zu einer, wenn auch entsprechend geringen Degeneration führen müssen, erhellt daraus, daß von den 82 Prozent anormalen Kindern der Demme'schen Trinker zu den 18 Prozent anormalen der ganz Mäßigen nicht eine unüberbrückte Lücke sein kann. Bei anderen Forschern sind die Ergebnisse im Prinzip dieselben, wenn auch nicht so scharf in Zahlen gefaßt: bei den eigentlichen Trinkern wird die Entartung der Nachkommen so häufig und in so augenfälligen Graden beobachtet im Verhältnis zur Nachkommenschaft der ganz Mäßigen, daß gerade wie bei Demme eine klaffende Lücke konstatiert werden muß. Anzunehmen, daß dieser klaffenden Lücke in der Beobachtung eine solche im tatsächlichen Verhalten der Nachkommenschaft entspricht, wäre vom biologischen Standpunkt aus einbarer Unsinn. Man ist einfach gezwungen, die Uebergänge von den geringen und nicht so häufigen Degenerationen der Kinder ganz Mäßiger zu den starken und häufigen Degenerationen der Trinkerkiner dort zu suchen, wo die Eltern nicht mehr ganz mäßig und noch nicht stark

trinken, d. h. innerhalb des dritten, des mittelmäßigen Genußgrades. Mit anderen Worten: die durch elterlichen Alkoholgenuß erzeugten Entartungen des Nachwuchses werden im allgemeinen, sofern sie leichter Natur sind, von den mittelmäßig Trinkenden, sofern sie schwererer Natur sind, von den übermäßig Trinkenden erzeugt. Also bereits der mittelmäßige Genuß kann zur Degeneration der Kinder führen, das muß scharf betont werden. Welche durchschnittlichen absoluten Genußmengen hier in Frage kommen, ist schwer zu sagen und für die Individuen verschieden. Sicher ist, daß ein großer Teil des im Volke als mäßig bezeichneten Genußes in den dritten, den mittelmäßigen Grad hineinreicht.

Was die Richtungen der Degenerationen anlangt, so kommen ganz überwiegend Defektbildungen vor, so z. B. Herabsetzung der Körpergröße, der Maße des Schädelteils des Kopfes, andererseits aber auch Tendenz zum Wasserkopf, Disposition zu Tuberkulose, zu Geistes- und Nervenkrankheiten, moralische Defekte, die zu Verbrechen disponieren, alle Grade vom leichtesten Schwachsinn bis zum schwersten Blödsinn u. s. w. Die weitere Aufzählung würde hier zu weit führen. Nur muß noch betont werden, daß der schlimme Einfluß des elterlichen Alkoholgenusses auf die Nachkommen sich durchaus nicht bloß in offenkundigen Degenerationen zu zeigen braucht. Er wird sich in mehr latenter Weise auch darin zeigen, daß er vorhandene Regenerations-Tendenzen nicht oder nicht voll aufkommen läßt, die sonst vielleicht die in irgend einer Hinsicht defekten Anlagen der Eltern wieder auf einen normalen Durchschnitt gehoben hätten, sowie auch darin, daß er etwaige progressive Variations-Tendenzen schädigt oder gänzlich im Keime ersticht, was besonders da von Bedeutung ist, wo vollkommene Hirnanlagen ins Spiel kommen.

Wie schon erwähnt, beobachten wir die schwereren Degenerationen bei dem vierten Genußgrade, dem übermäßigen. Hier fängt nun auch die quantitative Herabsetzung der Fortpflanzung an. Da dies des öfteren von autoritativer Seite angezweifelt wurde, und der Punkt sehr wichtig ist für die Frage, ob überhaupt eine Elimination der Trinker vor sich geht, müssen wir den Gegenstand etwas ausführlicher betrachten. Fortpflanzung, sagen wir, bedeutet die Erzeugung einer gewissen Zahl von Kindern und ihre Aufbringung bis zur völligen Reife, d. h. bis zur Möglichkeit ihrer eigenen Zeugungstätigkeit. In Bezug auf die Zahl der reifen Kinder kann man eine absolute und eine relative Fortpflanzung unterscheiden. Die absolute liegt dann vor, wenn die Eltern ihren absoluten Erfsatz produziert haben, also zwei reife Nachkommen, die relative, wenn die Eltern so viele reife Nachkommen produziert haben, wie dem elterlichen Durchschnitt in der Klasse entspricht, d. h. wie der Erhaltung ihres Blutanteils in der neuen Generation oder darwinistisch ausgedrückt, wie ihrer Erhaltung im Kampf ums Dasein entspricht. Die absolute Fortpflanzung bezieht sich also auf den Erfsatz der absoluten Ziffer der Eltern, die relative auf den Erfsatz ihres relativen Anteils an der Klasse. Bleibt die Fortpflanzungsrate hinter diesem rassenmäßigen Erfsatz in gerin-

gerem oder stärkerem Grade zurück, so bedeutet dies, abgesehen von nonselektorischen Einflüssen, ein geringeres oder stärkeres Unterliegen im Kampf ums Dasein, steigt sie über den rassenmäßigen Erfaß, einen Sieg.

Die Fortpflanzungsrate kann nun auf zweierlei Weise verringert werden, erstens durch erhöhte Sterblichkeit der erzeugten Kinder bis zu ihrer Reife und zweitens durch Verminderung der Fruchtbarkeit selbst. Daß die Kindersterblichkeit in Trinkerfamilien sehr groß ist, lehren die Beobachtungen von zahlreichen Forschern. Bei den Demmeschen Trinkern starben 44% der Kinder in den ersten Monaten, gegen 8% bei den Mäßigen. Kende konstatierte in 21 Familien, wo beide Eltern tranken, eine Kindersterblichkeit von über 60%. Arrivéé fand, daß bei 81 Trinkerfamilien aus dem Arbeiterstande 57% der Erzeugten bis zum 6. Lebensjahr gestorben waren. Die 600 Kinder der Trinkerinnen Sullivans wiesen bis zum 2. Lebensjahr eine Mortalität von 55% auf, während bei nüchternen Müttern derselben sozialen Lage die analoge Ziffer 24% war, also weniger als die Hälfte.

Ueber die Verminderung der Fruchtbarkeit ist wenigstens bei den stärksten Säufern kein Zweifel möglich. Die ältesten Angaben stammen von Lippich, der in Laibach 200 Säufers und Säuferinnen beobachtete. Von den verheirateten Säufers waren 19% unfruchtbar, von den Säuferinnen 28%, also wohl das doppelte bis dreifache des gewöhnlichen Satzes. Auch sprach Lippich als Resultat seiner Untersuchungen aus, daß die Fruchtbarkeit abnahm, je höhere Grade der Trunk erreichte. Von Kendes 21 Familien, wo beide Eltern tranken, waren 10 unfruchtbar, während in den übrigen 11 Familien nur 24 Kinder erzeugt wurden, d. h. etwas über 2 in einer Familie. Ein ärztlicher Verein in Ringköbing in Dänemark untersuchte 132 Trinker, die von 1881—90 dort ärztlich behandelt wurden. Von den verheirateten Trinkern hatten nicht weniger als 40% keine Kinder. Diese dänischen Zahlen beweisen die Verminderung der Unfruchtbarkeit zwar nicht in strengem Sinne, da nichts darüber berichtet wird, ob alle Ehen vollendet sind, und ob die „Kinderlosigkeit“ hier nicht auch durch abnorm hohe Kindersterblichkeit mitbedingt worden ist, machen den angenommenen Sachverhalt aber höchst wahrscheinlich. Dafür fällt noch ins Gewicht, daß nach den Erfahrungen Sullivans und anderer die Fruchtbarkeit mit der Dauer der Trinkererei rapide abnimmt. Ebenso sicher jedoch wie aus Lippichs Statistik folgt sie aus den Beobachtungen Simmonds. Er fand nämlich bei 1000 Sektionen männlicher Leichen 125mal keine Samensäden, bei chronischen Alkoholisten waren in 60% der Fälle keine vorhanden.

Betrachten wir nun die Bedeutung dieser und ähnlicher Erfahrungen über erhöhte Kindersterblichkeit und verminderte Fruchtbarkeit für die Fortpflanzungsrate bei chronisch alkoholisierten Eltern. Der mittelmäßige Alkoholgenuß der Eltern kann infolge seiner nur leichten degenerativen Tendenzen die Kindersterblichkeit natürlich nur in sehr geringem Maße erhöhen. Denn manche leichten Degenerationen, wie z. B. bestimmte Fehler an den Augen, können künstlich (Brillen zc.)

soweit verbessert werden, daß sie kaum noch einen Nachteil im Kampf ums Dasein ausmachen, ein Herabsetzen der Körperstatur schützt vielleicht vor dem Kriegsdienst u. s. w. Durch die bloßen Hemmungen der fortschreitenden Variabilität kommt eine Steigerung der Kindersterblichkeit überhaupt nicht in Frage. Trotzdem müssen die leichten Degenerationen doch vielfach eine geringe Schwächung im Kampf ums Dasein bedingen und deshalb muß eine, wenn auch nur wenig gesteigerte Sterblichkeit bei den betroffenen Nachkommen angenommen werden. Jedoch nicht anzunehmen und auch aus der Beobachtung von Familien nicht zu schließen ist, daß dadurch bereits eine Herabsetzung der Fortpflanzungsrate eintritt. Ich habe aus meiner Praxis durch die Klagen kinderreicher Mütter entschieden den Eindruck, daß der mittelmäßige Alkoholgenuß die Eltern, wohl infolge der öfteren gelinden Alkoholisierung, zu leichtsinnigen Zeugungen bringt, die sonst vermieden worden wären.

Also die erste leichte Erhöhung der Kindersterblichkeit wird noch durch eine leichte Erhöhung der Fruchtbarkeit balanziert werden. Wo das nicht mehr der Fall ist, weil durch den stärkeren Trunk Degeneration und Sterblichkeit der Kinder steigen und die elterliche Fruchtbarkeit allmählich sinkt, beginnt die unzweifelhafte Herabsetzung der Fortpflanzungsrate, und wir haben es mit dem vierten, dem übermäßigen, Genußgrade zu tun. Die individuelle Fortpflanzung sinkt durch alle Werte bis Null. Als Klasse genommen erreichen die übermäßigen Trinker die volle relative Fortpflanzung, den rassenmäßigen Ersatz nie mehr, die volle absolute, den Elternersatz oft nicht mehr. Hier liegt also auch ein teilweises oder gänzlich Unterliegen im Kampf ums Dasein, eine Ausmerzang, vor.

Bei der Wichtigkeit dieses Punktes will ich das vorhandene Material, soweit es mir zugänglich ist, zur Stütze heranziehen. In den 10 Trinkerfamilien Demmes, die noch außerdem mit Rücksicht auf Fruchtbarkeit ausgesucht waren, wurden 57 Kinder erzeugt. Von diesen starben 26 vor der Reise, 7 waren Idioten und von den übrigbleibenden 24 Kindern fallen als Heiratskandidaten noch 5 aus wegen Wasserkopf und Zwergwuchs, so daß nur 19 übrigbleiben. Das ist für 10 Familien nicht einmal mehr ein voller Ersatz der Eltern. Dazu kommt, daß der Rest von 19 zum großen Teil noch dem Kindesalter angehört, also bis zur Reise noch der Sterblichkeit tributpflichtig ist, überdies in sich ein Kind mit Klumpfuß, eines mit doppelter Hasenscharte, 5 mit Epilepsie und nur 10 normale enthält, somit sicher nicht durchweg zur Reise und zur Kindererzeugung kommen würde. Auch die in diesen, bereits älteren Ehen etwa später noch erzeugten Kinder werden an dem Resultat wenig ändern, denn wie wir schon erwähnten, fällt die Fruchtbarkeit und besonders auch die Vitalität der erzeugten Trinkerinder mit dem Alter der Ehe rapide ab.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den 382 Erzeugten der 81 Trinkerfamilien Arrivées. Ein Alter von 6 Jahren erreichten nur 164 Kinder. Das wäre weit unter dem rassenmäßigen Ersatz,

aber noch etwas über dem der Eltern. Allein unter diesen 164 Kindern befanden sich eine ganze Reihe von Idioten, Epileptiker, Geistesranke und ein volles Drittel war tuberkulös, so daß bis zur Reife noch so viele gestorben sein oder sonst als Erzeuger nicht in Betracht kommen werden, daß auch der Elternersatz mit Sicherheit nicht erreicht werden wird, also auch nur von einer vollen absoluten Fortpflanzung nicht im entferntesten die Rede sein kann. Die später in den Ehen etwa noch erzeugten Kinder können, wie wir bereits sahen, das Resultat höchstens noch schlimmer gestalten. Rendes Zahlen ergeben, daß von 24 Kindern aus 11 Trinkerfamilien 16 ganz früh starben und 8 übrig blieben, von denen aber nur 3 normal schienen. Sullivans 120 trunksüchtigen Müttern, entsprechend ca. 240 Eltern, hatten 600 Erzeugte, von denen nur 219 die ersten Kinderjahre überschritten. Also auch hier beide Male Herabsetzung unter die absolute Fortpflanzung.

Die größten, aber am schwierigsten zu verwertenden Ziffern liefert die böhmische Trinker-Enquete aus den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts⁴⁾. Ich würde dieses Material hier auch nicht heranziehen, wenn nicht zu befürchten wäre, daß es für die unverminderte Fortpflanzung der Trinker ins Feld geführt würde. Es wurden in Böhmen 20.574 verheiratete oder verwitwete nordische Branntweintrinker gezählt, die zusammen 55.876 Kinder besaßen, das macht ohne grobsten Fehler auf eine Trinkerhe 2.7 Kinder. Allein da einerseits unter den Trinkern eine Anzahl junger Leute sind, die ihre Zeugungskraft noch nicht völlig ausgenutzt haben, und andererseits von den Kindern viele noch in zartem Alter waren, und also ein Teil von ihnen noch bis zur Reife sterben wird, so ist diese Ziffer nicht ohne Weiteres für die Beurteilung der Fortpflanzungsrate zu verwerten. Zwar soviel erscheint ganz gut möglich, daß im Durchschnitt der Elternersatz zustande kommt. Jedoch um die Frage zu entscheiden, ob die volle relative Fortpflanzung, der rassenmäßige Ersatz, erreicht ist, wäre es nötig, die Ziffer zu v. rgleichen mit der Zahl der lebenden Kinder auf die Ehe in Böhmen überhaupt. Dafür fehlt aber die statistische Grundlage, so daß ein Vergleich nur auf Umwegen und nur in groben Zügen durchzuführen ist.

Für ganz Frankreich existiert eine Zählung der Ehen und ihrer lebenden Kinder für 1886. Auf jede Ehe kommen 2.6, und rechnet man die kinderlosen mit hinzu, etwa 2.1 Kinder. Im 10jährigen Durchschnitt vorher (1 Ehe dauert durchschnittlich etwa 10 Jahre) kommen auf eine Eheschließung 3.3 Geburten. Von dieser Zahl muß man etwa ein Drittel abziehen, um zu den 2.1 lebenden Kindern pro Ehe zu gelangen. Versuchen wir, dies auf Böhmen zu übertragen. In Böhmen ist die entsprechende Ziffer etwa 4 1/2 Geburten auf eine Eheschließung. Da jedoch die Kindersterblichkeit in Böhmen größer ist als in Frankreich, müßten die 4 1/2 Geburten nicht um .33%, sondern um etwa 40% verringert werden, um zu einer Ziffer zu gelangen,

⁴⁾ Bericht des Landesauschusses des Königreich Böhmens betreffend die Verbreitung der Trunksucht im Königreich Böhmen, sowie die Vorkehrungen gegen den Alkoholismus. Prag 1901.

die ungefähr den 2:1 lebenden Kindern pro Ehe in Frankreich entsprechen würde. Diese Ziffer betrüge dann also für Böhmen etwa 2.7. Das wäre nun zwar gerade so viel, wie die Zahl der lebenden Kinder auf die Trinkerehe, die ja auch 2.7 war, und somit scheint auf den ersten Blick die Fortpflanzung der Trinker der der gesamten böhmischen Bevölkerung gleich zu sein. Aber in Wirklichkeit ist sie doch viel geringer, denn die Ehe der böhmischen Trinker ist durchschnittlich bedeutend älter als die der böhmischen Bevölkerung. Es ist nämlich die Zusammenfassung der Altersklassen bei beiden Kategorien eine völlig verschiedene. Unter den Trinkern verhalten sich die über 40 Jahre alten zu den 20—40-jährigen etwa wie 70:30, in der Bevölkerung sind sie ungefähr gleich zahlreich. Daraus ist zu schließen, daß unter den Trinkern ältere Ehen bedeutend zahlreicher sind als in der Bevölkerung. Da aber ältere Ehen erheblich mehr Kinder enthalten als junge (bei der Rubin-Westergaard'schen Statistik über Kopenhagen wiesen in einer ähnlichen Volksschicht wie die böhmischen Trinker die Ehen von 25jähr. Dauer über 3mal soviel lebende Kinder auf als die 5jährigen Ehen), so muß die bisher gleiche Kinderzahl bei Trinker- und allgemeiner Ehe, nämlich 2.7, bei der Trinkerehe ein gut Teil unter 2.7 vermindert werden. Wieviel etwa, dafür kann uns die Prager Statistik einigermaßen einen Anhalt gewähren, unter deren 1232 Trinkern die Altersklassen annähernd so verteilt sind wie in der Bevölkerung, und wo auf die Trinkerehe nur 1.67 Kinder kommen. Wenn diese letztere Ziffer für den Vergleich aus einigen Gründen auch etwas zu klein ist, so folgt doch soviel aus der Herleitung, daß die Fortpflanzung des böhmischen Trinkers den rassenmäßigen Ersatz nicht erreicht.

Handelt es sich nur darum, überhaupt eine Verminderung der Fortpflanzungsrate festzustellen, so eignet sich dazu ein Vergleich der Prager Trinker mit den unteren Volksschichten von Kopenhagen, für welche ebenfalls die Zahl der lebenden Kinder auf die Ehe bekannt ist. Dort enthielt in 16.000 Ehen der niederen Klassen (auch die Prager Trinker gehören ganz überwiegend den unteren Volksschichten an) die Einzelehe durchschnittlich etwas über 3 lebende Kinder. Das ist gegenüber 1.67 in Prag eine so große Differenz, daß selbst bei stärkster Veranschlagung der lokalen Unterschiede die Verminderung der Fortpflanzung stark in die Augen springt.

Nachdem wir uns so mit der Wirkung des Alkohols auf die vitalen Funktionen der Individuen einigermaßen vertraut gemacht haben, wollen wir sehen, wie das den Lebensprozeß der Rasse beeinflussen muß.

Der Alkohol hat durch Verminderung der Geburten und Vermehrung der Todesfälle die Tendenz, den Geburten-Ueberschuß herabzusetzen. Er wird durch Verwendung von Ausgaben für unproduktive Zwecke, durch Verschlechterung der Ernährung, durch Hemmung der Arbeitsleistung, durch Vermehrung der körperlichen und geistigen Krankheiten, der Verbrechen, der Unfälle, der frühzeitigen Invalidität u. s. w. die innere Reibung der Rasse erheblich steigern und ihre Gesamtleistung vermindern. Alle drei Tendenzen, die Herabsetzung des Geburten-Ueberschusses, die der Gesamtleistung und

die Vermehrung der inneren Reibung, nehmen aber der Klasse ganz direkt einen Teil ihrer Spannkraft nach außen im Kampf ums Dasein mit anderen Klassen und der sonstigen Umgebung. Der Geburten-Überschuß beeinflusst nicht bloß die Zahl der Arbeiter, sondern auch die der Soldaten und der Auswanderer, von denen die weitere Ausbreitung einer Klasse abhängt. Auch die unproduktiven Ausgaben können hohe Werte erreichen. Das Deutsche Reich gibt jährlich etwa 2½—3 Milliarden Mark für alkoholische Getränke aus, d. h. es verwendet einen großen Teil seines Bodens und seiner Arbeit für nichts und Schlimmeres als nichts, für schlaffe Körper und dumpfe Köpfe, anstatt die Sehnen straff und die Hirne hell zu machen für die großen Kämpfe der Zukunft, die in Frieden und Krieg seiner harren.

Doch wir wollen nicht anfangen zu predigen, sondern einfach weiter untersuchen. Was die Erhaltung und Vervollkommnung der erblichen Anlagen betrifft, so hängen sie ab, wie wir sahen, von den günstigen oder ungünstigen Verhältnissen der Vererbung und Variabilität bei den Nachkommen und von dem Betrage und der Richtung der ausmerzenden Elimination, die durch die Einflüsse der äußeren und der sozialen Umgebung unter den Nachkommen in Bezug auf ihr Leben und ihre Fortpflanzung Platz greift. Böllig eliminiert ist jeder, der entweder vor der Reife stirbt oder keinen Satten (im natürlichen Sinne) findet oder keine Kinder zeugt oder Kinder, die alle vor der Reife sterben, also mit einem Wort, der sich nicht fortgepflanzt hat. Teilweise eliminiert ist der, welcher weniger Kinder bis zur Reife bringt, als dem Durchschnitt der Klasse entspricht, und zwar um so mehr eliminiert, je weniger reife Kinder er hervorgebracht hat. Daß der Alkohol überhaupt eliminiert, steht nach den vorhergegangenen Auseinandersetzungen für den 4. Grad des Genusses, den übermäßigen, fest, denn er setzt durch hohe Kindersterblichkeit, oft auch durch Verminderung der Fruchtbarkeit, nicht nur unter das Mittel der Bevölkerung, sondern vielfach sogar unter den Ersatz der Eltern herab, bis zu ihrer glatten Ausschaltung durch Unfruchtbarkeit.

Die Frage ist nun: welche spezifischen Anlagen oder Defekte haben die durch Alkohol Eliminierten? Spielt der Alkohol die Rolle einer übermächtigen Gewalt, die wahllos Tüchtige und Untüchtige ergreift und niederschlägt, oder werden nur Individuen mit bestimmten untüchtigen Anlagen ergriffen und geschädigt, oder ist zwar das Ergriffenwerden von der Tüchtigkeit unabhängig, nicht aber der Grad des Geschädigtwerdens?

Alle diese Wirkungen machen sich nebeneinander geltend: der Alkohol trifft und eliminiert selektiv und nonselektiv, ausmerzend und wahllos. Wenn eine Mutter in Befolgung der vom Hausarzt gepredigten Weisheit über die Kraft, die der Tokayerwein verleiht, ihrem Kinde regelmäßig Wein gibt, wenn dann dieses Kind schon frühzeitig ein gelinder und später ein starker Trinker wird, so war die vom Arzte ausgehende Schädlichkeit wohl ganz eine wahllose, nonselektive. Wenn ein flotter Bursch im Uberschwange

feines jugendlichen Kraftgeföhls sich eifrig den studentischen Trinksitten ergibt und sich im angeheiterten Zustande eine Gonorrhoe holt, die ihn unfruchtbar macht, so ist das zwar insofern eine wählende Elimination, als ein triebschwächerer oder vorsichtigerer junger Mann der Gefahr entronnen wäre, allein man kann nicht sagen, daß die Wahl in Bezug auf eine untüchtige Anlage erfolgt ist. Denn der junge Uebermütige, der durch ungebändigtes Kraftgeföhls erlag, kann im Felde infolge derselben Anlage eine mutige, flotte Reiternatur sein. Da heutzutage Kriege im Kampf ums Dasein der Rassen noch eine Rolle spielen, ist das Vorhandensein solcher Naturen ein Vorteil. Die durch die Wissenschaft unterstützte Ueberzeugung, der Alkohol sei ein gutes Nahrungs- und Stärkungsmittel, die Gewöhnung der Kinder an das Trinken und der jugendliche Uebermut, dazu vielleicht in manchen Fällen noch der gesellschaftliche Trinkzwang und die wirtschaftliche Not Tüchtiger, sind jedenfalls die Hauptursachen des nonselektorischen Alkoholismus. Massenbiologisch hat derselbe nur die Folge, den Geburten-Ueberschuß und die Gesamtleistung zu vermindern, dagegen die innere Reibung und die degenerativen Tendenzen zu steigern. Ausmerzungs-Vorteile kann er natürlich nicht bieten.

Allein im allgemeinen sind die Fälle, wo Individuen ohne Rücksicht auf ihre Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit den Trinkschäden verfallen, von bedeutend geringerer Häufigkeit, als die Fälle, wo irgend ein Mangel in den Anlagen des Charakters, der Intelligenz oder des Körpers entweder das leichtere Ergriffenwerden oder die größere Schädigung durch den Alkohol bedingen. Zwei Dinge müssen wir unterscheiden, den geringeren Widerstand gegen das Einföhren schädlicher Dosen und den geringeren Widerstand der Organe gegen das eingeföhrt Gift. In Bezug auf beides verhalten sich die Individuen sehr verschieden. Es gibt genug Leute im Volk, nicht nur unter den Frauen, die entweder gar keine Neigung zum Genießen größerer Dosen haben oder direkt einen starken Ekel bekommen, sobald sie selbst nur mäßige Quanten getrunken haben, während andere sich mit innigem Behagen und wieder andere mit Leidenschaft dem Genuße größerer Mengen hingeben. Also hier besteht unzweifelhaft eine Selektion, und durchschnittlich werden die Individuen, die eine Neigung zum Alkohol haben, eher geschädigt und öfter ausgemerzt werden, als die anderen Individuen mit normalen Instinkten.

Es ist eine alltägliche Beobachtung, die viele Psychiater, wie auch Delbrück in seiner „Hygiene des Alkoholismus“ bekräftigen, daß unter sonst gleichen äußeren Verhältnissen der Eine Trinker wird, der Andere nicht.

Hauptsächlich sind es angeborene Mängel oder erworbene Schäden des Zentralnervensystems, die zum Trunke disponieren, entweder der stärkere Trieb, sich zu berauschen, oder die schwächeren Hemmungen gegen das zu große Quantum und die zu häufigen Wiederholungen. Besonders Nachkommen von Säufern, von Geisteskranken oder absonderlichen Charakteren, von Epileptikern, Vagabunden zc., haben die dis-

ponierenden Eigenschaften. Unter den Rassen finden sie sich am häufigsten unter den niederen. Der größere oder geringere Widerstand gegen die Aufnahme großer oder häufiger Dosen bedingt das Verharren der Trinker bei den niedrigeren Graden des Genußes oder ihr Fortschreiten zu den höchsten und damit eine steigende Tendenz, ausgemerzt zu werden. Die meisten Menschen bei uns verharren beim zweiten und dritten Genußgrad, weil bei ihnen das Verhältnis zwischen Trieb zum Alkohol und seelischer Hemmung noch relativ günstig bleibt. Für die Mehrzahl der Menschen hat der Alkoholgenuß gar nicht eine steigende Tendenz, wie so oft behauptet wird.

Ein zweiter Punkt bei der selektorisierenden Elimination durch Alkohol betrifft den verschiedenen Widerstand der Organe gegen das eingeführte Quantum. Da ist zuvörderst die Körpergröße zu erwähnen. Wenn z. B. unter Studenten kommentmäßig gezecht wird, ist infolge der Kommentregeln die Aufnahme von Alkohol im Durchschnitt ungefähr gleich groß bei den Individuen, die gleiche Verhältnisse der Neigung und Hemmung in Bezug auf die Aufnahme von Alkohol haben. Da nun die Körpermassen stark variieren, oft von 60 bis 90 Kilogramm bei normaler Konstitution, so hat der große Mensch insofern einen Vorteil, als annähernd dieselbe Menge Alkohol sich bei ihm auf ein größeres Quantum lebendiger Substanz verteilen muß als beim Kleinen. Bei einem Genuß von 5 Liter Bier mit 200 Gramm absolutem Alkohol kommt bei dem Menschen mit 90 Kilogramm Gewicht auf 1 Kilogramm lebende Substanz 2·2 Gramm Alkohol, bei dem mit nur 60 Kilogramm dagegen 3·3 Gramm, also um die Hälfte mehr. Da auch in anderen Kreisen, beim Zutrinken, Treten zc. ein ähnliches Verhältnis besteht, so ist tatsächlich unter sonst gleichen Umständen der kleinere Körper schlechter daran und hat somit eine höhere Tendenz, der Ausmerzung zum Opfer zu fallen.⁵⁾

Aber auch die Beschaffenheit der Organe spielt eine große Rolle. Es ist allgemein bekannt, daß bei gleichem Trunkgrade der eine früh durch Leberschrumpfung oder Hirnschlag, Herzentartung, Nieren- und Lungenentzündung dahingerafft wird, der andere dagegen ein ziemlich hohes Alter erreicht, wenn diese Fälle natürlich auch bedeutend seltener sind. Das deutet auf eine sehr verschieden große Widerstandskraft gegen den aufgenommenen Alkohol. Für geistige Tätigkeit gilt dasselbe. Mübin fand bei seinen Untersuchungen über den Einfluß einmaliger Dosen von 100 Gramm auf vier gebildete Versuchspersonen, daß während drei davon einen Funktionsausfall in der gewöhnlichen Weise

⁵⁾ Nebenbei gesagt, spielt die Körpermasse auch sonst noch im Kampf ums Dasein eine analoge Rolle. So z. B. erhalten die Mitglieder bestimmter Arbeiterkategorien ihren Lohn ohne Rücksicht auf ihr Gewicht. Da ein gesunder (nicht fettüchtiger) Arbeiter von 90 Kilogramm aber einen viel größeren Prozentsatz seines Lohnes in Nahrung anlegen muß als der von 60 Kilogramm, so wird bei den vielen Arbeitern, die keine ausreichenden Löhne bekommen, der große eher und mehr den Gefahren der Unterernährung ausgesetzt sein, als der kleine. Hier wäre also umgekehrt die kontraselektorisierende Tendenz vorhanden, die großen zu schädigen. Die Erörterung dieser interessanten Verhältnisse soll anderswo fortgesetzt werden.

zeigten, der vierte (übrigens der Sohn eines nahezu abstinent lebenden Vaters) fast keine oder nur eine geringe Einwirkung erkennen ließ.

Auch in Bezug auf die Qualität und die Rate der Fortpflanzung bestehen wohl sicher individuelle Abweichungen. In Fällen von ungefähr gleichem Trunkgrade, wo weder eine stärker verschiedene Körpermasse des Vaters, noch eine stärker verschiedene Konstitutionskraft der Frau, noch auch sonstige offenliegende ursächliche Verschiedenheiten zur Erklärung hinreichen würden, kann man doch beobachten, daß die gewöhnliche starke bzw. häufige Entartung der Säuerkinder nicht immer eintritt, sondern daß öfters nur leichte Grade der Entartung vorliegen, meist in Fällen, wo die Väter auch sonst körperlich relativ wenig geschädigt erscheinen. Dasselbe dürfte für die Fruchtbarkeit gelten. Doch kommen bei den Fortpflanzungs-Resultaten der Trinker so viele Faktoren in Betracht, vor allem auch die schwer abschätzbare Konstitutionskraft ihrer Frauen, daß man über die individuellen Unterschiede der Reaktion ihrer Fortpflanzungskraft heute nur Wahrscheinliches aber noch nichts Sicheres aussagen kann.

Genauere Untersuchungen darüber, worin im speziellen die Verschiedenheiten der organischen Schutzvorrichtungen gegen den aufgenommenen Alkohol bestehen, gibt es meines Wissens noch nicht. Vielfach wird wohl überhaupt die verschiedene angeborene Fähigkeit der Organe, gegen Schädlichkeiten regulatorisch zu antworten, sowie ihre angeborene Reservekraft dabei eine Rolle spielen, wenn auch nicht eine so offen liegende wie die Körpermasse.

Wie bei dem Verhalten gegenüber der bloßen Aufnahme des Alkohols, bestehen somit auch in Bezug auf die Wirkung der aufgenommenen Quanten im Körper größere oder geringere Differenzen zwischen den Individuen: selektionsfähige Variationen, und also Handhaben für die Ausmerzung. Beide Arten von Variationen kommen oft insofern zusammen in Betracht, als bei vielen, durchaus nicht bei allen Menschen der aufgenommene Alkohol die geistige Widerstandskraft gegen die Aufnahme späterer Quanten herabsetzt, so daß hier die eine Richtung der Ausmerzung in die andere hineinspielt.

Sehen wir uns nun die Richtungen an, nach welchen der Alkohol infolge seiner ausmerzenden Tätigkeit ausliest, d. h. Individuen für die Nachzucht erhält, so kann man nach dem Vorhergesagten ohne weiteres folgende Hauptrichtungen unterscheiden: 1. Auslese von Menschen, die weniger Neigung dazu haben, Alkohol aufzunehmen, sei es direkt des Alkohols halber, sei es aus Veranlichungstrieb; 2. die stärkere geistige und sittliche Hemmungen gegen die Aufnahme schädlicher Dosen besitzen; 3. die eine größere Körpermasse haben; 4. die stärkere organische Regulations-Mechanismen besitzen, und zwar nicht nur gegen den Alkohol direkt, sondern auch gegen die veränderten Funktionen der zuerst nur allein oder vorwiegend allein vom Alkohol geschädigten Organe.

Aus rassenbiologischen Gründen müssen wir noch zwei andere Auslese-Richtungen unterscheiden, nämlich eine, die auf Schutzvorrichtungen zielt, die auch noch für andere Dinge als grade gegen den Alkohol taugen, wie die geistigen und sittlichen Hemmungen, die Abneigung sich zu berauschen, die größere Körpermasse und die stärkere Regulations- und Reservekraft der einzelnen Organe. Und eine zweite, die Eigenschaften ausliest, welche rein nur tauglich sind zur Abwehr des Alkohols ganz speziell, so der vielleicht bestehende direkte Widerwillen gegen den Stoff selbst und die Widerstandskräfte der Organe, die einzig dem Alkohol gegenüber zweckdienlich sind. Ob diese zweite Richtung der Auslese wirklich in umfangreichem Maße existiert, wissen wir nicht. Aber soviel ist sicher, sie ist völlig und für alle Zeiten überflüssig für eine Rasse, die den Alkohol aus sich verbannt hat, während die erste Richtung der Auslese dazu beiträgt, auch sonst nützliche Eigenschaften heranzuzüchten, und man ihr infolgedessen eine Tendenz, Nutzen zu stiften, zugestehen muß.

Doch gegen diesen Nutzen des Alkohols steht eine andere Wirkung, das ist der schlechte Einfluß des mittelmäßigen und übermäßigen Genusses auf die Vererbungs- und Variations-Verhältnisse. Wir haben das vorher genügend illustriert, so daß wir uns hier kurz fassen können. Vor allem muß darauf beharrt werden, daß nicht nur die Kinder der Säufer entarten, was nun wohl jeder weiß, sondern daß auch die Nachkommen der mittelmäßigen Trinker häufig, wenn auch nur leichtere Entartungen zeigen. Das folgt mit Sicherheit zwar nicht aus der statistischen Beobachtung, die noch aussteht, sondern aus dem Schluß, daß nicht mit einem Male ein steiler Sprung bestehen kann von den relativ normalen Kindern von gesunden ganz mäßigen Eltern zu den häufig und stark entarteten Kindern der Säufer. Der mittelmäßige Alkoholgenuß, der dazwischen liegt, muß die fehlenden Uebergänge enthalten.

Ein zweiter Punkt, der noch einmal eine besondere Betonung verdient, ist der, daß gerade die leichteren Schädigungen von Vererbung und Variation durchaus nicht offenbar zu sein brauchen. Sie können in einer Herabsetzung der Reservekräfte der erzeugten Organismus bestehen, die so wichtig sind und deren Messung bis jetzt doch nur zum kleinsten Teile gelungen ist. Ferner in einem Ausbleiben der Regeneration. Wenn das Keimplasma unter einer Schädlichkeit gelitten, kann es sich manchmal ganz oder teilweise regenerieren wie alle übrige lebendige Substanz. Man sieht dies nicht nur bei geheilten Säufnern, die während des Trinkens entartete Kinder zeugten, dagegen nach längerer Abstinenz wieder allmählich bessere, sondern auch bei Geschlechtern muß man eine Tendenz der Regeneration annehmen, da wir sonst bei der starken Verbreitung von Schädlichkeiten auch für das Keimplasma längst durchschnittlich schlimmer dastehen müßten. Am meisten verletzbar muß nach allen biologischen Analogien diejenige Variation sein, die auf dem Grunde des voll erhaltenen Keimplasmas weiterbaut und fortschrittlich den Rassenotypus zu entwickeln geeignet

ist. Sie ist die kostbarste und sublimste Lebenstätigkeit und wird deshalb am ehesten von allen Keimplasma-Funktionen Gefahr laufen.

Die rassenbiologische Bedeutung der Verschlechterung der Nachkommen nun ist verschieden. Sofern der Alkohol die Kinder von selektorisches, d. h. auf Grund einer Untüchtigkeit in das Saufen geratenen und geschädigten Eltern degeneriert, dient er nur der über den Lauf einer Generation fortgesetzten Ausmerzung. Die Ausmerzung ist nämlich durchaus nicht immer in einer Generation vollendet, sondern zieht sich oft durch mehrere hin. Darüber machten für Trinkerfamilien der ältere Darwin, Morel und Legrain lehrreiche Angaben. Nach den Beobachtungen dieser Forscher erfolgte das völlige Aussterben der Trinkerfamilien durchschnittlich in der 3.—5. Generation. Von den 50 Trinkerfamilien Legrains waren in der 3. Generation nur noch 17 Lebende vorhanden, sämtlich schwachsinzig, idiotisch oder sonst degeneriert, so daß an ihrem baldigen völligen Aussterben nicht zu zweifeln war. Daß sich ab und zu, gewiß aber nur in seltenen Fällen, die Ausmerzung durch mehr als 4—5 Generationen hinzieht, zeigt der Fall der Jukes, die Dugdale beschrieb, wo die Nachkommen eines trunksüchtigen Fischers und Jägers erst in der 7.—8. Generation ausstarben, nachdem die Familie im Ganzen, Angeheiratete eingeschlossen, 1200 Köpfe erreicht hatte, die fast sämtlich in ganz erschreckender Weise, besonders sittlich, entartet waren.

Bei den leichten degenerierenden Tendenzen des selektorisches bedingten mittelmäßigen Trinkens der Eltern, kommt, wie wir sahen, eine Ausmerzung in der 2. Generation infolge der unverminderten Fortpflanzung überhaupt noch nicht zustande, sondern erst in den folgenden können die entsprechend schwächeren ausmerzenden Tendenzen einsetzen. Hier wird sich natürlich der Prozeß entweder sehr lange hinziehen, oder auch, besonders bei konstitutionell sehr kräftigem anderen Elter, wieder aufhören, so daß hier die Ausmerzung weder rasch noch regelmäßig zustande kommt.

Sofern jedoch der Alkohol die Kinder von nonselektorisches zum Trinken gelangten Eltern schädigt, ist seine große Schädlichkeit ganz offenbar. Denn hier werden Tüchtige mitbetroffen und die Degeneration ihrer Nachkommen ist kein fortgesetzter Ausmerzungsprozeß, sondern primäre Entartung ohne weiteres. Da im allgemeinen die maßlos betroffenen Trinker mehr dem mittelmäßigen und weniger dem übermäßigen Genußgrade angehören, so wird die Degeneration ihrer Kinder durchschnittlich keinen sehr hohen Grad erreichen. Dasselbe galt von den Kindern der selektorisches dem mittelmäßigen Trinken Versfallenen, einer Klasse, die relativ sehr zahlreich, vielleicht überhaupt die zahlreichste ist.

Gerade wegen dieser geringen Entartung nun ist die Wiederausmerzung dieser Nachkommen ein sehr langwieriger und nicht einmal immer erfolgreicher Prozeß. Denn je geringer der Grad der Untüchtigkeit ist, desto weniger bietet sie den Umgebungseinflüssen eine Handhabe für schädigende Wirkungen, und desto weniger leicht wird sie ausgejätet werden.

Sie wird überhaupt keine Angriffspunkte mehr bieten für diejenigen Schädlichkeiten, in Bezug auf welche die Umgebung überhaupt milder geworden ist (Individualhygiene, Schutz der Schwachen etc.). In solchen Fällen werden die mit der betreffenden Untüchtigkeit behafteten Individuen im Kampf ums Dasein so gut fahren als die Tüchtigen, so daß hier der Alkohol einer der Produzenten der Minus-Variationen ist, die den rasse-verschlechternden Einfluß der Panmixie im Weismannischen Sinne zustande kommen lassen.

Durch die geringen Entartungen also wird die Rasse mit einer Menge von Minderwertigen überladen, und zwar umso mehr, je mehr das nonselektorisch bedingte Trinken und der mittelmäßige Genuß verbreitet sind, so daß bei stark verbreitetem Alkoholkonsum die Erzeugung von schlechten Varianten, die ja rasch geschehen ist, ein Uebergewicht gewinnt über die langsame ausmerzende Tätigkeit des Kampfes ums Dasein und die Minderwertigen sich allmählich anhäufen müssen.

Dazu kommt das Ausbleiben der Regeneration und der fortschreitenden Variation bei einem gewissen Teil der wahllos oder selektorisch betroffenen Trinker besonders des mittelmäßigen Grades, so daß man bei der heutigen Verbreitung der Trinksitten in unserer Kulturwelt zu der Ueberzeugung gedrängt wird, daß der Alkohol durch seine Tendenz, Vererbung und Variation zu verschlechtern, bedeutend mehr schadet, als er durch seine ausmerzende Tendenz nützt. Zu einem Teil seiner Ausmerzungsleistung liefert er sogar selbst die Grundlagen dadurch, daß er durch nonselektorisch bedingte Entartung von Nachkommen einen Teil der schlechten Varianten, die er ausjätet, erst schafft.

Kurz zusammengefaßt ist also das Resultat der Alkoholwirkung auf den Rassenprozeß bei der heutigen Gestaltung der Trinksitten ein schlimmes: Verminderung der Geburten, Vermehrung der Krankheiten und Sterbefälle, eine Steigerung der inneren Reibung, eine Herabsetzung der Leistungen, im ganzen Verringerung der Spannkraft der Rasse im Kampf um ihr Dasein. Reid, Headley und Haycraft betonen die ausmerzende Tätigkeit viel zu stark und vergessen die begenerierenden Wirkungen besonders des nonselektorischen und mittelmäßigen Trinkens, welcher letzterer Kategorie eine entsprechende Ausmerzungsleistung nicht zur Verfügung steht, wie dies beim übermäßigen Genußgrade der Fall ist.

Deshalb ist immer wieder mit aller Schärfe darauf hinzuweisen, wie ich es schon für den Baseler Kongreß 1895 tat, daß gerade der mittelmäßige Genuß, der sogenannt mäßige des Volkes, es ist, der der Rasse mehr schadet als das eigentliche Saufen.

Dazu kommt, daß gerade die Ausmerzungsleistung durch Alkohol zu den Arten gehört, mit denen viel Not und Elend für die betroffenen und andere Individuen und eine große innere Reibung für die Rasse verbunden ist, so daß auch noch von diesem Standpunkt aus die Ausmerzungsleistung durch Alkohol ihre Schattenseite hat.

Die schließliche Resultante aus allen den in verschiedenen Richtungen auf die Rasse wirkenden Alkohol-Komponenten heißt demnach kurz und bündig: Alkohol ist ein Rassengift. (Natürlich nicht das einzige!)

Vom Standpunkt der Rassenhygiene ist deshalb das völlige Aufhören des Alkoholgenußes das wünschenswerteste. Was die Genußgrade anlangt, so wäre am notwendigsten das Fortfallen des mittelmäßigen Grades, erst in zweiter Linie das des übermäßigen Grades und in letzter Linie das der niederen Grade, von denen selbst der individuell unschädliche der Rasse durch Verminderung der Leistungen immerhin noch einen, wenn auch nur sehr leichten Schaden zufügt.

In Bezug auf die einzelnen Teile des Rassenprozesses stände natürlich an allererster Stelle die Beseitigung des nonselektorisch, des wahllos schädigenden Genußes. Es muß dafür gesorgt werden, daß völlige Aufklärung über den Alkohol in die breitesten Kreise getragen wird, damit jeder, der trinkt, weiß, daß er die Wurzeln seiner Kraft mit einem Gift benezt. Der Gebrauch, Kindern alkoholische Getränke zu verabreichen, muß überall gebrandmarkt, und Trinksitte und Trinkzwang müssen prinzipiell bekämpft werden. Hierher gehört weiter die Hebung der auch in den unteren Volksschichten vorhandenen tüchtigen Elemente, die sich ja oft noch in Bezug auf Nahrung, Wohnung und Anregung ihres Geistes in menschenunwürdiger Lage befinden, wodurch dem Alkohol die Tür weiter aufgesperrt wird als bei den Wohlhabenden.

In Bezug auf Variation und Vererbung muß als Minimalforderung aufgestellt werden, daß die Menschen, die mit der Möglichkeit einer Befruchtung zu rechnen haben, sich des Alkohols außer in den mäßigsten Mengen enthalten, ebenso natürlich schwangere und stillende Frauen.

Was die Ausmerzung anlangt, so wäre hier das optimale Verhältnis ein möglichstes Aufhören der Alkoholausmerzung und ihre Abwälzung entweder auf eine andere Art der Ausmerzung, die rascher und glatter wirkt, oder auf einen anderen rassenhygienisch fördernden Teil des Rassenprozesses, vor allem auf die Verbesserung der Variabilitätsverhältnisse. Die Abwälzung auf eine andere Ausmerzung findet am besten auf die sexuelle statt, die rasch und relativ schmerz- und reibungslos arbeitet. Wenn wir im Stande sind, die minderwertigen, die mit Vorliebe durch den Alkohol ausgemerzt werden, durch Ausschluß von der Zeugung, z. B. durch Eheverbote u. ähnl., auszumerzen, sind sie dem Rassenprozeß einfach entzogen.⁹⁾ Und das wäre

⁹⁾ Doktor Rüdin, ein geist- und temperamentsvoller Irrenarzt und ein trotz seiner Jugend bereits verdienstvoller Kämpfer gegen den Alkoholismus, schlug auf dem Bremer Kongreß vor, man solle im schlimmsten Falle, beim Versagen milderer Anordnungen, den betroffenen Frauen die künstliche Fehlgeburt erlauben und die männlichen Säuger durch eine ganz unbedeutende und ungefährliche Operation (Abschluß der Ausführungsgänge der Eistitel) nicht kastrieren, wie fälschlich berichtet wurde, sondern nur unfruchtbar machen, so daß Lust und Fähigkeit zum geschlechtlichen Verkehr erhalten bleiben. Trotzdem für ähnliche Zwecke von hervor-

wohl möglich, soweit es sich um körperlich Minderwertige handelt. Aber auch geistig Minderwertige wird man oft ausschließen können durch lange dauernde Ffokierung oder Eheverbote bei Verbrechern und Psychopathen. Ob man speziell alle Rausch-süchtigen damit treffen kann, lasse ich dahingestellt. Gerade bei der schlimmsten Klasse, den mittel-mäßigen Trinkern, muß eine Schärfung der freien sexuellen Zuchtwahl besonders seitens der Frauen hinzukommen. Die sittliche Anschauung der Frauen muß auch den mittelmäßigen Trinker schon verurteilen. Hierbei sollten die Frauen nicht warten, bis ihnen männliche Lehrer und Schriftsteller die Sache mundgerecht gemacht haben. Das könnte sehr lange dauern. Sondern sie sollten auch diese Gelegenheit benutzen und zeigen, daß die Frauenbewegung im Stande ist, aus sich heraus hohe menschliche Werte zu schaffen.

Die Abwälzung auf die Variationsverbesserung ist das wichtigste, aber auch noch unaufgeklärteste und praktisch schwierigste Mittel der Abwälzung aller Ausmerzungen überhaupt. Ich will hier nur ganz kurz auf einige Dinge auf diesem Gebiet erinnern: Verbesserung der heute unzureichenden Ernährung breiter Volksschichten, an die Verhinderung der Zeugung durch bestimmte Spphilitiker und Tuberkulöse, an die Vermeidung zu rascher Geburtenfolgen, zu jungen und zu späten Zeugungsalters u. s. w.

Blicken wir ganz kurz auf den Gesamtinhalt unserer Ausführungen zurück, so haben wir den Alkohol erkannt nicht bloß als ein Gift für den Einzelnen, sondern auch als ein Rassengift. Der Einzelne stirbt mit seinen Schäden ab, aber die Rasse lebt weiter. Was sie schädigt, trübt den heiligen Strom des Lebens, der durch uns und über uns dahinrauscht, und aus dessen geheimnisvollen Fluten alle Kraft und alle Schönheit immer wieder neu entspringen und ohne den es kein starkes Vaterland und keine hohe Kultur gibt. Wo die Rasse herabsinkt, fehlen nach und nach die großen Mütter und die großen Männer der Wissenschaft und der Kunst, der Politik und des Krieges, das männliche und weibliche Geschlecht überwuchert alles, und der Staat, in dem diese entartende Rasse lebt, sinkt langsam aus

ragenden Ärzten ähnliche und noch schärfere Maßregeln vorgeschlagen wurden, wurde Müdin von verschiedenen Seiten heftig angegriffen, als habe er Un-erhörtes gesagt. Man kann vom rassenhygienischen Standpunkt aus über die Notwendigkeit der von Müdin angeratenen Maßnahmen streiten, aber sie ohne Weiteres als lächerlich abtun oder sie aus religiösen und humanitären Gründen verdammen kann nur jene Gebanten- und Phantastelosigkeit, die das gegenwärtige kleine Leid voll empfindet, für die Vorstellung des zukünftigen, um vieles größeren Leides aber kein seelisches Organ besitzt. Ein einziger Lustmord, begangen von einem degenerierten Säuserabkömmling an einem wohlgeratenen, von seinen Eltern geliebten Mädchen, rechtfertigt nach meinem Empfinden vom rein humanen Standpunkt aus die Sterilisierung von tausenden von Säusern. Wollte man anders rechnen, es wäre ein Hohn auf die Schmerzen der gebärenden Mutter, ein Hohn auf die tausend Mühen und Sorgen der Pflege und der Erziehung, ein Hohn auf die Todesangst des Opfers und ein Hohn auf die Trauer der Eltern. Das alles wiegt tausendmal mehr, als der unbedeutende Schmerz der vorgeschlagenen Ope-ration und das gekränkte Selbstgefühl des Säusers, der nun nicht mehr im Stande ist, degenerierte Kinder in die Welt zu setzen.

dem Rat der Völker. Deshalb ist es nicht nur für den Arzt und Hygieniker, sondern auch für den modernen Staatswirt eine ernste Pflicht, seine Augen gegenüber allen Möglichkeiten der Entartung zu schärfen, also auch gegen den Alkohol. Hinter uns stehen nicht, wie ehedem im alten Rom, noch unverbrauchte, hoch veranlagte Barbaren in Reserve. Keine Klasse von ungebrochener hoher Kraft und Sitte sitzt irgendwo an den Grenzen unserer Kultur. Wir sind das letzte, schon sonst schwer bedrängte Aufgebot, deshalb müssen wir aus der Not unserer Entwicklung heraus die zähen Trinksitten in noch zäherem Kampfe überwinden!

Literarische Anzeigen.

179. Philosophenwege. Ausblicke und Rückblicke von Karl Jöel, Professor an der Universität Basel. Berlin. R. Gaertner (Hermann Heyfelber). 1901. XI, 308 S.

Die Art des Verfassers wird leicht erkannt, wenn wir die Ausführungen des Vorwortes lesen. Es wird das zu der Lektüre der Aufsätze reizen: „In anderen Zeiten wären solche Blätter ohne Geleitwort hinausgegangen, nur mit der Bitte: sie zu nehmen als das was sie sind. Heute aber hat der Verfasser schon die Stimme des kritischen Anklägers im Ohr, der es ihnen zum Verbrechen macht, daß sie Philosophie, die hohe, herbe, ins breitere Interesse und Verständnis herabziehen wollen, daß sie oft nicht im nüchternen Ton des Forschers, sondern in der bewegten Sprache der Bilder reden, daß sie überhaupt existieren; denn eine ‚Sammlung‘ dürfe sich nur der Tote gestatten oder doch, der es beinahe ist, der Müde, der auf Lorbeeren ausruht. Als Grab schmuck und Alterstrost werden die Blätter gesammelt, wenn sie verwelkt sind. Doch beharrt der Verfasser durchaus nicht darauf, daß diese Studien ihn überleben sollen; darum bietet er sie an, solange sie noch frisch sind, und meint dafür so wenig einer Entschuldigung zu bedürfen, daß er eher andere entschuldigen möchte, die dergleichen zurückhalten und verdecken wie geheime Sünden. Vielleicht kann er in dieser Form der ‚Universitätsausdehnung‘, die er nicht prinzipiell als solche, nur als Fortbildungsbewegung anzuerkennen vermag, seinen Tribut zahlen, und weil er nicht Pflicht noch Neigung oder Fähigkeit fühlt, ihr ganz zu dienen, gibt er was er hat. Jener mächtige Zug, der wie vor mehr als hundert Jahren gleich einem Naturtrieb aus den Tiefen der Zeit heraufsteigt, der heute den Kaufmann zum fleißigen Abendhörer macht, den Arzt und Landwirt zu Kursen seine Ferien kürzen läßt, der das Weib aus Küche und Bußstube in den akademischen Hörsaal und den Arbeiter in Bibliotheken führt, jener wunderbare Zug der Zeit, der seine feinsten Symptome in allerlei unklar sich begeisternden Genossenschaften erlebt oder bei der stillen Lampe in heiß suchender Lektüre und einsamen Seufzern nach innerer Befreiung, Erfüllung, Erhöhung — jenem grundmächtigen Bildungsdrang, wie wenig haben wir Künstler der höchsten Bildungs-

wissenschaft ihm zu bieten? Sie ist wieder da, die große Zeit, da der Boden der Saat wartet — aber die da säen sollen, sitzen in grauen Kammern und zählen und merken und sammeln verwelkte Blätter. Die Philosophie ist die Wissenschaft, die den Beruf hat, das Ewige ins Zeitliche und das Zeitliche ins Ewige zu führen, die Wissenschaft, die am meisten der Zeit zu geben und von ihr zu empfangen hat. Wo aber ist der Mann heute, der das Programm des größten Idealisten erfüllt, das Hegel'sche Wort: jede Philosophie ist eine Zeit in Gedanken gefaßt, und das Programm des größten Realisten, den Bacon'schen Spruch: die Wahrheit ist die Tochter der Zeit! Sollen wir warten, bis im Hinblick auf die gegenwärtige Philosophie und ihre Lieblingsdisziplin ein frivoler Spötter ein Buch schreibt: „Ideendämmerung, oder wie man mit der Maschine philosophiert?“ Liegt es denn nicht wie eine Beklemmung auf uns, daß ein Geschichtsschreiber in hundert Jahren, der sich durch das Grau in Grau der jetzigen philosophischen Fachliteratur hindurchgelesen, das Urtheil fällen könnte: es war eine Neuscholastik, und sie wußte es nicht! Sie meinte, es genüge, gottlos zu sein, um lebendig und nicht scholastisch zu sein. Der Verfasser weiß, daß er manchem besseren Fachgenossen nichts Neues sagt, wenn er gegen den lebensfremden Spezialismus, diesen Selbstmord der Philosophie, ankämpft, und er darf es schon tun: denn er schlägt dabei an die eigene Brust. Er will nur, daß man die philosophische Wunde der Zeit sehe und nicht verschleierte; er meint sie nicht zu heilen mit solchen kleinen Studien, die schon mit ihren Titeln sagen, daß sie weniger philosophieren als erst von der Philosophie reden, daß sie noch „Präludien“ sind, daß sie nicht nähren noch sättigen, sondern bestenfalls den Reiz zur Nahrung anregen wollen. Und wie man eben den Außenstehenden für eine Sache interessiert, indem man sie möglichst persönlich und aktuell nimmt, so suchen sie überall das Leben im Denken, aber auch das Denken im Leben aufzudecken, überall den Zusammenhang des Zeitlichen und Persönlichen mit dem Abstrakten und Sachlichen hervorzuführen. Sie sprechen von den Personen selbst als Person, erzählen von ihren Schicksalen, ihrem zeitlichen Ergehen, ihrem Ausrichten. Und sie spinnen immer den Faden fort vom Historischen zum Programmatischen; denn sie bestreiten, daß ihn die Parze durchschnitten hat; sie wollen den Glauben lehren, von dem sie durchbrungen sind, daß sie noch immer lebt, die alte angestammte Königin menschlicher Weisheit — wenn auch im Bettler- und Trauergewande. Und weil beim heutigen Stande der Philosophie jedes Mittel recht ist, so mag man der Alten ein wenig Schminke hingehen lassen. Schlimmer kanns ihr ja doch nicht mehr gehen. Darum mögens die strengen Herren verzeihen, daß der Verfasser einmal des trockenen Tones satt geworden. Loct' man doch auch Kinder durch bunte Kinder. Es heißt von einem antiken Philosophen, daß er eine ernste Rede hielt — und niemand hörte ihn. Da begann er zu trillern, und die Leute kamen gelaufen. Mag mans so zynisch deuten, oder mag man finden, daß nun auch die nachhinkende Philosophie in die Epoche des Katholizismus eingetreten sei, oder ernster, daß ihr heute wahrlich ein paar Tropfen

nottäten aus jenem Jungbrunnen Phantasie, aus dem gerade die Schöpfer der alten Philosophie und ja auch der neuen, die Bruno, Bacon und Böhme so reichlich getrunken haben. Doch wird es dem Verfasser nicht helfen, und so dankt er im voraus seinen Kritikern für die Mahnungen zur geistigen Askese; er weiß, daß es schwer ist, nüchtern zu sein; er weiß, daß die Nüchternen — und er bewundert sie alle — gar schwer mit ihrer Phantasie gerungen haben, ehe sie auf ihren Garten verzichteten; er weiß, daß die Metaphern ja doch nur der Unklarheit dienen (bisweilen allerdings auch dem Gegenteil); kommt doch auch jede neue Weltanschauung als eine große Metapher). Aber er hat das Metaphorische nicht ‚gesucht‘; es kam — und er hat nur eine Entschuldigung, eine sonderbare: die Leidenschaft für seine Wissenschaft. Denn alle Leidenschaft, sagt Hamann, spricht in Bildern. Im übrigen ist nur zu wiederholen, daß man die Studien nehmen möge als das, was sie sind, nicht mehr, nicht weniger: als Vorträge und Aufsätze, für einen weiteren Kreis (nicht gerade für die Masse) bestimmt, entstanden von Anfang 1803 bis Anfang 1900 in etwa jährlichen Abständen und in der hier gewahrten Reihenfolge. Schon darin liegt, daß die beiden ersten Abhandlungen, die 6—8 Jahre zurückliegen — die erste ist die akademische Antrittrede des Verfassers — einer Reservatio bedürfen. Nicht daß er zögern würde, sich noch zu ihrem allgemeinen Standpunkt und mehr oder minder auch zu allem einzelnen zu bekennen. Aber er hätte manches heute anders gesagt und oft mehr, bisweilen auch weniger. Er hat diese Erstlinge nicht fallen lassen, weil sie manches aussprechen, das ihm mehr als alles am Herzen liegt. Er hat sie ohne tieferen Eingriff stehen lassen, wie sie sind, weil ihr allgemeines Gedankengewebe kein Flickwerk verträgt, und weil vielleicht der naivere Ton leichter Eingang findet als der reifere. Die zweite Abhandlung aber nötigt den Verfasser noch zu einem besonderen Bekenntnis: er würde heute schon den Titel anders gewählt haben. Man glaube nur nicht, daß ihn die hochpolitischen Geschehnisse des letzten Lusttrums am ‚ethischen Zeitalter‘ irregemacht. Er hat wahrlich keinen selig-moralischen Schäferfrieden gemalt, sondern ein Schlachtfeld. Er hat in der Signatur der Zeit wahrlich die Schlachtreihe der Kraft nicht vergessen, und wenn sie als nationaler Individualismus hier und dort heute mit lauterem Tritt vorschreitet als die Schlachtreihe der Liebe, so hat (um von manchen übersehenen und doch neuartigen Triumpfen internationaler Eintracht nicht zu sprechen), wo jener die Grenze der ‚Gerechtigkeit‘ und ‚Humanität‘ zu überschreiten schien, die öffentliche Meinung der übrigen Kulturmenschen sich als eine Art moralischer Weltgerichtshof aufgetan und in einer Weise reagiert, die man bisher nicht vernommen. Ich frage hier nicht nach Recht und Unrecht, aber ich konstatiere, daß Gewissensfragen mehr als je das hochpolitische Leben irritieren. Und wenn es nur negativ ist, und wenn es nur zu einem moralischen Mäntelchen nötig: wir sind moralisch nervöser geworden. Aber ein anderes haben wir alle inzwischen heraufkommen sehen, das für den Titel der Zeit eine Ergänzung fordert; es dringt auf die Straße, es dringt in

unsere Zimmer, in unsere Nerven: der ästhetische Stil ist, der heute neben dem Ethischen auf den Thron der Zeit drängt. Er kommt nicht als der Feind des Ethischen, nein, als sein Bruder, und ich würde heute das Zeitalter ein humanistisches nennen als die Familieneinheit des Ethischen und Aesthetischen. Denn es ist der Mensch, der jetzt wieder erwacht aus dem ‚Vergastsein‘ in die Natur. Noch sieht er die Weite und die Höhe nicht im neuen Licht; sich aber erkennt er und seine Nähe, und er findet sich nackt und will seine Blöße decken. So bildet er Moral und Kunst als die spezifisch menschlichen Werke, die er aus sich heraus schafft, als Ausdruck seines inneren Wesens und als höheren Ersatz, wo die Natur versagt. Und dabei ist eben doch in gewissem Sinn das Ethische das Bestimmende, das den Namen geben darf. Denn die Einheit kommt eben heute nicht in der ästhetischen Form wie bei Herbart, der das Moralische als Geschmacksurteil in die ‚Aesthetik‘ einreicht, sie kommt in der ethischen, aktiven Form als Schaffenswille, und selbst in l'art pour l'art als Tendenz, als Kriegsfahne, als Drang nach Reform, nach stilisierender Verfeinerung, nach Veredlung, in der Ueberwindung des Naturalismus unbewußt der ethischen Würde sich anschmiegend. Doch bald kann es im stillen geschehen, daß auch der ältere Bruder vom jüngeren lernt. Denn die Kunst, die glückliche, kommt heute als Ausgleich des Sozialen und Individuellen, als Kunst ‚von unten‘, aus dem Gewerbe aufsteigend, das Kleinste und Niedrigste in Liebe verschönend, und zugleich als Aristokratifizierung des Lebens, als innere Befreiung der Eigenart. Und so mußte heute vielleicht das Aesthetische kommen, weil die ethische Spannung gar zu groß geworden, und so mag es gekommen sein in jener Mission, wie sie ähnlich der große Verkannte der Gegenwart, wie sie Schiller ihm zugewiesen, Friedensengel zu sein der ethischen Gegensätze, Vorbereitung ihrer Versöhnung. Die übrigen Aufsätze sind auch nur mit geringfügigen Zusätzen abgedruckt. Nur der dritte hat eine größere Erweiterung in den Anmerkungen erfahren, in die möglichst verwiesen ist, was die Emanzipationsfrage näher berührt, und ich denke, man muß schon Fanatiker sein, um aus all dem Gesagten nur das Nein herauszuhören. Die im Text gegebene wesentlich historische Studie über die Rolle der Frauen in der Philosophie führte darauf, auch ihre indirekte Rolle als Gattin und die Möglichkeit dazu, damit eben auch die umgekehrte Frage: die persönliche Stellung der Philosophen zu den Frauen, zur Ehe historisch prinzipiell zu beleuchten. Diese notwendige Ergänzung liefert der folgende Aufsatz. Die drei letzten sind ursprünglich rein mono- oder vielmehr biographisch gedacht, der erste für Schopenhauer, der zweite für Stirner (als Besprechung von Mackays Biographie und Herausgabe der kleinen Schriften St.'s), der dritte für Bruno (bei Gelegenheit des dreihundertsten Gedenktages seines Todes). Doch interessierte überall das Leben nur als Illustration und Horoskop für das Denken und das Denken des Einzelnen nur als Glied des Allgemeinen. In der letzten Studie erweiterte sich das Persönliche so zum Typischen, daß nicht nur das Leben, auch das Denken Brunos zum Schlußbeispiel herab sank für das allgemeine

Problem, das er darstellt. Doch übersehe man nicht, daß der Verfasser sich nicht einfach zu Bruno bekennt, vielmehr gerade für unsere Zeit anderes fordert als Monismus und Gefühlaphilosophie. Von der ersten abgesehen geben sich noch drei andere dieser Arbeiten deutlich als Vorträge zu erkennen (gehalten in der Reihe der „Akademischen Vorträge“ in der Aula des Basler Museums). Man mag es dabei dem Verfasser zu gute halten, daß er in einer Stadt lebt, in der das gesprochene Wort mehr gilt als anderswo, vielleicht weil dort deren große Zeit noch unvergessen ist, die Reformation, die ja Ranko ein einziges großes Gespräch genannt hat. Ich will der Rhetorik nicht das Wort reden. Doch täte dem zu Typen verblichener, objektiv erstarrten Denken unserer ‚schreibenden‘ Zeit wohl die Erinnerung gut, daß nach Plato die Schrift nur ein Nachbild sein soll des lebendigen und beiseelten Wortes.“ Die einzelnen Artikel haben folgende Titel: Die Zukunft der Philosophie. Das ethische Zeitalter. Der neue Geist. Das Herz der Wissenschaft. Die Schlachtreihen der Kraft und der Liebe. Die Frauen in der Philosophie. Philosophen-Ehen. Die Sphinx des Pessimismus. Stirner. Philosophie und Dichtung.

180. Herr Lehrer! Sozialer Roman aus der Gegenwart von Alois Ulreich. Umschlagzeichnung von Elfriede Hatschel. Wien. Verlag der „Sammlung moderner Kampfschriften“. XVIII. Sternwartestraße 45. 122 S. K 1.50.

Dieser Roman ist zum ersten Male in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ erschienen. Er führt in das Leben eines Wiener Lehrers ein und schildert es nicht ohne Talent und mit psychologischer Vertiefung. Er verdiente auch als Buch zu erscheinen und ist in gewissem Sinne auch eine Kampfschrift.

181. Wien, das bist du! Kleine Erzählungen aus dem Nachlasse von E. Karlweis. Mit Begleitworten von Hermann Bahr und Vinzenz Chiavacci. Stuttgart. Adolf Bong & Komp. 1903. XXVIII, 192 S. Mk. 2.40.

Der liebenswürdige Karlweis ist leider zu früh gestorben. Er hätte uns gewiß noch manches vergnügliche Theaterstück geschrieben. Auch die vorliegenden Skizzen aus seinem Nachlasse nehmen wir dankbar entgegen. Sie atmen die anspruchslose und milde Art des Verfassers, der in seinen schriftstellerischen Vorzügen und Fehlern ein richtiger Wiener gewesen ist.

182. Heinrich von Kleist. Von Franz Servaes. Leipzig, Berlin und Wien. E. N. Seemann. 160 S. Mk. 4.—.

Der Verfasser hat mit seinem Buche über Kleist eine schöne Leistung vollbracht. Es bringt Neues und Interessantes und wird seinem Stoffe durchaus gerecht. Die vielen Illustrationen sind gut und erhöhen den Wert des Buches.

183. Wie das Wintermärchen entstand. Dichtung und Wahrheit aus Shakespeares Leben. Von Alfred Freiherrn von

Berger. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 65 S. Mk. 1.50.

Eine reizende kleine Geschichte, die ursprünglich in der Wiener „Neuen Freien Presse“ erschienen ist. Dem Verfasser ist es durchaus gelungen, ein fesselndes poetisches Gemälde zu schaffen.

184. Joh. Fr. Herbart, sein Leben und seine Philosophie. Dargestellt von Walter Kinkel, Dr. phil., Privatdozent an der Universität Gießen. Gießen. J. Ricker (Alfred Tögelmann). 1903. VIII, 204 S. Mk. 3.

Eine gedrängte und doch vollständige Darstellung des Lebens und der Lehre J. F. Herbart's zu geben, war eine umso dankenswertere Aufgabe, als eine solche in der Art, wie sie uns der Verfasser gibt, noch nicht existiert. Daß ein Bedürfnis darnach vorhanden ist, beweist der Umstand, daß das einzige Buch, das eine Darstellung der Lehre Herbart's versucht, das von Wagner, das im Jahre 1894 erschienen ist, rasch neue Auflagen erlebt hat. Dieses erfreuliche Geschick wird auch Kinkels Buch nicht ausbleiben, zumal es sich durch Kürze und Deutlichkeit auszeichnet und überaus billig ist. In einem ersten kleineren Teil erzählt der Verfasser Herbart's Leben und philosophischen Entwicklungsgang. Der zweite, ausführlichere Teil ist der Darstellung seines Systems gewidmet. Es gliedert sich in folgende Kapitel: Metaphysik, Psychologie, Praktische Philosophie, Aesthetik, Religionsphilosophie, Pädagogik. Der Verfasser stellt aber nicht bloß dar, er gibt auch selbständige Kritik. Seine Würdigung Herbart mündet schließlich in folgende Sätze: „Wir nannten Herbart einen Schüler des philosophischen Rationalismus und des Aufklärungszeitalters und glauben, die Spuren dieser Schulung in allen Teilen seines Systems nachgewiesen zu haben. In vieler Hinsicht hat er sich aus den Ideen seiner Jugendzeit herausgearbeitet: so namentlich in seiner Psychologie mit der Verwerfung der Vermögenstheorie und dem ersten Versuch, diese Wissenschaft einer exakteren und mathematischen Behandlung zugänglich zu machen; so ferner in seiner Ethik, die wenigstens (dank dem Einflusse Kants) einiges Verständnis für den Begriff der Idee verrät, wenn wir ihn auch nicht als den vollberechtigten „Lehrer im Ideal“ anerkennen können. Auch seine Religionslehre darf hier, wenigstens was die in derselben offenbare Zartheit des Gefühls angeht, genannt werden. Aber in allen Wissenschaften sind doch auch, wie wir sahen, manche Fehler des einseitigen Rationalismus stehen geblieben. In der Metaphysik die transzendente Spekulation (denn transzendent ist er hier, trotz seiner Erklärung, daß wir das „Was“ der Dinge nicht erkennen können); in der Psychologie und Pädagogik die übertriebene Hochschätzung des Vorstellens gegenüber dem Willen und Gefühl u. s. w. In alledem war ihm schon Kant weit überlegen, welcher den drei Welten des Wahren, Guten und Schönen in gleicher Weise gerecht wird. Will man nun Herbart richtig würdigen, so muß man ihn im Rahmen seiner Zeit betrachten. Die nachkantische Spekulation zerriß gleichsam, was Kant mit harter Mühe zur Einheit erhoben hatte. Statt einer Einheit des Willens, Verstandes und Ge-

fühls finden wir bei den verschiedenen nachkantischen Denkern immer nur die Selbständigkeit einer dieser Gesetzmäßigkeiten unter Vernachlässigung der anderen. Während die einen in der Spontaneität des Willens oder Begriffes das Wesen der Welt sehen (Fichte, Hegel, Schopenhauer u. s. w.), so die anderen im Gefühl (Jacobi und seine Anhänger). Jene Einheit, die Kants System barg, wird (wenn man die gesamte Philosophie der nachkantischen Zeit betrachtet) durch das Hinzukommen der Verstandes-Philosophie Herbarts ergänzend wiederhergestellt. Jenen schwärmenden Gefühlsergüssen (die alle Wissenschaft dem Dogma opfern), jenen einseitigen Willenslehren (die in Schopenhauer zum Pessimismus führten) trat Herbart mit der Macht seiner starken Persönlichkeit und mit eindringender Kritik entgegen. Zwar konnte sein eigenes System (nicht minder einseitig als die von ihm bekämpften) nicht selbst die Führung der neuertwachenden Philosophie übernehmen; es hat sich, abgesehen vielleicht von seinem Einfluß auf Psychologie und Pädagogik, wenig fruchtbar erwiesen, und wird von seinen wenigen Anhängern noch heute in genau derselben starren, dogmatischen Form vertreten, die ihm der Meister aufprägte. Aber für seine Zeit war Herbart eine Notwendigkeit; und er wird in der Geschichte der Philosophie immer einen ehrenvollen Platz behaupten.“

185. Denkwürdigkeiten des Generals Sigel aus den Jahren 1848 und 1849. Herausgegeben von Wilhelm Bloß. Mannheim. J. Benzheimer. 1902. 167 S.

Der Herausgeber ist von Sigel ermächtigt, die Denkwürdigkeiten, die in einem kleinen vergessenen Blatte erschienen waren, neu herauszugeben. Die Arbeit war jedenfalls dankenswert, denn diese Aufzeichnungen sind ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Revolution des Jahres 1848.

186. Wilhelm III., Prinz von Oranien, Erbstatthalter von Holland, König von England (1650—1702). Zum Vierteltausendtag seiner Geburt (14. November 1650). Von W. R. N. Nippold. Mit einem bisher unveröffentlichten Originalporträt. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1900. XII, 282 S. Mk. 6.—

187. Oliver Cromwell — Wilhelm III. und ihre Feinde von heute. Literarischer Anhang zu Wilhelm III., Prinz von Oranien, Erbstatthalter von Holland, König von England von W. R. N. Nippold. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1901. 85 S.

Der Verfasser, der eigentlich Theolog und Kirchenhistoriker ist, greift mit diesen beiden Büchern auf das profangeschichtliche Gebiet, doch auch veranlaßt durch seine religiöse Schätzung (wenn das zu sagen erlaubt ist) Wilhelm III. Wie alles, was Nippold schreibt, zeichnen sich auch diese beiden Schriften durch Ernst und Wahrhaftigkeit aus.

188. Die deutsche Staatsprache. Zwei Abhandlungen von Dr. jur. Philipp Zorn, Geheimer Justizrat, ord. Professor der Rechte an der Universität Bonn. Berlin. C. Heymann. 1903. 52 S. Mk. 1.—

Der Verfasser behandelt die Frage wesentlich vom Standpunkte der nationalen Macht. Er beantwortet sie daher für Deutschland im

Sinne der alleinigen Geltung der deutschen Sprache im gesamten Staatsleben. Da auch in Oesterreich die Frage der deutschen Staatsprache großes politisches Interesse hat, so ist die Schrift wohl auch für uns aktuell, obwohl die Dinge hier in Oesterreich viel komplizierter sind und eine so einfache Lösung wie in Deutschland nicht zulassen.

189. Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. Von Friedrich Hippold. Dritte umgearbeitete Auflage. Neue Ausgabe. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1901. Mk. 46.40.

1. Bb. Einleitung in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. XVI, 677 S.

2. Bb. Geschichte des Katholizismus seit der Reform des Papsttums. XLII, 850 S.

3. Bb. 1. Abt. Geschichte des Protestantismus seit dem deutschen Befreiungskriege. Erstes Buch: Geschichte der deutschen Theologie. XI, 623 S. 2. Abt. Zweites Buch: Interkonfessionelle Zeit und Zukunftsaufgaben. VIII, 246 S.

4. Bb. Amerikanische Kirchengeschichte seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten. XI, 272 S.

Dieses ausführliche Werk ist ein unentbehrliches Hilfsmittel, dessen auch der Politiker der Gegenwart nicht entbehren kann.

190. Die Deutschen in Tolstois Schilderung. Von Friedrich Deckmeyer. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 111, 15. Mai 1902. München. Staegmayer. 1902. 14 S.

Es ist bemerkenswert, daß auch Tolstoi, dieser große Geist, wenigstens in seinen älteren Werken, genau so, wie alle übrigen Russen, eine große Geringschätzung der Deutschen zur Schau trägt. Die Uebersetzer haben da manches zu mildern gesucht. Tolstoi wird wohl heute selbst vieles von dem, was er gesagt hat, nicht mehr aufrecht erhalten wollen.

191. Alkohol und Arbeitsstätte. Von Dr. med. Alfred Grotjahn. Berlin. Mäßigkeitsverlag W. 15, Fasanenstraße 72. 94 S. brosch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2, Partien billiger.

Im Auftrag des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und auch in dessen Verlag ist hier eine Ergänzung und Fortsetzung des von diesem Verein früher herausgegebenen v. Glümer'schen Werkes: Schutz der Arbeiter vor dem Alkoholmißbrauch erschienen, das in Dr. Grotjahn einen als Arzt und Volkswirt überaus sachkundigen Verfasser gefunden hat. Dr. Grotjahn hat durch sein Buch: Der Alkoholismus nach Wesen, Wirkung und Verbreitung (Leipzig 1898) gezeigt, wie tief er die Materie erfaßt und so ist hier auch in vorliegenden Werke zunächst in gedrungener Form behandelt, welche Folgen der Mißbrauch geistiger Getränke gesundheitlich, sittlich und wirtschaftlich zeitigt. Weiter ist dann erörtert, was die Arbeiter zur Verdrängung des Alkohols von der Arbeitsstätte tun können und sollen oder da und dort bereits getan haben, was die Betriebsleitungen für diese Verdrängung zu tun haben und tun können, sowie auch Beispiele

von einzelnen Versuchen dieser Art. Es ist dann weiter behandelt, was Gemeindeverwaltung und Staat tun kann, tun soll oder tun muß, um den Alkohol von den Arbeitsstätten verdrängen zu können. Es wird sowohl an den Beispielen, die nicht erschöpfend sein sollen, gezeigt, welchen Ersatz man für den Alkohol bieten kann, als auch weitere Belehrung in dieser Hinsicht gegeben und zugleich gezeigt, welche Vorzüge die Alkoholverdrängung von den Arbeitsstätten für Arbeiter und Arbeitgeber, für Volksgesundheit und Volkswohlfahrt haben muß, und der Wahn widerlegt, als ob man sich am Alkohol stärken könne; während er doch nur Scheinkraft gibt und eher lähmend wirkt. Die verschiedenen Arbeitsstätten und Arbeiterkategorien sind in sachkundiger Weise behandelt und dabei nirgends der Alkohol im Sinne der Abstinenz verpönt. Der Verfasser ist nur gegen den Alkohol während der Arbeit und gegen regelmäßigen Genuß, da er diesen für ebensowohl schädlich hält wie die großen Mengen. Das Werkchen verdient weiteste Verbreitung, denn nur durch solche kann sein guter Zweck auch erfüllt werden. M. M.

192. Die Deutschenverfolgung in Ungarn. Zur Aufklärung des deutschen Volkes geschrieben von Arthur Korn, Eigentümer und Schriftleiter der Groß-Rikindaer-Zeitung. München, J. F. Lehmann, 1903. 92 S. Mk. 1.20.

In den letzten Monaten haben in Ungarn wiederholt Verurteilungen von Redakteuren und Mitarbeitern deutscher Zeitungen zu ganz erheblichen Freiheits- und Geldstrafen stattgefunden. Gegen all diese Verurteilten war von Seiten der magyarischen Staatsanwälte Anklage wegen Aufreizung gegen die magyarische Nation erhoben worden und die Angeklagten wurden auch samt und sonders von den magyarischen Geschwornengerichten dieses Verbrechens schuldig gesprochen. Das klingt eigentlich ganz selbstverständlich, wenn man der Sache aber auf den Grund geht und sich überzeugt, worin diese Aufreizungen bestanden, so kommt man zu einem ganz anderen Ergebnis. Es ist ein schätzbares Verdienst des Redakteurs Korn, daß er auch reichsdeutschen Lesern Gelegenheit gegeben hat, die haarsträubenden Zustände in Ungarn einmal in anderem Licht zu sehen, als in dem sie gewöhnlich teils mit bewusster Entstellung, teils mit naiver Kritiklosigkeit geschildert werden. Im allgemeinen pflegen die Magyaren stets als die ritterliche, freiheitsliebende Nation geschildert zu werden, die an Gastfreundlichkeit ihresgleichen sucht. In diesen Pressprozessen ist jedoch davon nichts zu spüren. Es müßten denn Staatsanwälte und Geschworene eine Ausnahme von der Regel bilden; aber die Geschworenen sind ja Männer aus dem Volke. Das Recht, sich seiner Muttersprache zu bedienen, steht verfassungsgemäß dem Deutschen so gut zu wie den übrigen in Ungarn sesshaften Volksstämmen. Wenn der Deutsche aber von diesem Rechte Gebrauch macht, deutsch fühlt und denkt, sich seiner deutschen Abstammung erinnert, so wird er als Vaterlandsverräter behandelt. Gewalt geht vor Recht. Obgleich die Magyaren den anderen Volksstämmen Ungarns gegenüber in der absoluten Minderheit sind, so

haben sie es doch im Laufe der letzten Jahrzehnte sehr gut verstanden, sich die erforderliche Gewalt anzueignen. Man vergleiche die Zwangseinführung der magyarischen Ortsnamen auch bei Orten, die nachweislich eine andere als rein deutsche Bevölkerung nie gehabt haben, Hermannstadt, Kronstadt u. s. w. Der reichsdeutsche Leser bekümmert sich bedauerlicherweise herzlich wenig darum, was „hinterwärts von Temesvár“ vor sich geht, und doch wohnen in Ungarn ganz abgesehen von den kerndeutschen Siebenbürger Sachsen allein im Banat 1½ Millionen Schwaben, die in angestrenzter und redlicher Kulturarbeit den sumpfigen und fieberschwangeren Boden Südungarns urbar und fruchtbar gemacht haben. Und diese setzen sich nun vor die Wahl gestellt, entweder ihre Abstammung zu verleugnen und Magyaren zu werden oder Gut und Freiheit einzubüßen. Wahrlich die Zugehörigkeit Ungarns zum Dreiebund wird unter diesen Umständen manchem recht bedenklich erscheinen. Wenn es schon als Verbrechen gilt und als Aufreizung gegen die magyarische Nation (wie im Falle Steinäcker) betrachtet wird, das Wort „magyarisch“ in rein ethnographischem Sinn zu deuten, so kann man beim besten Willen zu keiner anderen Auffassung kommen als zu der, daß der Deutsche in Ungarn systematisch vergewaltigt wird. *Justitia regnorum fundamentum*. Die Grundlage des Königreichs Ungarn scheint bedeutend ins Wanken zu geraten, denn von Gerechtigkeit den Deutschen gegenüber ist nach den Enthüllungen der genannten Broschüre in Ungarn keine Rede mehr. Wir können die Korn'sche Broschüre als äußerst lehrreich und interessant aufs wärmste empfehlen. Sie schildert zunächst an der Hand der Geschichte das Deutschtum in Ungarn, das nationale Erwachen der Banater Schwaben und kommt dann auf die Büttelherrenschaft, das „liberale“ System in Ungarn, die berüchtigten Wahlmänner und die sonstigen, das Magyarentum fördernden Einrichtungen des ungarischen Staates eingehend zu sprechen. Die Schrift ist dem Vizestaatsanwalt Winkler in Szegedin „in dankbarer Anerkennung seiner rastlosen Bemühungen um die Erweckung seiner Stammesgenossen in Südungarn gewidmet“. In dieser Widmung liegt ein tiefer Sinn, der darin gipfelt, daß der Staatsanwalt Winkler ursprünglich deutscher Abstammung ist und nun dadurch, daß er die magyarische Sache so „mannhaft“ unterstützt, erst recht die Deutschen Südungarns auf ihre gefährliche Lage aufmerksam macht und ihnen dadurch einen Dienst erweist. Es zeigt sich auch hier wieder, daß der Deutsche sich immer erst dann auf sich selbst bekennt, wenn er unterdrückt wird. Es ist dies eine Tatsache, die aus der Geschichte des deutschen Volkes zu buhnden und aberduhenden Malen klar zu erkennen ist. Wir wollen hoffen, daß nunmehr auch der Deutsche in Ungarn den Zeitpunkt für gekommen hält, wo er sich seiner Abstammung mit Stolz bewußt wird und es für eine Schande betrachtet, sich von einem Volke, das kulturell tief unter ihm steht, an die Wand drücken zu lassen.

193. Die kirchlich-politische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des dreißigjährigen Krieges im Spiegel der

Konfessionellen Polemik von Dr. Karl Lorenz. München. C. H. Beck. 1903. IX, 163 S. Mk. 3.50.

Das Vorwort des Verfassers lautet: „Wenn zwei Historiker, die auf so diametral entgegengesetzten Standpunkten stehen wie Felix Stieve und Johannes Janssen, über die Wichtigkeit einer historischen Erscheinung gleicher Meinung sind, so bedarf die Bedeutung derselben wohl keines weiteren Beweises. Dies gilt für die konfessionelle Polemik vor Beginn des dreißigjährigen Krieges. Johannes Janssen schreibt darüber in seiner Geschichte des deutschen Volkes . . . Bb. V, S. 301: „Auf die hohe Bedeutung der konfessionellen Polemik für Reich und Volk hat zuerst Stieve im ersten und zweiten Band seiner „Politik Bayerns“ nachdrücklich hingewiesen und sehr viele früher wenig oder gar nicht beachtete Bücher und Flugschriften verzeichnet und besprochen. Daß er sich dadurch ein großes Verdienst erworben, werden auch diejenigen anerkennen, welche mit seinen Urteilen oft nicht übereinstimmen. Die Zahl der Schriften auf diesem unerfreulichen Gebiete ist Legion. Stieve selbst äußert sich an einer der von Janssen erwähnten Stellen wie folgt: „Die Streit- und Flugschriften aus den Jahren 1555—1609 u. f. sind bis jetzt kaum berücksichtigt worden, obgleich sie für die politische Entwicklung von großer Bedeutung waren und vor allem geeignet sind, die Anschauungen und die Stimmungen der Zeit kennen zu lernen. In der Tat bietet diese Streit- und Flugschriftenliteratur oft die interessantesten Greiflichter auf zeitgenössische Verhältnisse, da man sich in solchen meist anonymen oder pseudonymen Veröffentlichungen natürlich viel freier auszudrücken pflegte als in offiziellen Schriften. Andererseits muß diese Literatur mit ganz besonders kritischem Blick betrachtet und mit der peinlichsten Vorsicht verwertet und beurteilt werden; denn niemals in der Geschichte finden wir, wie Janssen selbst zugesteht, einen ‚mit solcher Bitterkeit und Gehässigkeit geführten Federkrieg‘; niemals wurde von sonst ganz ehrenwerten Männern so bewußt gelogen und gefälscht wie gerade hier. Ist man sich aber darüber klar geworden, und betritt man dieses gefährliche Gebiet mit der eben erwähnten Vorsicht, so kann man auf literarischem Gebiete kaum etwas Interessanteres finden, besonders für unsere Zeit, wo sich die konfessionellen Gegensätze wieder zuspitzen scheinen. Man spricht und schreibt heutzutage so viel über Parität und Toleranz, obwohl — oder eigentlich gerade weil sich sehr viele über das eigentliche Wesen und die genetisch historische Entwicklung dieser beiden Begriffe nicht recht klar sind und sein können. Deshalb dürften die folgenden Ausführungen, die ja eine Zeit behandeln, in der die Deutschen zum ersten Male vor dieses Problem gestellt wurden, für manchen Gebildeten von einigem Interesse sein.“ Der Stoff gliedert sich in folgende Kapitel: I. Grundlegende Erörterungen. Rückblicke. II. Die orientierende Flugschrift. III. Der Gegensatz zwischen Katholiken und Lutheranern. IV. Der Gegensatz innerhalb des katholischen Lagers. V. Der Gegensatz zwischen Lutheranern und Calvinisten. VI. Der katholisch-calvinische Gegensatz; das Hin- und Herschwenken der Lutheraner und ihre schließliche Stellungnahme. VII. Ausblick.

194. Aus den Memoiren der Herzogin von Abrantès.

Herausgegeben und bearbeitet von B. Freifrau v. Weinbach geb. Kaulbach. Leipzig. F. Schmidt & C. Günther. 1903. 286 S. Mk. 4.60, geb. Mk. 5.60.

Eines der interessantesten Werke aus der napoleonischen Zeit-epoche sind entschieden die „Memoiren der Herzogin von Abrantès“, der Gemahlin Junots, des Lieblings des Kaisers Napoleon. Von dem 15bändigen Werk bringt die Herausgeberin eine Auslese. Aber das Packendste, das Interessanteste hat die Herausgeberin in diesem Auszug niedergelegt. Das Werk bietet in seiner schlichten Erzählungsform reizende Einblicke in die Familie Bonaparte und den nächsten Freundeskreis. Eine unbegreifliche Zeit. Inmitten der höchsten politischen Ereignisse, inmitten der größten Aufregungen dieser Lebensmut, diese Lebenskraft und Fröhlichkeit. Die Sprechweise Napoleons und der anderen vorkommenden Persönlichkeiten ist so getreu wie möglich wiedergegeben.

195. Donatello. Von Alfred Gotthold Meyer.

Mit Porträt und 140 Abbildungen nach Skulpturen. Viefefeld und Leipzig. 1903. 131 S. Mk. 3. (Künstler-Monographien. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von H. Naef u. s. LXV.)

Der große Erneuerer der modernen Bildhauerkunst, Donatello, der seit den Zeiten der griechischen Antike zuerst wieder ein Menschenbild aus einem Guß geschaffen, der der realistischen Porträtbildnerei Wege und Ziele gewiesen und für die erzählende Reliefdarstellung wirklich plastische Ausdrucksmittel gefunden hat, tritt uns in warmblütiger, von den feinsten Einzelzügen belebter Gestalt in dieser Schrift entgegen. Mit Ausschluß alles Fragwürdigen und Streitigen hat Alfred Gotthold Meyer, dem wir diese lebensvolle Charakteristik eines der gewaltigsten künstlerischen Genies aller Zeiten verdanken, nur die unzweifelhaft echten Werke des Meisters herangezogen und an ihne mit tief eindringender, feinsinniger Stilkritik sein bahnbrechendes, neuschöpferisches Wirken auf allen Gebieten der Plastik klargelegt. An der Hand des Verfassers gewinnen wir einen umfassenden Einblick in die Werkstatt eines Meisters, dem so verschiedene Naturen wie Michelangelo und Raffael mit gleicher Wärme gehuldigt haben. Die plastischen Eigentümlichkeiten Donatellos werden dem Verständnis des Lesers in dankenswerter Weise dadurch erschlossen, daß viele Einzelheiten der hervorragenden Werke des Künstlers in großem Maßstabe wiedergegeben sind. Dem Leser wird somit die Möglichkeit gewährt, die höchst fesselnden, stilkritischen Ausführungen des Verfassers im Einzelnen nachzuprüfen.

196. Staatslexikon. Zweite neubearbeitete Auflage. Unter

Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem, Rechtsanwalt in Köln. Freiburg i. B., Herder.

Diese zweite Auflage des für den Stand der katholischen Wissenschaft wichtigen Werkes ist nunmehr bis zum 33. Heft und bis zum

Artikel „Repressalien“ gediehen. Es nähert sich also seinem Ende. Für Bibliotheken, Politiker, Journalisten ist das Werk von großem Belange.

197. „Die neue Richtung“. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen von **Paul Goldmann**. Wien. C. W. Stern. 1903. 136 S.

Der Verfasser ist Berliner Korrespondent der Wiener „Neuen Freien Presse“ und berichtet dieser auch über die wichtigsten Aufführungen in den Berliner Theatern u. zw. ziemlich ausführlich. Das Feuilleton „Die neue Richtung“ hat dem Buche den Titel und das Vorwort gegeben. Goldmann stellt sich damit gleich als einer vor, der der neuen Richtung sehr kühl, ja feindselig gegenübersteht. Hierauf folgt die Besprechung von vier Stücken G. Hauptmanns (Schluck und Jau, Michael Kramer, Einsame Menschen, Der rote Hahn). Hierauf folgen: Die Hoffnung von J. Heijermans; Der Sieger von M. Dreher; Der junge Goldner von G. Hirschfeld; Der Baron von J. Schlaf; Der Weg zum Licht von G. Hirschfeld; Ecclesia Triumphans, Fuß, Volksaufklärung von M. Dreher; An des Reiches Pforten von R. Hamsun; Der Tod des Tintagiles von M. Maeterlinck; Die Nacht der Finsternis von E. Tcolitoi; Der Herr von Abadessa von F. Dörmann; Johannisfeuer von H. Sudermann; Ueber unsere Kraft von B. Björnson. Der Kritiker Goldmann ist nicht ohne Geist und Verstand, doch läßt er sich, wie uns scheint, sehr von Voreingenommenheiten leiten und ist offenbar übermäßig. Stimmungen und Verstimmungen unterworfen, die ungünstig auf seine Produktion wirken und sie ungleichmäßig gestalten.

198. Römisches Fieber. Roman von **Richard Bosz**. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1902. 496 S. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

Was der Dichter in 20 Jahren eindringender Beobachtung römischen Lebens geschaut und erfahren, hat er in diesem Werke mit der Kraft des gereiften Künstlers und sicheren Seelenforschers zu einem erichütternden Bilde menschlicher Schicksale zusammengefaßt, das bald mächtig aufblühend, bald verhaltene und schmerzlich entjagende Leidenschaft durchflammt. Aus dem Münchner Künstlerleben tritt die Heldin hervor, die eine geheimnisvolle Macht nach Rom zieht, wo sie ihre Künstlerschaft erst zur vollen Blüte zu bringen hofft. Aber bald wird sie aus dem Kreise der deutschen Künstler, aus dem zwei früh gebrochene, nur noch in phantastischen Illusionen lebende Existenzen, zwei mit großer Meistererschaft gezeichnete Charakterbilder, hervorragend, durch unsichtbare Fäden auf die Höhen der römischen Gesellschaft gezogen. Zwischen Palast und Künstlerklaue spinnen sich die Fäden enger und enger bis zu einer tragischen Verwicklung zusammen, aus der nur der Tod retten kann, der der Heldin in der furchtbaren Gestalt des „römischen Fiebers“ naht. Der Dichter hat die Katastrophe so vorbereitet, daß der Leser sie als unabwendlich empfindet.

199. Syrische Anthologie (Nordischer Musenalmanach) hervorragendster skandinavischer Dichter. In den Versmaßen der Originale übersetzt und mit einer literarhistorischen Einführung von Prof. Dr. **C. Beyer-Boppard**. Herausgegeben von **Emil Jonas**. Bres-

lau. Schlesiſche Verlagsanſtalt von E. Schottlaender. XXVI, 286 S. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.

Emil Jonas, der bekannte Schriftſteller und Ueberſeher, der mit jugendlicher Begeiſterung dieſe lyriſche Anthologie hergeſtellt hat, wählte aus Nordlands Dichtern nur ſolche aus, die auf Originalität, Gedankenfriſche, Empfindungstiefe und Formenrichtigkeit Anspruch machen konnten, um ein wahrheitsgetreues Bild von Geiſt und Charakter der nordiſchen Lyrik und der nordiſchen metriſchen Kunſt bieten zu können. Wie dieſe Anthologie den Einzeldichter in gebührende helle Beleuchtung ſtellt, zeigt ſchon das eine Beiſpiel an den Gedichten des Königs Oſkar II. Die Ueberſetzungen von Jonas leſen ſich wie Original-Gedichte und werden überall, wo noch Herz und Sinn für wahre Poeſie, gleichviel von welcher Seite ſie uns geboten wird, vorhanden, lebhaftes Intereſſe hervorrufen. Es werden dargeboten dänische, norwegiſche und finnländiſche Gedichte. Merkwürdigerweiſe fehlt Joſen. Den Schluß bilden Volkslieder.

200. Kreuzwendebich. Roman aus der Geſellſchaft von Edit Gräfin Salburg. Leipzig. Gröbel & Sommerlatte. 1903. 224 S. Mk. 3.

Die Verfaſſerin hat ſchon früher in demſelben Verlage eine Reihe von Romanen veröffentlicht*), die wohl viel Aufſehen gemacht haben, aber in ihrer literatur-, kultur- und inſbeſondere auch zeitgeſchichtlichen Bedeutung noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden ſind. Eine ſolche Würdigung kann auch hier nicht gegeben werden. Vielleicht iſt uns das in einer ſpäteren Zeit möglich. Die Verfaſſerin iſt keine einfache Natur. In ihr drängen ſich mehr als in anderen Menſchen, die Widerſprüche und führen ein oft tolles Konzert auf, deſſen Töne nicht ſelten in grelle Diſſonanzen ausklingen. Eine Ariſtokratin in ihrem ganzen Weſen, kommt ſie immer mehr zur Demokratie. Und das deſhalb, weil ſie ihre Standesgenoffen kennt. Sie ſchildert ſie in ihren Romanen, oft kraß und ungerecht, aber doch bei aller Uebertreibung gewiß im innerſten ſo wahr, daß man oft erſchrickt. Sie iſt voll von Vorurteilen und offenbar ohne ſyſtematiſche ſozialpolitiſche Bildung. Sie ſtrebt nach den Höhen der Menſchheit und iſt dabei Antiſemitin und Antiſozialiſtin. Aber all das iſt der noch vorhandenen inneren Unklarheit zuzuſchreiben. Ich glaube zuverſichtlich, daß ſie noch zu reineren und höheren Ueberzeugungen kommt. Manches in dem vorliegenden Buche ſcheint darauf hinzudeuten. Künſtleriſch iſt es gegen ihre früheren Bücher, die häufig mit den Mitteln des groben Alfreſko und des Grotesken arbeiteten, gewiß ein großer Fortſchritt. Es führt uns in eine wirtſchaftlich verſinkende alte öſterreichiſche Adelsfamilie, aus der die we-

*) Die öſterreichiſche Geſellſchaft. Roman-Trilogie I. Bd. Die Erkluſten. 3. Aufl. 1900. 316 S. Mk. 3. II. Bd. Papa Durchlaucht. 2. Aufl. 1899. 234 S. Mk. 3. III. Bd. Die Inklusiven. 3. Aufl. 1901. 264 S. Mk. 4. — Was die Wirklichkeit erzählt. Drei Bücher, die das Leben ſchreibt. Erſtes Buch „Karriere.“ Skizzenbuch aus der großen Welt. 2. Aufl. 1901. 203 S. Mk. 3. Zweites Buch. „Golgatha.“ 2. Aufl. 1900. 423 S. Mk. 4. Drittes Buch. „Humanitas“ — 1901. 481 S. 4 Mk.

nigen gesunden und fruchttragenden Zweige weit herauswachsen, um zu Luft und Freiheit zu kommen. Die Schilderung der Verhältnisse und der Personen ist noch immer übermäßig drastisch, aber doch schon einigermaßen ästhetisch gebändigt. Das Buch enthält eine erbarmungslose Verurteilung des österreichischen Adels und eine Verherrlichung der Arbeit und der Freiheit. Es hat außer seinem poetischen Gehalt, eine Bedeutung als Kulturdokument aus Oesterreich und verdient besonders bei uns in Oesterreich fleißig gelesen zu werden. Man wird es in der österreichischen Presse wahrscheinlich wenig anzeigen, daher sei hier umso nachdrücklicher auf die prächtige, schneidende Satire hingewiesen.

201. Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Von Dr. Oskar Bremer, Professor an der Universität Würzburg. Leipzig. B. G. Teubner. 1902. 68 S.

Die letzte Orthographiereform, die wir ganz vor kurzem erhalten haben, ist wohl in keiner Weise zu befriedigen imstande. Durch sie ist die Frage unserer Rechtschreibung wieder dem allgemeinen Interesse näher gerückt und es wäre nur zu wünschen, daß bezüglich unserer Rechtschreibung, insb. über ihre lautlichen und geschichtlichen Grundlagen solide Kenntnisse mehr verbreitet wären, als sie es gegenwärtig sind. Die vorliegende Schrift ist geradezu als klassisch zu empfehlen. Obwohl durchaus auf dem Boden der Wissenschaft stehend, ist sie für jeden Laien verständlich und unterrichtet über ihren Gegenstand so gut, daß wer sie aufmerksam durchstudiert hat, sich der solidesten Kenntnisse rühmen darf. Jeder Deutsche, der auf Bildung Anspruch macht, soll auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung nicht nur in dem Sinne zu Hause sein, daß er beim Schreiben keine Fehler macht, er soll auch die Hauptgrundsätze der Wissenschaft, die da gelten, kennen. Die Gelegenheit dazu gibt ihm das vorliegende Büchlein, dem wir weitest Verbreitung und viele Auflagen wünschen.

202. Die Jesuiten und das Deutsche Reich. Zeitgemäßes von Arthur Böhlingk. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. 32 S. 30 Pfg.

Der Verfasser ist unermüdblich in dem Kampfe gegen die Jesuiten und aus seiner Feder fließt eine Streitschrift nach der andern. Jede bringt wieder etwas Neues und Interessantes.

203. Gehören die Jesuiten ins Deutsche Reich? Ein Beitrag zur Tagesfrage. Von Dr. Wilibald Beyschlag. 4. Aufl. Berlin. H. Walthers. 1903. 70 S. Mk. 1.

Der verstorbene Verfasser ist ein namhafter Vorkämpfer des evangelischen Gedankens in Deutschland gewesen. Er steht, wie Böhlingk, auf dem Standpunkte, den Jesuiten das Deutsche Reich zu verschließen. Abgesehen von diesem prinzipiellen Punkte, der uns von ihm scheidet, ist die vorliegende Schrift sehr lesenswert. Sie liefert Rüstzeug im Kampfe gegen den Jesuitismus, der auch besonders bei uns in Oesterreich langsam, aber entschlossen vorwärts zu drängen sucht.

204. Drei Dramen. Von Bernard Shaw. Kandiba. — Ein Teufelskerl. — Helden. Uebersetzt von Siegfried Trebitsch. Stuttgart und Berlin. 1903. XX, 383 S. Mk. 4.

Bernard Shaw ist ein geistreicher Schriftsteller. Das hat er schon bewiesen, als er in seiner Eigenschaft als fabianischer Sozialist Aufsätze schrieb, in denen er sozialistische Gedankengänge erörterte. Er hat auch eine Reihe Dramen geschrieben, von denen hier drei in deutscher Uebersetzung vorliegen. Eines davon ist schon aufgeführt worden, Ein Teufelskerl, auch bei uns in Wien. Es hat Beifall gefunden, wenn auch seine besondere Art vielleicht nicht ganz verstanden wurde. Diese Art liegt in einer eigentümlichen witzigen Fronte. Es wäre sehr wohl zu wünschen, daß man versuchen würde, auch die anderen Stücke dem deutschen Publikum zu Gehör zu bringen, sowie daß auch die übrigen Stücke ins Deutsche überlegt würden.

205. Im Lande des einstigen Paradieses. Ein Vortrag von Friedrich Delitzsch. 1. bis 10. Tausend. Mit 52 Bildern, Karten und Plänen. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1903. 58 S. Mk. 2. Kart. Mk. 2.50.

Was der Verfasser während seines letzten, über vier Monate ausgedehnten Aufenthaltes in der babylonischen Ebene, vom Mai bis August 1902, gesehen, erlebt und erforscht hat, bietet er hier in Gestalt einer höchst lebensvollen, hie und da humoristisch gefärbten Reise-Schilderung, die den Leser von Anfang bis zu Ende in lebhafter Spannung erhält. Handelt es sich doch nicht allein um die persönlichen Erlebnisse eines wahrheitsdürstigen Gelehrten, dem es gelungen ist, durch die positive „Wissenschaft des Spatens“ die Phantasiegebilde alter Ueberslieferung zu widerlegen, sondern um hohe und höchste Probleme menschlichen Wissens: um die Aufhellung der alten und ältesten Menschheitsgeschichte. Die Lösung dieses Problems kann nur durch die Entzifferung der in babylonischer Erde ausgegrabenen Schriftdenkmäler erfolgen, und dieses mühevollen Werk hat, dank der bahnbrechenden Arbeit deutscher Gelehrter, eine hoffnungsvolle Zukunft für sich. Bei seiner Tätigkeit auf den Trümmerstätten von Babylon ist Delitzsch das wichtigste Hilfsmittel für diese Arbeit, das Verständnis der Entstehung der Keilschriftzeichen, wie eine plötzliche Offenbarung gekommen. Der Nachweis ihrer Entstehung und die Erklärung ihrer Entzifferung bilden einen der bedeutungsvollsten und interessantesten Abschnitte dieser Schrift, deren Verfasser auch mit klarem Blick die Ursachen erkannt hat, weshalb aus dem Lande des „einstigen Paradieses“ ein „Fegfeuer“ geworden ist. Er deutet auch die Mittel an, mit denen der frühere Zustand wiederhergestellt werden kann. Hier hat die deutsche Kultur, die ihre Vorarbeit bereits begonnen hat, ein weites Feld vor sich.

206. Eine Australien- und Südseefahrt. Von Dr. Albert Daiber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln sowie einer Kartenbeilage. Leipzig. B. G. Teubner. 1902. VIII, 320 S.

Der Verfasser reiste von Westaustralien (Fremantle, Perth) über die Inseln nach Asien. Er beschreibt insbesondere Adelaide, Melbourne u. s. w., Sydney und dessen Umgebung, die Blue-Mountains, Brisbane und verbreitet sich über die Geschichte und heutigen

Zustände Australiens. Er erzählt vom Bismarck-Archipel, Neu-Guinea, den Carolinen und Marianen. Das Buch ist fließend und interessant geschrieben und verdient die beste Empfehlung. Wer sollte sich nicht für den fünften Erbteil interessieren, der eine gewiß noch große Zukunft hat und, wie der Verfasser beweist, auch alle Vorbedingungen dazu. Die Illustrationen sind sehr hübsch und geben Städte- und Landschaftsbilder. Das fesselnde Buch eignet sich auch sehr als Geschenk für die reifere Jugend, wenn es auch von einem Manne für Männer geschrieben ist — oder vielmehr gerade deshalb.

207. Soziologie. Die Lehre von der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft von Dr. Rudolf Eisler. Leipzig. J. J. Weber. VIII, 305 S. In Originalleinwand Mk. 4.

Die Soziologie lehrt die Grundformen des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens kennen und sucht dieselben durch das Zurückgehen auf die Ursachen, Kräfte, Motive und Gesetze des Gesellschaftlichen zu erklären. Die Hauptquellen der Soziologie sind Völkerkunde, Geschichte, Sprach- und Religionsgeschichte, Rechtsgeschichte etc., aber umgekehrt werden auch alle diese Gebiete wieder von der Soziologie befruchtet, so daß der Ethnologe, der Historiker, der Philolog, der Jurist der Lehre von der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft durchaus nicht entraten kann. Die vorliegende Soziologie Dr. Rudolfs Eislers will vor allem die Grundlinien der Gesellschaftsphilosophie festlegen. Die Einleitung gibt Aufschluß über Gegenstand und Aufgabe der Soziologie, über ihre Methode und ihr Verhältnis zu anderen Disziplinen, über die Bedingungen der soziologischen Forschung und schließt mit einer erschöpfenden Uebersicht über die soziologische Literatur. Die nun folgende Allgemeine Soziologie untersucht das Wesen des Sozialen überhaupt (Begriff der Gesellschaft, Gesellschaft und Organismus, Assoziation und Dissoziation, Individuum und Gesamtheit, soziale Kausalität, Sozialauslese), die spezielle Soziologie beleuchtet die einzelnen Erzeugnisse des menschlichen Zusammenlebens: Sprache, Mythos und Religion, Wissenschaft, Kunst, Sitte und Brauch, Recht, Eigentum, Wirtschaft; Familie und Ehe, Horde, Genß und Stamm, Stände- und Parteienbildung, Staat. Das psychogenetische Verfahren des Verfassers und seine von historischem Sinn getragene Darlegung der Tatsachen fesseln unausgesetzt den Leser und regen ihn fortwährend zu tieferem Studium der sozialen Erscheinungen an.

208. Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. Von Friedrich Delitzsch. Mit 20 Abbildungen. 36—40 Tausend. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Mk. 2. Geb. 2.50.

In weit höherem Grade als der erste hat dieser zweite Vortrag über den engen Zusammenhang der biblischen Ueberlieferung mit der babylonischen Kultur, den der berühmte Assyriologe am 12. Jänner im Beisein des Kaiserpaars vor der Deutschen Orientgesellschaft gehalten hat, die Geister erregt. Im Gegensatz zu den zum Teil leidenschaftlichen Erörterungen seiner Gegner steht die leidenschaftslose Ruhe, mit der Delitzsch in diesem nunmehr in seinem Wortlaute vorliegenden

Vortrage an der Hand der Denkmäler und der Keilschrifttexte das Material überzeugender Tatsachen vorführt, auf die sich seine zwingende Beweisführung stützt. Wenn auch durch seine Forschungen und Nachweise, die jetzt durch die Auffindung des großen Gesetzbuches des Königs Hammurabi eine noch festere Grundlage gewonnen haben, das althebräische Schrifttum seinen Charakter als offenbarte Schriften verliert, so bleibt dadurch seine hohe Bedeutung als einzigartiges Denkmal eines großen, bis in unsere Zeit hineinragenden religionsgeschichtlichen Prozesses unberührt, und es ist darum als ein großes Verdienst der assyriologischen Wissenschaft anzuerkennen, daß es ihr schon jetzt, wo die Ausgrabungen auf den altbabylonischen Kulturstätten bei weitem noch nicht abgeschlossen sind, gelungen ist, auf zahlreiche rätselhafte Stellen des Alten Testaments ein aufklärendes Licht zu werfen. In den Anmerkungen und in dem Schlußwort setzt sich Delitzsch mit alten und neuen Gegnern, deren Stimmen bis jetzt laut geworden sind, auseinander und gibt am Ende die versöhnende Versicherung ab, daß sein dritter (Schluß-) Vortrag über „Babel und Bibel“ lehren wird, daß ihm „Erhalten und Bauen weit mehr am Herzen liegt als Erschüttern und Abtragen wandelnder Pfeiler“.

209. Sprachliche Plaudereien. Kleine volkstümliche Aufsätze über das Werden und Wesen der Sprachen und die Naturgeschichte einzelner Wörter. Von Hans Strigl, Dozenten an der Export-Akademie des k. k. ö. Handelsmuseums. Wien und Leipzig. Leopold Weiß. 1903. VII, 100 S.

Ueber Anlage und Absicht des Büchleins belehrt uns das Vorwort: „Das herrliche Geschenk, womit die Natur den Menschen allein begabt hat, die Sprache, soll Gegenstand der Aufsätze sein. Sie wollen sich verbreiten über das Werden und Wesen der Sprachen und die Naturgeschichte einzelner Wörter; wollen zeigen, daß in diesen unscheinbaren Dingergchen, den Wörtern, oft mehr steckt, als wir in unserer Philosophie uns träumen lassen. Diese Aufsätze enthalten nichts, was nicht schon irgendwo und irgendwann gesagt worden wäre. Gleichwohl sind sie vielleicht insofern von einer gewissen Originalität, als sie den in vielen Büchern zerstreuten Stoff in zweckentsprechender Auslese und in einer in edlem Sinne des Wortes volkstümlichen Form und Sprache vorführen wollen. Keinem, der guten Willens ist, wird das Verständnis dieser Aufsätze verschlossen sein. Der Plauderton, in dem sie gehalten sind, soll ihrer Wissenschaftlichkeit keinen Abtrag tun; er ist gewählt, um den großen Kreis der gebildeten Laienwelt für diesen Gegenstand einzunehmen, der gemeinlich als spröde und trocken gilt, indes warmes Leben darin pulstert, wie wir zu zeigen bemüht sein werden. Man suche in diesen Plaudereien nicht etwa ein System; von den ersten Aufsätzen abgesehen, die Geschichte, Wege und Ziele der vergleichenden Sprachforschung skizzieren wollen, weisen die übrigen nur einen losen Zusammenhang auf, dergestalt, daß jeder für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet. Einförmigkeit und langweilige Erörterungen sind ängstlich vermieden. Nicht eine Plauderei soll unterlaufen, die nicht eine neue Wahrheit enthüllen, einen neuen Ausblick

eröffnen würde, und jeder solche Ausblick soll auf ebenso behaglichem wie abwechslungsreichem Wege gewonnen werden. Das Gebiet, das wir mit dieser Arbeit betreten haben, ist so weitläufig, daß Verfasser und Verleger eine Fortsetzung dieser Plauderei beabsichtigen.“ Die besprochene Fortsetzung dieser angenehmen, lustigen und belehrenden Plaudereien wäre sehr wünschenswert.

210. Der Büttnerbauer. Roman von Wilhelm von Polenz. 4. Aufl. Berlin. F. Fontane & Co. 1902. 427 S.

W. v. Polenz gehört zu jenen Romanschriftstellern, die eine gute Unterhaltungslektüre liefern. Er hat ernstes Streben und er versucht, gewisse Erscheinungen des sozialen Lebens im Gewande der Dichtung darzustellen. Im „Büttnerbauer“ schildert er den Untergang eines Bauernhofes und die Proletarisierung einer Bauernfamilie. Er tut dies mit einer anerkanntenswerten Kraft der Charakterisierung, so daß das Buch mit gutem Gewissen empfohlen werden kann.

211. Zur Frage der Erforschung des Umfanges der Arbeitslosigkeit. Vortrag, gehalten im Statistischen Seminar von Doktor Lothar Neuwirth. Graz. Styria. 1903. (Veröffentlichungen des Statistischen Seminars der Universität Graz. Heft II.) 21 S.

Eine tüchtige und fleißige Schülerarbeit.

212. Andrees Neuer Allgemeiner und Oesterr.-ungar. Handatlas. Wien. Moritz Perles. 1. Lieferung.

Den „Andrée“ kennt ja Jedermann — es war gegen ihn bisher die einzige Klage, daß er Oesterreich-Ungarn zu wenig durch Spezial- und Landeskarten berücksichtigte — und es wird daher allgemein befriedigen zu erfahren, daß der obengenannte Andree'sche Atlas nunmehr, nach jahrelangen Vorbereitungen, durch eine Anzahl neuer, noch nicht veröffentlichter Karten der Länder der österr.-ungar. Monarchie bereichert worden ist. Andrees Neuer Allgemeiner und Oesterr.-ungar. Handatlas umfaßt 123 Haupt- und 116 Nebenkarten auf 189 Kartenseiten nebst einem vollständigen alphabetischen Namensverzeichnis von annähernd 200 000 Namen auf zirka 200 Seiten und erscheint in 40 wöchentlichen Lieferungen à K 1. Die korrekte und übersichtliche Zeichnung und der saubere Druck der Karten auf starkem Papier entspricht den rigorosesten Anforderungen. Ueber die Unentbehrlichkeit eines ausführlichen und verlässlichen Handatlases braucht man wohl Zeitungslesern gegenüber, die täglich irgend eine geographische Auskunft benötigten, keine Worte zu verlieren; kein Offizier, kein Beamter, kein Geschäftsmann kann ihn entbehren. Die erste Lieferung (Inhalt: Nieder- und Oberösterreich, Atlantischer Ozean, Griechenland, Australien) ist in allen Buchhandlungen einzusehen, sowie auch die weiteren Lieferungen durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

213. Literarische Physiognomien. Von Bernhard Münz. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1903. 239 S. K 4.

Der bekannte Essayist hat hier sieben Skizzen zusammengestellt, die in der ihm eigenen reinlichen und gewissenhaften Manier gearbeitet sind und in der Lesewelt Freunde finden werden. Es werden behandelt: Adolf Pichler, Hieronymus Lorm, Malvida von Meyssenbug, Emil

Marriot, Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, Olga von Nowikow, Ignaz von Döllinger.

214. Die nationalökonomische Lehre vom Kredit. Von Dr. Johann von Komorzynski, k. k. a. o. Universitätsprofessor in Wien. Innsbruck, Wagner. 1903. XXXIX, 523 S. K 8-80.

Dieses umfangliche und substantiöse Werk ist eben erschienen. Der Zweck der folgenden Zeilen ist bloß, vorerst auf das Buch aufmerksam zu machen und auf selbes hinzuweisen. Der Verfasser gliedert den Stoff in zwei Hauptteile, der erste hat den Titel: Das ökonomische Wesen des Kredits und folgende Unterteilungen: I. Begriffsdarlegung des Kredits als Vermögensleihe. 1. Der privatwirtschaftliche Verkehr als kooperatives Element in der menschlichen Wirtschaft. 2. Die begriffliche Abscheidung des privatwirtschaftlichen Verkehrs in den Gütertausch und den Kredit. 3. Der Kreditbegriff. II. Der Kreditbegriff in der nationalökonomischen Literatur. 1. Der Kredit als Ueberlassung von Vermögens- oder Kapitalnützung. 2. Der Kredit als Vertrauen. 3. Der Kredit als Tausch mit zeitlich getrennten Leistungen. 4. Der Kredit als Ueberlassung der Nützung konkreter Güter. 5. Der Kredit als Zirkulationskraft. 6. Der Kredit als Gelbleihe. III. Das Vermögen als Macht über privates Einkommen. 1. Darlegung des ökonomischen Vermögensbegriffes. 2. Die nationalökonomische Literatur über den Vermögensbegriff. 3. Darlegung des Kapitalbegriffes. 4. Die nationalökonomische Literatur über den Kapitalbegriff. IV. Der Einkommensbegriff. 1. Darlegung des Einkommensbegriffes. 2. Die praktische Aufweisung des Einkommens. 3. Der Einkommensbegriff in der nationalökonomischen Literatur. V. Das Problem vom Einkommen. 1. Die Problemstellung. 2. Die Lösung des Problems vom Einkommen. 3. Die nationalökonomische Literatur über das Einkommensproblem. Der zweite Teil ist überschrieben: Der Kredit als volkswirtschaftliche Potenz und hat folgende Gliederung: I. Der Kredit im Dienste der Güterproduktion und Güterkonsumtion. 1. Die wirtschaftlichen Vorteile des Kredits. 2. Die wirtschaftlichen Gefahren des Kredits. II. Der Kredit im Dienste der geldwirtschaftlichen Güterzirkulation. 1. Die Verwohlfeilung der geldwirtschaftlichen Güterzirkulation durch den Kredit. 2. Die Anzahlung der Zirkulationsmittel an den wechselnden Geldbedarf durch den Kredit. III. Irrige Theorien von der Wirkung des Kredits in der Volkswirtschaft. 1. Der Irrtum von der kapitalerschaffenden Kraft des Kredits. 2. Der Irrtum von der Wertantizipation im Kredit. IV. Die volkswirtschaftliche Organisierung des Kredits. 1. Die besondere rechtliche Ausgestaltung der Kreditgeschäfte. 2. Die Kreditvermittlung durch die Kreditinstitute. — Diese Skizzierung des Inhalts gibt ein Bild des architektonischen Aufbaues des Stoffes und der Reichhaltigkeit des Buches. Zu einer eingehenden Besprechung desselben, das, wie gesagt, vor wenigen Wochen erschienen ist, gehört eingehendes und andauerndes Studium.

Für den Inhalt verantwortlich: **Eugelsbert Fernerhoffer.**
Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien, VIII. Breitenfeldergasse 22.

Die intellektuellen und industriellen Klassen und die Wahlreform: Mehrheits- oder Verhältnismahl?

Von Rudolf Springer (Wien).

Einen unerfreulichen Anblick bietet der kontinentale Parlamentarismus in seiner jetzigen Phase jedem Freunde einer fortschreitenden demokratischen Entwicklung dar. Vor drei Jahrzehnten noch war der absolute Glaube an seine Heilkraft und die zuversichtliche Hoffnung auf den Segen dieser Institution beinahe Gemeingut aller — eine Generation ist dahingegangen und die vollste Skepsis ist Mode. Auffällig ist dieses Symptom um so mehr, als jedem Einsichtigen klar ist, daß so ungeheure Gemeinwesen wie der moderne Staat mit so gewaltigen inneren Gegensätzen, mit so wunderbarer Interessenschlingung, mit einer trotz aller Ablehnungsversuche in der Weltgeschichte bis jetzt nie vorhandenen Höhe der allgemeinen Bildung schlechterdings nicht mehr absolut und bürokratisch regiert werden können. Diese Parlamentsverdrossenheit ist bei uns in Oesterreich am meisten verbreitet. Wir vor allem sind uns darüber Rechenschaft schuldig, ob wir das Repräsentativsystem als solches wie ein von den Vätern überkommenes Vorurteil preisgeben, oder ob wir nur die eine, verkehrte Form desselben ersetzen sollen durch eine andere, gute. Denn das ist vor allem klar: Nichts vermag eine Idee so sehr zu komprimittieren, als eine unzumutbare Verwirklichung derselben.

Die Repräsentativverfassung bezweckt eine Volksvertretung. Nicht alles aber, was sich in Gesetzesparagrafen Volksvertretung nennt, ist eine solche und wirkt den Segen einer solchen. Bei uns hat sich, wiederum allen anderen Ländern voran, eine unkritische Betrachtung breit gemacht, welche unsere parlamentarischen Zustände herleitet aus dem Volkscharakter, aus der allgemeinen Unbildung und politischen Unreife, aus der jahrhundertelangen Mißregierung, aus dem verkappten Absolutismus, aus dem geheimnisvollen Geist einer Reaktion, der wieder umgehe, und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind. Diese Argumentationen vergeßen eines: Wie über die Tüchtigkeit des Einzelnen seine physiologische Abstammung

und sein ganzes Werden entscheiden, so entscheidet über den Charakter eines Vertretungskörpers in erster Linie seine Geburt, und diese ist nichts als die Art, wie er gewählt wird.

Diese Behauptung ganz zu erweisen, ist heute nicht meine Aufgabe. Ich habe nur ein Teilproblem zu erörtern: welche Wirkung übt auf unsere Vertretungskörper die Tatsache, daß sie nach dem System der Majoritätswahlen gebildet werden, und welche Mittel gibt es, diese üblen Folgen durch eine Vertretung der Minderheiten auszuschließen? Schon bei dieser Teilunterjuchung wird sich zeigen, welcher überraschenden Einfluß das Wahlrecht und der Wahlmodus auf die Verhandlungsart, auf den Geist und Charakter eines Parlaments hat.

I. Kapitel.

Die Schäden der Mehrheitswahl.

Das Wählen selbst ist unter dem herrschenden System eine leidige Sache geworden, für die Sieger und die Besiegten. Dies kommt zum größten Teil auf die Rechnung des Majoritätssystems.

A. Das System der Mehrheitswahl oder des absoluten Mehrs ist durch zwei Merkmale bestimmt. Erstens: das Wahlgebiet ist eingeteilt in so viele Bezirke, als Abgeordnete zu wählen sind. Zweitens: In jedem Wahlbezirk ist derjenige Bewerber gewählt, der die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigt.¹⁾ In beiden Momenten liegen Gefahren.

1. Die Wahlbezirks-Einteilung ist willkürlich; ist sie bei der erstmaligen Einführung gerecht und zweckmäßig, so wird sie infolge der Bevölkerungsverchiebung ungerecht. Diese Unbill trifft immer die Städte. Alle bestehenden Wahlsysteme nahezu benachteiligen das städtische Element.

Ist die Regulierung der Wahlkarte der Majorität in die Hand gegeben, so steht jeder Willkür Tür und Thor offen. Ueber die Wahlgeometrie viel Worte zu machen, ist überflüssig. Es genügt die Betonung der Tatsache, daß geringfügige territoriale Verschiebungen ausreichen, um die Majorität der Wähler in die Minorität der Gewählten zu verwandeln.

2. Auch wenn die Wahlbezirke einander mathematisch gleich sein könnten, ist die Mehrheitswahl keine Garantie der Mehrheits-herrschaft. Denn von 4000 Wählern sind dann 2000 + 1 durch die Gewählten vertreten. Von den Gewählten entscheiden aber wieder die Hälfte mehr einem. In Wahrheit ist also ein starkes Viertel der Bevölkerung imstande, der Ueberzahl seinen Willen zu oktroyieren.

¹⁾ Diese Ordnung des Wählens bezeichnet am kürzesten das Wort „Einernwahlen“. Sie sind bis jetzt immer und überall Mehrheitswahlen, aber das Majoritätsprinzip ist nicht immer an Einernwahlen gebunden. Sind in einem Wahlsprengel mehrere Abgeordnete zu wählen, so liegt Listenwahl vor, welche sowohl nach dem Prinzip der Mehrheit wie auch nach dem der Verhältnismäßigkeit stattfinden kann: Listenmehrheitswahl und Listenverhältnisswahl. Wir werden sehen, daß die Einernwahl gleichfalls Einern-Mehrheitswahl und Einern-Verhältnisswahl sein kann. Seite 307.

Nimmt man die unausweichliche Ungleichheit der Wahlbezirke hinzu, so besteht zum mindesten niemals die Gewißheit, ob der parlamentarische Mehrheitsbeschluß sich mit dem Willen der Volksmehrheit deckt.

Dieses Bedenken a priori muß am schärfsten ein System diskreditieren, das selbst keinen anderen Rechtfertigungsgrund für sich hat, als die Herrschaft der Mehrheit!

Ist das System von vorneherein die Majorität zweifellos herzustellen unvermögend, dann erklärt es an sich schon die Taktik der Minderheit, welche sich nicht unterwirft und mit Ehren nicht unterwerfen kann, weil sie wirklich oder vermeintlich das Interesse einer faktischen Mehrheit vertritt. Das die Obstruktion in Parlamenten, in denen nicht Nationen um die Macht ringen. Eine zweifellose politische Minorität kann und will sich unterwerfen, weil sie muß.

B. Schlimmer noch als diese theoretischen Bedenken sind die praktischen. Es wird selbst von erfahrenen Politikern gern übersehen, daß die Wahlordnungen in erster Linie die Parteibildung und die Wahlsitzen beeinflussen.

1. Die Parteien bilden sich nach wirtschaftlichen, politischen und allgemein kulturellen Interessen — nichts selbstverständlicher als das. Aber diese letzten Ursachen gehen nur in mannigfacher Brechung in das Bewußtsein der Bevölkerung ein. Welche Gestalt die Vertretung dieser Interessen annimmt, in welchen Partiefornationen sie sich vollzieht, das entscheidet — neben geschichtlichen Momenten — das Wahlsystem.

Wir in Oesterreich haben dafür ganz klassische Beispiele. Der preussische Junker muß seine Interessen auf der Basis des allgemeinen Wahlrechts verkämpfen, er muß einen demagogischen Bund der Landwirte stiften, der österreichische Großgrundbesitz nicht. Die parlamentarischen Fraktionen der Verfassungstreuen und Feudalen sind freilich keine Parteien, ihr Dasein beweist nichts für mich, aber der Mangel einer konservativen, monarchischen, staatsstreuen, bäuerlichen Volkspartei, wie sie in Preußen besteht, sehr wohl. Dieser Mangel ist ein böses Verhängnis für die Habsburger, daß sie dem Wahlprivileg der Großgrundbesitzer danken.

Das Widerspiel ist der Mangel einer industriellen Partei im Abgeordnetenhaus, der auf das Privilegium der Handelskammer zurückgeht. Dieses eripart der Industrie, vor dem Forum der Bevölkerung ihre Sache zu führen und verursacht mit, daß alle Städteabgeordneten auf die Rettung des kleinen Mannes eingeschworen sind.

Es ist eben die charakteristische Wirkung der Privilegien, ihre Nutznießer kampfunfähig zu machen.

Um von der häuslichen Misère abzusehen — die Entscheidung der englischen Wahlen durch die relative Mehrheit erhält in England das Zweiparteiensystem lange über seine Zeit hinaus aufrecht, indem sie die Uebel der Mehrheitswahlen noch potenziert.

Die ärgsten Verheerungen im Parteileben richtet allerdings der

Zensus an, der heute nicht zur Erörterung steht. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück. (Seite 320 f.)

a) Auf das Konto des absoluten Mehrs kommt zunächst die Zerreibung aller Mittelparteien. Diese haben im parlamentarischen Leben eine notwendige Funktion. Jeder Parlamentsbeschluß ist ein Kompromiß widerstreitender Interessen, recht hat zum Schluß in der Regel die mittlere Linie. Wo die Vertreter dieses Kompromisses gänzlich fehlen, steht die maßlose Herrschsucht einer unbedenklichen Mehrheit einer ebenso an ihre Parteimeinung gebundenen Minderheit gegenüber, dort scheidet sich die öffentliche Meinung in zwei streng abgegrenzte Lager, zwischen denen keine Unterhändler, keine Vermittler, keine Friedensstifter mehr verkehren, dort entwickelt sich jene Gruppierung der Parteien, welche das Eingreifen der absoluten Gewalt als einzige Rettung erscheinen läßt.

b) Wo dieses Auskunftsmitglied nicht gegeben ist, spannt die Mehrheit den Bogen so straff und so lange, bis er mit einemmale zerbricht. Die mit allen demagogischen Mitteln erhaltene Gunst der Bevölkerung schlägt jäh um und in kurzen Epochen ändert sich das ganze Regime. Das erzeugt die sprunghafte Entwicklung des Parteilebens, die Fahrigkeit und Zerrissenheit in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, die bei uns die letzten Jahrzehnte aufweisen.

c) Die vermittelnden Meinungen sind der Natur der Sache nach immer in der Minderheit, sie lassen sich auf der Basis des absoluten Mehrs nicht zur Vertretung bringen. Aber welche Meinung ist heute nicht Mittelmeinung zwischen zwei Nachbarmeinungen? Das ist ja das Charakteristikum der modernen Gesellschaft, daß sie alle vordem einfachen menschlichen Daseinsformen differenziert. Wie im Grundbesitz alle denkbaren Größenkategorien mit ganz verschiedenen Interessen nebeneinander bestehen, so in allen Dingen. Eindeutig ist nur eines: Das Nicht haben, das Nichtbesitzen beim Proletariat. Für die bürgerliche Welt aber gibt es keine einheitliche Plattform mehr, außer ihre Frontstellung gegen den Sozialismus und diese selbst ist dem Grade nach tausendfach verschieden. Die Mehrheitswahl aber erheischt mit unerbittlicher Konsequenz ein Sammelprogramm, das die Tatsachen nicht bereitstellen und rechtfertigen — mit der bloßen Arbeiterhaß bewirkt auch der hochmögendste Redner diese Sammlung nicht. Nun öffnen sich die Schranken und hereintritt der Demagoge mit dem Siegerblick eines Imperators: Denn er ist im Besitze des Talismans, der Phrase, die Währung hat, weil sie an den Instinkt appelliert. Das Interesse wird abgelöst durch die Leidenschaft, eine weissenlose Furcht — vor dem konfessionellen, nationalen, kulturellen, ökonomischen Feind — eine sinnlose Hoffnung auf die Erfüllung nebulöser Verheißungen, die sich allesamt gegeneinander aufheben — ein krankhaft gesteigerter Verdacht — gegen alle Menschen, die für das Gemeinwesen tätig sind, kurz ein unbestimmtes Etwas, verkörpert in einer an Geist und Charakter unbestimmbaren Person: dazu wird das Wahlprogramm unter dem Einfluß des absoluten Mehrs!

d) In dieser Atmosphäre können neue Parteien sich nicht leicht bilden. Denn jede solche ist vorerst Minderheit. Jede Gesellschaft hat eine Schwelle des Bewußtseins wie die Seele des Einzelnen. Diese Schwelle überschreitet die Propaganda einer neuaufstretenden Minderheit nicht: Ihr Wort bleibt ungehört, es wird überhört durch die Wahlsiege und Wahlniederlagen der großen Heere, es bleibt auch unter der Schwelle des Parlaments, es findet keine Tribüne.

Nationen, die so sensitiv und innerlich untreu sind wie die Franzosen, Staaten, die so alte parlamentarische Traditionen haben wie England, überwinden diese Uebel leicht. — Uns aber treffen sie so empfindlich, daß wir an der Vernunft der Repräsentativverfassung selbst verzweifeln.

2. Die Domäne der Verheerung aber sind die Wahlsitten.

a) Jede Wahl ist unter der Herrschaft des absoluten Mehrs ein va-banque-Spiel mit dem Dilemma alles oder nichts, sie entscheidet über Sein und Nichtsein. Die äußersten, unerhörtesten Mittel werden aufgebracht, die Kandidaten treibt der Selbsterhaltungstrieb zur Verdächtigung und Verleumdung. Alle verderblichen Leidenschaften werden entfaltet, alle Wahlpraktiken werden angewendet, kein Mittel, auch das verwerflichste nicht, bleibt unversucht. Alle objektiven Beurteiler der öffentlichen Angelegenheiten werden hineingepreßt, gezerrt, gestoßen in eine der zwei auf Leben und Tod ringenden Parteien und der Wahlbezirk wird zur Arena des Bürgerkrieges.

b) Kommt es erst zur Stichwahl, dann wird der letzte Bodensatz der Niedertracht aufgewühlt, dann steigt die Raserei, bis sie in Erschöpfung überschlägt, dann macht der Ausgang den Sieger wahnsinnig bis zur Kinderei, den Besiegten entweder mutlos bis zur Resignation, oder wütend bis zur Empörung.

Ist das noch ein Wettstreit der Weltanschauungen? eine Propaganda von Ideen? ein Fürsorgen für öffentliche Angelegenheiten? die Bestellung der Vertrauensmänner des Volkes? Die Stichwahlen aber werden bei der Differenzierung der Parteien immer häufiger, wider natürliche Kompromisse werden notwendig. Parteien mit an sich großen, aber weitverstreuten Wählermassen kommen nur mehr durch Stichwahlen zu Vertretung und essen so bald bei diesem, bald bei jenem „Feinde“ das Gnadenbrot! Von diesem korrumpierenden Faktor abgesehen — ist ein Wahlssystem, das von vorneherein eine so große Zahl vergeblicher Wahlen liefert, nicht wahltechnisch schon unvollkommen?

c) Wenn endlich die äußersten Anstrengungen nicht fruchten, wenn das Wählen nichts mehr ist als ein zweckloser Protest, dann erlahmt die Kampfkraft, dann schwindet das politische Interesse, dann hört die Wahlbeteiligung der Minderheit und folglich der Mehrheit auf und jahrelange politische Stagnation, geistige Ebbe ist die Frucht des Systems, ja diese Ebbe ist geradezu die Voraussetzung der endlichen Beseitigung einer demagogischen Parteiherrschaft.

Der Wechsel von Delirium und Agonie, das ist der Segen dieses Vertretungssystems für die Gesellschaft.

II. Kapitel.

Der Maßstab für die Vollkommenheit eines Wahlsystems.

Ist das nicht übertrieben? Sind hier nicht Erscheinungen, die teilweise andere Ursachen haben, zurückgeführt auf eine einzige, die mitwirken, zum Teil sogar entscheiden kann, aber nicht allein bestimmend ist?

Wenn es ein anderes Wahlsystem gibt, welches notwendig diese Uebel ausschließt, dann ist es ja ohne Zweifel, daß sie aus dem System des absoluten Mehrs allein entspringen.

Nehmen wir also an, es bestünde ein Wahlsystem, welches je 1000 Wählern, ob sie nun nachbarschaftlich beisammen wohnen oder nicht, einen Abgeordneten zuerkennt, etwa so: Jeder, der ein Schriftstück mit 1000 legalisierten Unterschriften der Behörde vorweist, erhält das Zertifikat als Gemeinderat der Stadt Wien. Jeder erwachsene Wiener muß eine und darf nur eine solche Vollmacht fertigen. Was wäre die Folge?

Würde dies zunächst die Herrschaft der Mehrheit in der Gemeinde ausschließen? Keinesfalls, im Gegenteile wäre bei jeder Abstimmung apodiktisch gewiß, daß der Vertretungsmaiorität auch im genau gleichen Verhältnis die Mehrheit der Bevölkerung entspricht, was das absolute Mehr bei der Wahl nie garantiert.

Selbstverständlich ist jede Wahlgeometrie ausgeschlossen.

Selbstverständlich wendet sich der Abgeordnete an das nächste und konkrete faktische Interesse derjenigen, die er gewinnen will, ja diese Sachlichkeit geht soweit, daß sie direkt zum Geschäft wird.

Selbstverständlich kommen Mittelparteien zu Wort.

Selbstverständlich gehen Wandlungen des Regimes schrittweise und kaum merklich vor sich.

Selbstverständlich ist eine solche Vertretung ebenso differenziert, wie die Gesellschaft.

Selbstverständlich ist die Politik sachlich — allzusachlich.

Selbstverständlich sind neue Parteibildungen rasch vollzogen.

Selbstverständlich spielen die Parteien, die sich aus diesen Männern zusammensetzen, kein Spiel um Sein oder Nichtsein, aller Wahlkampf löst sich auf in ein schlichtes Mehr oder Winder von Mandaten, und ebenso gewiß gibt es keine Stichwahlen.

Man sieht: Jede der üblen Konsequenzen läßt sich durch das entgegengesetzte System völlig ausschließen, also müssen sie in dem Systeme selbst wurzeln.

Und doch — wenn sie notwendige Folgen desselben sind, warum treten sie nicht immer und überall auf?

Noch ist das Deutsche Reich, das ihm huldigt, nicht vom Wechselieber geschüttelt, nicht von Delirium und Agonie heimgesucht, also beweist der Augenschein die Unrichtigkeit der Schlußfolgerung.

Aber soweit das deutsche Wahlsystem das Prinzip des absoluten Mehrs zu verwirklichen vermag, treten die Folgen ein, soweit es vermag, nicht. Ein Wahlsystem mit lauter gleich großen Wahlbezirken

schafft zum Teil, ja zu sehr großen Teilen eine verhältnismäßige Vertretung, und soweit ist es eben auch erträglich. Die Differenzierung der Bevölkerung ist ja auch eine territoriale, ja sie ist gewaltig in einem Reiche von der Ausdehnung des Deutschen Reiches. Nehmen Sie aber an, ganz Deutschland wäre so besiedelt wie Sachsen! Wäre dann dieses Wahlssystem noch für das Reich annehmbar? Wäre es überhaupt noch ein Vertretungssystem, wenn es von 50 Millionen Menschen etwa 20 Millionen unvertreten ließe?

Wie kann man aber ein Prinzip für gut halten, das sich nur rechtfertigt durch sein Versagen?

Freilich ist das System der Personalrepräsentation, das ich zunächst dem System des Mehrs gegenübergestellt habe, gar nicht einwandfrei, es hätte große, vielleicht größere Uebel im Gefolge. Es gäbe vor allem so viele Minoritäten, daß auch im Vertretungskörper keine konstante Majorität möglich wäre, es würde den Stimmenkauf im größten Maßstab etablieren, es würde auf die Repräsentanz selbst zu einem *luogo di traffico*, wie er noch nie dagewesen, umgestalten, es wäre das andere Extrem statt des einen. Es diene uns hier nur als Beweismittel für die ausschlaggebende Bedeutung des Wahlsystems für die Wahlsitten, das Parteileben und die charakteristische Wirksamkeit der Parlamente. Diese beiden Extreme zeigen, daß ich durch bestimmte Arten des Wahlrechts — wenigstens der Tendenz nach — entweder das Parteileben künstlich so zuspitzen kann, daß alle aufgehen in einer absolutistisch regierenden Mehrheitspartei, welcher die eine Minoritätspartei nunmehr als macht- und wehrlose Folie dient, oder künstlich so auflösen, daß schließlich jeder einzelne Abgeordnete eine Partei für sich ist.

Zweckmäßig aber ist offenbar nur jenes Wahlssystem, welches keine der beiden Wirkungen hat, dessen Tendenz es ist, keine Tendenz zu haben, d. h. die Parteien so in der Vertretung wiederzugeben, wie sie die Zeit und der kulturelle Zustand der Bevölkerung selbst gebiert. Denn weder die einzelne Person (Personalrepräsentation) noch der Bezirk (Territorialrepräsentation), noch die Mehrheit soll vertreten sein — letztere soll erst innerhalb der Vertretung entscheiden: Der Mehrheit die Herrschaft, der Minderheit die Kontrolle! Subjekt der Vertretung ist die Bevölkerung in ihren organisierten und summierten Meinungen, das heißt die politische Partei. Das Wahlssystem hat keine Aufgabe als die automatische möglichst genaue Wiebergabe der Parteistärke.

Das gesamte Wahlgeschäft hat nur dann für den Staat einen Wert, wenn es die automatische Selbstregistratur der öffentlichen Meinung und des politischen Willens der Bevölkerung bewerkstelligt. Denn es gibt kein Regieren ohne die zuverlässige Kenntnis dieses Meinens und Willens, ohne dessen Nutzbarmachung für das Gemeinwesen. Diese massenpsychischen Faktoren sind unmöglich zu erfassen an ihrer Quelle, in der Seele des Einzelnen, sondern in ihrem festen konstanten Flußbett, in ihrer ausgereiften, sozialen Form als gruppenweises Denken und Streben, als Partei-

programm und Parteienhang. Diese sind heute die zu registrierenden Elemente und nicht Individuen, Territorien, Stände und Berufe.

Das englische Unterhaus — das Muster des parlamentarischen Lebens — war ursprünglich ein house of commons, ein Haus der Gemeinden, der englischen Kommunalkörper: Jede Stadt und jede Grafschaft sandte ins Parlament seine Mandatäre mit gebundener Instruktion — nicht als Volksvertreter, sondern als Vollmachtsträger der Stadt, der Grafschaft, der Kommune. Das ist seit Jahrhunderten anders: der Abgeordnete darf an keine Instruktion gebunden werden, er ist nicht Stadt- oder Grafschafts-Bevollmächtigter, sondern Volksvertreter, Stadt und Grafschaft sind nichts als Wahlsprengel, nichts als ein technischer Behelf der Wahl.

Denn nicht mehr die örtlichen Interessen allein bewegen die Menschen, sondern Klassen-, Berufs-, Bildungs- und Kulturinteressen, der Mensch ist von der Scholle gelöst und verbindet sich mit Menschen. Der freie wechselnde Verband der Gleichgesinnten, die Partei ist also ganz unleugbar zum Träger der Volksvertretung und des öffentlichen Lebens geworden.

Gibt es Wahlssysteme, welche die Parteibildung nicht unterbinden, aber auch nicht auf die Spitze treiben, welche das Wählen für jeden, auch den Angehörigen einer Minorität, zur wirksamen Einflussnahme auf die öffentlichen Angelegenheiten und zur ehrenvollen, gestützten Betätigung des staatsbürgerlichen Grundrechtes machen, welche den Vertretungskörper zu dem machen was er nach Mirabeaus Ausspruch sein soll: eine Karte der Wählerschaft im verjüngten Maßstab?

III. Kapitel.

Die Systeme der Verhältniswahl.

Die Antwort darauf ist rasch gegeben: Es gibt der Wahlmodalitäten, welche das absolute Mehr verwerfen, etwa — 152! So wenigstens behaupten die Gegner.²⁾ In Wahrheit sind hier alle verschiedenen Vorschläge aller derjenigen zusammengezählt, die seit dem Auftauchen der Idee zu ihrer literarischen Stellung genommen haben. Heute kann man sagen, es gibt nur ein System der Proportionalwahl mit verschiedenen Variationen, die nichts als Anpassungen an die in jedem Lande überkommene Art zu wählen darstellen. Dieses einheitliche Endergebnis hat freilich eine lange, abwechslungsreiche, oft etwas romantische Vorgeschichte. Indem wir diese kurz wiedergeben, haben wir zugleich die Gelegenheit, die einzelnen Systeme kurz darzustellen.

Wir müssen also beim Leser Geduld voraussetzen. Wenn er hunderte Male bei dem einzelnen historischen System ausruft: Zu kompliziert! wenn die Vielheit der Systeme diese Kompliziertheit noch potenziert, so vergesse er nicht, daß die Natur, die Geschichte, die Technik nie ein einfaches Resultat gewonnen haben ohne komplizierte Vorstadien. So rechnet der Algebraiker die einfachste Formel oft mit

²⁾ Bonnefoy, pag. 61. Note.

den künstlichsten Methoden und langwierigsten Formeln heraus, die schwierige Ableitung beeinträchtigt aber nicht die einfache praktische Handhabung des Gefundenen! Den praktischen Maßstab der Einfachheit lege man also erst dann an, wenn das Ergebnis der historischen Entwicklung vorliegt!

A. Die Vertretung einer Minorität.

Die Unbilligkeit des Stimmenmehrers wird zuerst in den städtischen Wahlbezirken sichtbar, welche eine Liste von 3 oder mehr Abgeordneten zu wählen haben. (Mehrheits-Listenwahl.) Wählen 6000 Städter 3 Abgeordnete und zählt eine Partei 4000 Stimmen, so nimmt diese alle 3 Mandate in Anspruch, obwohl offensichtlich einer Minorität von 2000 Wählern eines der drei Mandate gebührt.

I. Lord John Russell schlug 1854 dem englischen Parlamente vor, in den 8 Städten, welche damals je drei Parlamentsmitglieder wählten, die Stimmgebung der Wähler auf zwei Namen statt drei einzuschränken. Durch dieses System der eingeschränkten Stimmgebung ist die Majorität außerstande, mehr als 2 Parlamentsitze zu besetzen, das dritte fällt der Minorität zu.

Das vote limité setzt also voraus:

1. Listenabstimmung, nicht Uninominalabstimmung.
2. Es sind mindestens 3 Abgeordnete zu wählen.

Dasselbe ist auf das Zweiparteiensystem zugeschnitten. Stehen einer relativen Mehrheit zwei Minoritäten gegenüber, so ist das Ergebnis ganz zufällig.

Dieses System hat, wie man sogleich sieht, nicht das Prinzip der Verhältnismäßigkeit zur Grundlage, es beruht auf der rein empirischen, künstlichen Schwächung der Majorität. Der Fall ist doch nicht ausgeschlossen, daß in einem Bezirke gar keine oder nur eine geringfügige Minorität gegenübersteht. Zudem versagt es unter Umständen ganz.

System der eingeschränkten Stimmgebung.

100 Wähler, 3 Abgeordnete, der Stimmzettel kann auf einen oder zwei verschiedene Namen lauten.

- a) Normaler Fall: 51 Wähler der Majorität, 49 der Minorität.
 Majorität: 51 A, 51 B
 Minorität: 49 C.
 Gewählt A, B, C.

- b) Ausschließung der Minorität: 60 Wähler der Majorität, 39 der Minorität.

Majorität:	1. Gruppe:	20 A	20 B	.	
	2. Gruppe:	.	20 B	20 C	
	3. Gruppe:	20 A	.	20 C	
		40 A	40 B	40 C	

Minorität . 39 D
Gewählt . A, B, C.

Die Minorität hat erst dann ein Mandat gewiß, wenn sie mehr als 40% der Wähler ausmacht.

II. Ebenso unsystematisch und unvollkommen ist das zweite Verfahren, das den entgegengesetzten Weg der künstlichen Stärkung der Minderheit einschlägt, zuerst von Marshall 1853 vorgeschlagen. Es ist das System der Stimmenhäufung (vote cumulatif). Auch dieses setzt Listenwahlen voraus. Jeder Wähler hat das Recht auf so viel Stimmen als Mandate zur Besetzung kommen, er kann diese Stimmen auf mehrere Bewerber verteilen, er kann aber auch einem Bewerber alle oder eine größere Zahl von Stimmen geben.

System der Stimmenhäufung.

100 Wähler, 3 Abgeordnete, der Stimmzettel lautet auf drei verschiedene oder gleiche Namen.

a) Normaler Fall: 74 Wähler der Majorität, 26 der Minorität.

Majorität: 74 A, 74 B, 72 C

2 X (zerpsittert.)

Minorität: 26 D, 26 D, 26 D

Gewählt D mit 78, A und B mit 74 Stimmen.

Auch hier ist weder die Verhältnismäßigkeit, noch auch das Zustandekommen der Wahl garantiert. Die Minorität kann unvertreten bleiben. Ja, es kann die Majorität, die ihre Kraft überschätzt, weniger Mandate erhalten als die Minorität:

b) Minorität unvertreten: 76 Wähler der Majorität, 24 der Minorität.

Majorität: 76 A, 76 B, 76 C

Minorität: 24 D + 24 D + 24 D = 72 D

Gewählt A, B, C.

c) Die Minorität erhält mehr Mandate als die Majorität: 59 Wähler der Majorität, 40 der Minorität.

Majorität: 59 A, 58 B, 58 C

1 X, 1 Y

Minorität: 1. Gruppe: 20 D 20 D 20 E

2. Gruppe: 20 D 20 E 20 E

60 D 60 E

Gewählt D, E, A.

Eine solche Teilung einer Partei ist nicht so schwer durchzuführen. Parteien mit guter Wahlorganisation, wie die Wiener Christlich-Sozialen, könnten sie spielend bewerkstelligen, indem sie die Wähler nach bestimmten Sektionen des Bezirks oder nach bestimmten Buchstaben des Alphabets für verschiedene Kandidaten stimmen lassen. Das vermag immer eine Gemeindemehrheit, die über den Wahlkataster verfügt.

III. Auch die Kombination beider Systeme gibt kein unzweifelhaftes und immer unbedenkliches Resultat.

Stimmenshäufung mit eingeschränkter Stimmgebung.

100 Wähler, 3 Abgeordnete, der Stimmzettel lautet auf zwei verschiedene oder gleiche Namen.

- a) Eine Majorität von 60% besetzt alle Mandate: 60 Wähler der Majorität, 39 der Minorität.

Majorität: 20 A	20 B	
	20 B	20 C
20 A		20 C
40 A	40 B	40 C
Minorität: 39 D	39 E	
Gewählt A, B, C.		

- b) Die Minorität erhält mehr Mandate als die Majorität: 51 Stimmen der Majorität, 49 der Minorität.

Majorität: 51 A,	51 A
Minorität: 49 B,	49 C
Gewählt A, B, C.	

Diese angeführten Verfahrensarten hat man sich angewöhnt, Systeme der Minoritätsvertretung schlechtweg zu nennen und sie vom Proportionalverfahren zu unterscheiden, das auf ganz anderer Grundlage ruht. Die Minoritätsvertretung im strengen Sinne des Wortes ergreift gewisse drastische, äußerliche Mittel ohne rationellen Grundsatz, man nennt ihre Arten darum auch empirische Systeme.

Sie haben weite Verbreitung gefunden.

1. Das System der eingeschränkten Stimmgebung wurde 1867 durch die zweite Reformbill über Antrag Lord Cairns für die 12 Städte mit 3 und für London mit 4 Parlamentsmitgliedern eingeführt, aber bei der dritten Reformbill 1885 wieder verworfen.

Es besteht seit 1861 in Malta, seit 1888 im Kanton Neuchâtel bei den Kommunalwahlen, ebenso im Kanton Bern seit 1887, im Kanton Wallis seit 1867 für die Geschworenen, ferner in den Vereinigten Staaten, bei den Grafschaftswahlen des Staates Pennsylvanien seit 1873, es wurde 1855 in Brasilien für die Bestellung der Wahlbureaus eingeführt und bestand dort von 1873—1881 für die Wahl der Deputierten, um endlich vom Proportionalverfahren abgelöst zu werden.

Weiters ist es geltendes Wahlverfahren in Spanien seit dem Jahre 1878. Der Art. 84 der Verfassung bestimmt: „In den Distrikten, wo nur 1 Deputierter gewählt wird, darf jeder Wähler nur den Namen eines Bewerbers auf seine Liste setzen. In den Distrikten, wo 3 Deputierte gewählt werden, kann jeder Wähler nur für 2 Bewerber u. zw. auf einem Stimmzettel stimmen.“ Und so bei 4—5 Deputierten für 3, bei 6 für 4, bei 7 für 5, bei 8 für 6 Bewerber. Eine Befreiung stellt Art. 115 auf: „Als Deputierte werden durch den Kongreß zugelassen und proklamiert jene Bewerber, welche ohne in einem Distrikt gewählt zu sein, ihre Zulassung reklamieren auf Grund der Tatsache, daß sie bei allgemeinen Wahlen in verschiedenen

Distrikten bei Stimmenminderheit oder Gleichheit insgesamt mehr als 10.000 Stimmen erlangt haben.

Dasselbe System gilt in Spanien bei den Provinzial- und Kommunalwahlen.

In Italien bestand das System von 1882—1891, um den Mehrheitswahlen in Einerbezirken wieder Platz zu machen.

In Portugal gilt es seit 1884.

2. Das System der Stimmenhäufung gilt in Kapland seit 1853, in Honduras wurde es 1853 eingeführt, bei der Verfassungsrevision 1865 erhalten und 1874 verfassungsmäßig festgelegt.

In Illinois U. S. besteht es seit 1872, in Utah seit 1872, in Ohio gelang es, dasselbe 1874 zum Parlamentsbeschluß zu erheben, dieser fiel aber durch eine Volksabstimmung.

B. Die verhältnismäßige Vertretung.

Diesen empirischen Verfahrensarten stehen diejenigen gegenüber, welche eine rationelle Lösung der Frage bezwecken, indem sie bewusst auf eine verhältnismäßige Vertretung hinarbeiten. Dazu zwingt die Tatsache, daß in aller Regel mindestens drei Parteien einander gegenüberstehen, daß keine mehr die absolute Mehrheit darstellt, daß die Zufälligkeit der Bezirkseinteilung und Bezirksbesetzung, zumal in den modernen Städten, gebieterisch eine zweckmäßigere Verfahrensart und Wahltechnik erfordert als das plumpe Mehr der Stimmen, als die willkürliche Pouffierung einer Minderheit. Sie lehnen ebenso die Personalrepräsentation wie die Bezirksrepräsentation ab, von denen die eine die Klümmeninteressen, die andere die Kirchturmpolitik fördert und suchen die politischen Parteien in ihrer Verhältnismäßigkeit zur Vertretung bringen.

Die Problemstellung ist die denkbar einfachste. Jede allgemeine Wahl gibt ziffermäßig genau die Stärke der Parteien an. Soll es denn wirklich ein unlösbares Rechenproblem sein, eine bestimmte Mandatezahl auf eine Mehrheit verschiedener Parteien nach ihrer Stärke aufzuteilen? Stellt nicht heute jeder Volksschüler derartige Verteilungsberechnungen nach der einfachen Formel der Gesellschaftsrechnung an?

Am klarsten wird das Funktionieren der Verhältniswahl, wenn wir von der heute geltenden Wahltechnik ganz absehen und die Wählerschaft uns, etwa wie die alten Germanen in ihren Gauversammlungen, persönlich am Heerfelde versammelt vorstellen: Ein Wahlvorstand leitet, so können wir uns denken, das Wahlgeschäft, es sind 10 Vertreter zu wählen.

Nun kann der Wahlvorstand so vorgehen: Er läßt durch seine Boten die ganze Wählerschaft zählen — es wären 1000 Mann anwesend — und nun würde er sich leicht herausrechnen, daß, wenn 1000 Wähler 10 Abgeordnete entsenden sollen, je 100:10, das ist je hundert einen Mann zu stellen berechtigt sind. Und jetzt fordert er durch lauten Zuruf diejenigen, die Vertreter werden wollen, auf, vorzutreten und sich in einiger Entfernung von einander der Reihe nach aufzustellen: So die Anmeldung der Bewerber bei der Be-

hörde und bei der Wählerschaft. Auf dieses erste Wahlstadium folgt das zweite: Der Wahlvorstand fordert die Wähler auf, je nach ihrem persönlichen Vertrauen einem der Bewerber sich anzuschließen, zu ihm zu treten, ihm zu akzedieren. Man kann diesen Modus der Akzession nennen, sie bildet das zweite Stadium. Und nun läßt der Vorstand der Reihe nach die Bewerber mit ihrem Anhang vorbeidefilieren. Ist ein Mann mit seiner Hundertschaft vorbei, so gebietet er Halt, erklärt mitten im Wahlakt den ersten Bewerber gewählt und läßt so der Reihe nach alle Bewerber mit ihrem Anhang vorbeidefilieren. Dieser dritte Akt entspräche unserem Skrutinium, die Vertreter werden sukzessive im Laufe desselben als gewählt proklamiert. So die erste Verfahrensart, die man dementsprechend auch am besten als den Modus der Akzession bezeichnen kann.

Der Wahlvorstand vermöchte wohl auch einen anderen Vorgang zu beobachten. Wie der römische Konsul im Senate die Abstimmung durch den Ruf einleitete: Qui hoc censetis, illuc transite; qui alia omnia, alio³⁾, so kann er die Wählerschaft auffordern, sich nach Parteien getrennt auf dem Felde aufzustellen, in Parteien zu diszedieren. Nehmen wir an, jede Partei hätte ein bestimmtes Emblem, die eine ein rotes, die andere ein blaues, eine dritte ein weißes Fähnchen zc., und nun werden diese an verschiedenen Punkten aufgestellt. Der Mann folgt nun der Fahne, nicht der Person. Das erste Stadium wäre also die Diszession. Nun zählen die Voten des Wahlvorstands jedes Häuflein ab und melden demselben die Zahl. Er berechnet nun, wie vielmal ein Hundert jedes Fähnchen zählt und proklamiert, daß jedes derselben ebensoviele Vertreter zu nominieren das Recht habe. Das zweite Stadium ist hier die Verteilung der 10 Mandate auf die Parteien. Endlich drittens ist es Sache jeder Partei selbst, die Personen zu entsenden, die ihr genehm sind, sie gibt diese Namen dem Vorstand bekannt und nun verkündigt derselbe in einem Akt sämtliche gewählten Vertreter. Diesen Modus nennt man am zutreffendsten jenen der Diszession. Der Modus der Akzession, wie man sieht, geht aus von der Person des Kandidaten und von seiner persönlichen Anhängerschaft, der Modus der Diszession von der Partei, von der Fahne, vom Parteiprogramm.

Bei der mündlichen persönlichen Wahl hätte die Wahlhandlung offenbar folgendes Gebrechen:

Wenn einem Bewerber mehr als 100 akzediert sind, ist jeder Mann über 100 überflüssig, da ein Aufwand von 100 Stimmen genügt, um den Kandidaten durchzubringen. Diejenigen, die in erster Linie dem Kandidaten A akzedierten, werden nun, damit ihre Stimmen nicht verloren gehen, dem Kandidaten B gleicher politischer Richtung folgen und allenfalls dem C, dem D. Da jeder Wähler persönlich auf dem Wahlfeld erscheint, kann er selbst an Stelle des A, der bereits sicher ist, den B, den C, den D substituieren. Will er dies nicht,

³⁾ Wer dieser Meinung ist, begeben sich dorthin, der anderer Meinung ist, an einen anderen Ort!

dann bleiben auf dem Wahlfeld ratlose, unvertretene Resthäuflein zurück und die fatale Folge ist, daß nicht alle 10 Vertreter gewählt sind. Denn wenn nur einer sich keinem der gemeldeten Bewerber anschließt, ist schon das letzte Hundert nicht voll und der letzte Bewerber erhält nicht mehr die notwendige Stimmenzahl von 100, sondern nur 99.

Ähnlich bei der Diszession. Hier werden sich die Parteien als getrennte Häuflein lagern und sich selbst abzählen. Sofort sehen sie, wie viele Mandate ihnen zukommen. So viel Hundert, so viel Mandate. Da die Parteien nicht immer runde Hundertschaften bilden, bleiben Wählerüberschüsse, die noch kein Recht auf einen Abgeordneten geben. Es können also auch hier Reste bleiben, die zusammen ein, zwei Hunderte ausmachen und bewirken, daß ein oder zwei Mandate unbesetzt bleiben.

Diese Frage der Reste war lange Zeit das wahre Kreuz der Proportionalisten, sie ist heute klaglos gelöst. Vorläufig sehen wir in unserer Darstellung von der Restfrage noch ganz ab.

Bevor wir das Verfahren auf die schriftliche und geheime Abstimmung übertragen, wollen wir die charakteristischen Momente festhalten.

1. Charakteristisch ist das Erfordernis eines bestimmten Stimmenquantums für je einen Vertreter, des sogenannten Stimmenaufwands. Bei der Mehrheitswahl muß ein Kandidat die Hälfte der abgegebenen Stimmen erlangen, auch bei ihr gibt es einen bestimmten Stimmenaufwand, nur ist er immer der gleiche; anders hier. Nennen wir die Gesamtheit der abgegebenen (1000) Stimmen S , die Zahl der (10) Mandate m . Dann erhalte ich den erforderlichen Stimmenaufwand, den eine Partei aufbringen muß, um einen Abgeordneten zu erhalten, indem ich $1000:10$ oder $S:m$ dividiere. Dieser Stimmenaufwand heißt Wahlquotient oder Wahlzahl. Diese ist sowohl bei der Akzession wie bei Diszession zu berechnen, wie ja auch bei der Mehrheitswahl: Bei dieser ist sie immer $\frac{S}{2}$, bei der Proportionalwahl bei 2, 3, 4, 5 m

Mandaten $\frac{S}{2}, \frac{S}{3}, \frac{S}{4}, \frac{S}{5} \dots \frac{S}{m}$. Das ist also vorerst festzuhalten.

2. Charakteristisch ist weiter die allenfallsige Stimmenübertragung. Wenn A genug Stimmen erhalten hat, verläßt ihn der Wähler und setzt an seine Stelle, substituiert ihm den B, weiters den C und D. Das ist nichts Unnatürliches, Gefünsteltes! Jeder betritt doch das Wahlfeld mit der Absicht, in erster Linie den A, in zweiter den B u. s. w. zu wählen. Im Falle der Akzession tut er dies bei der Wahlhandlung selbst, bei der Diszession innerhalb seines Parteihäufleins. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß faktisch jeder Wähler auch bei jedem anderen Wahlssystem das Gleiche will, es ist also diese Eigenheit nur billig.

Wenn nun dieses Verfahren ins Schriftliche übertragen wird, dann vertritt der Stimmzettel den Wähler! Ich lasse also die Stimmzettel abzählen, indem ich die auf einen Namen lautenden zusammenlege, ich lasse sie diszählen, indem ich die einer Partei zu-

gehörigen zusammenlege, ich lasse sie vorbeidefilieren, indem ich sie der Reihe nach vornehme. Und sie vollziehen diese Bewegungen rascher als der Wähler.

Nur eines können sie nicht. Wenn bei der Affektion ein Kandidat seine Hundertschaft voll hat, dann schließen sich die weiteren Anhänger dem nächstbeliebten Parteimanne an. Das kann der Stimmzettel, der uninominal ist, der auf einen Namen lautet, nicht. Darum muß der Wähler selbst vorsorgen, indem er z. B. eine Stimmenübertragungserklärung abgibt: Im Falle A meiner Stimme nicht mehr bedarf, soll sie dem B und in weiterer Folge dem C, D u. s. w. gelten. In diesem Falle wählt er noch immer uninominal, aber er bestellt Substituten.

Er kann auch in anderer Weise vorsorgen. Er kann mit nahestehenden Gruppen, mit seinen Parteifreunden ein Kartell schließen, dahingehend, daß alle überflüssigen Stimmen des einen Kandidaten den anderen derselben Parteirichtung zugute kommen. Dann stimmt jeder in erster Linie und vorzugsweise für den Einzelmann, diesem gibt er seine Vorzugsstimme, er stimmt aber zugleich auch für die Gesamtheit der kartellierten Kandidaten, für die Liste seiner Partei.

Endlich kann er ganz auf die Auswahl einer Person verzichten und schlechtweg für die Fahne, das Programm, die Partei stimmen, dann gibt er die Liste so ab, wie sie ihm das Wahlkomitee der Partei vorschreibt. Er biszediert zur Partei, innerhalb der Partei überläßt er aber die Feststellung des Bewerbers seinen Vertrauensmännern. Die Reihenfolge, in der die Kandidaten von diesem Komitee angemeldet werden, nimmt er unverändert an, er stimmt nur mehr für die Liste in ihrer Gesamtheit.

Daraus ersieht der Leser: Stimmt man uninominal, so nähert sich die Wahl sehr der Personalrepräsentation, stimmt man nur für die Liste, so hat man die reine Parteienrepräsentation, stimmt man zugleich für einen Mann und doch auch für die Liste, so sind beide Arten sinnreich vereinigt.

Das sind die Grundbegriffe, welche die Theorie und Praxis der Verhältnißwahl im Laufe der Dezennien entwickelt hat, welche man verstehen muß, um die Geschichte des Verfahrens zu begreifen, von denen aber der Wähler bei der Anwendung nicht die geringste Ahnung zu haben braucht.

B. Nach dieser Einleitung zu den Systemen selbst.

1. Das System Hare-Andrae. Im Jahre 1857 erschien Hares' Schrift „The machinery of representation“, welche zum erstenmal ein völlig neues, das Proportionalssystem, theoretisch entwickelte; aber 1855 hatte der dänische Minister Andrae dieses selbe System sang- und klanglos für die Wahlmännerwahlen zum Volksthing eingeführt und dort besteht dieses System heitte noch. Es ist die ins Schriftliche übertragene Affektion; der Wähler schreibt den Namen eines Bewerbers auf und darunter einen oder mehrere Substituten. Die Wahlkommission läßt Stimmzettel für Stimmzettel an sich vorbeidefilieren. Sobald der Kandidat A den nötigen Stimmenaufwand, den Wahlquotienten, erreicht hat, wird er gewählt erklärt und auf folgenden Zetteln wird

A einfach gestrichen, der Substitut B ist nun primus. Hat dieser den erforderlichen Stimmenaufwand erreicht, so wird A und B gestrichen, C gilt als erster und so fort. Hier liegt also das Uninominalsystem mit Substituten vor.

Einen Nachteil hat dieses System: Die Reihenfolge, in welcher die Stimmzettel zufällig aus der Urne gehoben werden, kann, wenn die Wähler einer Partei nicht in gleicher Reihenfolge substituieren, oft zufällig zu Gunsten des einen oder des anderen Substituten entscheiden.

2. Das System der Listenkonkurrenz. Die Wahlkomitees der Parteien reichen eine Liste ihrer Kandidaten ein, welche so viele Namen enthält als die Partei Sitze zu behaupten oder zu erobern hofft. Das ganze Gemeinwesen ist ein Wahlbezirk. Auf dem Stimmzettel sind die Namen jeder Liste untereinander, die Listen nebeneinander abgedruckt, über jeder Liste ist z. B. ein dunkles Viereck mit einem lichten Felde angebracht, der Wähler stimmt für die ganze Liste, indem er in dieses lichte Feld ein Kreuz macht.

Muster eines Stimmzettels bei einfacher Listenkonkurrenz.

<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Libérale:	Konservative:	Demokraten:
1. Berthold,	1. von Calm,	1. Müller,
2. Genzner,	2. Nieberer,	2. Reiblinger,
3. Maier,	3. Obersdorf,	3. Ringmann.
4. Nathan,	4. Graf Seyfeld.	
5. Zimmerer.		

Das Scrutinium wird vollzogen, indem die Stimmzettel nach Analogie der Diszession nach Listen geordnet, die Stimmensumme der Partei gezählt und darnach vermittle des Wahlquotienten die Mandate auf die Listen verteilt werden. Gewählt sind die auf dem Wahlvorschlag der Reihe nach zuerst angeführten Bewerber.

Bei diesem System — das hier rein theoretisch von den anderen unterschieden ist, und praktisch nirgends so gehandhabt wird — würde der Wähler selbst direkt keinen Abgeordneten wählen, sondern nur die Partei. Ueber das Mandat würden die Parteiorganisationen selbst entscheiden. So unerhört, wie dies gefunden wird, erscheint mir das nicht, da die Parteiorganisationen selbst frei durch die Wählerschaft geschaffen werden und die organisierte Meinung derselben im öffentlichen Leben wichtiger ist als die persönliche Sympathie des Einzelnen für Personen.

3. Das System der Listenkonkurrenz kann aber auch dem Wähler Gelegenheit geben, die einzelne Person seines besonderen Vertrauens zu bezeichnen; dies dadurch, daß den einzelnen Bewerbern z. B. gleichfalls Vierecke beigegeben sind. Der Wähler stimmt dann in einem Akt zugleich für eine Person (uninomial) und für die Liste. Gewählt sind dann innerhalb der Liste nicht die erstgeschriebenen, sondern diejenigen, welche die meisten Vorzugszeichen haben. (System der gleichzeitigen Doppelwahl.)

Dies ist das in Belgien bestehende System.

Muster eines Stimmzettels bei gleichzeitiger Doppelwahl (Listenkonzurrenz mit Vorzugszeichen). Belgien.⁴⁾

<input type="checkbox"/> Liberale:	<input type="checkbox"/> Konservative:	<input type="checkbox"/> Demokraten:
1. Berthold <input type="checkbox"/> ,	1. von Calm <input type="checkbox"/> ,	1. Müller <input type="checkbox"/> ,
2. Genzner <input type="checkbox"/> ,	2. Niederer <input type="checkbox"/> ,	2. Reiblinger <input type="checkbox"/> ,
3. Maier <input type="checkbox"/> ,	3. Obersdorf <input type="checkbox"/> ,	3. Ringmann <input type="checkbox"/> .
4. Nathan <input type="checkbox"/> ,	4. Graf Seyfeld <input type="checkbox"/> .	
5. Zimmerer <input type="checkbox"/> .		

4. Das Ideal der Proporzlisten ist das Freilistensystem. Jeder Wähler schreibt selbst die Liste seiner Wahl auf den Stimmzettel. Er kann stramm, d. h. nach Anordnung seiner Parteileitung stimmen, aber er kann auch panachieren, d. h. die besten Namen aller Listen zusammentragen, ja er kann bei einzelnen Systemen alle seine Stimmen einem Kandidaten geben, d. h. kumulieren. Dieses Verfahren schwebt allen vor, welche den Proporz als zu kompliziert denunzieren. Das Freilistensystem ist in Wirklichkeit verwickelt und erfordert ein länger dauerndes Skrutinium. Nie aber ist, selbst bei diesem allerkompliziertesten System, das Ergebnis irgendwie ungewiß unverständlich oder ungerecht.

5. Jede Idee leidet durch ihre Ueberspannung und so erhält das Proporzverfahren einen abenteuerlichen Charakter durch den Gedanken, es müsse auf jeden Fall das ganze Gemeinwesen, also etwa das ganze Oesterreich ein einziger Wahlbezirk sein, in welchen ein halbes Hundert Parteien Listen mit mehreren hundert Kandidaten aufstellt. An dergleichen denkt heute niemand mehr. Auch die Proportionalwahl läßt sich nur territorial durchführen, nur sind die Wahlkreise immer mehr stellig, ja es sind auch einzelne Einerbezirke dabei möglich.

So bestimmt Art. 253 des belgischen Wahlkodex: „Es findet nur ein Wahlgang statt. Wenn nur ein Mitglied der Kammer zu wählen ist, so ist gewählt, wer die (relative) Mehrheit der Stimmen erlangt hat. Sind mehrere Sitze im Wahlbezirk zu vergeben, so erfolgt die Wahl nach dem Proportionalverfahren.“

Dann aber erhebt sich wieder die Frage der Abgrenzung der Wahlkreise. Die Wahlgeometrie spielt nun keine nennenswerte Rolle mehr. Zu erwägen sind erstens die konkreten Parteiverhältnisse eines Landes. Herrscht das Zweiparteiensystem wie in England, dann genügen Wahlkreise mit 3 Abgeordneten. Die Majorität erhält 2, die Minorität 1 Mandat, eine neue dritte Partei kann sich bilden und gelangt, wenn sie nur ein gutes Viertel der Wählerschaft erobert hat, in den Besitz eines Mandats. Am Kontinente reichen drei Stellen nicht aus, denn hier treten mindestens zwei bürgerliche und eine soziale

⁴⁾ Wie man sieht, ist dieser Abstimmungsmodus auch von Analphabeten mit vollständiger Sicherheit zu handhaben. Die Bierecke der verschiedenen Parteien sind in verschiedenen Farben gedruckt. (Belgien.) Da jeder Wähler die Farbe seiner Partei kennt, kann er die Liste seiner Partei nicht versehen und die einzelne Person nach ihrer Rangziffer finden. Es ist ganz unwahr, daß die Proportionalwahl eine besondere Kulturhöhe der Wählerschaft fordert.

Partei, sehr häufig aber noch dazu eine agrarische Partei in Wettbewerb. Darum, glaube ich, daß Fünferwahlkreise den kontinentalen und insbesondere den österreichischen Verhältnissen angemessen wären. Solche Wahlkreise hätten einen etwas kleineren Umfang als unsere Wahlbezirke der 5. Kurie, sind also uns gar nicht fremdartig!

Zweitens ist die natürliche Siedlungseinheit zu berücksichtigen. Man wird Großstädte nicht unterteilen, auch wenn sie wie Wien 19 Abgeordnete wählen, weil dies unnötig und unzweckmäßig ist. Hier also hätte ein Zwanzigstel der Bevölkerung Aussicht auf eine Vertretung. Man wird z. B. Insel, Enklaven u. s. w. nicht unnatürlich mit fernem Gebieten verbinden, sondern bloß mit einem Abgeordneten ausstatten.

Dann bleibt der Abgeordnete noch immer der Vertreter eines bestimmten Gebietes und die örtlichen Interessen gehen in den Parteiinteressen nicht unter, wenn auch die Kirchturmzpolitik (Lokalbahnerpressung zc.) ein Ende findet.

Das Wahlergebnis hört dann auf, streng verhältnismäßig zu sein, wie man sehen wird. Hagenbach und Siegfried haben auch dagegen Abhilfe gefunden durch das **System der verbundenen Listen**. Werden alle Wahlkreislisten einer Partei im Landeszentrum zugleich in einem Akt eingereicht, so ist auch volle Verhältnismäßigkeit trotz der lokalen Kandidaturen erreichbar. Dann werden alle Wahlergebnisse zunächst in die Landeshauptstadt gemeldet, dort werden alle Mandate zunächst auf die Parteien des Landes verrechnet, dann innerhalb jeder Partei auf die einzelnen Wahlkreise und erst innerhalb der Wahlkreise auf die einzelnen Bewerber verteilt. Dieser Vorgang ändert nicht vieles an dem Gesamtergebnis, ich halte ihn für eine unnötige Komplikation.

6. Betrachtet man das Proportionalverfahren genau, so findet man nicht mehr als zwei wesentliche Elemente: Erstens den Gedanken der verhältnismäßigen Aufteilung der Mandate auf die Parteien und zu diesem Zwecke zweitens den Gedanken eines Stimmenübertragungskartells zwischen allen Kandidaten einer Partei.

Alles andere variiert je nach den Wahlgebräuchen eines Landes. Die Schweizer hatten die Listenwahl vor dem Proporz, sie fassen also das neue Verfahren als Freilistenystem auf, in Belgien bestand das Uninominalsystem früher, sie übertrugen es also auch auf das neue Verfahren. Ist dies so, dann erklärt sich freilich die Vielgestaltigkeit des Verfahrens, dann folgt aber auch, daß der Proporz, bei uns eingeführt, einfach und natürlich sich an unsere Wahlbräuche anschließen müßte, indem nichts verändert wird, was nicht die zwei neuen Elemente „Stimmkartell und Verhältnismäßigkeit“ gebieterisch fordern. Wir bekommen, wie wir sehen werden, auf diesem Wege ein einfaches, sofort verständliches Verfahren.

Und das, glaube ich, ist das Ergebnis der theoretischen und praktischen Entwicklung des Verfahrens: Die reine Mehrheitswahl, die Wahl überhaupt weist zahlreiche Modalitäten der Abstimmung, der Stimgebung auf. Man stimmt auch sonst entweder für einen

Kandidaten oder für mehrere (Uninominal- oder Listensystem), man stimmt stamm nach Parteigebot oder man panachiert, man stimmt mündlich oder schriftlich, schriftlich durch Aufschreiben des Namens oder durch Merkzeichen, welche dem vorgebrachten Namen beigelegt werden, man stimmt offen oder geheim und geheim wieder nach vielerlei Arten: Das Abstimmen, die Stimmgebung selbst weist zahlreiche und oft komplizierte Arten auf, welche von Land zu Land verschieden sind. Dieser Teil des Verfahrens geht allein den Wähler an. Mit jeder dieser Modalitäten ist der Proporz vereinbar, jedes Land kann bei seiner historisch gewordenen Modalität bleiben, die Wählerschaft wird in ihrer Wahlrechts-Ausübung nicht im geringsten irritiert. Das Proporzverfahren ist nichts als eine besondere Art des Skrutiniums bei jeder denkbaren Form der Stimmgebung. Weil es aber zuerst in Ländern mit freier Listenabstimmung eingeführt wurde, trat es zuerst in der kompliziertesten Ausgestaltung als Freilistensystem der Öffentlichkeit gegenüber und nahm diese durch seine Kompliziertheit gegen sich ein. Und ebenso erging es der neuen Idee in dem zweiten Punkte, in der Verteilungsberechnung. Weil die einfachste Berechnungsart wie natürlich zuletzt gefunden, die komplizierteste zuerst in die Praxis eingeführt wurde, stand das minder Gute, das bekannt wurde, allem Neuen, Besseren im Wege. So kämpft diese Idee gegen ganz unberechtigte Vorurteile, welche erst in der öffentlichen Meinung zu besiegen sind, bevor sie praktisch werden kann. Versuchen wir, das Verfahren an unsere gewohnte Abstimmungsart anzupassen.

Wir behalten die Bezirkseinzelnwahl. Jeder Wähler stimmt für einen Kandidaten seines Bezirkes — so wie heute. Die Abstimmung unterscheidet sich in nichts von der heutigen, außer daß die Kandidaten vorher der Behörde angemeldet und am Stimmzettel vorgebrucht sind. Sonst erfährt das Abstimmen keine Aenderung.

Auch diese ist nicht unumgänglich. Aber ich führe sie hier an, weil sie technisch ebenso geringfügig als praktisch und politisch bedeutsam ist.

Die wesentliche Abweichung vom Hergebrachten zeigt sich in der Wahlvorbereitung und im Skrutinium. Die Bezirkskandidaten eines Wahlkreises, welche einer Partei angehören, werden in einem Akt, dem Wahlvorschlag, als verbundene, kartellierte Kandidaten angemeldet. Wählte also z. B. Wien 20 Reichsratsabgeordnete, so kandidiert wie bisher in jedem der 20 Bezirke je ein Christlichsozialer, ein Sozialdemokrat, ein Liberaler, ein Sozialpolitiker. Alle 20 Bewerber einer Partei stehen in einem Stimmenkartell. Es geht also nicht eine Wahlstimme verloren.

Das Skrutinium wird nun nicht bezirksweise vollzogen, sondern alle Resultate werden ins Rathhaus gemeldet. Dort werden die Parteistimmensummen ermittelt und die Mandate auf die Parteien verhältnismäßig verteilt.

Innerhalb der Partei sind diejenigen Kandidaten gewählt, welche die höchste Stimmenzahl erlangt haben.

Dieses Verfahren möchte ich das **System der verbundenen Einzelbewerber** nennen. Es ist ohne Zweifel das einfachste. Es ist aber auch insoferne zweckmäßig, als es

1. die Bezirksinteressen den Parteiinteressen nicht ganz hinopfert,

2. das persönliche Band zwischen Wähler und Gewählten nicht aufhebt,

3. an unseren Wahlgebräuchen fast nichts ändert.

Um die praktische Anwendbarkeit dieses Systems zu erproben, hat die Wiener Fabriergesellschaft am 15. Dezember 1902 im Ballsaal Konacher eine Probewahl veranstaltet, welche ein ebenso sicheres wie klares und unanfechtbares Resultat ergab.

Die Anwesenden bildeten die Wählerschaft eines Wahlkreises, die dadurch in 5 Bezirke geschieden wurde, daß Stimmzettel mit fünf verschiedenen Farben in annähernd gleicher Zahl verteilt wurden. Alle, die in den Besitz von Stimmzetteln gleicher Farbe gelangten, galten als in demselben Bezirk wohnhaft. Es wurde angenommen, daß sich drei Parteien, u. zw. die Philosophen, die Ökonomen und die Historiker um die fünf Mandate bewarben. Die Philosophen stellten auf: im I. Bezirk Kant, im II. Fichte, im III. Schelling, im IV. Hegel, im V. Bezirke Schopenhauer. Ebenso der Reihe nach die Ökonomen Turgot, Smith, Ricardo, Malthus und Say, die Historiker Kaumer, Niebuhr, Curtius, Ranke und Mommsen.

Der Stimmzettel des I. Bezirkes in dem angenommenen V. Wahlkreis hatte genau folgende Form:

V. Wahlkreis.

I. Bezirk.

Stimmzettel.

Als Bewerber sind im I. Bezirk angemeldet:

1. Von den Philosophen **Kant** .
2. Von den Ökonomen **Turgot** .
3. Von den Historikern **Kaumer** .

Das Wahlrecht wird ausgeübt, indem in das dem Namen des Bewerbers beigebrachte Viereck ein Kreuz (X) eingezeichnet wird.

Nur auf die angemeldeten Bewerber lautende Stimmzettel sind gültig, Stimmzettel, in denen der Gewählte auf andere Weise bezeichnet wird, sowie Stimmzettel, auf denen mehr als ein Bewerber gewählt erscheint, sind ungültig.

Die Abstimmung vollzog sich rasch und auf die einfachste Weise, das Skrutinium, welches später erörtert werden wird, war in einer Viertelstunde beendet. Man ersieht, daß an die Intelligenz der Wählerschaft die denkbar geringsten Anforderungen gestellt sind.

C. Die Reste und Methoden der Verteilungsrechnung.

Ein Problem blieb bis jetzt unerörtert. Bei einer exakten Mandatsverteilung nach dem oben gegebenen Wahlquotienten fallen auf die Parteien notwendig Bruchteile von Mandaten, die Partei aber kann nicht den Bruchteil eines Abgeordneten in die Kammer senden. Es scheinen also nach strenger Rechnung immer ein oder mehrere Sitze unbesetzt zu bleiben. Welche Abhilfe wurde in dem Punkte geschaffen und welcher endliche Ausweg gefunden?

1. Der Hare'sche Wahlquotient $\frac{S}{m}$ geht von folgender Voraussetzung aus: Haben etwa 1000 Wähler 1 Abgeordneten zu wählen, so muß dieser alle 1000 Stimmen auf sich vereinigen, wählen sie 2 Abgeordnete, so muß jeder 500, wählen sie 4, so jeder 250 Stimmen aufbringen. Dies widerspricht aber, wie Hagenbach-Bischoff zuerst aufgewiesen hat, ganz unseren Wahlbegriffen. Von 1000 Wählern muß ein Abgeordneter nur die Hälfte mehr einer Stimme erobern, dann hat jeder andere Bewerber weniger als die Hälfte Stimmen und muß weichen. Nach dem Hare'schen Quotienten wäre bei einem Mandate notwendig, daß alle 1000 Stimmen auf den Vertreter fallen, also die Stimmen eihelligkeit. Die Reste entspringen also nach Hagenbach-Bischoff dieser unzulässigen Voraussetzung.

2. Er sucht deshalb einen anderen Ausgangspunkt: Er geht von der absoluten Mehrheit aus. Ist ein Abgeordneter zu wählen, so muß er $\frac{1}{2}$ der Stimmen mehr einer erlangen — dies der gewöhnliche Wahlquotient. Der Trugschluß der bisherigen Wahlsysteme besteht nun darin: Sind zwei zu wählen, so gilt dasselbe, jeder muß $\frac{S}{2} + 1$ Stimme aufbringen. Das aber ist mathematisch falsch, ist ein Denkfehler! Bei zwei Mandaten braucht jeder nur mehr als $\frac{1}{3}$ der Stimmen, dann haben beide zusammen mehr als zwei Drittel, jeder beliebige andere Bewerber hat somit weniger als ein Drittel und steht also zurück! Und ebenso genügt bei 3 Mandaten $\frac{1}{4}$ der Stimmen mehr einer, bei 4 Mandaten $\frac{1}{5}$ der Stimmen mehr einer u. s. f., bei m Mandaten endlich $\frac{S}{m+1} + 1$ Stimmen. Der Stimmenaufwand für ein Mandat beträgt also, das System der absoluten Mehrheit richtig angewandt, $\frac{S}{m+1} + 1$, nicht $\frac{S}{2} + 1$! Diese Schlußfolgerung muß überraschen. Sie sagt nichts anderes, als daß die Verhältniswahl einfach die konsequente und gerechte Mehrheitswahl in jedem Falle ist, wo in einem Wahlbezirk mehr als ein Abgeordneter gewählt wird!

Wie die absolute Mehrheit in Einerbezirken oft Stichwahlen erforderlich macht, so kommen auch bei diesem Wahlquotienten unbesetzte Sitze vor, wenn sich mehrere kleine Parteien an der Wahl beteiligen. Indessen sind 3—5 Mandate bei nicht mehr als drei Parteien in der Regel verteilt. Bleiben noch Reste, so wird einfach irgend ein prakti-

sches Auskunftsmittel getroffen. Bevor wir die endgiltige Formel der Verteilung zeigen, wollen wir das Anwendungsgebiet des Hare'schen und Hagenbach'schen Schlüssel geben.

2. Die älteren Proporzsysteme halfen sich nun so:

Das Wahlgesetz des Kantons Tessin (seit 1891), das den Proporz für den Großrat, den Staatsrat, die Kommunalräte und Gerichte einführt, wählt den Quotienten $\frac{S}{m+1}$ und spricht alle unverteilt bleibenden Sitze einfach der größten Partei zu, aus der Erwägung, daß die Partei, welche nach dem bisherigen System der Mehrheitswahlen alle Sitze besetzt hätte, am ehesten Anspruch auf die zweifelhaften Mandate hat.

Im Kanton Neuchâtel, wo der Proporz 1891 probeweise auf 3 Jahre, 1894 aber definitiv eingeführt wurde, wird nach dem Hare'schen Quotienten $\frac{S}{m}$ gerechnet, die freibleibenden Mandate werden an diejenigen Listen gegeben, welche die größten Reste aufweisen. Auch dieser Vorgang ist plausibel, wie wohl er unter Umständen ungerecht wirkt.

Ebenso im Kanton Genf seit dem 6. Juli 1892, wo übrigens das Staatsgebiet in drei Teile, Stadt, rechtes und linkes Ufer, geteilt wird, und im Kanton Zug seit dem 31. Jänner 1894.

Das System der größten Reste besteht auch bei den Kommunalwahlen im Kanton Freiburg, mit dem Quotienten $\frac{S}{m}$. Bei den Kantonswahlen im Kanton Solothurn werden der Quotient $\frac{S}{m+1}$ angewendet und die Restmandate wie in Tessin der größten Partei zugesprochen.

Im Kanton Bern wurde 1894 die eingeschränkte Stimmgebung bei den Kommunalwahlen durch den Proporz mit dem Schlüssel $\frac{S}{m+1}$ ersetzt.

3. Gelöst wurde die Restfrage durch den Belgier Viktor d'Hondt. d'Hondt's Prinzip besteht darin, daß er derjenigen Partei das Mandat zuteilt, welche für dasselbe unter allen Parteien am meisten Stimmen aufbringt. Es ist dies nichts anderes als der Wahlgrundsatz der relativen Mehrheit.

d'Hondt'sche Berechnung.

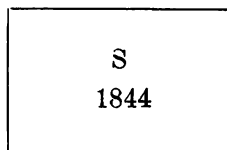
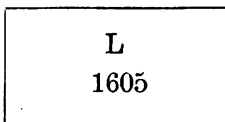
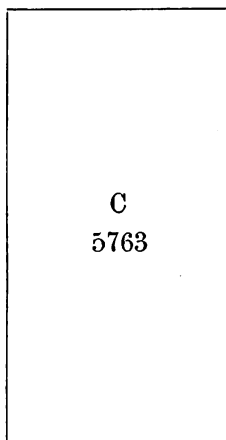
(Ergebnis der Wahl in der Städteturie Wieden 1901.)

11 Mandate ($m = 11$).

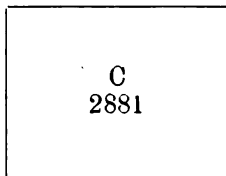
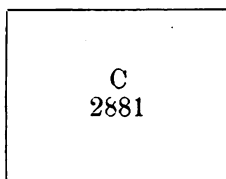
Christlichsoziale	5763
Liberale !	1605
Sozialdemokraten	1844
Deutschnationale	296
Tschechnationale	157

$S = 9665$

Von den fünf Parteien kommen nur drei in Betracht, wir beschränken also die graphische Darstellung auf die drei großen Parteien. Das Ergebnis wird zeigen, daß auch ohne die graphische Darstellung das Verfahren leicht klarzumachen ist, doch macht sie den Vorgang sofort evident. Jedes Viereck stellt uns die auf dem Wahlfeld persönlich aufgestellte Wählerschaft dar, welche in Parteienhäuflein bisziediert ist.



Offenbar haben die C den Anspruch auf das erste Mandat, weil sie dafür relativ mehr Stimmen dafür aufbringen als die anderen Parteien. Es scheint nur, daß die S als nächststarke Partei auf das nächste Mandat Anspruch erheben können. Auf diese Forderung antworten die C einfach damit, daß sie weiter in zwei gleiche Häuflein bisziedieren, von denen jedes 2881 Mann zählt. Bevor also die S ein Mandat erlangen, müssen die C für jedes ihrer Teilhäufchen einen Vertreter zugewiesen erhalten.



Machen nun die S Anspruch auf das dritte Mandat, so wiederholen die C dieses Marschmanöver, indem sie sich in drei Häuflein und bei der Zuteilung des vierten Mandats in vier Häuflein auflösen. Jedes ihrer Dritthäuflein ist noch größer als jenes der S, es wird also noch der dritte ihrer Bewerber gewählt erklärt. Jedes ihrer Viertelhäuflein ist aber bereits kleiner als jenes der S und der L. Nun kommt an diese die Reihe. Vor allem wird ein Sozialdemokrat als Viertes in der Reihenfolge Abgeordneter. Beansprucht diese Partei nun zwei Vertreter, so muß sie nun ihrerseits

in Zweithäuflein diszedieren — sofort wird klar, daß ein solches weit an Größe hinter dem Block der L zurückbleibt. Diese erhalten also das fünfte Mandat u. s. f.

Diese Marschbewegungen in Wirklichkeit auszuführen wäre etwas umständlich, bequemere und folgzamere Soldaten sind die Stimmzettel, sind die Wahlziffern! d'Hondt schreibt einfach die Parteisummen, wie in der folgenden Tabelle ersichtlich, nebeneinander und gibt

der größten Partei das erste Mandat, indem er neben die Ziffer in Klammer die Rangnummer 1 beifügt. Dann läßt er diese Parteisumme in Häuflein diszedieren, das heißt, er dividiert sie durch zwei, in weiterer Folge durch 3 und sofort. Ganz mechanisch macht man die Rechnung, indem man die Parteisummen der Reihe nach durch 1, 2, 3 u. s. w. dividiert und die erhaltenen Quotienten nach ihrer Größe numeriert:

C 1921	C 1440
C 1921	C 1440
C 1921	C 1440
C 1921	C 1440

S 922

S 922

	C	L	S
Dividirt durch 1	= 5763 (1)	1605 (5)	1844 (4) 296, 157
" " 2	= 2882 (2)	802 (11)	922 (9) . . .
" " 3	= 1921 (3)	535	614 . . .
" " 4	= 1440 (6)		
" " 5	= 1152 (7)		
" " 6	= 960 (8)		
" " 7	= 823 (10)		
" " 8	= 720		

Im Ganzen erhalten also die C 7, die L 2, die S 2 Mandate, wie man sofort aus der Tabelle ersieht. Das kleinste Teilhäuflein, dem noch ein Mandat zufiel, das Mandat mit der Rangnummer 11 zählte 802 Mann, das ist also der Mindest-Stimmenaufwand. Es ist nun mathematisch erwiesen, daß dieser Stimmenaufwand ebenso wie die früher entwickelten Wahlquotienten verwendet werden kann und dabei immer alle Mandate verteilt:

$$5763 : 802 = 7 \text{ christlichsoziale Mandate}$$

$$1605 : 802 = 2 \text{ liberale Mandate}$$

$$1844 : 802 = 2 \text{ sozialdemokratische Mandate.}$$

11 Mandate.

Wie durch das System der relativen Mehrheit Stichwahlen ausgeschlossen sind, so hier jede ergebnislose, zweideutige, anfechtbare Wahl. Der d'Hondt'sche Schlüssel führt also immer sicher zur Lösung.

4. Die d'Hondt'sche Verteilungsziffer ist leicht durch einfache Division zu finden, so lange nicht mehr als etwa 10 Mandate zu vergeben sind. Sie erfordert nicht mehr Kenntnis als das Dividieren durch die Zahlen 1, 2, 3 . . . 10. Langwierig aber wird die Berechnung, wenn, wie bei Gemeinbewahlen, viele Mandate auf viele Parteien verteilt werden sollen.

Für diese Fälle hat Hagenbach-Bischoff eine abschließende Vereinfachung gefunden. Er verteilt einfach zunächst die Mandate nach seinem Wahlquotienten. Bleiben Mandate unverteilt, so fährt er jetzt nach der d'Hondt'schen Methode fort, indem er ausrechnet, wie viel Stimmen pro Abgeordneten jede Partei aufbringen müßte, wenn sie noch einen Abgeordneten mehr beanspruchte. Die Partei, welche für diesen letzten Mann den größten Stimmenaufwand zustande bringt, erhält das Restmandat, und dieser Stimmenaufwand ist die Verteilungsziffer.

Erproben wir diese kombinierte Methode an dem obigen Beispiel, so sehen wir, daß das Resultat durchaus das gleiche ist:

Methode Hagenbach-Bischoff.

(Das vorige Beispiel.)

$$q = \frac{S}{m+1} = \frac{9665}{12} = 805$$

5763 : 806 = 7	: 8 = 720	: 802 = 7
1605 : 806 = 1	: 2 = 802	: 802 = 2
1844 : 806 = 2	: 3 = 614	: 802 = 2
10		11

5. Die Kundmachung des Wahlergebnisses. Wie immer man über die rechnerischen Schwierigkeiten denken mag, ihr Resultat, ohne jede Erklärung kundgemacht, ist sofort und jedermann einleuchtend. Und das ist das Wesentliche.

Die Kundmachung würde in unserem Falle etwa lauten:

Nach dem Wahlergebnis verleihen 802 von einer Partei aufgebrauchte Stimmen derselben das Anrecht auf ein Mandat.

Dieses Stimmenerfordernis haben aufgebracht:

1. Die Christlichsozialen 7mal: $7 \times 802 = 5614$, Rest 149. Es gebühren ihnen also 7 Abgeordnete.

2. Die Liberalen 2mal: $2 \times 802 = 1604$, Rest 1. Es gebühren ihnen also 2 Abgeordnete.

3. Die Sozialdemokraten 2mal: $2 \times 802 = 1604$, Rest 240. Es gebühren ihnen also 2 Mandate.

4. Die Deutschnationalen und Tschechnationalen sind mit 296 und 157 unter dem Erfordernis geblieben, erhalten also kein Mandat.

Welcher Zweifel läßt sich gegen dieses Resultat erheben? Daß die Verteilungsziffer zu hoch oder zu niedrig ist? Man erhöhe sie nur um eine Einheit und man bringt nur 10 Mandate zur Verteilung, man erniedrige sie und erhält entweder dasselbe Resultat oder man verteilt 12 Mandate statt 11. Kurz die Berechnung ist völlig einwandfrei und hat sich als solche erwiesen in Belgien, wo das System seit 29. Dezember 1899 für die Kammer und Senatswahlen in Anwendung steht.

Ist aber das System absolut zuverlässig, ist es ferner sowohl auf die Listen- als auch auf die Uninominalabstimmung, ist es sogar auf die Einerwahlbezirke und selbst auf Analphabeten anwendbar, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß dieses System das technisch vollkommenste und politisch zweckmäßigste Wahlverfahren überhaupt ist. Ja, wir sehen noch mehr: Die Proportionalwahl ist nichts als das korrekte Verfahren der Mehrheitswahlen, dort, wo in einem Sprengel mehr als ein Abgeordneter zu wählen ist — das plumpe Stimmenmehr ist so weit entfernt, die höchste Raison des Wählers zu sein, daß man es eher einen ganz primitiven, fast lächerlichen Irrtum nennen könnte!

Das Ergebnis der Probeabstimmung, die im Nonachersaale von der Gesellschaft der Fabier vorgenommen wurde, erwies nicht nur die Einfachheit der Stimmgebung, sondern auch die des Scrutiniums. Da die Anwesenden einen Wahlkreis von 5 Bezirken vertraten, hatte zunächst jeder Bezirk seine Stimmensummen zu ermitteln (Bezirkswahlkommission).

Es erhielten Stimmen	Die Philosophen	Die Oekonomen	Die Historiker	Summe
Im 1. Bezirk	Kant 53	Turgot 19	Raumer 8	80
" 2. "	Fichte 32	Smith 35	Niebuhr 10	77
" 3. "	Schelling 31	Ricardo 24	Curtius 18	73
" 4. "	Hegel 27	Malthus 27	Ranke 27	81
" 5. "	Schopenhauer 22	Say 9	Mommsen 40	71

Beim Systeme der Mehrheitswahl hätten die Bezirkskommissionen auch das Wahleresultat kundzumachen; gewählt wäre im ersten Bezirk Kant mit 53 von 80 und im fünften Bezirk Mommsen mit 40 von 71 Stimmen, sonst wäre vergebens gewählt worden, von fünf Bezirken müßten drei Stichwahlen über sich ergehen lassen! Nehmen wir die relative Mehrheit in Geltung an, so wären Kant, Schelling ferner Smith und Mommsen und, da im 4. Bezirk zufälliger Weise sich bei allen drei Kandidaten Stimmgleichheit ergab, möglicherweise noch Hegel (Malthus, Ranke?) gewählt. Hegel dränge mit 28 Stimmen

durch, während sein Parteigenosse Fichte mit 32 Stimmen zurückbliebe! Und so gibt das absolute oder relative Mehr, wie viel Proben man auch anstelle, immer das Resultat mehr weniger dem Zufall preis.

Nach dem System der verbundenen Bewerber melden die Bezirkskommissionen die Stimmensummen an die Kreiskommission. Diese ermittelt die Parteisummen. Addiert man in obiger Tabelle die Vertikalcolonnen, so erhält man die Parteisummen, auf welche man nach dem d'Hondt'schen Verfahren die 5 Sitze verteilt:

	Philosophen	Oekonomen	Historiker
: 1	165 (1)	114 (2)	103 (3)
: 2	82½ (4)	57 (5)	51½
: 3	55		

Die Verteilungszahl ist 57, die Philosophen und Oekonomen erhalten je 2, die Historiker 1 Mandat. Nach der Aufteilung auf die Parteien erfolgt die Zuteilung des Sitzes auf die Bewerber innerhalb der Partei. Die zwei Stimmengewaltigsten unter den Philosophen sind Kant und Fichte mit 53 und 32, unter den Oekonomen Smith und Malthus mit 35 und 27, unter den Historikern Mommsen mit 40 Stimmen. Diese sind somit gewählt.

Bezirkweise betrachtet zeigt sich, daß der 4. Bezirk leer ausgegangen, weil sich keine Bewohner in drei gleich starke Parteien teilen. In diesem Punkte bildet unser System einen mächtigen Ansporn, zu große Parteienzersplitterung im Interesse der Ortsvertretung zu verhindern. Am besten fährt ein Bezirk mit nur zwei gleich großen Parteien wie der zweite.

Diese Probeabstimmung ergab indessen keineswegs einen besonders instruktiven Fall. Bei gleicher Parteienstärke ist folgendes Verhältnis leicht denkbar:

1. Bezirk	40	18	20	78
2. "	41	22	18	81
3. "	41	20	20	81
4. "	39	19	18	76
5. "	4	35	27	66
	165	114	103	

In diesem Falle nimmt die erste Partei 4, die zweite 1 Mandat in Beschlag, die dritte geht leer aus — ein völlig unsinniges und lächerliches Ergebnis! Und doch gibt die Praxis noch ärgere Zufälle, welche von den Urteilslosen als gewaltige Siege bestaunt, oder als vernichtende Niederlagen empfunden werden: Wir werden klassische Beispiele dafür erbringen!

Gegen das System der verbundenen Einzelbewerber läßt sich der Einwand machen: Die Unterteilung des Wahlkreises in Bezirke kann eine ganz gleiche sein, die Wählerzahl des einen Bezirkes ist kleiner, die des anderen größer. Die kleineren Bezirke setzen also schwerer

einen Abgeordneten durch. Das ist insoweit richtig, als ganz von den Parteiverhältnissen abgesehen wird, es trifft sofort nicht zu, wenn wir denken, daß nur zwei Parteien im Bezirke vorhanden sind, wenn die Wahlbeteiligung hier und dort verschieden ist u. Diese Ortsbegünstigung und Benachteiligung ist ja auch den geltenden Wahlsystemen eigentümlich, nur noch verschärft durch widersinnige Parteiengünstigung! — Ferner kann noch der Umstand Bedenken erregen, daß die Auswahl der Bewerber einer Partei nach ihrer im Bezirk erlangten Stimmenzahl erfolgt. Es entscheidet also nicht das relative Ueberwiegen der neuen Partei über die andere im Bezirk — was schwer vorherzusehen ist — sondern die absolute Stärke der Partei von Bezirk zu Bezirk. Die Parteien müssen ihre besten Kandidaten dorthin stellen, wo Anhänger, absolut genommen, am dichtesten beisammen wohnen. Das scheint mir leichter zu schätzen als das relative Ueberwiegen über die andere Partei und ist also ein Vorteil, da jede Fraktion sicher ihre besten Köpfe in die Kammer bringt. Sollte aber eine Verrechnung den zweiten an die erste Stelle bringen, dann resigniert er und ohne Neuwahl rückt sein Hintermann vor.⁵⁾

IV. Kapitel.

Die Proportionalwahl liegt im Interesse des Staates, vor allem aber im Interesse der intellektuellen und industriellen Klassen der Gesellschaft.

Die allgemeine theoretische Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit eines Wahlsystems entscheidet noch nicht seine konkrete Anwendung im einzelnen Lande. Welche Nutzenanwendung ist speziell in Oesterreich von dem Ausgeführten zu ziehen?

Diese entscheidende Schlußfolgerung ist deshalb schwer, weil wir hier nicht nur und nicht in erster Linie an der Rechtlosigkeit der Minorität krankt, sondern an der unerhörtesten Rechtlosigkeit der faktischen Mehrheiten, weil verschwindende Minderheiten, ganz bedeutungslose Bevölkerungsgruppen so einschneidende Privilegien haben, daß von einer Volksvertretung in keinem Sinne mehr die Rede sein kann. Der platte Widersinn des sogenannten Systems der Interessenvertretung ist ein Thema für sich: Ihre Uebelstände überwiegen bei weitem die Nachteile des absoluten Mehrzes. Ich habe sie in „Staat und Parlament“ erörtert; sie zwingen nach meiner Meinung zu dem Schlusse:

Keine Nation, keine Partei, keine Klasse braucht das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht in Oesterreich so notwendig wie der Staat selbst, und dieser braucht es so sehr, daß es geradezu als seine Existenz-

⁵⁾ Die weiteren Detailsfragen, insbesondere die Regelung des Ersatzes beim Abgang eines Vertreters durch Nachrüden des nächstguten Bewerbers, müssen hier übergangen werden. Der Proporz — nur dies sei betont — erspart nicht nur die Stichwahlen, sondern auch die Nachwahlen.

und Entwicklungsbedingung hingestellt werden muß. Allem voran also das gleiche Wahlrecht Aller!

Aber dieses begegnet Einwendungen und zwar berechtigten. Einwänden, die nicht aus der erweiterten und gleichen Wahlberechtigung fließen, sondern allesamt aus dem Wahlverfahren, aus dem System des absoluten Mehrzes!

Es fürchtet vor allem das städtische Bürgertum die Ersäufung in dem sozialdemokratischen oder bäuerlichen Stimmenmeere. Diese Furcht richtet sich also nicht gegen die Gleichheit des Wahlrechts, sondern gegen die Mehrheitswahl.

Man fürchtet weiters, daß der Großgrundbesitz unter der Herrschaft des gleichen Wahlrechts unvertreten bleibe. Auch diese Furcht ist grundlos unter der Voraussetzung, daß den Minoritäten eine Vertretung gesichert ist!

Den entscheidenden Einwand bildet der nationale Besitzstand. Und dieses Moment macht die Proportionalvertretung geradezu zu dem für Oesterreich prädestinierten, macht Oesterreich geradezu zum klassischen Boden für eine segensreiche Wirksamkeit dieser Form zu wählen.

Ergebnis der Hauptwahl

in der allgemeinen Wählerklasse in Brünn 1901.

5 Mandate ($m = 5$).

Deutschliberale	7891	: 5252 = 1	: 2 = 3945	: 4909 = 1
Christlichsoziale	900
Sozialdemokraten	9818	: 5252 = 1	: 2 = 4909	: 4909 = 2
Jungtschechen	503
Klerikale Tschechen	12397	: 5252 = 2	: 3 = 4132.	: 4909 = 2
Summe (S) =	31509 4 5.
$q = \frac{S}{m+1} = \frac{31509}{6} =$	5251			

Die vorliegende Berechnung gibt ein Beispiel vom national heiß umstrittenen Brünnner Boden. Bemerkt werden muß, daß nicht Brünn allein den Wahlkreis bildet, sondern auch die Bezirkshauptmannschaften Brünn (Land), Eibenschütz und Tschnowitz mit überwiegend tschechischer Bevölkerung dazugehören, so daß die Deutschen etwas zu kurz kommen. Was diese möglicherweise an einem Orte verlieren, das gewinnen sie am andern: die Proportionalwahl vermöchte auch den Deutschen Prags eine Vertretung zu schaffen. Man bedenke, was dies bedeutet: Eine kulturell hochstehende, wirtschaftlich so bedeutsame Bevölkerungsgruppe, die zwar ein Wahlrecht besitzt, das aber notwendig wirkungslos ist, die sich also schon durch Jahrzehnte im Zustande faktischer Rechtlosigkeit befindet, würde wieder aufrücken in den Status aktiver Staatsbürgerschaft. Und so an vielen Orten. Die nationale Rechtlosigkeit und damit die schlimmste Verbitterung hätte ein Ende. Für

den Staat entspränge daraus der große Vorteil, daß die Prägung der staatlichen Territorien zum unbeschränkten Nationaleigentum, die der Wirklichkeit nicht entspricht und bloß durch die Mehrheitswahlen vollzogen wird, daß diese Prägung verwischt und die Tatsache offensichtlich würde, wie sehr die einzelnen Nationen aufeinander angewiesen sind!

Und nun zur letzten und nächsten Nutzenanwendung, zur Anwendung auf uns selbst, auf Wien und Niederösterreich! Hier haben sich in einem Jahrzehnt alle öffentlichen Dinge so gewendet, daß wir alle wie fassungslos einem Ergebnis gegenüberstehen, das unerwartet, unbegreiflich und unabänderlich erscheint. Die einen können sich kaum fassen vor Freude, sie jubeln wie ein ahnungsloser Menschenhaufe, auf den mit einem Male ein Regen von Ehren, Würden und Münzen herabfällt; die andern sehen in stummer Fassungslosigkeit zu, wie ein Landmann, auf dessen mühsam bestellte, einem von Natur kargen Boden abgerungene Saat ein Hagel niederschlägt; wieder andere, die an den Segen des Konstitutionalismus nie geglaubt und ihn nie gewollt, verbergen kaum ihre Schadenfreude.

Das Jahr 1889 möchte ich als den Wendepunkt unserer Parteilsgeschichte bezeichnen. Bis dorthin regierten allein der Großgrundbesitz, neben ihm der Episkopat mit seinen ehrwürdigen Pfarrherren und in bescheidener Entfernung das industrielle Bürgertum mit seinem Anhang von Intellektuellen. Es herrschte der Ton der Adelskasinos, der Pfarrkanzleien, der Komptoirs, der Advokatenkanzleien in Parlament und Presse. Im Jahre 1889 beginnen auch in Oesterreich die zwei großen Klassen der modernen bürgerlichen Gesellschaft, das Kleinbürgertum und Kleinbauernrum einerseits und das Proletariat anderseits ihren selbständigen politischen Aufmarsch, beide mit jener überrumpelnden Plötzlichkeit, mit jener revolutionären Sturmkraft, welche die politischen Bewegungen aller Länder auszeichnet, denen ihre Staatsmänner durch eine undemokratische Verfassung einen konservativen Charakter zu geben vermeinten. Die Maifeier des Jahres 1893 und der dreijährige Siegesfeldzug Luegers zeigten, daß beide Klassen in 4—5 Jahren ihren Aufmarsch vollendet hatten. Das erstmal traten Massen in die politische Arena, Massen mit ihren eigenen autochthonen politischen Programmen, die „Kleinen Leute“ gesammelt um die Fahne einer demagogischen Mittelstandspolitik, die Arbeiter um die Fahne der sozialen Demokratie.

Diese beiden Klassen waren vom Anfange wenigstens an Größe gleich, sonst aber völlig verschieden, wie ihre wirtschaftliche Lage.

Die Arbeiterschaft, geschart um eine wissenschaftliche Lehre über die Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechtes, zusammengeschniebet durch Verfolgungen und Anfeindungen, in die sich Staatsgewalt und Bürgertum brüderlich geteilt hatten, erfüllt von der begeisterten Verheißung eines politischen Erstgeburtsrechts aller arbeitenden Menschen. Das Kleinbürgertum, dessen wirtschaftliche Interessen von Ort zu Ort, von Gewerbe zu Gewerbe, ja von Geschäft zu Geschäft gegensätzlich sind, zusammengehalten durch gemeinsame aus der Vergangen-

heit ererbte Instinkte, vor allem des Fremdenhasses, ob nun die andere Nation oder die andere Konfession von ihm betroffen war, zusammengetrieben durch die Furcht vor dem Großkapital oben und den aufstrebenden Gesellen unten, geschart um Männer nicht um Ideen, angelockt von der Günst der feudalen und klerikalen Kreise, getragen von dem Glauben an seine Retter und bereit, nicht um eine ferne Zukunft zu ringen, sondern augenblicklich die Herrschaft anzutreten. Die beiden Männer, welche letztere Bewegung an die Spitze trieb, sind in ihrer innersten politischen Wesenheit völlig gleich, was paradox erscheinen wird, wenn ich sie nenne: Lueger und Schönierer. Beide sind Feinde der modernen großbürgerlichen Entwicklung und ihres Widerspiels, der Emanzipation des Proletariats, beide byzantinisch veranlagt — der letztere freilich Byzantiner auf Distanz —, beide Freunde des Junkerregimes — die Liebe Luegers ist der österreichische Feudalherr, Schönierers der preussische Junker —, beide klerikal — der eine römischer, der andere lutherischer Observanz, beide eingeschworen auf die Rettung des kleinen Mannes, wirtschaftspolitisch beide nichts als Hausierer mit dem Hausierhandelsverbot und ähnlichen Hausmitteln, beide maßlos eitel, beide die zwei Hälften eines Politikers, der eine ein Talent, der andere ein Charakter. Und wie die Führer, so ihre Unteroffiziere einander völlig ebenbürtig: Wie Vielohrlawek den Bezirk der Intelligenz, so vertritt Franz Stein den Wahlkreis der Großindustrie; hier der Pfaidler Gregorig, dort der Zuckerbäcker Fro. Auf beiden Seiten die gleiche Moral — Fall Hurst und Fall Wolf. Der Abwehrkampf der Deutschen hat die Fraktion Schönierers mit einer unverdienten Gloriole umgeben. Rechnet man die Episode Badeni ab, und es bleibt nur Lueger und Schönierer, die gleiche kleinbürgerlich reaktionäre Masse, dieselbe Todfeindschaft gegen Alles, was modern denkt, sei es nun modern-bürgerlich oder modern-proletarisch. Diese Abschweifung diene zum Beweise, daß die industriellen und intellektuellen Klassen in Niederösterreich nur dasselbe Loos im ausgiebigen Maße erfahren haben wie jene in Böhmen. Und wiewohl die Fraktion Schönierers lediglich aus dem Gesichtspunkte des Antagonismus gegen Lueger der Intelligenz günstiger genimmt erscheint, ist sie, wie ihre Haltung in der Kanalfrage beweist, nicht nur ebenso industriefeindlich und agrarisch wie die Vertretung der Haupt- und Residenzstadt Wien, sie gibt auch keinerlei Bürgschaft dafür, daß sie eine den Interessen der Intelligenz entsprechende, der Intellektuellen würdige Politik dauernd führen kann, schon kraft ihres Anhanges.

Obwohl die Zurückdrängung dieser zwei Klassen nach dem Ausgeführten eine allgemeine Erscheinung ist, bedrängt uns doch hier in Wien näheres Leid. Hier ist ihre Nullifizierung völlig unerträglich, hier ist die Diktatur des Kramlabens in der äußeren Form und in ihrem Wesen zur Rechtlosigkeit der Intelligenzklassen geworden, die zu ihrer Ohnmacht noch den Hohn der Bananisen ertragen sollen. Und dieses Schicksal erscheint nach den letzten Landtagswahlen endgiltig oder wenigstens auf Jahrzehnte hinaus unabänderlich.

Retriminationen gegen Personen und Parteien darüber, wieso es dahin gekommen, sind heute zwar sehr billig aber nutzlos. Ich will nur versuchen, die Ursachen klarzulegen.

Die zwei Massenbewegungen hielten sich zunächst die Wage, kräftiger und nachhaltiger erschien die Arbeiterbewegung. Wieso kam es aber, daß die zwei Bewegungen, ohne sich selbst gegenseitig zu hindern, nebeneinander herlaufen und beide sich gegen einen dritten, die Intelligenzklassen, richten konnten? Wieso war der Großgrundbesitz von der bäuerlichen Bewegung nicht ebenso bedrängt wie das Bürgertum von der Handwerkerbewegung?

Hier greift die eigenartige Natur unserer Wahlverfassung ein: Durch den 5 fl.-Zensus war Proletariat und Handwerk wie durch eine feste Mauer von einander getrennt. Dadurch kamen die beiden Heerlager nicht mit einander in Konflikt beim Aufmarsch. Es liegt auf der flachen Hand, daß Dr. Karl Lueger vom ersten Tage seines Kampfes unter der Voraussetzung des allgemeinen Wahlrechts in erster Linie gegen die Sozialdemokratie hätte Front machen, zum mindesten, daß er zugleich nach zwei Fronten hätte kämpfen müssen.

Dies nicht allein.

Das Zensuswahlrecht hatte für die Bourgeoisie und Intelligenz noch einen ganz anderen Nachteil. Die Klassen sind stufenweise in der Gesellschaft übereinander geschichtet. Die breite Basis bilden die lohnarbeitende Klasse und das Gesinde, darüber lagern zunächst das Kleinbürgertum und die Bauernschaft, daran schließen sich alle Rangstufen der öffentlichen Bediensteten, die liberalen Berufe, die Industriellen, die Großgrundbesitzer und die Finanzkreise, setze ich die ganze Gesellschaft gleich 10, so gäbe das etwa, natürlich roh geschätzt, industrielle und gewerbliche Arbeiterschaft gleich 4, Kleingewerbe mit Gesinde und öffentlichen Bediensteten 4, liberale Berufe und Großbürgertum gleich 2. Wie wirkt unter dieser Annahme das Zensuswahlrecht? Es schließt die unteren 4 aus, folglich und nur infolge dessen sind die 4, welche die Mittelklassen vertreten, absoluter und schrankenloser Herr der 2, die die Intelligenzklassen vorstellen! Umgekehrt beim allgemeinen Wahlrecht halten sich das Kleinbürgertum und das Proletariat die Wage, die Intelligenzklassen sind der ausschlaggebende Dritte, sie wahren bald mit dem Proletariat, das die modernste Richtung, die Kulturentwicklung raschesten Tempos vertritt, die Kulturinteressen gegen die allezeit reaktionären Mittelstandsschichten, bald mit diesen ihre Besitzinteressen gegen überstürzte Neuerungen. Und das ist die tatsächliche Lage in der westeuropäischen Politik. Die Intellektuellen vermögen nirgends mehr aus sich heraus Revolutionen zu erzeugen und vermögen nirgends ihre Diktatur zu begründen, aber überall üben sie das wohlthätige Schiedsrichteramt in der Gesellschaft, wo die Verfassung demokratisch ist. Und das vermögen sie nur, weil diese Klasse zugleich arbeitende und zugleich besitzende Klasse ist, keines von beiden im Uebermaß, in ihrer Berufsarbeit nicht ausgebeutet, in ihrem Besitze nicht direkt ausbeutend. Und zu

dieser Klasse gehören auch diejenigen größeren Unternehmer, die kommerziell, technisch und wirtschaftlich gebildet, ihre eigenen Direktoren sind, die gut die Hälfte ihrer Revenuen auf Konto ihres Arbeitslohnes setzen können. Diese Schichten nun haben kein völlig einheitliches ökonomisches Klasseninteresse anderer Art, als eine ruhige, konstante, nachhaltige Kulturentwicklung, ganz einerlei, wohin sie am letzten Ende führt, ob zu einem Regime des Besitzes, in dem sie mitbestimmen, oder zu einem Regime der Arbeit, in dem sie unter allen Umständen mitarbeiten würden und wollten, zu einer Gesellschaft, in der jede Arbeit eines ehrlichen Lohnes wert und jede hochqualifizierte Arbeit auch eines qualifizierten Lohnes. Darum sage ich, sind diese Schichten der Gesellschaft, die Intellektuellen, in jeder Gesellschaft berufen zu herrschen, d. i. nicht im Cäsarenwahnsinn zu tyrannisieren und zu brutalisieren, sondern den Ausschlag zu geben im Rate freier und gleicher Bürger.

Schließen wir durch einen hohen Zensus das Kleinbürgertum mit aus wie es bei uns der Fall war, dann wird diese Schichte zum alleinigen Herrn und verfällt in alle Laster der Alleinherrschaft: Stolge Ueberhebung gegen unten und feige Furcht vor oben. Das haben wir ja erlebt. Geben wir diese Schichte durch einen niedrigen Zensus allein dem Kleinbürgertum preis, so wird sie niedgetrampelt von den losgebundenen Massen der Reaktion — das erleben wir jetzt.

Bedeutung, Ansehen, die entscheidende Macht im Staate gewinnt die Intelligenz nur im demokratischen Gemeinwesen unter der Herrschaft des gleichen Wahlrechts, wie heute in Frankreich, wie seit zwei Menschenaltern in England, wie seit einem Menschenalter im Deutschen Reich.

Die österreichische Intelligenz büßt heute die Schuld der liberalen Führung, diese war wiederum nichts als die notwendige Folge des Wahlprivilegs. Verantwortlich ist nichts als dieses unser fluchwürdiges Wahlsystem.

Innerhalb der Mauer des Zensus wurde also die Intelligenz politisch aufgerieben und, da sie von Natur aus zu geschlossener Klassenpolitik mit revolutionären Mitteln nicht befähigt ist, gingen große Teile ihres Anhangs, durch konfessionelle Antipathien geleitet, ins kleinbürgerliche Lager über. Die Arbeiterschaft zerschellt ihre beste Kraft an diesem Wall des Zensus.

Daß dem so ist, will ich darlegen an dem Parteien- und Vertretungsverhältnis der Kommune Wien.

Um die faktische Parteienstärke in Wien der Berechnung zugrunde zu legen, gehen wir vom Wahlergebnis der letzten Reichsratswahlen in Wien aus. Vorher aber haben wir die 158 Gemeinderatssitze auf die Bezirke nach der Wählerzahl aufzuteilen: Dividiert man die Bezirkswählerzahlen durch 1832, so werden die 158 Mandate verhältnismäßig den 20 Bezirken zugewiesen. Die so erhaltenen Mandate werden nun den beiden Hauptparteirichtungen verhältnismäßig zufallen.

Der Wiener Gemeinderat

beim allgemeinen gleichen und direkten Wahlrecht mit Proportionalvertretung nach dem Wahlergebnis der Reichsrathswahlen in der V. Kurie 1901.

I. Bei bezirkzweijer Verhältnismahl (Verteilungsziffer 1832)			Abgegebene Stimmen für die		Verteilungsziffer	Somit wären gewählt	
Bezirk	Wähler	Mandate	Antifemiten	Antiklerikalen		Antifemiten	Antiklerikale
I.	9.921	5	3.620	2.757	1088	3	2
II.	22.912	12	7.869	8.529	1274	6	6
III.	25.703	14	9.246	6.218	1031	8	6
IV.	11.488	6	4.459	1.702	881	5	1
V.	21.995	12	7.588	7.473	1159	6	6
VI.	11.471	6	4.409	2.686	1014	4	2
VII.	13.544	7	4.968	2.678	956	5	2
VIII.	9.084	4	3.346	1.505	971	3	1
IX.	15.644	8	5.763	3.848	1068	5	3
X.	23.589	12	5.303	10.617	1225	4	8
XI.	7.525	4	2.864	2.502	1074	2	2
XII.	14.426	7	5.068	5.014	1261	4	3
XIII.	12.792	6	5.029	3.236	1181	4	2
XIV.	15.356	8	4.509	5.662	1131	3	5
XV.	9.118	4	3.327	2.709	1208	2	2
XVI.	29.265	15	6.553	13.978	1284	5	10
XVII.	16.907	9	5.666	5.287	1096	5	4
XVIII.	16.873	9	5.977	3.495	948	6	3
XIX.	7.263	3	2.959	1.526	1122	2	1
XX.	12.865	7	3.849	5.031	1111	3	4
Summe	307.741	158				85	73
II. Beim System verbundener Listen			102.541	96.403	1251	81	77

Das Ergebnis zeigt, daß es in Wien keinen Bezirk gibt, in welchem nicht jede der beiden Parteirichtungen auf mindestens einen Sitz Anspruch hätte. Im Gemeinderate aber stünden 85 Antifemiten 73 Antiklerikalen gegenüber, die imposante Mehrheit Luegers reduzierte sich auf 12 Mann, das ist 6 Köpfe über die Hälfte! Und darum Räuber und Mörder, darum dieser Größenwahn, diese präpotente Flegel! Wäre das System der verbundenen Listen in Geltung, käme also die Verhältnismäßigkeit rein zum Ausdruck, dann ist das Verhältnis der Mandate 81:77, ein Umschlag von 3 Mandaten machte dieser ganzen traurigen Herrlichkeit ein Ende!

Die Arbeiterschaft hat die gerechtfertigte Empfindung, daß hier ein ganz ungeheurer Betrug an ihren Interessen vorgehe und der Haß, den sie gegen die herrschende Mehrheit fühlt, geht auf diese Empfindung zurück.

Aber das ist es nicht, was ich hier beweisen wollte. Man erinnere sich an den oben geführten Beweis, daß das absolute Mehr die kleinen Mittelparteien zerreibt, die Verhältnismäßigkeit jedoch sie sichert; man erinnere sich daran, daß es in Wien auch deutschbürgerliche Antifem-

miten gegeben hat, welche mit der deutschen Volkspartei gingen. Rechnen wir diese Richtung im Gemeinderate nur 10 Mann stark, dann wäre sie niemals unter den christlichsozialen Massen aufgerieben worden, sie hätte bei der Annäherung der fortschrittlichen Parteien sich den Liberalen genähert und 10 Deutschvölkische mit 10 liberalen Gemeinderäten hätten jetzt und in alle Zukunft die Entscheidung in Wien in den Händen gehabt, als ausschlaggebender Faktor den Ton und Charakter des Stadtparlaments bestimmt und in wechselnden Allianzen das Gemeinwesen vor überstürzten Reformen und vor der Reaktion bewahren können. Nun aber sind die Intelligenzklassen geteilt, zerrissen und hüben wie drüben einflußlos, Wien taumelt in unzeitgemäßer Reaktion, um später mit einem Male im Sturme in die entgegengesetzte Richtung getrieben zu werden!

Und nun die Wirkung eines geringen Verrats an der Demokratie für den Staat und die Intelligenz! Rueger hat für den 4. Wahlkörper das gleiche Wahlrecht eingeführt, aber nicht das allgemeine, sondern das beschränkte gleiche Wahlrecht. Legen wir dieses in gleicher Weise unseren Berechnungen zu Grunde.

Der Wiener Gemeinderat

beim beschränkten gleichen Wahlrecht mit Proportionalvertretung auf Grund der Wahlergebnisse im IV. Wahlkörper der Gemeinderatswahlen 1900.

I. Bei bezirksweiser Verhältniswahl (Verteilungsziffer 1168)			Abgegebene Stimmen für die		Verteilungs- Ziffer	Somit wären gewählt	
Bezirk	Wähler	Mandate	Antisemiten	Anti- Meritalen		Anti- semiten	Anti- Meritalen
I.	7.893	6	2.890	2.248	734	3	3
II.	15.922	13	5.911	5.443	811	7	6
III.	16.363	14	6.822	4.125	729	9	5
IV.	8.660	7	3.233	1.313	568	5	2
V.	13.326	11	5.548	4.934	873	6	5
VI.	8.839	7	3.587	1.983	696	5	2
VII.	10.346	8	4.303	1.855	684	6	2
VIII.	6.521	5	2.821	1.020	640	4	1
IX.	10.928	9	4.418	2.719	713	6	3
X.	13.419	11	4.121	5.360	790	5	6
XI.	4.060	3	2.372	1.857	1057	2	1
XII.	9.455	8	3.501	2.696	688	5	3
XIII.	7.299	6	3.531	1.626	736	4	2
XIV.	8.709	7	3.282	2.777	757	4	3
XV.	5.807	4	2.547	1.587	816	3	1
XVI.	16.780	14	5.367	7.932	886	6	8
XVII.	10.370	8	4.330	2.551	764	5	3
XVIII.	10.788	9	4.264	2.144	640	6	3
XIX.	4.595	3	2.105	821	731	2	1
XX.	6.140	5	2.844	2.379	870	3	2
I.—XX.	196.220	158	.	.	.	96	62
II. Beim System der verbundenen Listen			77.797	57.370	851	91	67

Da der Wählerabstrich ausschließlich die sozialdemokratische Arbeiterschaft betrifft, erleidet die Intelligenz keine Einbuße, aber die christlichsoziale Mehrheit wächst von 12 auf 34, das Kleinbürgertum überwiegt numerisch alle übrigen wahlberechtigten Schichten, die Intelligenz, die sich auf die Dauer mit keiner anderen Gruppe unauflöslich verbinden kann, wird von der herrschenden Schichte abgestoßen und zum Schaden der konstanten Entwicklung, zum Schaden des Staatsgedankens, künstlich radikalisiert, wie wir es bei der Wiener Lehrerschaft erlebt haben!

Es besteht eine wunderbare politische Weisheit in der natürlichen, organischen Schichtung der Gesellschaft und es ist Vermessenheit, zu denken, Wahlkünste einer Partei oder einer Regierung vermöchten den Dingen eine klügere Wendung zu geben als die immanente Vernunft der Massenbeziehungen, welche durch Hunderttausende von Gehirnen reguliert werden. O, über diese Thorheit eines Konservatismus, der beruhigen, Wogen glätten und Stürme vermeiden will und durch kurzfristige Nachenschaften die ordnungsmäßige ruhige Verwaltung des Gemeinwesens in lärmende Triumphe und verzweifelte Niederlagen, in ständige Ebbe und Flut der Leidenschaften, in wechselnden Rück- und Vorstoß, in Tumult und Erzeß verwandelt!

Wenden wir den Blick von Wien ab hinaus nach Deutschland, so sehen wir verwandte Erscheinungen. Das intellektuelle industrielle Bürgerthum ist eingeklemmt zwischen dem Proletariat, dem Bund der Landwirte, der agrarischkleinbürgerlichen Demagogie des Zentrums und vermag nur mehr oder besser vorläufig noch durch Stichwahlen in den Reichsrat Vertreter zu entsenden. Dies läßt den vielleicht vorzüglichsten Bestandteil der Nation als Wahlparasiten erscheinen und gibt nicht etwa der Arbeiterschaft, sondern der Reaktion eine ganz unverhältnismäßige Vertretung, welche ihrerseits wieder die Intelligenz in die Reihe der Sozialdemokratie treiben muß. Diese selbst erhält so einen unzuverlässigen Zuwachs, der sie gefährdet, weil er ihr über Nacht wieder den Rücken lehrt, so lange die Zeit ihren Idealen nicht reif ist. So bedeutet dieses System Unwürde und Gefahr für jede Partei, für den Staat aber unheilbare Unruhe und Sprunghaftigkeit der Entwicklung, die sich bis zu öffentlichen Wirren steigern können.

Ist aber dieser Zustand der politischen Nullifizierung der Intelligenz, der Bildung, des Industrialismus unabänderlich? Ist nunmehr zum unentrinnbaren Fatum geworden die Tatsache, daß diejenigen, die man Leuchten der Wissenschaft nennt, vertreten werden durch die Partei der Dorfkapläne? Ist ein Fatum geworden die Tatsache, daß die sogenannten Feldherren der Dekonomie, die Könige der Industrie, die finanziellen Organisatoren der Produktion vertreten werden hier durch Hermann Viehlohlawel, dort durch Franz Stein? Ist also ein unabänderliches Fatum geworden die Tatsache, daß Wien, daß unser hochindustrielles Deutschböhmen vertreten ist durch agrarisch-zünftlerische Parteien, welche im 20. Jahrhundert die Politik religiöser Sektiererei wieder auf die Tagesordnung setzen? Ist es also ein Fatum, daß ein

zu nichts fähiger Exjunker und ein zu allem fähiger Advokat die erste Nation Oesterreichs führen?

Das ist kein Fatum, wenn das intelligente industrielle Bürgertum und die Arbeiterschaft ihre Kraft nicht verzetteln in aussichtslosen Wahlen, sondern aufwenden, um die Wurzel des Übels zu erstirpieren, dieses unerhörte Privileg der rückständigsten Bevölkerungsschichten, dieses Mittel zur Diktatur — nicht der Arbeit, nicht des Besitzes, sondern der — Boutique, wenn sie ihre Macht vereinigen zur Aufrichtung eines demokratischen, vollkommenen, gerechten, zeitgemäßen Wahlsystems, das niemanden ausschließt, niemanden majorisiert, das alle Klassen in ihrer verhältnismäßigen Macht und Bedeutung zur Teilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung beruft, zur Aufrichtung der verhältnismäßigen Volksvertretung.

Einige Worte zu der deutschen Ausgabe von Peter Sawrows Historischen Briefen.

Von Max Zetterbaum.

I.

Wir alle lieben und verehren die Revolutionäre Rußlands. Sie sind unsere Märtyrer und Heilige. Sie kennen die entsetzlichen blutigen und entwürdigenden Martern und Qualen, die ihrer harren, sie kennen die Unzulänglichkeit ihrer eigenen Kräfte und die stupende, gigantenhafte Uebermacht der Despotie, und ohne zu wanken, klar überlegt und enthusiastisch begeistert, höchstens mit einem schmerzvoll sanften Scheidblick zum verglühenden Abendhimmel, schreiten sie an ihr Werk. Mit ihrem nicht zu erschütternden Glauben an den endlichen Sieg der Freiheit, mit der erhabenen Ruhe ihrer Menschenwürde, mit ihrem Opfermut und ihrem Blute legen sie Zeugnis ab für unsere Ideen, für das uns Heilige, erinnern sie uns, die entnerbten Kinder günstigerer Verhältnisse, an die lebendige Macht und hehre Größe unseres Ideals.

Zu den teuersten Namen des russischen Sozialismus gehört der Name Peter Sawrows. Er war nicht nur verfolgt und geächtet, er war nicht nur einer der ersten, die die sozialistische Fahne in dem weiten Zarenreiche entfalteten, er war zugleich derjenige, der zum erstenmale durch seine „Historischen Briefe“ die jungen Männer und Frauen der Intelligenz zu ihrer Pflicht, zum Kampfe aufrief. In der Verbannung, in einem Städtchen des äußersten Gouvernements, wohin sie ihn, den jungen Artillerie-Obersten und Philosophen verbannten, erschienen die „Historischen Briefe“ im Jahre 1869 pseudonym und dieses machtvolle, theoretisch begründende, zur Tat anfeuernde Glaubensbekenntnis des russischen Revolutionärs weckte in seiner Zeit und auch in den späteren Generationen alle Gluten der Jugendseele, ermannte die Zaudernden, stützte die Schwachen und tröstete die Zweifelnden. Nach dieser Tat floh er ins Ausland, nahm an der Pariser Kommune

Anteil, lernte Marx kennen, dessen Lehren er annahm und als dessen Schüler er sich betrachtete. Fortan widmete er sein Leben der Sache der russischen Befreiung und der Wissenschaft und starb hochbetagt am 6. Februar 1900 in Paris. Nach seinem Tode erschienen die „Historischen Briefe“, die im Russischen mehrere Auflagen erlebten, auch in deutscher Uebersetzung.¹⁾ Wenngleich in anderen Bedingungen, unter anderen Umständen, wirken diese Briefe noch heute machtvoll auf unsere moralische Ueberzeugung ein.

Der Ausgangspunkt Lawrows ist das Individuum. Zur Zeit, als er schrieb und noch später, da lag Rußlands Volk in tiefem Schlaf der Apathie, und nur die zerstreuten Einzelintelligenzen konnten den alleinigen Faktor irgend eines politischen Tuns, irgend eines Schimmers einer Bewegung abgeben. Es zeigt daher das Wirken des kritischen Individuums, der kritischen Einzelpersönlichkeit in der Geschichte. In dem Menschen lebt das Bewußtsein der Freiheit, der Möglichkeit eines bestimmten Wollens und das Gefühl einer bestimmten Verantwortung. Von hier aus entwickelt sich im Menschen mit der Entfaltung seines Ideenlebens, mit der Steigerung der Wertschätzung der Ideenwelt als eines Separattheiles der Persönlichkeit, ein Bedürfnis nach innerer Harmonie und Einheit, das Bewußtsein einer tiefen, unabwendbaren Bejahung unserer geistigen Persönlichkeit, mit anderen Worten: die Menschenwürde. Diese Würde, diese Bejahung unserer selbst, hat ihre Forderungen, die die kritische Einzelpersönlichkeit als „Pflichten“ empfindet. Als die erste Pflicht empfindet aber die denkende Persönlichkeit, da bei ihr eben das Denken, d. h. das Unterscheiden von Werten und Bestimmungen vorwiegt, die Kritik. Da der Mensch ein Produkt der Umstände und der früheren Entwicklung ist, da der Mensch in allen seinen Beziehungen ein Gesellschaftswesen ist, so ist der bedeutendste Gegenstand der menschlichen Kritik die Gesellschaft. Erst mit dem Eintritt der Kritik in die Gesellschaft beginnt die wahre menschliche Geschichte. Die kritische Persönlichkeit will in der Gesellschaft immer bessere und freiere Bedingungen für ihre eigene Entwicklung und für die Aufrechterhaltung ihrer Würde schaffen. Dieses Streben bedingt in seiner Entfaltung eine Verbesserung des Loses der Menschheit, bedingt den Fortschritt. „Die Entwicklung der Persönlichkeit in physischer, geistiger und sittlicher Beziehung; die Verkörperung der Wahrheit und Gerechtigkeit in den gesellschaftlichen Formen, das ist die kurze Formel, die, wie mir scheint, alles umfaßt, was man als Fortschritt ansehen kann.“ (S. 69.) Und Lawrow entwickelt ausführlich die Voraussetzungen für diesen Fortschritt. Je mehr die Bedingungen des Fortschrittes sich in der Gesell-

¹⁾ Historische Briefe. Aus dem Russischen übersetzt von E. Dawidow. Mit einer Einleitung von Dr. Ch. Rappoport. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Edelheim. Berlin-Bern 1901. Gleich nach Erscheinen dieser deutschen Uebersetzung haben die „D. W.“ im Jahre 1901 eine Anzeige derselben gebracht. Es ist aber gut, wenn auf dieses vortreffliche Buch, sei es in dieser oder jener Form, immer wieder hingewiesen wird, denn es ist eine ganz eigenartige und ausgezeichnete Propagandaschrift für den Sozialismus.

Die Red. d. „D. W.“

schaft realisieren, je mehr Individuen also ein Interesse am Bestande der Gesellschaft haben, desto fester, stärker ist diese Gesellschaft. Die bisherigen Gesellschaften sind eben darum zu grunde gegangen, weil in ihnen bloß winzige oder kleine Gruppen an einem menschlichen oder geschichtlichen Leben teilnahmen und alle Genüsse des Lebens und des Gedankens für sich monopolisierten, während die übergroße Masse, in Leiden und Entbehrungen verkommend, für diese wenigen Glücklichen schaffen mußte. Der erste beste äußere Anstoß oder innere Umwälzungen setzten solche Gesellschaften vom Erdboden weg. Finden in solchen gespaltenen Gesellschaften die kritischen Persönlichkeiten eine Bereinerung ihrer Würde und der Bedingungen ihrer freien Entfaltung, sind solche Gesellschaften ohne dauernden Bestand oder höchstens geistig stagnierend, so hat die kritische Persönlichkeit, deren Erzeugung in den heutigen Bedingungen durch das Blut, das Elend und die Arbeit von Millionen Menschen erkauft ist, die Pflicht, in ihrem eigenen Wesensinteresse und um die Schuld für den blutigen Preis ihrer Entwicklung von sich abzuwälzen oder zu vermindern, fortschrittlich zu wirken und so das Los der leidenden Menschheit zu verbessern. Lawrow untersucht dann im einzelnen an einer Menge von geschichtlichen Beispielen dieses Wirken der Persönlichkeit in der Geschichte, ihre Stellung zu der Formierung und dem Zusammenstoß der Parteien, der Veränderung des inneren Sinnes und der historischen Bedeutung der die Menschheit bewegenden großen Worte Wahrheit und Gerechtigkeit, er untersucht die Bedingungen der wahren und falschen Idealisierung, er weist im Einzelnen nach, daß Nationalität und Staat das Wesen der Bedingungen des Fortschrittes nicht ändern, sondern selber diesen Bedingungen unterworfen sein sollen, und endlich daß das staatliche Zwangselement sich mit der Entwicklung des Fortschrittes immer mehr vermindern werde — alles dies mit einer vom Herzen fließenden, überzeugenden Beredsamkeit. Wir wollen nunmehr hier aus dem Abschnitte „Glaube und Kritik“ nicht eine der formell schönsten, aber für die Psychologie des russischen Revolutionärs charakteristische Stelle wiederholen: „Noch mächtiger, noch vollständiger tritt der die Persönlichkeit zur Tätigkeit begeisternde Prozeß des Glaubens hervor, wenn man keine KonzeSSIONen zu machen braucht, wenn es gilt, eine neue Fahne aufzurollen und in die Menschheit ein neues Wort zu werfen. Das soziale Elend und der kritische Gedanke entwickelten in einem Menschen die Ueberzeugung. Er steht einsam mit ihr oder hat doch nur sehr wenige Gesinnungsgenossen. Vielleicht hat erst kürzlich die Woge der Geschichte die Leute zerstreut und weggespült, die für dasjenige kämpften, was unser Mensch als Wahrheit und Gerechtigkeit erkennt. Die Kultur-gewohnheiten und Traditionen der Jahrhunderte beengen ihn von allen Seiten. Die Ideen der feindlichen Parteien haben mächtige, geschickte und günstig situierte Vertreter. Wie kommt es nun, daß trotzdem die Persönlichkeit ihren Mut nicht verliert? Warum gibt sie ihre wahn-sinnige Unternehmung nicht auf, nachdem sie doch ihre Machtlosigkeit eingesehen hat? Was bewegt sie, sich in den Kampf zu stürzen trotz der Hindernisse, trotz des Indifferentismus der Mehrheit, der Feigheit

der einen, der Gemeinheit der anderen, dem Spott und dem Hohn der Feinde zum Trotz? Es ist der Glaube, der solche Wunder bewirkt. Die Kritik führte den Menschen zur Ueberzeugung, daß die Wahrheit und die Gerechtigkeit dort seien, wo er sie gefunden. Er glaubt, daß die Wahrheit und Gerechtigkeit, die für ihn evident sind, auch für die anderen augenscheinlich sein werden; er glaubt, daß der Gedanke, der ihn erfüllt, der ihn zur Tat anspornt, den Indifferentismus und die Feindschaft, die ihn umgeben, besiegen wird. Die Mißerfolge ermüden ihn nicht, weil er an den kommenden Tag glaubt. Der hundertjährigen Gewohnheit hält er seinen individuellen Gedanken entgegen, weil die Geschichte ihn belehrte, daß die hartnäckigsten gesellschaftlichen Gewohnheiten vor einer Wahrheit zusammenstürzten, an die nur Einzelne glaubten. Dem mit der ganzen Gewalt des Staates ausgerüsteten Gesetz hält er seine persönliche Ueberzeugung entgegen, weil nicht die Gesetzbücher noch die Organe des Staates in seinen Augen das in Falschheit und Ungerechtigkeit zu verwandeln vermögen, was er als Wahrheit und Gerechtigkeit erkannt. Unterliegt er unter den Streichen der Feinde oder unter dem Drucke der Umstände, so vermachte er seinen Gesinnungsgegnossen seinen Kampf und, wenn nötig, sein Sterben: er glaubt an das, wofür er stirbt.“

In dem letzten Briefe über die Theorie und Praxis des Fortschrittes, den er erst der zweiten Ausgabe beifügte, entwickelt er mit Beziehung auf den Fortschrittsgedanken die Marx'sche Theorie des historischen Materialismus.

Nach Darlegung des Grundschemas fährt er folgendermaßen fort: „Aber bei dieser stetigen Wiederkehr des fundamentalen Prozesses veränderte sich doch auch der Boden, auf welchem er sich abspielte, beständig. Vorher wiederholten sich auch niemals die Erscheinungen selbst und konnten sich auch nicht wiederholen. Die neue ökonomische Klasse war keineswegs in der Lage ihrer Vorgänger, da sie sich auf neue Formen der Produktion und des Tausches stützte, eine andere Kombination sozialer Kräfte um sich sah und neue soziale Gewohnheiten in Betracht ziehen mußte, also auch von anderen Katastrophen bedroht wurde.

Und ebenso hatten die Fortschrittskämpfer in jeder Epoche andere Probleme vor sich, sowohl in Bezug auf die Möglichkeit, ihre Auffassung des Fortschrittes zu verbreiten, als auch in Bezug auf die sich ihnen anbietenden Mittel, um eine gesellschaftliche Macht für den Fortschrittskampf zu organisieren, sowie ferner auch in Bezug auf die Ausarbeitung neuer mit ihrer Auffassung in Einklang stehender Denk- und Lebensgewohnheiten in sich und anderen. Aber immer und überall hatten diese Probleme, richtig aufgefaßt, das gleiche Wesen. Dieses Wesen bestand in folgendem: Die Formen der Verteilung der sozialen Kräfte, namentlich aber die Verteilungsformen des Reichthums, sollen verändert werden gemäß den bestehenden Produktions- und Tauschbedingungen, unter Benützung der bestehenden gewohnheitsmäßigen und juristischen Formen der gesellschaftlichen Organisation, unter Berücksichtigung der bestehenden Errungenschaften des wissenschaftlichen Ge-

danpens, der Konstruktion des wissenschaftlichen Denkens, der künstlerischen Typen und der Ideale der Ethik: Diese Veränderungen sollen in der Richtung der größtmöglichen Stärkung und Ausdehnung der sozialen Solidarität und eines größtmöglichen Wachstums des sozialen Bewußtseins vollzogen werden: und endlich soll die erfolgte Veränderung in solchen politischen Formen festgelegt werden, welche mit der erfolgten Umwälzung am meisten harmonieren, sowie durch solche Produkte der Wissenschaft, Philosophie und Kunst, die diese Veränderung am besten rechtfertigen, und durch die lebendige Verkörperung solcher sittlichen Ideale, die den gesunden Bedürfnissen des Publikums am besten entsprechen. Nur von dieser Art kann der Fortschritt in der Menschheit gewesen sein.“

Und nach Aufstellung einer Reihe von instruktiven Fragen für die Feststellung dessen, worin der für unsere Zeit mögliche Fortschritt bestehen kann, schließt er das Kapitel mit folgenden prächtigen Sätzen:

„Sobald die speziellen Antworten auf jene speziellen Fragen formuliert worden sind, werden sie in ihrer Kombination die Antwort auf die oben gestellte Frage liefern: worin besteht der für unsere Zeit mögliche soziale Fortschritt? Worin besteht derselbe für eine Gesellschaft, welche als Vertreterin der besseren Strömungen der modernen Menschheit gelten will? Worin besteht derselbe für eine Persönlichkeit, welche nicht nach der Ruhe des Gewohnheitslebens, nicht nach den Genüssen eines intelligenten und sinnlichen Tieres strebt, sondern nach dem Genuß eines bewußten Ideenlebens, eines Lebens, das mit allem, was in der Menschheit zur Entwicklung strebt, solidarisch ist, eines historischen Lebens, welches vor dieser Menschheit eine immer weitere Zukunft aufrollt?

Auf dieser Stufe verschmilzt die Theorie des Fortschrittes mit der Praxis desselben. Man kann denselben nicht verstehen, ohne an ihm mit der Tat teilzunehmen; die Tat selbst ist es, die das Verständnis desselben klärt. Gewiß ist dieses Verständnis, das sowohl einen inneren Kampf als auch zahlreiche Opfer des Lebens erheischt, nicht eben leicht. Nicht leicht ist auch die Tat, die häufig das Band zerreißt, das den Menschen mit seinen Nächsten verknüpft; die ihm seinen naiven Glauben zerstört; die ihn von Heimat, Familie und all den lieben, süßen aber einschläfernden und entnervenden Gewohnheiten der Alltäglichkeit reißt. Die Geschichte erheischt Opfer, und Opfer bringt dar, wer die große und harte Aufgabe übernimmt, ein Kämpfer für seine eigene und für die fremde Entwicklung zu sein. Die Probleme der Entwicklung müssen gelöst werden. Eine bessere historische Zukunft muß erobert werden. An jede Persönlichkeit, die zum Bewußtsein des Entwicklungsbedürfnisses gelangt ist, tritt die furchtbare Frage heran: Willst du einer derjenigen sein, die zu allen Opfern und allen Leiden bereit sind, auf daß sie zu den bewußten und einsichtsvollen Fortschrittskämpfern zählen? oder willst du abseits stehen, als passiver Zuschauer des schrecklichen Uebels in dem bohrenden Bewußtsein deines Renegatentums? Wähle!“

II.

Dieses herrliche Buch, diesen großartigen Dithyrambus eines revolutionären Denkens, entstellt die Einleitung von Ch. Rappoport — ein Auszug seiner französischen Schrift über die soziale Philosophie von Pierre Lawrow.²⁾ Rappoport will angeblich oder wirklich einen systematischen Grundriß der leitenden Ideen Lawrows aus dessen Gesamtwerken geben. Hätte er diese Absicht ausgeführt oder sich auf sie beschränkt, so wäre er des Dankes aller sicher. Leider hat er bloß diese Gelegenheit benützen wollen, um wieder Marxvernichtung zu treiben. Und so spielt er eine angebliche Philosophie von Lawrow, der sich als ein Schüler von Karl Marx betrachtete, der die Marx'sche Theorie seinen historischen Briefen einverleibte, gegen Marx und den Marxismus aus, denunziert den letzteren als unmoralisch und höhnt ihn. Er meint, in Lawrow gewann der Kämpfer oft die Oberhand über den Denker, und da die Marx'sche Theorie eine vorzügliche, wenn auch theoretisch fehlerhafte Kampfanschauung war, so schloß sich ihr Lawrow an, der keinen Wert darauf legte, für den Schöpfer einer originellen, allein ihm eigentümlichen Philosophie zu gelten. In Wirklichkeit jedoch hat Lawrow den Wert seiner Gedanken, die er mit Recht hoch stellte, richtig beurteilt, er sah in ihnen mit Recht keinen Widerstreit zu der Marx'schen Theorie, und er betrachtete seine Gedanken auch nicht als eine univiale soziale Theorie, die im konkreten Gesellschaftsleben sich direkt realisieren sollte.

Die Polemik gilt daher in der folgenden Darstellung nicht dem achtungsgebietenden Denker Lawrow, sondern ausschließlich Ch. Rappoport.

Was an Rappoports Darstellung vor allem befremdend wirkt, ist die Weise, in der er uns in Antithesen die Resultate beider Theorien vorführt. Der naive Leser kann nicht bloß den Eindruck gewinnen, als ob es sich hier um zwei Theorien von gleichem Range und bei aller Verschiedenheit von gleicher Art handle, sondern die Darstellung Rappoports erweckt auch die Meinung, als sei der Marxismus die irrige und niedrigere Theorie. Diese ungünstige Abfärbung auf den Marxismus herrscht in der Darstellung Rappoports vor. Und doch wird kein Unbefangener die achtungswerte aber bescheidene Gedankenwelt Lawrows der allumspannenden Größe der Marx'schen Gesellschaftstheorie entgegensetzen. Die Wege der ganz verschiedenartigen Theorien Lawrows und Marrens kreuzen sich ganz und gar nicht. Lawrow war als Wissenschaftler, Anthropologe und als Sozialist reiner Prinzipienethiker, Marx war Soziologe und Nationalökonom in einer Vereinigung von Wissenschaft und Sozialismus. Es hat bedeutendere Anthropologen und Ethiker als Lawrow gegeben, größere Soziologen und Nationalökonomien als Marx hat das 19. Jahrhundert nicht aufzuweisen. Die Bedeutung Lawrows liegt übrigens, worauf ich schon hingewiesen, in der unvergleichlichen Erscheinung seiner vorbildlichen Persönlichkeit. Sehen wir nun, wie sich Rappoport seine Antithesen konstruiert:

²⁾ La Philosophie sociale de Pierre Lavroff par Ch. Rappoport. En vente chez l'auteur. 50. Boulevard Arago. Paris.

Lawrows Ausgangspunkt sei das Individuum, der wirkliche Mensch, Marx bekümmere sich um den Einzelnen nicht. Marx schließt das Ideal nicht aus, es sei jedoch bei ihm ein indirektes Resultat der objektiven Evolution, die nichts Menschliches an sich habe. Bei Lawrow sei das Ideal im Gegenteil das direkte Resultat, gewollt und angestrebt durch einen unaufhörlichen Kampf, dessen Einsatz es bildet. Rappoport meint zum Schlusse, der dominierende Gedanke Lawrows wäre: „der Mensch ist der Meister seiner Zukunft, Herr über seine historische Bestimmung“.

Nun ist es klar, daß Lawrow als Ethiker hauptsächlich den Einzelmenschen, während Marx als Soziologe die allgemeinen Gesetze der sozialen Entwicklung in Betracht zieht. Eine und dieselbe Erscheinung muß von verschiedenen Standpunkten verschieden gedeutet werden. Jede Gegenüberstellung derartiger Verschiedenheiten ist also wertlos. Aber in der Form, wie er es tut, entfernt sich Rappoport überdies von dem wirklichen Sachverhalte. Lawrow stimmt mit Marx vollständig in seiner Ansicht über die Entstehung des Ideals und die Rolle des Individuums überein. Es genügt, den Brief über die Theorie und Praxis des Fortschrittes einzusehen. So sagt er z. B. auf S. 313: „Es ist für den Fortschrittscämpfer notwendig, sowohl das Milieu zu verstehen, in welches er durch Geburt und Erziehung versetzt ist, als auch den historischen Vorgang zu begreifen, welcher einerseits dieses Milieu ausgearbeitet, andererseits aber die Möglichkeit seiner Kritik geschaffen und in ihm selbst die Probleme des Fortschrittes erst hat entstehen lassen.“ Andererseits wieder sagt Engels: „Der Mensch macht die Geschichte selbst, aber unter bestimmten Bedingungen der Zeit und des Ortes und der allgemeinen Entwicklung.“ Mit anderen Worten: Der Marxismus und Lawrow stimmen überein, daß nur der Mensch die Geschichte mache, und zwar unter Entfaltung der menschlichen Qualitäten, wie Denken, Wollen, Moral u. s. w. Ist doch die Geschichte die Sphäre menschlicher Tätigkeit. Aber über die Gestaltung der historischen Zukunft, über die geschichtliche Richtung des menschlichen Wirkens entscheidet nicht der Wille des Einzelmenschen, sondern die allgemeine Gesellschaftsentwicklung, deren motivierter Komponent dieser Wille ist. Und wenn die Möglichkeit, Ideale überhaupt zu konzipieren, eine stabile Eigenschaft des Gesellschaftsmenschen ist, so entstehen bestimmte Ideale in Abhängigkeit von der historischen Entwicklung. Indem der Mensch den Inhalt eines bestimmten Ideals konzipiert, tut er es natürlich vollend — und ihm erscheint es dann mit Recht als das direkte Resultat seines Wollens. Hinter seinem Wollen steht jedoch ein bestimmter Gesellschaftszustand. Daß das auch die Meinung Lawrows war, erhellt aus seinen Fragestellungen auf S. 356 und 357, „worin der für unsere Zeit mögliche soziale Fortschritt besteht“, wo er die Grundlagen feststellt, auf welcher Basis das Ideal des Revolutionärs in unserer Zeit sich bilden soll. Von einem Widerspruche zwischen der Ansicht Lawrows und der des Marxismus ist daher in der Richtung keine Rede.

Rappoport macht ferner dem Marxismus den Vorwurf, er sei amoral, insolgedessen führe er bei seinen Anhängern zu einer moralischen Indifferenz.

Rappoport definiert die Frage folgendermaßen: „Was treibt uns dem Sozialismus zu? Für Marx ist es der Klassenkampf, der unvermeidliche Kampf des Proletariats gegen das in den Händen einer kleinen Anzahl von Ausbeutern konzentrierte Kapital, . . . Peter Lawrow widerspricht Marx in diesem Punkte nicht, aber er stellt sich auf einen anderen Boden . . . Unsere moralische Ueberzeugung ist es, welche die Abschaffung des Kampfes aller gegen alle fordert, um an seine Stelle ein Regime der universonellen Kooperation zum Zwecke der universonellen Entwicklung zu setzen. Mit einem Worte, das Prinzip der Menschenwürde ist die Grundlage der sozialistischen Auffassung Lawrows. Man kann den Gegensatz auch so fassen: für Marx ist die Theorie des Wertes unbelebter Gegenstände, die Theorie des Warenwertes . . . der Schwerpunkt des Sozialismus, für Peter Lawrow dagegen bildet die Theorie vom Werte des Menschen die Grundlage des sozialistischen Ideals. Bei dem einen ist es die Sache, die über den Menschen herrscht, bei dem andern ist es im Gegenteil der Mensch, der den Stoff beherrscht. Der eine ist Materialist, der andere muß als Idealist betrachtet werden.“

Sagen wir auch mit einem Worte „es ist die alte Geschichte“ oder Marxismus habe keine Ethik. Ist das ein Mangel? Ist das wahr? Steht der ethische Sozialismus ethisch höher? Sehen wir zu. Der Marxismus leistet eine bestimmte Begründung für den Sozialismus. Den Sozialismus als solchen, das Endziel hat der Marxismus nicht entdeckt, sondern von den Utopisten übernommen und bloß näher präzisiert. Mit dem Aussprechen des Wortes „Sozialismus“, mit dem Begriff des Sozialismus ist für seine Anhänger gegeben die Form für die Beseitigung jeder Unterdrückung, der Ausbeutung, jeder Ungerechtigkeit, also die Erfüllung aller ethischen Postulate. In dem Sinne sind Sozialismus und Ethik gleichbedeutend: darüber ausführlich wissenschaftlich zu reden, wäre verlorene Zeit, weil das evident ist. — Darüber redet man nur in der Agitation, wenn man den Begriff populär in allen seinen Konsequenzen erklären will. Und da der Sozialismus die reale Erfüllung aller Ethik ist, so geht in den Sozialismus alle mögliche Ethik hinein: die Ethik, welche auf dem Begriff der Menschenwürde und die, welche auf dem Begriff des Rechttuns beruht, die von der menschlichen Glückseligkeit, und die von der absoluten Vollkommenheit, die utilitaristische und die altruistische u. s. w. Und je nach persönlichem Belieben kann man sich seinen ethischen Begriff mit dem Sozialismus in Verbindung bringen.

Aber ebenso gut kann, wer nicht für Moral, sondern sagen wir für physische Gesundheit und Hygiene schwärmt, den Sozialismus von dem Standpunkte der Gesundheit und Hygiene fordern und ihn begrifflich sehr gut begründen.

Künstler wieder können mit vollem Recht den Sozialismus im Namen ihres ästhetischen Ideals fordern und begründen, und so fort.

Alle diese und andere ähnliche Begründungen des Sozialismus sind berechtigt, denn Sozialismus ist die Synthese aller neuen Entwicklungskräfte der Gesellschaft, welche die alten Gesellschaftsgrundlagen und die aus ihnen fließenden ethisch-hygienischen und alle anderen Uebel zu beseitigen streben.

In Wirklichkeit jedoch sind aber alle diese Begründungen aus dem Grunde einfach Tautologien. Die ethischen, künstlerischen und sonstigen Ideale unserer Zeit haben nämlich dieselbe Quelle wie der Sozialismus, und der Sozialismus erscheint als Gesellschaftsform, in die sie münden, die sie voll entwickelt enthält. Aus den ethischen Aufgaben folgt also nie mehr, und kann nie mehr folgen, als was schon begrifflich im Sozialismus enthalten ist. Aber was nützen uns die allerlei ethischen-hygienischen und ästhetischen Begründungen? Wie weit kommen wir mit ihnen? Was fangen wir mit ihnen in der wirklichen Welt der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Kräfte, in denen der Sozialismus sich betätigen soll, mit diesen Begründungen und subjektiven Syllogismen an?

Der Sozialismus hat sich nicht auf dem Hochplateau Kenia zu verwirklichen, sondern in der wirklichen menschlichen Gesellschaft. Und es ist seine oberste Aufgabe, diese tausendjährige, auf Klassenherrschaft beruhende, waffen- und machtstarrende Außenwelt umzubilden, sich Anhänger zu schaffen und die Feinde zu überwinden, und seine Prinzipien unter allen diesen immensen Widerständen zu realisieren. Dies erfordert die Erkenntnis der Bedingungen der äußeren Welt, der Gesellschaft, unter denen man diese Aufgabe vollführen soll. Der Marxismus ist nun das System der Erkenntnisse der Bedingungen der äußeren Welt, beziehungsweise der gesellschaftlichen Bedingungen für die Realisation des Sozialismus. Aber indem Sozialismus und Ethik in ihrer Realität untrennbar vereinigt sind, indem die Realisation des Sozialismus und der sozialistischen Prinzipien stets eine Realisation von Ethik enthält, so ist der Marxismus in Wirklichkeit dasjenige System, welches zwar nicht über Ethik spricht — weil das wissenschaftlich überflüssig und bloß tautologisch wäre — aber hiefür das alleinige, welches durch seine reale Betätigung in der Außenwelt am meisten Ethik erzeugt.

Wir akzeptieren zur Erläuterung durchaus die Antithesen Rappoport's vom Werte der Waren bei Marx und vom Werte des Menschenlebens angeblich bei Lawrow. Wir wollen absehen hievon, daß gerade das Gegenteil bei Marx zutrefte, wenn es sich um den Wert des menschlichen Lebens handelt, daß Marx es ist, der gerade im ersten Band des Kapitals die Hekatomben lebendiger Menschen, welche die Produktion der Waren verschlingt, der Welt zuerst vorführte. Aber wir fragen, welche Leistung ist ethischer, die, welche der Menschheit entschleiern, daß in der heutigen Gesellschaft die Ware, das tote Produkt des Menschen, den lebendigen Menschen beherrscht, und mir so die Ursache der menschlichen Knechtschaft, des tatsächlichen Menschenunwertes und aller Unmoral aufweist und dadurch den Weg zeigt zu einer Gesellschaft, wo der lebendige Produzent sein Produkt beherrschen wird, oder die Leistung, daß jemand nur die Kinderbanalität erzählt, der

Mensch meistere den Stoff, mache sich seine Geschichte oder dergleichen simple Nebenarten mehr.

Das Beispiel ist typisch für die Unterscheidung des Marxismus von den anderen — erst sein sollen den — oder den gewesenen Systemen. Der Marxismus enthält die Zusammenfassung der Erkenntnisse über die Bedingungen, wie man in der wirklichen Welt Sozialismus und damit Ethik produziert, die anderen „Systeme“ sind unschuldige, platonische Betrachtungen über gut und böse u. dgl.

So erweist sich schon begrifflich die Stellung des Marxismus zur Ethik als eine allen anderen sozialistischen Systemen überlegene.

So groß ist aber die Gewalt bedeutender geschichtlicher Schöpfungen, wie es der Marxismus eine ist, daß kleinere Gedankenbildungen auch auf ihren eigensten Gebieten ihnen weichen müssen. Untersuchen wir genauer die ethischen Forderungen der „Historischen Briefe“. Sie sind gerichtet an die kritische Persönlichkeit, an den Menschen, der Mutze hat, in sich eine Ideenwelt auszubilden. Das Volk, die große Masse, die Arbeitenden spricht Lawrow von den Pflichten der kritischen Persönlichkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit in den Gesellschaftsformen zu realisieren, ausdrücklich frei, da sie unter dem Joche der physischen Arbeit keuchen — es sei genug, wenn sie leben. Und Lawrow entwirft eine Hierarchie von Pflichten für verschiedene Gesellschaftsschichten. Ist dies ein Reflektor der realen russischen Verhältnisse der damaligen Zeit, wo bloß die Intelligenz als Fortschrittsfaktor in Betracht kam, bedeutet begrifflich diese ethische Pflichtenklassifikation die tiefste menschliche Wesensungleichheit, eine Degradation der menschlichen Mehrheit.

In Marx hingegen finden wir nur einen Satz, der unermesslich weite ethische Perspektiven eröffnet, und tief hinter sich alle ethischen Konstruktionen läßt. Es ist der Satz: Die Befreiung der Arbeiterklasse ist das Werk der Arbeiter selbst. Denn im Sinne dieses Satzes kann die arbeitende Klasse sich, und damit die Menschheit gesellschaftlich nicht befreien, ohne die Entfaltung der sittlichen Autonomie in jedem ihrer Kämpfer, der ein Kämpfer für Ideale ist, in jedem ihrer Individuen. Dadurch aber verschwindet die formlose Masse der großen Menge. Dieser angebliche Dünger für die angeblichen Kulturmenschen und die Menschheit verwandelt sich in einen Organismus selbständiger, weil von sittlicher Autonomie erfüllter, gleichherrlicher, gleichberechtigter und gleichverpflichteter Individuen: Jeder Arbeiter muß daher, um mit Lawrow zu sprechen, ein Kämpfer für den Fortschritt und die Ideale sein und in sich daher die idealen Eigenschaften eines Fortschrittskämpfers entwickeln.

Wir müssen uns versagen, an dieser Stelle die Voraussetzungen und die Folgesätze dieses Satzes zu entwickeln.

Dieser Satz ist die erste Mündigkeitserklärung der ganzen realen Menschheit. In solchen Sätzen wie dem besprochenen, oder wie im Satze „Proletariat aller Länder vereinigt Euch“ hat der Marxismus die Wege gezeigt für die reale Produktion von Ethik in unermesslicher Fülle. Kein philosophisches System und keine politische Partei oder ethische Vereinigung kann in der Richtung überhaupt in Vergleich

kommen. Dergestalt ist das Verhältnis des „amorales“ Marxismus zur Moral.

Alles Andere der Rappoport'schen Vorrede ist von minderm Belang. Seine Begriffspielerei vom „integralen“ Sozialismus ist heute in jeder sozialistischen Bewegung verkörpert.

Sollen wir uns mit ihm in eine Diskussion über den Geschichtsmaterialismus einlassen? Das würde eine umfängliche Untersuchung beanspruchen. Uebrigens sind es schon längst diskutierte Fragen.

In den Erklärungen Engels über die selbständige Wirkungsweise der Ueberbaufaktoren sieht er eine Gefahr für den Marxismus und höhniisch ruft er den Marxisten zu: „Vorsicht, Marxisten, gestehet niemals“.

Wir jedoch sind ehrliche Leute, die nichts verbergen, die alles aufdecken wollen und stets für alle unsere Erklärungen mit Argumenten und Tatsachen eintreten können. Und im Sinne dieses unseres Prinzipes wünschen wir auch unseren Gegnern mehr objektive Sachlichkeit, logische Ueberlegung und Gewissenhaftigkeit in der Darstellung. Vielleicht werden sie als Genossen in Bezug auf das Ziel nicht mehr auch unsere Gegner in Bezug auf die Begründung dieses Zieles sein.

Literarische Anzeigen.

215. Franz Funck-Brentano. Le drame des poisons. Préface de M. Albert Sorel de l'Académie française. Ouvrage contenant 9 planches hors texte. Sixième édition. Paris. Librairie Hachette & Cie. XX, 313 p. Fr. 3.50.

Die Regierung Ludwig XIV. wird noch immer von vielen auf den pompösen Schein hin, auf seine Literatur und Monumente hin beurteilt; die Leidenschaft und das Pittoreske dieser Zeitepoche aber wird abgelehnt. Das Buch von Funck-Brentano widerlegt auf ganz seltsame Weise dieses sonderbare Vorurteil. Die Gifte haben an sich genügend Schrecken und Greuel enthalten, und man könnte versucht sein, zu glauben, daß diese raffinierte, höfliche Gesellschaft in der Ausübung von Verbrechen und Monströsitäten alle anderen Epochen übertragt hat. Die Angelegenheit Brinwilliers markiert das Vorspiel des Dramas. Marquise von Brinwilliers war eine lebenswürdige, muntere, hübsche Person mit großen, ausdrucksvollen Augen, von ungefähr dreißig Jahren. Sie hatte einen Liebhaber, welchen sein Vater, ein strenger Mann, in die Bastille bringen ließ. Madame de Brinwilliers faßte den Entschluß, sich dafür zu rächen. Sie verschaffte sich Gift und versuchte die Wirkungen desselben zuerst an ihren Dienern und den Kranken, die sie in den Hospitälern besuchte, zu erproben; dann ging sie daran, seinen Vater zu vergiften. Das Gift wirkte langsam. Dreifigmal brachte sie es dem armen Manne bei, ehe er sterben konnte. Sie war eine große Verschwenderin und konnte ihrem Liebhaber, der sie überdies schlug, nichts verweigern; ihr Vermögen war auf diese Weise bald verausgabt. Sie dachte nun ihren ältesten Bruder zu vergiften, der

das Vermögen des Vaters geerbt hatte. Ihr zweiter Bruder war ihr auch im Wege: sie vergiftete ihn. Dann kam seine Tochter an die Reihe, welche sie für eine Närrin hielt, bezgleichen ihr Mann, welcher letzterem sie aber immer in Anwandlungen plötzlichen Bedauerns nach jedem Vergiftungsversuch Gegengift verabreichte. Als eines Tages ihr Liebhaber starb, entdeckte man unter seinen Papieren das Geständnis seiner und der Marquise Verbrechen. Madame de Brinwilliers war verloren. Sie wurde verhaftet und nach einem Aufsehen erregenden Prozesse verurteilt, am Place de Greve verbrannt zu werden. Sie starb wie eine Heilige. Außer ihrem Liebhaber hatte Madame de Brinwilliers keine anderen Teilnehmer an ihren Verbrechen. Während des widerlichen Lärmes, den dieser Vergiftungsprozeß in ganz Paris verursachte, führten die polizeilichen Recherchen zu unzähligen Entdeckungen von Hebern, Alchymisten, Falschmünzern u. c. Schließlich verhafteten die Häfcher beim Verlassen der „schwarzen Messe“ die berühmte „Boisfin“, eine der größten Verbrecherinnen, deren sich die Geschichte erinnern kann. Die Boisfin war damals als Wahrsagerin sehr gefeiert und verdiente massenhaft Geld. Durch ihr Talent des Wahrsagens waren viele und schreckliche Geheimnisse mit ihrer Person verknüpft: sie war nicht nur als Wahrsagerin, sondern auch als Fruchtbarkeitsweibin und Vergifterin sehr gesucht und bekannt. Auf ihre Person bezieht sich die Bezeichnung der berühmten „schwarzen Messe“. Ein gemeiner Priester, namens Guibourg, besuchte sie, um seine scheußlichen Handlungen, die Kinder neben dem nackten Körper der Mutter zu erwürgen, zu vollbringen. Die Boisfin gestand, auf diese Weise wären mehr als 2500 Kinder erwürgt worden, die sie dann verbrannt hätte. Sie tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß man sie vorher getauft hatte. Um in all diesen unzweifelhaften Verbrechen der Gerechtigkeit rascher ihren Lauf zu geben, setzte der König die berühmte „Chambre ardente“ ein. Es wurde dieser Körperschaft die Ordre erteilt, alle Schuldigen zu verfolgen und zu bestrafen. Die Untersuchung führte täglich zu neuen und fürchterlichen Entdeckungen. Die hohe Gesellschaft war bloßgestellt und zitterte. Der König, plötzlich erschreckt, ließ die Sitzungen der Chambre ardente einstellen und befahl, man möge einen Teil der Zeugenaussage-Akten verbrennen. Dem König wurde durch eine Gerichtsperson zu wissen gemacht, daß die Angeklagten unter der Folter einen Namen nannten, welcher den König direkt berührte und bis zu dem Thron reichte: Madame de Montespan, die geliebte Maitresse, welche Ludwig XIV. zu einer Art Königin von Frankreich gemacht hatte, die ihm sieben Kinder geboren, die sogar das Parlament legitimiert hatte, war der schrecklichen Praktiken der Zauberei beschuldigt, sowie der versuchten Vergiftung des Königs selbst. Das Kapitel über Madame de Montespan ist in diesem Buche ein bemerkenswerter Teil und verlohnt sich sehr, gelesen zu werden. Der König wollte vor allem jeden Skandal vermeiden. Madame de Montespan wurde nicht vom Hofe verjagt, aber die Ungnade, die ihr zuteil wurde, war nicht weniger arg. Sie hat 27 Jahre Klosterleben zu schleppen gehabt. Was nun die Mission der Gerechtigkeit, die Chambre ardente betrifft,

war ihr alle Pflichterfüllung in diesen Sachen unmöglich gemacht worden. Wie konnten die Schulbigen gestraft werden, die Deckung und Schutz hinter dem Namen der erkorenen Favoritin suchten? Einige arme Teufel, sicherlich die wenigst schulbigen, wurden hingerichtet — ein Edikt des Königs schloß die *Chambre ardente*. Das war alles, was für die Gerechtigkeit getan wurde. Die strittige Frage des Todes der Henriette von England findet natürlich auch ihren Platz in diesem Ruche der Gifte. War Henriette von England vergiftet worden oder nicht? Der Verfasser entfernt sich von dieser Hypothese und kommt zu dem Schlusse, daß Magengeschwüre und als deren Folge eine schwere Bauchfellentzündung die Ursache ihres Todes war. — Das Buch ist von Anfang bis zu Ende von einem spannenden Interesse.

216. Das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung. Von Eduard Griesebach. Mit ungedruckten Briefen Wilhelm Heines und Klemens Brentanos. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1891. 198 S.

Ein hübsches Buch, das die stark persönliche Note des Verfassers an mehr als einer Stelle zeigt. Es gibt in gedrängter Weise ein Bild der großen Zeit unserer Literatur in der Art, daß Goethe in den Mittelpunkt gestellt wird, um den sich die markantesten Erscheinungen gruppieren. Der Verfasser wird in seiner subjektiven Schätzung oft ungerecht, so insbesondere Klopstock gegenüber, der als Dichter noch so geringschätzig behandelt, doch in seiner Bedeutung als schlechthin erster Neuschöpfer einer poetischen deutschen Sprache für alle Zeit seinen Ruhm behalten wird. Aber trotz dieser und ähnlicher Ungerechtigkeiten ist die frische und dabei doch gelehrte Darstellung anmutend und fesselnd. Wertvoll sind auch die bisher ungedruckten Beiträge.

217. Ellen Key. Menschen. Zwei Charakterstudien. Autorisierte Uebertragung von Francis Maro. Berlin. S. Fischer. 330 S. M. 4.

Das Buch enthält zwei Essays: Karl Jonas Ludwig Almquist, Schwedens modernster Dichter, und: Elisabeth Barrett Browning und Robert Browning. Von Almquist wissen die Deutschen, soweit sie nicht schwedisch können, so gut wie nichts. Es hängt dies wohl mit seiner von Key behaupteten „Unübersetzbarkeit“ zusammen. Wir sind für die Nachrichten, die die Verfasserin uns über dieses Genie gibt, sehr dankbar, und was wir an dem kleinen Aufsätze anzusetzen hätten, ist, daß er nicht umfanglicher und eingehender ist. Mit leidenschaftlicher Liebe und Versenkung schildert sie in dem den größten Teil des Buches einnehmenden Essay das Leben und Schaffen der beiden Browning. Ellen Key, die selbst zu den größten schreibenden Frauen unserer Zeit gehört, zeigt sich hier als Meisterin des Essays, indem sie uns die tiefste Einsicht in das innerste Wesen jenes Dichterpaares eröffnet, dessen Existenz allein schon ein hohes Lied der Geschlechtsliebe ist, jener höchsten und reinsten Form der Geschlechtsliebe, deren unermüdete Predigerin und Prophetin Ellen Key ist.

218. Franz Grillparzers Werke. Mit einer Skizze seines Lebens und seiner Persönlichkeit v. J. Minor und dem Bildnis des

Dichters. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. XXIII, 832 S. Ganzleinen geb. M. 3.

Nachdem dreißig Jahre seit dem Tode Franz Grillparzers verfloßen, sind die Werke des nach Schiller und Goethe größten deutschen Dichters „frei“ geworden und können nunmehr in wohlfeilen Ausgaben endlich auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. An diese Wendung knüpft ein interessanter Artikel von Friedrich Schiller (Wien) an, den wir im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ finden. Es wird daran erinnert, wie nach Grillparzers Ableben im Jahr 1872 festgestellt wurde, daß der Gesamtabsatz von „Des Meeres und der Liebe Wellen“ bis dahin nur 750 Exemplare, der von „Der Traum ein Leben“ 900 Exemplare, und von „Weh dem, der lügt“ 600 Exemplare betrug — zweiunddreißig Jahre nach dem Erscheinen! Der Verfasser des Artikels findet es auffällig, daß unter den seit dem Ablauf der Schutzfrist erschienenen Ausgaben der Werke des österreichischen Klassikers, dessen Schöpfungen so tief im heimatischen Boden wurzeln, der österreichische Verlag gar nicht vertreten ist. Er geht dann näher auf die in Deutschland bis jetzt herausgekommenen Ausgaben ein und hebt anerkennend hervor, daß die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, die den Dichter unter ihre weitbekanntesten einbändigen Klassikerausgaben aufgenommen, mit ihrem 856 Seiten starken Groß-Oktavband „den Ruford der Billigkeit“ erreicht habe. Es ist kein Zweifel, daß infolge dieses tatsächlich beispiellos billigen Preises (elegant gebunden M. 3) die Werke des in Norddeutschland eigentlich erst seit etwa 1870 zu rechter Anerkennung gelangten, aber immer noch viel zu wenig gekannten Dichters in weitere Kreise der Literaturfreunde und des Volkes bringen werden, und der genannte Verlag hat sich deswegen ein wahres Verdienst um unser Schrifttum durch die Veranstaltung dieser Ausgabe erworben. Der Band, dem auch ein gutes Porträt Grillparzers beigegeben ist, verdient aber nicht nur wegen seiner Billigkeit Lob, sondern ebenso wegen des guten und klaren Druckes, der soliden und geschmackvollen Ausstattung und vor allem wegen der Fülle des darin Gebotenen. Er umfaßt nämlich sämtliche Schöpfungen Grillparzers, die zu seinen Lebzeiten erschienen sind oder in seinem Nachlaß abgeschlossen vorgefunden wurden. Also seine Gedichte, seine Dramen mit Einschluß der dramatischen Bruchstücke und Entwürfe, die Meisternovelle „Der arme Spielmann“ und die Erzählung „Das Kloster bei Seindomir“ und andere prosaische Arbeiten, darunter die Erinnerungen an Beethoven, seine Selbstbiographie und die Tagebücher seiner verschiedenen Reisen. Den Wert dieser einbändigen Gesamtausgabe erhöht eine Skizze des Lebens und der Persönlichkeit Grillparzers von dem ausgezeichneten Wiener Literaturhistoriker Professor Jakob Minor, die das Verständnis des Dichters und seiner Werke wesentlich erleichtert. Diese Grillparzer-Ausgabe reiht sich den früher erschienenen einbändigen Klassikerausgaben der Deutschen Verlagsanstalt, die in gleichem Format und in derselben gebiegenen Ausstattung die Werke von Goethe, Schiller, Lessing, Shakespeare, Uhland, Hauff, Lenau, Heine und Theodor Körner umfassen, als zehnte würdig an. Es ist damit eine

Familienbibliothek geschaffen worden, deren allmähliche Anschaffung auch dem Minderbemittelten möglich ist, und die in keinem deutschen Hause fehlen sollte.

219. Die deutschen Arbeitersekretariate. Von Dr. Richard Soudak. Leipzig. Jäh u. Schunke. 1902. 99 S. (Volkswirtschaftliche und wirtschaftsgeschichtliche Abhandlungen. Herausgegeben von Wilhelm Stieda, o. ö. Professor der Nationalökonomie in Leipzig. Siebentes Heft.)

Der Verfasser will das Wesen der Arbeitersekretariate, dieser neuartigen Institute, dem Leser so anschaulich wie möglich vorführen. Das ist ihm in dieser fleißigen und anerkanntswerten Arbeit gelungen.

220. Geschlecht und Krankheit. Von Dr. P. J. Möbius. 38 S. Mk. 1.

221. Geschlecht und Entartung. Von Dr. P. J. Möbius. 45 S. Mk. 1.

222. Ueber die Wirkungen der Kastration. Von Dr. P. J. Möbius. 99 S. Mk. 2.

(Beiträge zur Lehre von den Geschlechts-Unterschieden. Leipzig. Karl Marhold. 1903. Heft 1, 2, 3/4).

Der Verfasser, bekannt durch sein Buch „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes“, gibt hier eine Folge von Studien heraus, die sich mit Einzelproblemen der Fragen, die sich auf das Geschlecht beziehen, beschäftigen.

223. Die Press-Prozesse gegen die Redakteure deutscher Zeitungen in Süd-Ungarn. Berlin. H. Walthers. 1902. 20 S. 50 Pf.

Eine objektive Schilderung der bekannten Justizmorde, die mit den Worten schließt: „Nun urteile Jeder selbst, ob man von Ungarn noch als einem Rechts- und Kulturstaat, einem liberalen Staat reden darf. Jetzt mögen die deutschen Zeitungen, welcher Parteirichtung sie auch angehören, zeigen, daß sie deutsche Zeitungen sind, unsere Rechtslehrer und Richter, daß sie nicht nur gelehrte, sondern auch deutsch-national fühlende Männer sind, und ihr Urteil, auf das man in Ungarn noch viel gibt, abgeben.“

224. Die Kaiser-Rede im Reichstag und die Sozialdemokratie. Aus den Etat-Reden von Vollmars, Bebel's u. am 20. u. 22. Jänner 1903. Nach den amtlichen stenographischen Berichten. Berlin. Vorwärts. 1903. 20 Pf.

Die beiden berühmten Reden, bei denen sich der Präsident des deutschen Reichsrates, Ballestrin, so unsterblich blamiert hat, verdienen die weiteste Verbreitung.

225. Der Fall Krupp. Sein Verlauf und seine Folgen. Eine Tatsachensammlung von ** München. G. Virk & Co. 62 S. 50 Pf.

226. Kaiser-Adressen! Nebst einem Anhang; Kruppischer Wohltätigkeitsschwindel. Ein Beitrag zum Fall Krupp von Robert Albert. München. G. Virk & Co. 40 S. 20 Pf.

Beide Schriften verbreiten über den Fall Krupp in genügender Weise Licht. Besonders wertvoll sind die Nachweise, die über den

Wohltätigkeitschwindel Krupps, von dem so viel Wesens gemacht wird, die Wahrheit sagen.

227. Der Fall Leßmann. Waldemar Sachs. Ergänzungen zum Prozeß Leßmann-Wolfradt und Anderes. Inhalt u. A.: Berliner Pressekorruption. Wie in Berlin „kritisiert“ wird. München. G. Birk & Co. 1902. 68 S. Mk. 1.

Hier wird ein Bild der kapitalistischen Presse aufgerollt, das abschreckend genug ist. Es wird an einem Falle gezeigt, wie die musikalische Kritik als Mittel des Gelderwerbes betrieben wird. Und daß es sich dabei nicht um irgend ein Revolverblättchen, sondern um ein sogenanntes „angesehenes Blatt“ handelt, das macht diesen einen Fall besonders lehrreich.

228. Der Toleranzantrag des Zentrums im Lichte der Toleranz der römisch-katholischen Kirche. Von Graf von Hoensbroech. 3. Aufl. Berlin. H. Walther. 1903. 81 S. Mk. 1.

Diese Broschüre ist ein wichtiger Beitrag zur antiklerikalen Literatur. Sie beleuchtet die Unaufrichtigkeit des katholischen Zentrums und legt die der römischen Kirche immanente Intoleranz an der Hand von Akten und Tatsachen dar. Obwohl zunächst eine Streitschrift, entstanden aus den innerpolitischen Verhältnissen Deutschlands, hat sie großes allgemeines Interesse und auch ein besonderes für uns in Oesterreich.

229. Die Gründung der deutschen Sozialdemokratie. Eine Festschrift der Leipziger Arbeiter zum 23. Mai 1903. Leipzig. Leipziger Buchdruckerei-Aktiengesellschaft. 64 S. Mk. — 40.

Am 23. Mai 1863 wurde in Leipzig der „Allgemeine deutsche Arbeiterverein“ gegründet. Mit dieser Gründung beginnt die eigentliche Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Die vorliegende Festschrift besteht aus einer Reihe einzelner Artikel: Aus dem Anfang der Arbeiterbewegung. Von A. Bebel. Das Leipziger Zentralkomitee und Ferdinand v. Passalle. Von Julius Bahlteich. Die Leipziger Arbeiterbewegung 1862—1867. Von Franz Mehring. Die Leipziger Arbeiterbewegung von 1868—1878. Von Gustav Jaech.

230. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Karl Glossy. Zwölfter Jahrgang. Wien. C. Konegen. 1902. 362 S.

Der Jahrgang enthält: H. Hango, Nikolaus Lenau. A. Freih. v. Berger, Wie Grillparzer über Lenau dachte. Dr. E. Castle, Amerikamüde. E. v. Komorzynski, Zum Jubiläum Bauernfelds. E. Hruschka, Ferdinand v. Saar. R. Holzner, Ludwig Halirsch. E. Krobst, J. Nep. Vogl. H. Sittenberger, Franz Stelzhammer. E. Kilian, Maimunds „Gesejjelte Phantazie“ in neuem musikalischen Gewande. F. Kwojf, Betty Paoli und E. Freih. v. Feuchtersleben. K. Glossy, Hornmahr und Karoline Pichler. R. M. Meyer, Kleine Mitteilungen. Dr. E. Reich, Bericht über die 12. und Bericht über die 13. Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft. Man kann wohl sagen, daß alle Artikel interessant und wertvoll sind.

231. Deutsch-Neuguinea von Ernst Tappenbeck. Berlin. W. Süßerot. 1902. 178 S.

232. Tropische Gesundheitslehre und Seilkunde von Dr. C. Menck. Berlin. W. Süßerot. 1902. 208 S.

Diese beiden Bände bilden Band 1 und Band 2 von „Süßerots Kolonialbibliothek“, einem verdienstlichen Unternehmen, dem guter Fortgang zu wünschen ist. Nach ihnen zu schließen, werden nur berufene Autoren zur Mitarbeiterschaft zugezogen werden.

233. Naumann-Buch. Eine Auswahl klassischer Stücke aus Friedrich Naumanns Schriften, herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Bensky. Mit Naumanns Bildnis. Göttingen. Vandenhoeck und Rupprecht. 1903. VIII, 187 S. Kart. M. 1.75, fein geb. M. 2.50.

Die Persönlichkeit Naumanns ist durchaus beachtenswert. Trotz dem seine parteigenössischen Bestrebungen, wie er selbst zugibt, infolge der letzten deutschen Reichsratswahlen nahezu nullifiziert worden sind, bleibt er doch als Eingänger eine interessante Gestalt. Sein Ideal einer demokratischen Monarchie in Deutschland hat eben keine durchschlagende Kraft. Er vergißt immer: wenn schon die Demokratie wollte, die Monarchie will nicht. Der Kampf der im Volke lebendigen Gewalten mit der Monarchie endet nie mit einem „gerechten“ Kompromisse, sondern immer mit einer Schwächung der einen und Stärkung der anderen Seite. Das sieht in Deutschland der deutsche Kaiser ebenjogut ein wie es die deutsche Sozialdemokratie von je eingesehen hat. Der deutsche Kaiser wird ja nachgeben, jetzt oder später, aber nicht, weil seine Einsicht ihn dabei leitet, sondern die Not. Die Sozialdemokratie wird klug handeln, wenn sie ihm im entscheidenden Momente dies Nachgeben nicht zu schwer macht und sich nicht auf Formalien steift. Aber die Hauptsache bleibt, daß sie im Wesen siegt. Daß die von Naumann der sozialdemokratischen Partei angeratenen Wege für diese nicht gangbar waren, das war nicht schwer einzusehen. Hätten sich die Nationalsozialen im politischen Kampfe, in der Tat immer, wie manche von ihnen die Partei gerne bezeichneten, wirklich als der „jüngere Bruder der Sozialdemokratie“ erwiesen, so würde ihr Untergang mit viel mehr Sympathie betrachtet worden sein, während sie jetzt zu dem Schaden auch oft den Spott haben.

Man wird gerne in dem Büchlein blättern, aus dessen Zeilen ein auch in seinen Irrtümern ganzer und echter Mensch leuchtet, der seinem Lande und unserm geliebten deutschen Volke wohl noch gute Dienste leisten könnte.

234. Die Aemtervertschegung in Deutschböhmen. (Gefürzter Sonderabdruck aus der „Deutschen Volkszeitung“ in Reichenberg.) Reichenberg. R. Serzabek u. Komp. 1903. 30 S.

Die kleine Broschüre liefert den statistischen Beweis, daß durch die Staatsverwaltung die Deutschen Böhmens dadurch benachteiligt werden, daß die Anstellungen von den obersten bis zu den untersten Stellen einen viel geringeren Prozentsatz Deutscher aufweisen, als diesen zufolge ihrer Zahl zukommen würden. Auch in rein deutschen Gegenden Böhmens ist die Zahl der Tschechen unter den Angestellten aller Kate-

gorien übergroß. Ein nationaler Notstand entsteht insolge dessen überall dort, wo dieses Eindringen fremdnationaler Personen bei Gericht und in den Mittelschulen sich bemerkbar macht.

235. Die Geschichte der glänzenden Ebene, auch das Land der Lebenden oder das Reich der Unsterblichen genannt. Von William Morris. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. Einzig autorisierte deutsche Uebersetzung von N. Schapire. 172 S. Mf. 3.

Der große Engländer, in dessen Natur gleichzeitig und gleichbedeutend ein Sozialpolitiker, ein Maler, ein Kunstgewerbler und ein Dichter enthalten war, ist bei uns noch immer zu wenig bekannt. Auch der trefflichste Maler könnte das selige Land, die elysischen Gesilde und die ewige Menschensehnsucht darnach nicht glühender und heroischer erstehen lassen, als es uns Morris in diesem Roman geschildert hat. Der Wille zur ewigen Jugend, das ist das tiefe Symbol, das den ganzen Roman durchzieht und in großartige Bilder aus der normannischen Zeit Englands eingekleidet ist. Die Leute, welche in Morris immer noch einseitig nur den Kunstgewerbler sehen, sollten sich von diesem Roman gründlich darüber belehren lassen, daß Morris auch ein echter Dichter gewesen ist.

236. Der Wille zum Glück. Drama in 3 Akten. Von E. Teja. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 1902. 77 S. Mf. 2.

Die Verfasserin der interessanten und tiefempfundenen Romane „Wir Herzlosen“ und „Wie der Peter am Kreuzweg“ lenkt diesmal die Aufmerksamkeit durch ein zaktiges Drama auf sich. Den leidenschaftlich verzweiflungsvollen Kampf, den eine Frau um das Glück ihrer Liebe führt, hat die Dichterin mit einer großen dramatischen Kraft und mit sicherer und wirksamer Beherrschung aller Bühnennittel zum Ausdruck gebracht. Frei von allem epischenhaften Beiwerk wird die Handlung mit künstlerischer Einfachheit aus den Charakteren entwickelt und zu ihrer tragischen Höhe emporgeführt. Die spannende Ausgestaltung des Konfliktes und der lebensvolle Dialog, welcher eine Fülle wirklichkeitstreuer Beobachtungen birgt, dürften den Erfolg auch auf der Bühne sichern.

237. Blonde Versuchung. Roman von Margarete von Dertzen. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 344 S. Mf. 3.

Die feinsinnige Schriftstellerin erzählt hier in äußerst wirkungsvoller und ansprechender Weise das Lebensgeschick eines Mädchens, dem seine Schönheit zum Verhängnis zu werden droht. Im Fischerviertel von Marieille, als Tochter eines Trödlers, unter dunklen und braunen Südfranzösinnen, ist dieses blonde Wunder aufgewachsen und wirkt wie ein Bann auf alle Männer. Fast fällt sie den düstern Spelunken des Hafenviertels zum Opfer, da reißt sie sich nach oben. Eines der ersten adeligen Erziehungsinstitute verläßt sie als vollendete Dame und aus dem Trödlerkinde wird eine glückliche Frau.

238. Scheodan Singh. Roman eines Hindu von F. Wolff-
Kabe. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 204 S. Mk. 3.

„Scheodan Singh“ gibt uns ein Bild aus dem Leben eines hohen indischen Staatsbeamten, das an tiefen seelischen Konflikten und sturmbewegten äußern Ereignissen überreich ist. Um seine Liebe ringen in leidenschaftlichem Kampfe zwei Frauenherzen und werden unbewußt zu Vollenbern seines tragischen Geschickes. In farbenreichen Bildern hat es die Verfasserin verstanden, uns das erotische Milieu vor Augen zu führen und durch den Zauber lyrischer Stimmungen zu verklären. Der spannende Inhalt wie die poetische Form des Romans machen die Lektüre dieses Romanes genutzreich.

239. Der Sybarit und Anderes in Prosa. Von John
Georg Mackay. (Zwischen den Zeilen: Zweiter Band.) Berlin.
Schuster u. Loeffler. 1903. 122 S.

Der Dichter hat hier in diesem dünnen Bändchen sechs Skizzen gesammelt. Die erste, „Der Sybarit“, scheint mir falsch betitelt zu sein. Der hier geschilderte Mensch ist ein Genußmensch, aber kein Süßling und Wüstling. Und einen solchen verstehen wir unter dem Namen eines Sybariten. Die folgenden Skizzen heißen: Die Wasserratte, Ein Abschied, das weiße Haus, das graue Meer, Zwei Dichter. In jedem ist etwas Besonderes, Eigenes und Schönes. Aber wahrhaft bedeutend, tief und zwingend ist „Das weiße Haus“. Es sind nur 24 Seiten, aber in ihnen zeigt sich der Dichter, der mit wenigen, festen und sicheren Strichen ein Abbild des Lebens in seiner innersten Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit gibt. Es ist ein kleines Meisterstück.

240. Einige Gedanken und Bedenken eines evangelischen Geistlichen zu Frenssens „Jörn Uhl“. Von F. Noos,
Pastor in Junien (Holstein). Hamburg. Eckhardt u. Neßtorff. 1903. 48 S.

Das beispiellose Aufsehen, das Frenssens „Jörn Uhl“ hervorgerufen hat, beschränkte sich und beschränkt sich nicht bloß auf die literarische Bedeutung des Buches. Auch die im Roman zu Tage tretende Auffassung des Christentums hat Zustimmung und Widerspruch gefunden. Frenssens Christentum ist ein völlig undogmatisches Bekenntnis zu Jesus Christus. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß die Orthodoxen, Katholiken wie Protestanten, sich scharf gegen diese Auffassung wenden. Die kleine Schrift des Pastor Noos lehrt sich vom Standpunkte des lutherischen Schriftgläubigen gegen Frenssen. Ein Streit mit Noos ist unmöglich. Wer das Evangelium in seinem Sinne als göttliche Offenbarung ansieht und auf jedem Worte dieses Evangeliums beharrt, der hat für sich unzweifelhaft recht und ist gewiß unbelehrbar und unbetehrbar. Es wäre nur dankbar anzuerkennen, daß diese theologische Kampfschrift im Gegensatz zu vielen anderen dieser Art ohne Hochmut, ohne Gehässigkeit und trotz aller Selbstgewißheit ohne pfäffische Ueberhebung geschrieben ist. Man scheidet von Noos mit dem Bewußtsein, mit einem wackeren Manne gesprochen zu haben. Aber von ihm führt keine Brücke zu Frenssen und zu allen denen, die das Christentum und Jesus Christus als geschichtlich beschränkte Erscheinungen ansehen.

241. Der Alkoholismus im Gebiete von Mährisch-Ostrau. Von Dr. R. Wlassak. Sonderabdruck aus der „Intern. Monatschrift zur Erforschung des Alkoholismus“, Jahrgang XIII, 1903, Nr. 1 und 2 (Basel, Verlag von Friedrich Reinhardt). Wien. Verlag des Vereins der Abstinenten. 19 S. 50 Pfg.

Diese Studie ist mit all der Eindringlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die den Verfasser auszeichnet, geschrieben. Wir sagen nach ihrer Lektüre mit dem Verfasser: „Alles in allem, ein bedrückend trauriges Bild. Muß es so sein? Wenn man zwischen den Zehen, Hochöfen und Dampfhammern herumwandert, ihr taktmäßiges Pochen und Hämmern hört, kann man ein Gefühl der Bewunderung für die berechnete Bändigug der Naturkräfte, die hier vollbracht ist, nicht unterdrücken. Nur die Gehirne der Menschen, die da arbeiten, die sind noch immer eine chaotische Masse. Doch auch für sie muß die Zeit des Zusammenstimmens kommen.“

242. Weltgeschichte des Krieges. Ein Volksbuch von Leo Frobenius. Hannover. Gebr. Jänecke.

Von diesem interessantesten Werke, das wir schon angezeigt haben, ist weiter erschienen Lieferung 6—9. Diese Lieferungen bringen den Schluß des 17. Kapitels: Die Blutrache. Dann weiter: Raubzüge, Kriegsorganisation, Völkerwanderung der Ostafrikaner; der Ausbruch des innerasiatischen Nomadenzuges; Kriege der Westafrikaner; Sklavereikriege, Sklavereikrieger; Sklavenjagden der Europäer; Kriege der amerikanischen Kulturvölker; die Kriege Ostasiens; Entwicklungsgeschichte der ursprünglichen Waffen.

243. Revue générale de bibliographie française. Paris. Schleicher frères & Cie. 1903.

Diese literarische Rundschau erscheint alle zwei Monate einmal seit Jänner l. J. und kostet jährlich für das Ausland 7 Franken. Zuerst enthält jedes Heft kurze aber sachmännische Kritiken hervorragender Werke, dann folgt eine nach Gruppen geordnete Zusammenstellung der neuen Erscheinungen. Für alle, die sich für französische Literatur näher interessieren, ist dieses Unternehmen äußerst erwünscht.

244. Der Haß der Völker und die österreichischen Universitäten. Von Jaroslav Goll, Professor der Prager böhmischen Universität. Prag. Buršil u. Kohout. 1902. 31 S.

Ein geschicktes Plaidoyer für eine zweite tschechische Universität in Mähren. In sanfter und friedfertiger Weise behandelt der Verfasser die Frage, indem er sich dabei insbesondere gegen gewisse publizistische Erörterungen des Prager deutschen Universitätsprofessors Bachmann wendet. Die verhöhlischen Worte scheinen aber doch in den Wind gesprochen zu sein. In Oesterreich wird jede Frage, auch jede reine Kulturfrage zu einer nationalen Frage und das wird solange bleiben, bis man sich entschließt, reine nationale Abgrenzungen zu machen, die es jedem Volke ermöglichen, seine Schulfragen allein zu ordnen.

245. Le Rameau d'Or. Von J. G. Frazer. Étude sur la Magie et la Religion. Traduit de l'anglais par R. Stiébel et J. Toutain. Tome I. Magie et Religion; les Tabous par

R. Stiébel. Paris. Schleicher frères & Cie. 1903. V, 403 S. 10 Franken.

Es liegt hier das berühmte „Golden Bough“ in einer prächtigen französischen Uebersetzung vor. Es wird erst dann vollständig sein, wenn auch der zweite und dritte Band erschienen ist. Papier und Druck dieser Ausgabe beschämen die wissenschaftlichen Erscheinungen in Deutschland.

246. Goethe und das kirchliche Rom zum 28. August 1902. Historisch-politische Abhandlung von Arthur Böttlingk. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1902. 29 S. 50 Pfg.

Der Verfasser fürchtet, daß die „römischen Dunkelmänner“ auch noch einmal Goethe vielleicht für sich werden in Beschlag nehmen wollen. Er häuft nun hier Zitate und Tatsachen auf, die beweisen sollen, daß Goethe allem Katholizismus im Innersten abgewandt war. Zwei der Zitate seien hier wieder abgedruckt: „Eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer echten Kirche.“ Und:

„Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn von Papst- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.
Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.“

247. Studien und Betrachtungen eines Pessimisten. Von Challemelet-Lacour. Einzig autorisierte Ausgabe. Uebersetzt von W. Klausstein. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. 1902. 259 S.

Mit Recht weist Josef Reinach in dem Vorworte, das er zu diesem Buche geschrieben hat, auf die Bedeutung dieser Studien hin. Sie werden hier aus dem Nachlasse des Verfassers dargeboten. Sie sind im besten Sinne des Wortes populärphilosophische Abhandlungen. Die Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigen, sind: Schopenhauer, Shakespeare, Krankheit und Gesundheit, Beopardi, Byron und Schelley, Swift, Romantik und Weltschmerz, Pascal, Glaube und Wissenschaft, Poesie und Pessimismus, Heine u. s. w. u. s. w. Die Uebersetzung ist gut, der Antiquatdruck gefällig und sehr leserlich. Im ganzen ein gedankenreiches Buch, aus dem man tausend Anregungen schöpfen kann.

248. Romane und Novellen. Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen zu je 40 Pfg. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der F. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.

Paul Heyse versteht wie kaum ein anderer die gesellschaftlichen und geistigen Fragen unserer Zeit zu erfassen und in ausgezeichneten Meisterwerken sich mit ihnen auseinanderzusetzen; alles, was er schreibt, ist künstlerisch vertieft und in eine Form geprägt, die als Muster hingestellt werden darf. Der Schönheitsdurst, der ihn selbst erfüllt, kommt auch in seinen Novellen und Romanen zur Wirkung, und stets

hält er die Ideale des Lebens hoch, die über die Alltäglichkeit hinausführen. Heyses Novellen sind glänzende Gebilde einer reichen Phantasie und Beobachtung des Lebens, in seinen Romanen aber zeigt der Dichter seine Meisterschaft in der eingehenden Behandlung tiefgreifender Probleme, und es gewährt einen hohen Genuß, dem Dichter auf allen seinen Pfaden zu folgen und sich den reichen Schatz, den er in seinen Schöpfungen niedergelegt hat, ganz zu eigen zu machen. Heyses Werke sollten Gemeingut des deutschen Volkes werden, und durch die jüngst von der Cottaschen Buchhandlung begründete Lieferungs Ausgabe seiner Romane und Novellen ist die Anschaffung leicht gemacht. Die erste Serie bringt die Romane, von denen die „Kinder der Welt“ bereits erschienen sind; mit der jetzt zur Ausgabe gelangten 28. Lieferung ist nun auch „Im Paradiese“ vollständig geworden. Die handlichen Bände, für die die Verlagsbuchhandlung hübsche Einbanddecken herstellen ließ, sind gut ausgestattet.

249. Selters Lustspiele. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Lustspiels von Johannes Coym. 1899. 91 S.

250. Immermanns Merlin. Von Kurt Jahn. 1899. 128 S. Neue Beiträge zur Kenntniss des Volksrätselfs. Von Robert Petsch. 1899. 152 S.

251. Friedrich Galm und sein Drama. Beiträge zur Poetik von Theodor Poppe. 1900. 131 S.

Diese Schriften bilden die Hefte II, III, IV und VIII von „Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl u. Erich Schmidt“ (bei Mayer und Müller in Berlin).

252. Das Deutsche Reich und die kommenden Papstwahlen. Zeitgemäße Betrachtungen für weitere Kreise von Dr. Ludwig Wahrmund, o. ö. Professor der Rechte an der Universität Innsbruck. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. 36 S. 50 Pfg.

Der Verfasser erörtert die Modalitäten der Papstwahl und das Einspruchsrecht gewisser weltlicher Mächte.

253. Ueber Drama und Theater. Fünf Vorträge von Alfred Freiherrn von Berger. Zweite unveränderte Auflage. Inhalt: Ursachen und Ziele der modernsten Literaturentwicklung. — Wie soll man Shakespeare spielen? — Ueber die Bedeutung des Theaters für die moderne Gesellschaft. Eduard Avenarius. 1900. 108 S. Mk. 1, geb. Mk. 1.50.

Es sind drei Vorträge, die uns hier geboten werden. Sie sind reich an feinen, treffenden und bisweilen originellen Bemerkungen. Und auch, wenn der Verfasser schon Bekanntes sagt, tut er dies oft in neuer und geistreicher Form (S. 19, „Aesthetische Freude ist Lebensfreude, entzündet an einem Bilde des Lebens“). In der Wertung Ibsens möchte ich ihm doch widersprechen. Insoferne wenigstens, als er es gänzlich unterläßt, auf den konstruktiven Charakter der Poesie Ibsens hinzuweisen. Sein Naturalismus ist ebenso „unnatürlich“ wie

der verstiegenste Idealismus. Dort wie hier herrscht nicht selten die raffinierteste Technik der Konstruktion. Hier wie dort ist eben nicht Natur, sondern Kunst. Erquickend berührt es, wenn er, nachdem er definiert hat, was er von dem modernen Dichter verlangt, Schiller für den „modernsten Poeten“ erklärt (S. 44). Im zweiten Vortrage erörtert er den Unterschied zwischen der Bühne zur Zeit Shakespeares, die durch Anregung der Phantasie wirkte, und unserer, die auf die Erweckung der Illusion gestellt ist. — Im dritten Vortrage macht der Verfasser zu viel Konzessionen an das heutige Theater und dessen Forderungen. Es ist ihm dies aber nicht zu verdenken, da er ja selber Theaterdirektor ist. Hier müßte ehrlich gesagt werden: Solange das Theater in erster Linie eine Vergnügungsanstalt ist und sie muß es sein, solange diese Form der Gesellschaft besteht, solange kann das Theater nur ausnahmsweise wirkliche Kunst pflegen.

254. Die Grammatikblindheit und ihre schädlichen Folgen, insbesondere die Zerrüttung der Gesundheit des jugendlichen Geistes durch das Uebersetzen aus der Muttersprache in fremde Sprachen. Sprachwissenschaftlich und psychologisch nachgewiesen von Christian Wirth. Bayreuth. 1900. 91 S.

Eine durch ihre Frische und den oft fast leidenschaftlichen Ton erquickliche Kampfschrift. Der Kampf um die Schule und ihre Organisation, der immer wieder auslodert, wird nicht eher zu Ende sein, bis wir neue Schulformen gefunden haben. Und da ist die Stimme jedes, der wirklich etwas zu sagen hat, sehr wertvoll. Im vorliegenden Falle spricht ein legitimer Fachmann.

255. Braucht das Volk die Kunst? (Betrachtungen eines Laien.) Von Otto Grund. Dresden und Leipzig. F. Pierson. 1902. 32 S. 50 Pfg.

Ja das Volk braucht die Kunst. Und wenn man das Bedürfnis hat, diese Antwort zu begründen und in Druck erscheinen zu lassen, dann muß man schon mehr, Besseres und Ursprünglicheres zu sagen haben, als der Verfasser. Alles, was er behauptet, ist sozusagen bombenwahr, aber so wahr, daß es schon jedermann weiß. Man kann natürlich auch die ältesten Wahrheiten wieder einmal sagen und so sagen, daß jeder Leser glaubt, was Neues zu hören, aber dann muß entweder die Form neu, witzig, geistreich sein, oder die Persönlichkeit des Redenden muß sich so stark, wichtig, ernst geltend machen, daß man sich freut, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Aber Herr Grund hatte, seine alltäglichen Ansichten dem Publikum vorzusetzen keinerlei Recht und Grund.

256. Das Recht der Klerikalen. Eine Replik von Doktor Karl v. Grabmahr, Landtagsabgeordneter in Meran. Meran. F. W. Eulmenreich. 1897. 61 S.

Eine vortreffliche Streitschrift des bekannten österreichischen Politikers, in erster Linie gegen gewisse Tiroler Klerikale, sodann aber gegen den gesamten Klerikalismus. Mit überlegener Sachkenntnis und scharfem Verstande und dabei in gefälliger Form legt er die Unwissen-

heit und Doppelzüngigkeit seiner Gegner im Punkte der Unterscheidung von geschriebenem Recht und Moral dar. Unbefangen spricht er auch vom Sozialismus. Ob er sich wohl, bei der entschiedenen Stellung, die er gegen den Klerikalismus einnimmt, vollkommen dessen bewußt ist, daß er eigentlich mit dem Sozialismus gemeinsame Sache machen müßte in einer Zeit, wo wir, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „das Schauspiel erleben, daß angeblich freisinnige Parteien ihnen (i. e. den Klerikalen) bewußt oder unbewußt Gefolgschaft leisten und ihnen in unbegreiflicher Verblendung die Wege zur Herrschaft ebnen“?

257. Neues aus Nirgendland. Ein Zukunftsroman von William Morris. Einzig autorisierte Ausgabe aus dem Englischen, übersetzt von Paul Seliger. Leipzig. H. Seemann Nachf. 302 S.

Diese reizende Utopie des feinen und so tief liebenswürdigen Morris liegt hier in einer guten Uebersetzung und schönen Ausstattung vor. Wir empfehlen das Buch aufs dringendste. Auch wer nicht Sozialist ist, wird es mit Vergnügen lesen.

258. Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Lieferung 22. 5. Lieferung des Schlußbandes.

Die letzte Lieferung setzt die Einwertung und geschichtliche Entwicklung der altösterreichischen Volksdichtung, von der schon das vorige Heft handelte, fort und bringt dabei einen äußerst interessanten Abschnitt über die deutsche Volksdichtung in den Sudetenländern. Zudem die Verfasser auf die ältesten Spuren zurückverweisen, deren sie zugleich die Wurzeln dieses von Sagen und Märchen so mächtig durchrauchten Baumes auf, dessen jüngste und weitestbekannte Zweige die erneuerten hölzernen Passionsspiele sind, in denen die schlichte und treuherzige Art der Volksdichtung weit mehr seelische Wunder tut, als die raffinierte und verfeinerte Kunst des Salondichters. Der Rest des Heftes widmet sich den Karpatenländern. Diese von jeglicher Bevölkerung fast entblößten Länder wurden von Kaiser Josef II. neubesiedelt und zwar von deutschen Volksangehörigen. So wanderten auch viele Lieder des Schwabenlandes und der Rheingegenden mit und man muß sich angesichts der mächtigen Polonisations- und Magyarisierungsbestrebungen der Gegenwart fragen, wohin denn all dieses kostbare, von den Vätern ererbte Gut des deutschen Volksbewußtseins gekommen ist. Nur auf einem Gebiete, in Siebenbürgen und in der Zips kämpfen die Deutschen noch immer um ihr alles Recht; aber wieder muß man sich fragen: Wie lange noch! Insoferne als das vorliegende Buch all das, was zerstreut aufbewahrt ist, sammelt und gewissermaßen in einem einzigen geistigen Museum aufspeichert, kann es nicht bloß belehrend, sondern auch erziehllich wirken, nicht nur auf die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, sondern überhaupt auf die Deutschen, daß sie ihre Volksgenossen, welche solch einen schlimmen Stand haben, unterstützen.

259. Ruthenische Revue. Halbmonatsschrift. Erscheint am 15. und 30. jeden Monats. Herausgeber: Wasiłi Jaworskyj, Dr. Andreas Kos, Roman Sembratowycz. (Administration:

Verlag der „Ruthenischen Revue“ E. B. Zenker & Komp. Wien I, Dominikanerbastei 19. Redaktion: Roman Sembratowycz, Wien XVIII/1, Lazzaristengasse 36. Ganzjährig K 6.)

Man kennt die schwierige Lage der Ruthenen in Oesterreich. Unter den vielen Nationen Oesterreichs sind sie das Aschenbrödel. Politisch und kulturell werden sie vergewaltigt. Die hier angezeigte Revue hat den Zweck, die weitere Oeffentlichkeit mit den Leiden und den Bestrebungen der österreichischen Ruthenen bekannt zu machen. Die bisher erschienenen Hefte enthalten eine große Reihe von aufklärenden Artikeln. Unter allen Slaven in Oesterreich sind die Ruthenen am meisten und am aufrichtigsten deutschfreundlich und sie verdienen schon von diesem Standpunkte aus allein die tatkräftigste Unterstützung der Deutschen. Außerdem sind sie die einzigen Slaven in Oesterreich, die mit Recht über Unterdrückung klagen können. Diese Unterdrückung besorgen nicht die Deutschen, sondern die Polen, slavische Brüder der Ruthenen.

260. Julian Apostata, der letzte Hellene auf dem Throne der Cäsaren. Ein biographischer Roman von Dimitry Sergejewitsch Mereschkowsky. Deutsch von Karl von Gütschow. Leipzig. Schulze & Co. 1903. 325 S. Mf. 3, geb. Mf. 4.

Wir haben neulich desselben Verfassers „Leonardo da Vinci“ empfohlen. Was wir zum Lobe dieses Buches gesagt haben, können wir hier wiederholen. Man wird vielleicht einwenden: „Ein historischer Roman! Ist denn das nicht eine veraltete Form?“ Diese Einwendung ist nicht unberechtigt und trotzdem können wir bloß sagen: Man lese diese historischen Romane und man wird das allgemeine Urteil etwas einschränken. Hier ist wirklich nur zu loben und die Leser werden viel Vergnügen haben.

261. Die Anarchisten. Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Von John Henry Mackay. Definitive Ausgabe. 7. bis 8. Tausend. Leipzig und Berlin. Karl Henckell & Co. 1903. XIII, 339 S. Mf. 3.—.

Dieses interessante Buch ist zum ersten Male 1891 erschienen. Im Vorwort zur Volksausgabe sagt der Verfasser: „Drei große Feinde hat der Arbeiter als Feinde zu erkennen und zu überwinden: die Politiker, die Philanthropen und — sich selbst. Erst wenn er eingesehen haben wird, daß die Knechte, um die Herren zu verdrängen, nicht erst selbst zu Herren von Knechten geworden sein müssen, und daß die Erreichung dieses Zieles — des Zieles aller und jeder Politik — ihm um keinen Schritt seiner wirtschaftlichen Befreiung näher bringt; da diese allein eine Folge harmonischer Entwicklung im sozialen Organismus sein kann; erst wenn er sich von jenen neuen und letzten Predigern einer alten, in ihren Todeszuckungen sich noch einmal aufbäumenden Religion, den Weltverbesserern und Utopisten mit den heißen Köpfen und den lauwarmen Worten, den Ethikern und Moralisten jeder Art, losgemacht hat, die da alle nicht begreifen können und wollen, daß es nicht die Menschen, sondern die Verhältnisse zu ändern gilt, aus welchen heraus die Menschen „gut“ und „böse“ werden; erst wenn er durch

und durch begriffen haben wird, daß nichts auf der Welt ihm zu helfen imstande ist, als er selbst, und diese Erkenntnis ihm zu neuen, durch kein „Klassenbewußtsein“ mehr getrübt, gründlicheren Erwägungen der Bedingungen, unter denen er lebt und leidet, und damit zu ganz verändertem und aussichtsreicheren Handeln treibt, erst dann, sage ich, kann er hoffen, die Ketten seiner Abhängigkeit zu brechen und von sich zu werfen.“ Mit diesen Worten kennzeichnet der Verfasser seinen Standpunkt, über den ja vieles zu sagen wäre. Doch wollen wir keine Kritik des originellen und schönen Buches geben, sondern bloß zu seiner Lektüre auffordern.

262. Liebe. Erzählungen von M. E. delle Grazie, 1902. 128 S. M. 3.

263. Gedichte von M. E. delle Grazie, Vierte, sehr vermehrte Auflage mit dem Bildnisse der Verfasserin. 1902. VII, 252 S. Mf. 4.

264. Der Schatten. Drama in drei Akten und einem Vorspiel von M. E. delle Grazie. Zweite Auflage. 1903. 146 S. Mf. 3.

265. Zu spät. Vier Einakter von M. E. delle Grazie. Zweite Auflage. 1903. 154 S. Mf. 3.

Diese vier Bücher sind bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen. Das erste erhält fünf Erzählungen, alle voll tiefer Innigkeit; die bedeutendste ist wohl „Seele“. Die Gedichte tragen das Gepräge einer starken und schönen Persönlichkeit. Obwohl das hervorragende Kennzeichen derselben eine gewisse Herbigkeit ist, gelingt ihr doch auch die milde Süßigkeit des Volksliedes. „Der Schatten“ ist im Wiener Burgtheater aufgeführt und vom Publikum abgelehnt worden. Wieder, wie uns scheint, einer jener Fälle, in denen nicht so sehr ein Stück als das Publikum durchgefallen ist, denn das Drama ist hochpoetisch und originell. Der Einakterzyklus „Zu spät“ ist ebenfalls auf dem Wiener Burgtheater vor kurzem erschienen, hat sich aber nicht halten können. Auf jeden Fall darf man behaupten, daß jeder der vier hier genannten Bände ein Beweis für die starke und echte Begabung der Dichterin ablegt.

266. Die Freibeuter. Ein Roman vor hundert Jahren von Fedor von Bobeltitz. 2. Aufl. Berlin. F. Fontane & Co. 1902. 1. Bb. 271 S. 2. Bb. 368 S.

Ein spannender Roman, nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten, aber geschickt gemacht. Er gehört in die Kategorie besserer Unterhaltungslektüre.

267. Die Overbecks Mädchen. Roman in zwei Bänden von Max Grad. Berlin. F. Fontane & Co. 2. Aufl. 1903. 1. Bb. 310 S. 2. Bb. 276 S.

Der Name des Verfassers, der, wie es scheint, noch jung ist, wird bald einen guten Klang haben. Der vorliegende Roman ist nicht bloßes Lesefutter. Er hat schon einen gewissen literarischen Wert. Der Verfasser muß sich in der Zukunft nur bemühen, Licht und Schatten etwas gleichmäßiger zu verteilen. Overbecks Mädchen, die Zwillingss-

schweftern, sind Ausbünde von allerlei Vortrefflichkeiten. Aber der Verfasser zeigt gerade an diesen beiden Gestalten, daß er sehr wohl zu individualisieren versteht. Die beiden so verschiedenartigen Naturen sind gut auseinandergehalten und repräsentieren scharfe Typen. Der Verfasser sichts in dem Romane für die Befreiung der Frau und für das Recht der gesunden Sinnlichkeit. Er hat viel Sinn für zarte Innigkeit und doch deutet manche Stelle darauf hin, daß er auch der Stärke und Kraft nicht ermangelt. Es handelt sich um die rechte Regierung, dann wird der Verfasser ganz Vortreffliches leisten.

268. Bulletin des Internationalen Arbeitsamts. Jena. G. Fischer. 1902. Band I. Jänner bis Dezember 1902. XLVI, 746 S., Mk. 7.50.

Ein alphabetisches Sachregister erleichtert die Benützung dieses Nachschlagewerkes, dessen reicher und erschöpfender Inhalt den Anschaffungspreis gering erscheinen läßt. Es stellt ein wohl lückenloses Jahresregister der sozialpolitischen Gesetzgebung aller modernen Staaten dar.

269. Geschichten aus Australien. Von Dr. Albert Daiber. Mit acht Vollbildern auf Tafeln. Leipzig. B. G. Teubner. 1902.

Der Verfasser hat in demselben Verlage ein schönes Reisebuch über Australien veröffentlicht, das wir schon angezeigt haben. Hier bietet er ein für die reifere Jugend berechnetes Geschichtenbuch, das aber auch Erwachsene mit Vergnügen lesen werden.

270. Humanismus und Historismus. Von Friedrich Alh. Marburg. N. G. Elwert. 1902. 31 S. 60 Pfg.

In einer Polemik hauptsächlich gegen das griechische Schullesebuch von Wilamowitz-Möllendorf verteidigt der Verfasser in warmer Weise das heutige Gymnasium. Wenn ich mich auch nicht bedingungslos auf seine Seite stellen kann, so stimme ich doch mit ihm überein in der Hochschätzung des klassischen Altertums und insbesondere Griechenlands. Mit ihm spreche ich voll Ueberzeugung die Worte des griechischen Dichters:

Wie die Blumen die Erd' und wie die Sterne den Himmel
Zieren, so zieret Athen Hellas und Hellas die Welt.

271. Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. D. Weise. Mit 26 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig. B. G. Teubner. 1903. VI, 128 S. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 16. Bändchen.) Preis geb. Mk. 1, geb. Mk. 1.25.

Daß die erste Auflage dieses lehrreichen und interessanten Büchleins nach wenigen Jahren vergriffen ist, darf als ein Zeichen des sich immer mehr entwickelnden Heimatsgefühls angesehen werden und zeigt, welcher Beliebtheit sich die Weisesche Arbeit zu erfreuen hat. Der Verfasser führt uns in der Arbeit die deutschen Volksstämme und Landschaften nach ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten vor Augen. Nach einer Einleitung, in welcher von der Bildung und Ver-

breitung der deutschen Volksstämme gesprochen wird, behandelt er in fünf Abschnitten die Sachsen, Franken, Bayern, Alemannen und Thüringer nach ihren durch die Natur ihrer Wohnsitze bedingten Charaktereigenschaften und den hiemit im Zusammenhange stehenden Leistungen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst, Technik, Gewerbe-tätigkeit, Politik und dergl. Dabei werden überall die hervorragenden Männer erwähnt und kurz und treffend charakterisiert. Die fünf Abschnitte des zweiten Teils enthalten Ergänzungen zu den Ausführungen des ersten, wobei das Landschaftliche den Einteilungsgrund bildet: es werden nach einander behandelt das nördliche, westliche, südliche, östliche Deutschland und zum Schluß das Herz Deutschlands, indem namentlich auf die Beziehungen der Bewohner zu den Nachbargebieten Bedacht genommen wird. Das Buch enthält eine Fülle von Anregungen in fesselter Form. Der reiche Inhalt läßt sich in einer kurzen Besprechung auch nicht annähernd andeuten. Dazu kommen noch gute Abbildungen von Landschaften, Städten, Baudenkmalern und volkstümlichen Kunstwerken. Der Preis ist dem Gebotenen gegenüber niedrig bemessen. Das Buch ist warm zu empfehlen.

272. Sigurd Slembé. Von Björnstjerne Björnson. Einzig berechtigte Uebersetzung von Cläre Greverus Mjöne. München. Albert Langen. 1903. 358 S. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Man darf der Verlagsbuchhandlung Langen in München in besonderem dafür dankbar sein, daß sie nach und nach alle bedeutenderen Werke Björnstjerne Björnson in guten Uebersetzungen veröffentlicht. Wir lernen erst dadurch Björnson ganz kennen. Das vorliegende Drama ist ein Jugendwerk Björnsons, aber wie viel Kraft und wie viel ewigster Poesie leuchtet schon aus ihm. Wie wir hören, wird in Deutschland eine Aufführung dieses Dramas vorbereitet und wir freuen uns, dieses Werk eines wirklichen Dichters auch auf der Bühne zu sehen.

273. Die Hochwürdigen. Von Georges Ancey. Komödie in sechs Akten. Einzig berechtigte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. München. Albert Langen. 1903. 188 S. Mk. 2, geb. Mk. 3.

Ein Theaterstück, das sehr aktuell ist, da es das Leben und Treiben des französischen Seelsorgeklerus in seiner Nacktheit und Schädlichkeit erörtert. Ich sage absichtlich „erörtert“, weil weniger der Dichter als der antiklerikale Politiker aus dem Werke spricht. Trotzdem ist es zu empfehlen, da einige der vorkommenden Typen gut gelungen sind.

274. Die Kleine Veronika. Novelle. Von Felix Salten. Berlin. E. Fischer. 1903. 144 S.

Der Verfasser reicht in dieser erzählenden Skizze zwar nicht an die Kunst seiner „Gedenktafel der Prinzessin Anna“, aber sie ist voll Talent und läßt in uns die Hoffnung rege, daß der Verfasser auf dem Gebiete der naiven Satire (wenn man durchaus eine Signatur haben will), noch Bortreffliches leisten wird.

Für den Inhalt verantwortlich: **Engelbert Fernerkorfer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien, VIII. Breitenfeldergasse 22.

Wie man's macht.

Von Dr. David Josef Bach (Wien).

Man liest keine Bücher mehr. Man nimmt sich nicht die Zeit und hat nicht die Zeit, sich über die Anstrengung des täglichen Berufes hinaus das Vergnügen geistiger Mühe zu bereiten. Man liest fast nur noch Zeitungen, und das gibt die Möglichkeit, von allem Wissenswerten etwas zu erfahren. Die Zeitung trifft für den Leser die Auswahl der Bücher, die er lesen soll — und erspart es ihm, sie zu lesen. Gegen das erste läßt sich nichts einwenden, es käme nur auf die Art der Durchführung an; es gibt nicht viel schönere Aufgaben für den Schriftsteller, als andere auf Schönes, das er getroffen, aufmerksam zu machen, heimliche Pracht ans Tageslicht zu ziehen, neuen Ruhm begründen, alten mehrten zu helfen. Aber dem Leser wird nicht nur neuer Genuß in Aussicht gestellt, sondern gleich vorgekaut. Am schlimmsten wird es mit wissenschaftlichen Werken. Hier gälte es, das Neue, Wesentliche an einer hervorragenden Erscheinung aufzuzeigen und so eine Möglichkeit zu bieten, daß der Zuwachs an Erkenntnissen selbst erworben und eingegliedert werde; wer Dank gegen den Spender neuer Wahrheiten, neuer ästhetischer und intellektueller Genüsse empfindet, der mag seinem ehrlichen Gefühl in einfachen oder prunkvollen, in stillen oder tönenden Worten Ausdruck geben. Aber gerade dies Ausströmenlassen und Uebertragen der eigenen Begeisterung auf den Leser ist in Verruf gekommen; nur zu leicht machte man die Entdeckung, daß ein Vorrat an Worten genüge, um den größten Namen und das bedeutendste Buch fingerfertig auszuschrotten; wenn die Begeisterungsblasen plagen, bleibt nichts als schmutziges Seifenwasser zurück. Der Leser wünscht also Sachlichkeit; da kommt er vom Regen in die Traufe. Man hat nichts zu sagen, oder will nichts sagen, weil es auch bequemer geht: man nimmt einfach das betreffende Buch, schneidet es aus, klebt Ausschnitt an Ausschnitt, bis der Artikel lange genug wird, um beim Leser Respekt vor dieser Fülle von Gelehrsamkeit zu erwecken, sagt einmal am Beginn „der berühmte Forscher“, ein zweitesmal dasselbe am Schluß, manchmal als Füllsel auch in der Mitte, und der wissenschaftliche Bericht voll Sachlichkeit ist fertig! Einmal ist es dieses, das anderemal jenes Buch, einmal dieser Künstler, das anderemal jener Forscher, die mißhandelt werden, einmal dieser, das anderemal jener Schriftsteller, die mißhandeln: der Typus bleibt, nur der Name wechselt.

Eine Sammlung von Feuilletons ist unter dem Titel: „Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Ein nichtkritisches Referat über Machs Analyse der Empfindungen von Dr. Theodor Beer, Privatdozent für vergleichende Physiologie an der Universität Wien“ erschienen.¹⁾ Ernest Mach — wer würde sich nicht freuen, wenn das verehrliche Publikum wieder darauf gestossen würde, daß in Oesterreich ein Forscher lebt, dessen Bedeutung bald überall jubelnd anerkannt werden wird, wo man ihn vorhin nicht beachtet oder gar mißachtet hatte? Vierzig Jahre wirkt dieses Phänomen unter uns, und erst in den letzten Jahren wird sein Einfluß auf die Entwicklung unserer besten Geister merklich und sichtbar. Als Mach im Jahre 1895 nach Wien berufen wurde, kannte man ihn in Wien in der großen Öffentlichkeit überhaupt nicht, und die wenigen, die schon einmal von diesem Namen läuten gehört hatten, waren nicht wenig betroffen, daß er gerade für die philosophische Lehrkanzel ausersehen. Man denke: ein „Nichts-als-Naturforscher“, der weder tiefgründige historische Studien über die Beziehungen Kants zu irgendwem, oder über die Abhängigkeit Platons von irgendwem angestellt, noch uns mit ethischen Untersuchungen gelangweilt, mit „feinsinnigen“ Bemerkungen über psychologische Fragen geärgert hatte, wurde zum Lehrer der Philosophie bestellt. Der Alerger war groß, namentlich in unserem lieben Oesterreich, wo wir gewohnt sind, uns nur schwer zum Vernünftigen zu entschließen und noch schwerer das einmal Erwählte fallen zu lassen, wenn es schon längst unbrauchbar und schädlich geworden ist. Die Herbart'sche Schule hat sich unleugbar große Verdienste um Oesterreichs geistige Entwicklung erworben; nicht nur in pädagogischer Hinsicht, wo wir ihr die Reform, ja erst die Lebensfähigkeit unserer Mittelschulen und Universitäten zu danken haben, sondern auch in philosophischer. Aber dabei sind wir jahrzehntelang stehen geblieben; alle Lehrstühle waren mit Herbartianern besetzt, noch zu einer Zeit, wo selbst die Galvanisierungsversuche Zimmermanns, wohl des feinsten Kopfes der ganzen Schule, mittels der Atomtheorie den Reichnam der Herbartischen Philosophie nicht mehr lebendig machen konnten. Brentano wäre ein Fortschritt gewesen: aber man gab ihm nicht die Möglichkeit, eine größere Wirksamkeit zu entfalten. Er hatte die Freude, einzelne seiner Schüler akademische Lehrstühle besteigen zu sehen, ihm selbst blieb ein solcher versagt; so gründete er zwar eine Schule, aber nur wenige Schüler konnten Ausbildung durch ihn genießen. Langsam nur haben sich die Brentanisten durchgesetzt, man möchte fast sagen, erst zu einer Zeit, wo es schon zu spät für sie war. Und diese Brentanisten mußten es mit ansehen, daß die erste philosophische Lehrkanzel, die in Wien frei wurde, nicht einem der Ihren zufiel, sondern diesem Ernest Mach, den sie als Physiker hochschätzten, weil diese Anerkennung sie zu nichts verpflichtete; hier war ihr Urteil durch keinerlei Sachkenntnis getrübt. Aber als Philosoph! Alles, was sie da von ihm wußten,

¹⁾ Mit einem Porträt Machs. Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner, 1903.

genügte, um sie wie alle „systematischen“ Philosophen von Schule und Fach zu ärgern und in Aufregung zu versetzen. Schließlich, er war bloß ein „Autodidakt in philosophischen Dingen“, dessen Schrullen man belächeln, dessen Angriffe man totschweigen konnte. Aber plötzlich erhielt er den amtlichen Stempel „Professor der Philosophie“, und man mußte sich mit ihm irgendwie abfinden. Allerhand heitere Geschichten aus Prager Universitätskreisen werden erzählt, da die Nachricht von Machs Berufung nach Wien bekannt wurde; aber dieser Klatsch zeigt nur die lächerliche Seite der Art, wie man in Deutschland und in Oesterreich einem Mann wie Mach begegnete. Immer war es sein Schicksal gewesen, von den Fachgenossen mit Mißtrauen angesehen oder geflissentlich übersehen zu werden. Als er seine Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit“, die jetzt in seine „Populärwissenschaftlichen Vorlesungen“ übergegangen ist, anfangs der Siebzigerjahre an eine physikalische Fachzeitschrift sandte, wurde sie ihm als unbrauchbar zurückgewiesen, obwohl er damals als Professor der Physik zumächstmäßig geacht war; man kann ruhig die Behauptung wagen, daß diese Zurückweisung ebenso berühmt werden wird wie jene, die Helmholtz mit seiner „Erhaltung der Kraft“ widerfuhr. Ueberhaupt — der Vergleich zwischen Helmholtz und Mach liegt nahe; aber die Ausführung dieses Vergleichs mag billig noch ruhen, bis wir objektiv genug geworden sind, den Vergleich zu führen, und objektiv genug — ihn uns gefallen zu lassen.

Wie die Dinge liegen, schadet vorläufig ein bißchen Ueber-schwang nicht, und man wünschte recht viel Begeisterung, um auch andere anzustecken. Herr Dr. Veer verfügt über ein ausgiebiges Quantum von Begeisterung, und dies kann man nur löblich finden, ohne über den Geschmack streiten zu müssen. Aber diese Begeisterung mag noch so wohlthuend wirken: um einen Mann wie Mach der großen Lesermasse näher zu bringen, dazu gehört noch der andere Teil der Aufgabe, sein Werk nicht nur zu preisen, sondern auch zu schildern. Wenn es die Ausführlichkeit allein machte, dann wäre hier nichts zu erinnern. Nur eine einfache Ueberlegung. Das Werk selbst hat 244 Druckseiten, wobei einige Seiten auf Titel, Register und Abbildungen kommen; das Referat, in welchem das Buch besprochen wird, zählt nicht weniger als 114 Druckseiten, die einzeln an Worten wohl weniger enthalten, als je eine Seite des Buches, aber auf drei Seiten des Buches kann man eine des Referates rechnen. 114 Seiten! Welche ungeheure Fülle von Wissen würde dazu gehören, um auch nur den dritten, ja den fünften Teil mit eigenen Gedanken über ein fremdes Werk zu füllen! Es wird von vorneherein klar, daß die geistigen Kosten dieses langwierigen Referatbetriebes vom Autor des Wertes, nicht vom Verfasser des Referates bestritten werden.

In der That, die Feuilletonsammlung ist zum aller-, allergrößten Teile wörtlich abgeschrieben, nicht nach Sätzen, sondern nach ganzen Abschnitten, die mit Hilfe einiger Allerweltpartikel aneinander gefleht sind. Man könnte nun sagen, es sei am besten, den Autor des Wertes selbst reden zu lassen. Schön; wenn es sich um markante

Stellen handelte, wäre gegen ein solches Verfahren nichts Wesentliches einzuwenden. Aber es müßte doch irgendwie gekennzeichnet sein, daß man den Autor selbst sprechen läßt, und dann, dieses Referat besteht fast nur aus „markanten Stellen“; wozu also das Referat? Warum nicht lieber gleich das Buch, oder eine Auswahl aus dem Buch abdrucken? Doch der Referent will sich seine Eigenheit bewahren, auch dort, wo er seitenlang abschreibt. Witten in einer rührenden Ueber-einstimmung zwischen Buch und Referat stößt man auf seine Unter-schiede:

Das Buch:

Weil man jeden Bestandteil einzeln wegnehmen kann, ohne daß dies Bild aufhört, die Gesamtheit zu repräsentieren und wieder erkannt zu werden, meint man, man könnte alle wegnehmen und es bliebe noch etwas übrig. So entsteht in natürlicher Weise der anfangs imponierende, später aber als ungeheuerlich erkannte philosophische Gedanke eines (von seiner „Erscheinung“ verschiedenen, unerkennbaren) Dinges an sich.

Das Referat:

Weil man nun in der Vorstellung und oft sogar in Wirklichkeit jeden Bestandteil eines Objektes einzeln wegnehmen kann, ohne daß der Name aufhört, den Gesamtbestand zu repräsentieren und der Verständigung zu dienen, meint man zuletzt irrig, man könnte alle wegnehmen und es bliebe doch noch etwas übrig. So entsteht der anfangs als besonders philosophisch imponierende, bei solcher Ueberlegung aber sofort als ungeheuerlich unsinnig entlarvte, als durchaus chimärisch abzuweisende Gedanke eines „von seiner Erscheinung verschiedenen, unerkennbaren Dinges-an-sich“.

Mach begnügt sich mit „imponierend“ und als ungeheuerlich erkannt; sein Verbesserer macht daraus „als besonders philosophisch imponierend“ und „als ungeheuerlich unsinnig entlarvt“! Man begreift, daß ein Forscher wie Mach, der allen Systemen zu Leibe rückt, weil eben der Zwang des Systems früher oder später das Denken verkrümple, auch den Kantischen Standpunkt ablehnen muß; aber die Adepten sollten von ihrem Meister, wenn schon nichts anderes, so doch wenigstens die Achtung vor fremder Geistesarbeit und Ehrfurcht vor gewaltigen Leistungen lernen. Herr Dr. Beer bemerkt, daß Machs kritischer Geist vor Kant ebensowenig Halt macht wie vor irgendeinem anderen; flugs hat er für Kant die ganze Verachtung des witzigen Feuilletonisten: „Sicherlich gibt es nicht zu viele Stellen in Kants wie von einer sprachlichen Arthritis deformans befallenen Werken, die ein Naturforscher und Stillkenner im zwanzigsten Jahrhundert ohne eine Art Nausea wird lesen können.“ Armer Kant! Er wird es gewiß lebhaft bedauern, daß durch seine Werke ein nicht kritischer Referent, der gleichzeitig „Naturforscher und Stillkenner“ ist, an der Gesundheit Schaden leidet. Es hat ganz den Anschein, als ob

Herr Beer mit Rücksicht auf seine Gesundheit nicht allzutief in Kants Schriften eingedrungen wäre, obwohl er bei Mach hätte nachlesen können, welchen Eindruck auf diesen auch nicht üblen Geist beispielsweise Kants „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik“ gemacht haben. So bleibt nichts übrig, als den früher zitierten Satz von der Nausea, der mitten in eine Mach'sche Gedankenreihe eingezwängt ist, ausdrücklich mit der Marke „Beer“ zu versehen.

Aber es werden nicht nur Wörtchen, sondern auch Sätzchen eingeschoben; nur ist ein bißchen Vorsicht vonnöten. Man vergleiche:

Das Buch:

Dem Kinde erscheint alles als substanzuell, zu dessen Wahrnehmung es nur seiner Sinne bedarf. Das Kind fragt, „wo der Schatten, wo das gelöschte Licht hinkommt?“ Es will die Elektrifiziermaschine nicht weiterdrehen lassen, um den Funkenvorrat derselben nicht zu erschöpfen. Ein noch nicht ein Jahr alter Knabe wollte seinem ein Liebchen pfeifenden Vater die Töne von den Rippen wegfangen.

Das Referat:

Kindern erscheint fast alles substanzuell; es kommt wohl vor, daß ein Großstadtkind, zum erstenmale an einen „wirklichen“ Strom gebracht, verwundert sagt: Ist das so wie ein elektrischer Strom? — im Allgemeinen aber fragen sie, wo der Schatten, wo das gelöschte Licht hinkommt, wollen einem Pfeifenden die Töne von den Rippen wegfangen.

Alles stimmt; aber der Interpret hat um ein Beispiel mehr. Sehr löblich; man muß alles recht deutlich machen. Doch merkwürdig ist dieses Großstadtkind; nicht etwa, weil es schon den elektrischen Strom kennt, bevor es ordentlich deutsch reden kann, sondern weil es eine gar so geschickte Frage stellt. Umgekehrt hätte die Frage einen Sinn; wenn ein Kind den Ausdruck „elektrischer Strom“ hört, mag es an einen substanzuellen Strom denken, und dann paßte es in den Zusammenhang. So aber — doch die Frage ist gestellt worden, freilich nicht so dumm und nicht von einem Kinde. Mach selbst erzählt einmal — aber nicht in der „Analyse der Empfindungen“ — von aufgeweckten Anfängern, die nach bestimmten Analogien zwischen Wasserfall und elektrischen Potentialfall gefragt hätten; also aufgeweckte Anfänger, die aus physikalischem Interesse fragen, und nicht ein blödsinniges Großstadtkind! Ja, ja, das Popularisieren!

In der Verwendung Mach'scher Gedanken aus anderen Werken, ohne die Quelle zu nennen, ist der Popularisator gar nicht schüchtern. So wird der Schwindel einer vierten Dimension in einer Anmerkung abgetan. „Ein Akkoucheur, der eine Geburt durch die vierte Dimension leistete, ist noch nicht aufgetreten. Die Frage würde sofort eine ernste, wenn dies geschähe.“ — Die Bemerkung ist schlagend; kein Wunder, denn sie ist in Mach's „Mechanik in ihrer Entwicklung“ zu finden.

Nicht nur das Erweitern, auch das Zusammenziehen gehört zum Handwerk des richtigen wissenschaftlichen Popularisators. Man wird nämlich oft im besten Abschreiben durch eine dumme Abbildung ge-

stört, die man nicht mitabschreiben kann; was verschlägt's? Man zieht eben zusammen. Mach erörtert in ausführlicher Weise, daß bei der Identität zweier Rhythmen die physikalische von der physiologischen Identität gefondert werden muß, und erläutert dies an einem Notenbeispiel. Das Notenbeispiel abzuschreiben, war zu unbequem; so werden einfach zwei Absätze in einen zusammengezogen und der Sinn vollkommen beseitigt; Vernunft wird Unsinn

Und all dies Abschreiben, Zerdehnen, Zerreißen, Durcheinanderwerfen — ein ganzer Absatz besteht aus lauter abgeschriebenem, aber in ihrer Stellung veränderten Sätzen —, Schmuggeln und Unterschlagen nennt man ein Referat! Es ist ja wahr, den Mach'schen Gedankenkreis einem größeren Publikum zugänglich zu machen, ist eine unendlich schwierige Aufgabe. Eine zusammenhängende Darstellung ist das erste Erfordernis für ein bequemeres Verständnis. Aber gestehen wir es nur: Mach'sche Gedanken sind noch von niemandem zu Ende gedacht worden. Die Einheit all dieser zerstreuten Gedanken ist durch die Einheit des Standpunktes gewährleistet; aber dieser einheitliche Standpunkt hilft uns nur, die Dinge zu überschauen; die Beschreibung des Bildes, das sich da bietet, muß erst noch geleistet werden. Mach bietet uns kein System, nicht einmal eine Lehre, sondern ein Programm, nach dem wir arbeiten müssen. Wäre es anders, dann wäre die Schule mit ihrem Gründer zu Ende — die paar Doktorarbeiten, die um seine Gedanken herum noch geschrieben werden könnten, zählen hier ebensowenig mit als in anderen Fällen; aber gerade dadurch, daß sie die Möglichkeit und die Pflicht zur Arbeit erst schafft, bewährt sie ihre Fruchtbarkeit und Bedeutung. So hieße am Ende Popularisieren Mach'scher Denkungsweise zunächst nur, andere Forscher mit ihr vertraut zu machen; erst die von ihnen noch zu leistende Arbeit könnte dann ein weiteres Popularisieren, ein Hinaustragen in alle wissenschaftlich oder philosophisch interessierten Kreise ermöglichen. Doch steht die Sache glücklicherweise etwas anders. Mach selbst hat darauf verwiesen, daß das Denken des gemeinen Mannes im Grunde nicht verschieden ist von dem des Philosophen; so brauchte man nicht erst die Arbeit einer Generation abzuwarten, sondern könnte breitere Massen zu gemeinschaftlicher Denkarbeit erziehen, wenn man sie nur die Anwendungsmöglichkeit dieser neuen philosophischen Betrachtungsweise, oder wenn man noch ein einfacheres Wort will, dieser neuen Forschungsmethode lehrt.

Und nun Beer's Popularisierungsversuch! Es ist schlimm, daß er gerade an Mach verübt wurde, aber schließlich handelt es sich nicht mehr um die spezielle Person des betroffenen Gelehrten, nicht um die des Missetäters, sondern um einen allgemeinen Brauch, der endlich abgestellt werden muß. Wen kümmerts, was für Schriften Herr Dr. Beer mit seinen Namen decken will? Bei einem Fachausatz hätte er eine solche Arbeitsmethode vermutlich nicht angewandt, ja für unstatthaft gehalten. Aber vor dem überbeschäftigten großen Publikum Lieber Leser, merkst du's denn nicht? Wenn du solch eine Feuilletonserie gelesen und verstanden hast, dann lies lieber gleich Mach's Buch,

man versteht, was man verstehen will. Aber es ist wahr, du wirst die 114 Druckseiten des Referates nicht lesen, nur bewundern; dann kauf dir Nachs. Buch, und bewundere dieses, ohne es zu lesen. Wenn die Könige bauen . . . Kärner finden wenig Anwert mehr; aber flinke Agenten machen mit den Prachtbauten anderer gute Geschäfte.

Akademische Reformbewegungen.

Von Dr. Friedrich Hertl (Wien).

Noch immer wird die hohe Wichtigkeit einer zeitgemäßen Reform unseres akademischen Lebens in weiteren Kreisen nicht gebührend gewürdigt. Man zuckt ironisch lächelnd die Achseln über den veralteten Kram, in dem eine große Zahl von Studenten fortbauend den Inbegriff ihrer Aufgaben sieht, doch man vergißt die ungemein schweren und weitreichenden Folgen für unser ganzes öffentliches Leben, die aus dem Mangel an Ernst, Verantwortlichkeitsgefühl, geistigen und moralischen Interessen bei unserer Hochschuljugend entspringen. Doch trotz aller Versuche ist seit der großen Burschenschaftszeit, die der deutschen Einigung und dem Erwachen der Geister im Jahre 1848 so stark vorgearbeitet hat, keine durchgreifende Reform mehr geglückt. Der Grund liegt in der immer reaktionärer werdenden Stimmung der bürgerlichen Schichten, aus denen die Studenten stammen und in der rasch vorübergehenden Natur der Studienzeit selbst. Zahlreiche talentierte und begeisterte junge Leute haben ein oder zwei Studienjahre am Anfang ihres akademischen Lebens dem schönen Ziel einer geistigen Weckung ihrer Genossen gewidmet, ohne Dauern des Schaffens zu können und um schließlich in Resignation zu enden.

Den Akademiker bewegt nicht seine Klassenlage zur Ergreifung einer Richtung, wie den Arbeiter, Bauer, Bürger zc., sondern irgend eine in seiner Schichte mächtige Ideologie, die ihn bei uns in den meisten Fällen unduldsam und unfähig zur Selbstkritik macht. Gegen solche Verhältnisse zu kämpfen, erfordert aber große geistige Reife, Fähigkeit des ruhigen Eingehens auf den gegnerischen Standpunkt und dialektische Gewandtheit, alles Dinge, die erst allmählich erworben werden. Wenn sie einmal da sind, ist meist der reformeifrige Jüngling bereits am Ende seiner akademischen Zeit angelangt. — So sehen wir immer wieder dasselbe Schauspiel: Anfangs sind Zeit und Begeisterung vorhanden, es fehlt aber die Fähigkeit wirksamer Agitation, später ist es umgekehrt. —

Einige erfreuliche Resultate hat die letzte derartige Bewegung doch gezeitigt, wir meinen die deutsche Finkenchaftsbewegung, über die uns eine Broschüre eines ihrer Leiter gut informiert.¹⁾

¹⁾ Dr. Paul Szymant: Die Finkenchaftsbewegung, ihr Entstehen und ihre Entwicklung bis zur Gründung der „Deutschen freien Studentenschaft“. München. 1900. Verlag Bavaria.

„Finken“ oder Wilde werden in der studentischen Sprache bekanntlich bald alle keiner Korporation angehörenden, bald nur die nicht farbentragenden Studenten genannt. Wie der Verfasser zeigt, war ihr Ansehen von altersher weit geringer, als das der Farbentragenden, die als die alleinigen Vertreter des echten deutschen Studententums angesehen wurden. Doch schon in vormärzlicher Zeit gab es einige Organisationsbestrebungen. Die erste große Reformbewegung der Finken entstand aber anfangs der Sechzigerjahre, ihr Programm war Opposition gegen die Korps, Abschaffung des Duells und derlei mittelalterlicher Institute, Konzentration sämtlicher Studenten ohne Unterschied von Religion und Nationalität, Errichtung gemeinnütziger Institute. Nach dem Jahre 1870 verloren sich jedoch diese Bestrebungen in völliges Dunkel. Erst im Jahre 1892 wurde gleichzeitig im Norden und Süden Deutschlands der Versuch gemacht, die Vorherrschaft der Korporationen zurückzudämmen und die Nichtinkorporierten zu einem mitbestimmenden Faktor im Universitätsleben zu machen. An der Universität Berlin gab der damalige Rektor, Prof. Wilhelm Förster, durch die Neubelebung des allgemeinen Studentenausschusses Anstoß zur „unabhängigen Bewegung“, die jedoch nach mancherlei Stürmen schon im nächsten Jahr ihr Ende nahm. Zu gleicher Zeit wurde an der Universität Freiburg i. B. ein Ausschuß der Nichtinkorporierten, der mit dem Korporationsausschuß zusammen die offizielle Vertretung der Studentenschaft bildet, geschaffen. Er ist eine Zwangsgemeinschaft für alle Nichtinkorporierten, die im Semester Mt. 2 Beitrag zu zahlen haben. Das folgenreichste Ereignis aber war die Gründung einer Vertretung der Leipziger Nichtinkorporierten. Bezeichnend für den Geist der Bewegung ist, daß man die bisherigen Spottnamen „Finken“ zu einem Ehrennamen machen wollte und daher als amtlichen Titel den Namen „Leipziger Finkenschaft“ ausbrachte. In den folgenden Jahren entstanden ähnliche Organisationen an den meisten deutschen Hochschulen. Am wichtigsten wurde die Gründung von Finkenschaften in Berlin und Charlottenburg (Technik), wo von Anfang an ein radikaleres Reformstreben sich kundgab als anderswo. Nach zwei Tagungen von Vertretern der Finkenschaften zahlreicher Hochschulen zu Wittenberg und zu Berlin kam es schließlich im Jahre 1901 in Weimar zur Gründung eines Verbandes, der den Namen „Deutsche freie Studentenschaft“ annahm und alljährlich seinen Vertretertag in der Goethe-Stadt abhält.

Den Ausgangspunkt der meisten Organisationsbestrebungen bildete der Gegensatz zu den Korporationen, wie er sich anlässlich der Zurücksetzung der Nichtinkorporierten bei akademischen Festlichkeiten und in der Duellfrage zeigte. Eine Haupttätigkeit der Bewegung bestand auch in Bemühungen um Einsetzung von Ehrengerichten und sonstigen Institutionen zur Wahrung der persönlichen Freiheit gegen den Duellzwang. Es will mir nur scheinen, daß in dieser Hinsicht noch lange nicht energisch genug vorgegangen wurde. Auf dem diesjährigen Vertretertage zu Weimar, wo diese Frage zur Diskussion stand, erging man sich in allerlei Feinheiten, wie in der theoretischen Konstruktion

einer äußeren Ehre neben der inneren, zu deren Schutz das Duell doch nicht vollständig entbehrt werden könne, u. dgl. m. Der radikalen Forderung nach energischer Bekämpfung dieser barbarischen Unsitte, deren notwendige Folge eine abscheuliche Verflachung des Ehrbegriffes ist, tritt man mit dem Bedenken entgegen, die Finkenschaft solle ja vermöge des „Vertretungsprinzips“ alle, demnach auch die duellfreundlichen Finken vertreten, und könne daher nicht entschieden Partei ergreifen. Ein solcher Standpunkt ist aber dem inneren Erstarken der Bewegung sehr gefährlich, wie wir gleich zeigen wollen. Offenbar bezieht sich die Unparteilichkeit der Finkenschaften nur auf politische und religiöse Fragen, keineswegs aber auf solche, die aus dem Widerspruch studentischer Sitten, oder besser Unsitten, gegen das allgemeine Zeitbewußtsein entspringen. Wie zweckmäßig wäre es, wenn die Finkenschaften im Anschluß an die neugegründete Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, durch Vorträge, Flugblätter u. dgl. wirken wollten. Was würde man über eine Finkenschaft denken, die dies mit der Begründung ablehnen wollte, sie vertrete auch diejenigen Mitglieder, die die Prostitution für etwas nützlich halten, und könne daher nicht Partei nehmen. Es ist aber eine alte Tatsache, daß nur energisches Parteinehmen einer Bewegung Beachtung und Ansehen verschafft, die sonst Gefahr läuft, in allerlei Formalien, Streitigkeiten um Etikette- und Organisationsfragen zu verflachen. Es will mir beinahe scheinen, als ob die neueste Phase der deutschen Finkenschaftsbewegung sich bereits bedenklich diesem Punkte nähert. Eine Haupttätigkeit mancher Organisationen scheint tatsächlich in der Erfindung neuer Geschäftsordnungen zu bestehen.

Eine fruchtbringende Tätigkeit entfalten an manchen Orten die „Abteilungen“ für bestimmte Fächer, in denen Vorträge und Diskussionen über wissenschaftliche und künstlerische Fragen veranstaltet werden. Eine Uebung im öffentlichen Sprechen und im ruhigen Diskutieren mit Gegnern tut ja unseren Studenten sehr not. Zu wünschen wäre nur, daß dabei der nüchterne Stil bevorzugt und der unter Studenten so beliebten Phrasenhaftigkeit von Seiten der Leiter entgegengetreten werde. An manchen Universitäten veranstalten literarische Abteilungen Dilettantenvorstellungen, die oft ein erfreuliches Zeugnis von dem Erwachen eines feineren Geschmacks unter der Studentenschaft ablegen. Abteilungen für Geselligkeit, Kegeln, Schachspiel, Fechten, Fußwanderungen, erfreuen sich regen Zuspruches. An mehreren Hochschulen, unter denen Charlottenburg und Leipzig hervorrangen, bestehen Arbeitsvermittlungsamter, die Lektionen und ähnliche Erwerbsstellen nachweisen. Ein bis jetzt unerreichtes Ideal ist die Errichtung studentischer Kaffinos und Speisehallen, deren Verwirklichung der Bewegung einen festen Mittelpunkt und einen sicheren Aufschwung verschaffen würde. Schon in all diesen Dingen liegen Ansätze zur Parteinahme. Eine ängstlich um ihre Parteilosigkeit besorgte Finkenschaft könnte überhaupt gar nichts tun. Wenn ihre literarische Abteilung ein modernes Stück zur Aufführung bringen will, könnte man einwenden, dies verstoße gegen die Anschauungen jener mitvertretenen Finken, die der alten

Kunst anhängen. An Speisehallen dürfte man gar nicht denken, denn es gibt vielleicht Wirtsföhne unter den Finken, deren heiligste Gefühle verletzt werden könnten. Den besten Ausweg scheint uns eine von der Bonner Finkenschaft akzeptierte Formel zu zeigen, die lautet: „Vertreten wird jeder an der Bonner Universität immatrikulierte, keinem abgeschlossenen Vereine aktiv oder als Verkehrsgast angehörige Student, es sei denn, daß er seinen Willen, nicht vertreten zu werden, dem Vorstande anzeigt.“

Bemerkt sei, daß der Finkenschaftsbewegung mehrere lokale Hochschulzeitungen und ein Zentralorgan, die „Finkenblätter“ zur Verfügung stehen. An mehreren Hochschulen bestehen Altfinken-Verbände, die geschlossene Vereine ehemaliger Finken sind, während die Finkenschaften selbst bekanntlich nicht als Vereine auftreten. Von ihnen geht die Agitation und die Vertretung bewährter Traditionen unter den wechselnden akademischen Generationen aus. Die Aufgabe der Presse ist es, energisch Partei für eine zeitgemäße Reform des akademischen Lebens zu nehmen, ohne ängstliche Rücksicht auf allerlei formale Bedenken. Es bedarf viel Gärstoffes, um die träge Masse der heutigen deutschen Akademiker in Bewegung zu bringen. Mit bloßen idealistischen Phrasen und Herumwerfen mit Schlagwörtern wie Individualismus und Sozialismus u. dgl. wird dies nicht gelingen. Arbeit und Kühnheit sind die Voraussetzungen jedes weiteren Aufschwunges der hoffnungsreichen Bewegung.

Literarische Anzeigen.

275. Die soziologische Theorie. Von Ernst Viktor Jenker. Berlin, Georg Reimer. 1903. 134 S. M. 3.

Dieses Buch bildet den 2. Band der „Gesellschaft“, dessen 1. Band wir seinerzeit angezeigt haben. Es enthält die drei letzten Teile des ganzen Werkes: III. Soziologie als Wissenschaft. IV. Was ist eine Gesellschaft? V. Soziale Kräfte und Gesetze. Hier wird die eigentliche soziale Theorie entwickelt. „Freilich mußte dieser theoretische Teil im höheren Grade als der erste rein deskriptive Teil weitergehenden Zwecken, als es die allgemeine Orientierung auf soziologischem Gebiete sein kann, dienen. In der theoretischen Soziologie herrscht heute geradezu erschreckende Anarchie, wie sie keine zweite Wissenschaft kennt. Eine große Anzahl von ganz ausgezeichneten, zum Teile sogar genialen Forschern aller Nationen arbeitet emsig an dem Studium der gesellschaftlichen Probleme und wirft alljährlich einige hundert soziologische Bände auf den Büchermarkt. Trotz dieser fieberhaften Emsigkeit und trotzdem jeder einzelne die Grundtatsachen der Soziologie entdeckt zu haben erklärt, will es mit der Soziologie nicht vorwärts gehen und es ist eigentlich nicht ein einziger, allgemeiner Satz über jeden Zweifel festgestellt. Der Grund hiefür liegt keineswegs in der Natur des Gegenstandes, sondern in der Art des Forschens in der besagten Anarchie. Ein jeder Forscher bildet eine Welt für sich

und umgibt sich mit einer chinejschen Mauer. Was andere vor ihm gefunden haben, sichts ihn nicht an. Er beginnt an einer friichen Stelle nach dem Schatz zu graben und entdeckt auch jedesmal etwas, was er wenigstens für den gesuchten Schatz ausgibt. Es gibt daher so viele soziologische Systeme, als es Soziologen gibt, und da jeder an seiner Anschauung mit dem Eifer eines Religionsstifters oder philosophischen Systemmachers hängt und alle anderen Anschauungen für falsch erklärt, kann es nicht einmal zu einer wissenschaftlichen Diskussion kommen. Nur durch eine solche wäre es aber möglich, festzustellen, was von dem bisher auf soziologischem Gebiete zu Tage Geförderten unbedingt als unhaltbar zurückzuweisen, was unbedingt als erwiesen zu betrachten wäre und endlich, was eventuell einer neuerlichen und gründlichen Durchforschung zu unterziehen wäre. Nur auf diese Weise wäre es möglich, Ballast über Bord zu werfen, Arbeitskraft zu sparen und rationell weiterzuarbeiten. Für eine solche Diskussion die gemeinsame Plattform zu schaffen, das war der nächste Zweck dieses zweiten Bandes. Es werden die Mitforschenden und Mitstrehenden vielleicht daraus zum erstenmale sehen, daß sich Ansichten, die bisher für unversöhnlich gegolten, recht gut nebeneinander vertragen können und daß man nicht alles andere vertwerfen müsse, wenn man einen Satz für recht erkennt. Wenn ich sage, ein Tempel ist ein Kunstwerk, ist eine Andachtsstätte, ist ein von Mauern umschlossener Raum, ist eine Freistätte u. s. w., so stelle ich eine Reihe von Begriffsbestimmungen auf, die miteinander ganz und gar nichts zu tun haben, die sich aber trotzdem nicht ausschließen, da ein Tempel eben alles das zugleich ist. Wenn aber der Soziologe A behauptet, die Gesellschaft sei ein Werk der Vernunft, B sie sei ein Kind der Triebe, C sie sei die Frucht des Klassenkampfes, D sie beruhe auf der Arbeitsteilung, E sie sei das Ergebnis der natürlichen Kräfte des Milieus, F sie sei Nachahmung u. s. w. u. s. w. — dann wird nicht einmal der Versuch gemacht, nachzusehen, ob sich denn wirklich diese Begriffsbestimmungen ausschließen oder ob sie sich nicht vielmehr in ein gehöriges System der Ueber- und Unterordnung gebracht, sehr gut nebeneinander vertragen. Ich habe diese Aufgabe in dem vorliegenden Bande auf mich genommen. Wenn mir „wohlwollende“ Kritiker nachrufen werden, ich sei ein Eklektiker, so werde ich ihnen mit Seeleeruhe erwidern: Ich habe mich noch nie vor einem Worte gefürchtet und auch das Wort Eklektizismus kann mir keine Grausen einjagen. Wenn Menschen immer nur originell sein wollen, denke ich immer an den Goetheschen „Narren auf eigene Faust“. Die Soziologie hat bisher genug „originelle“ Leistungen aufzuweisen; es wäre kein Unglück, wenn sie nun zu einer „bloßen“ Synthese des Gefundenen schreiten würde. Inwieweit ich durch mein Buch eine solche angebahnt und damit vielleicht zu einer Umkehr in der Soziologie mit beigetragen habe, wird die Zukunft lehren. Nur diejenigen, welche den Stand unserer Wissenschaft gar nicht kennen oder die Uebelwollenden, werden meine Absichten wieder verkennen, wie sie es in früheren Fällen getan haben. Dem Einsichtigen brauche ich

nicht erst zu sagen, daß ich die von mir formulierten Gesetze nicht für unumstößlich halte. Ich betrachte sie als Thesen, die zunächst im Zusammenhang mit dem ganzen Komplex der Probleme in Diskussion zu ziehen wären. Keine Wissenschaft hat ihr Ziel anders erreicht. Auf eine lange Epoche der Analysis und der individualistischen Forschung mußte eine Zeit der Synthese, der Zusammenfassung und Organisation folgen. Nur wenn auch diese Epoche eintritt, war die Mühe der vorgegangenen nicht verloren. Wie aber soll diese Organisation anders erfolgen als durch Diskussion einer gemeinsamen Grundlage. Wie viel von dieser Grundlage auch nach der Diskussion noch übrig bleibt, muß dem ehrlichen, selbstlosen Forscher ganz einerlei sein. Und wenn die Einigung über noch so wenige Punkte erfolgt, wird dies doch einen enormen Fortschritt bedeuten gegenüber der heutigen Anarchie, in der alles, auch das Beste bestritten und unsicher ist.“

276. Aus Uebersee und Europa. Von Albrecht Wirth. Berlin. Gose & Teglass. 1902. 407 S.

Ein überaus reichhaltiges, durchaus interessantes Buch, das man in einem Zuge lesen kann, ohne zu ermüden. Am Ende der Lektüre ist man über die Weltlage orientiert und hat einen guten Einblick in viele der wichtigsten öffentlichen Probleme unserer Tage. Das Buch bietet eine Reihe von Artikeln, von denen jeder selbständig ist und für sich gelesen werden kann, die aber in einem inneren Zusammenhange stehen und ohne die abschreckende Form eines systematischen Lehrbuches doch ein methodisches Ganze geben. Statt einer Analyse des Buches geben wir hier das Inhaltsverzeichnis wieder: Afrika: Südafrikanische Studien. Die Lage in Südafrika. Politische Korrespondenz über Südafrika. Die Aussichten der Buren. Vom Beaufort West nach Dndtshoorn. Geschichtliches über Portugiesisch-Ostafrika. Britisch-Ostafrika. Belgische Absichten in Marokko. Amerika: Wissenschaftliches Leben in Washington. Die Universität Chicago. Die Universität von Kalifornien. Kalifornische Zustände. Ein Paradies des Huronensee. Europa und Nordamerika. Deutsche Einwanderung in Amerika. Deutschland in Amerika. Asien: Die Lage im fernen Osten. Ein halbes Jahr koreanischer Entwicklung. Die Ermordung der Königin von Korea. Japanische Finanzen. Das japanische Kabinett von 1898. Gefechte der 3. japanischen Division in der Mandchurie. Die Entwicklung Japans. Die russischen Pläne in Ostasien. Entwicklung und Ausbreitung der Chinesen. China in der Weltgeschichte. Die Aussichten der Mächte in China. Von Tokio nach Formosa. Die Rassen Japans. Asien nach dem Kriege. Die Gefährlichkeit Japans. Der englisch-japanische Vertrag. Die Lage in Indien und Iran. Die indische Presse. Die wirtschaftliche Lage in Sibirien. Europa: Deutschland und England. Die Lage in Irland. Die United Irish League. Die Bevölkerung Irlands. Irische Auswanderung. Land und Steuern Irlands. Entwurf zu einer Geschichte Europas. Allgemeines: Eigenart in der Geschichtsschreibung. Aus allen Erteilen. Gobineau. Jean Paul. Vorkämpfer deutschen Volkstums. Eine Aufgabe für deutsche

Akademien. Die Weltlage. Die Rassen Europas. Vergleiche. Napoleon. Alldeutsche Hochziele.

277. Die Verrohung der Literatur. Ein Beitrag zur Haupt- und Sudermännerei. Von Karl Bleibtreu. Berlin. Schall & Kentel. 1903. 108 S. Mf. 1:50.

Das ist großes Geschütz und in schwerer Menge. Kein Zweifel, daß Bleibtreu in dieser Streitschrift oft ungerecht wird. Kein Zweifel aber auch, daß man ihm auch übel genug mitgespielt hat, und daß seine Begabung groß genug ist, um mehr Beachtung zu verdienen und zu finden, als ihm zuteil geworden. Kein Zweifel endlich auch daran, daß er oft ins Schwarze trifft. Insbesondere wird man vieles von dem, was er über die maßlose Ueberschätzung Gerhart Hauptmanns sagt, unterschreiben können. Oft aber scheint es, als ob der Verfasser nur eben zuhauen wolle und etwas von wildem Berferkertum tritt zutage. Vieles sei ihm verziehen um seines ehrlichen und unpersönlichen Hasses willen, den er gegen die erbärmliche Wiener und Berliner Theaterkritik hat und äußert. Wie es damit bestellt ist, das schreit und stinkt gerade zum Himmel. Daß natürlich das Pamphlet voll von ungewollten und ungesuchten Pitanterien und ebenso originell wie witzig und unterhaltlich geschrieben ist, sei nur nebenbei bemerkt.

278. Die Heidelberger Wohnungsuntersuchung in den Wintermonaten 1895/96 und 1896/97, deren Ergebnisse und deren Fortsetzung durch eine ständige Wohnungsinspektion. Dargestellt von Max May. Jena, 1903. Gustav Fischer. IV, 128 S. Mf. 2 brosch.

Die Heidelberger Wohnungsuntersuchung ist die erste vollständige, eine ganze Stadt umfassende, im Deutschen Reiche gewesen und so ist schon darum deren Darstellung beachtenswert. Aber der Umstand, daß sich an die Untersuchung und die Sanierungsarbeiten eine Wohnungsinspektion als ständige städtische Einrichtung aus Gemeinde-Initiative angeschlossen, macht sie noch beachtenswerter. Die Arbeit wurde erst jetzt veröffentlicht und hat es sich dadurch auch ermöglicht, daß man eine Reihe von Jahren die Erfolge der Inspektion beobachten konnte. Jeden Interessenten der Wohnungsfrage muß diese Publikation interessieren und sie wird sowohl warnend wie vorbildlich wirken können, wo man beabsichtigt, allgemeine Wohnungsuntersuchungen vorzunehmen.

279. Die Sinkenden. Ein Drama in drei Aufzügen. (Die Tragikomödie der Furchtlosen. I.) Von Heinz Tomaseth. Wien. C. Konegen. 1902.

Der Verfasser, der in demselben Verlage schon zwei Bücher (Sommermärchen und die vier Bücher des armen Thoms) veröffentlicht hat, bietet uns hier den ersten Teil eines Zyklus. Er gehört keiner Clique an und so ist es selbstverständlich, daß er noch wenig Beachtung gefunden hat. Doch wenn er auf dem Wege, den er mit diesem seinen neuesten Buche betreten hat, fortschreitet, wird er sich Beachtung erzwingen. Er stellt sich keine kleine Aufgabe. Es sind große Gedanken, die er dichterisch gestalten will und die Art, wie er

es tut, weicht von den vielbeschrifteten Pfaden durchaus ab. Er stellt die Frage nach der Wiedergeburt der Menschheit. Er sucht nach einem eigenen Ausdruck und vieles ist ihm schon in diesem Stücke sehr gut gelungen. Mit echtem Interesse darf man auf die Fortsetzung dieses von künstlerischem Sinne empfangenen und gefalteten Werkes warten. Vielleicht ist uns dann zu einer eingehenden Würdigung Gelegenheit gegeben.

280. Das graue Leben. Ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes. Roman von Franz Adam Reherlein. München. A. Langen. 1902. 397 S.

Der Verfasser schildert in diesem Buche das Leben der unteren Schichten nach vielen Seiten hin. Wenn er das Leben dieser Menschen grau nennt, so tut er es nicht, weil es nicht abwechslungsreich genug wäre in seinem mannigfaltigen Jammer, sondern weil über ihm die Farbe der Hoffnungslosigkeit liegt. Und das dem Leser deutlich zu machen, gelingt ihm sehr gut. Wir legen das Buch mit dem Gefühle einer großen seelischen Müdigkeit weg, die von dessen Personen gleichsam auf uns übergegangen ist. Wir empfinden, daß ein solches Leben solcher Menschen nicht wert ist gelebt zu werden, denn es entbehrt nicht so sehr der äußeren Sonne als vielmehr jedes inneren Glanzes. Es ist das Leben solcher, deren Seele keines Aufschwunges teilhaftig ist. Der Verfasser stellt sich der sozialistischen Arbeiterbewegung in dem Buche feindselig gegenüber und weiß es vielleicht nicht einmal, daß es eben diese Bewegung ist, die den „vierten Stand“, wie er nach altem Gebrauche schreibt, aus dem Grad des Alltags in lichtere Höhen hebt. So ist sein „Beitrag zur Psychologie des vierten Standes“ nicht vollständig und beschreibt nur einen Teil der von ihm gemeinten Menschheit. Aber das Buch ist mit Ernst und Tüchtigkeit verfaßt und verdient lobende Erwähnung.

281. Katholizismus wider Jesuitismus. Von J. Lanz-Liebenfels. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. 84 Seiten.

Der neue Frankfurter Verlag ist unermülich in der Herausgabe von Broschüren, die den jesuitischen Katholizismus bekämpfen. Das ist gewiß lobenswert. Nicht immer kann man aber mit dem ganzen Inhalt dieser Flugchriften einverstanden sein. So insbesondere dann, wenn Gewaltmaßregeln gegen die Jesuiten verlangt werden. Immer wieder muß gesagt werden, daß die allgemeine Freiheit das beste, ja das einzige Schutzmittel gegen die vielfachen Gifte der Knechtschaft ist. Ebenso wird man bezweifeln dürfen, ob die Politik des Verfassers, die er gegen den Jesuitismus vorschlägt, wirksam sein wird. Er erhofft sich etwas von der Stärkung des sogenannten Reformkatholizismus. Was man davon bis jetzt gesehen hat, das war nicht sehr erbaulich. Es waren schüchterne Worte, die bald wieder verleugnet wurden. Man darf also fragen: Gibt es überhaupt heute einen anderen als jesuitischen Katholizismus? Vielleicht — aber er darf sich nicht hören lassen. Der Verfasser stellt auch Behauptungen auf, die schwer zu kontrollieren sind. Er sagt, der deutsche Jesuitismus

stütze sich auf die Franken, der deutsche liberale Katholizismus habe seine Sitze bei den Bajuwaren, insbesondere in den Stiftern. Die Bajuwaren seien geradezu bestimmt, gegen den jesuitischen Katholizismus Front zu machen. Wir Deutsche in Oesterreich sind zum größten Teile Bajuwaren, wir müßten von dem, was da der Verfasser behauptet, etwas wissen oder wenigstens spüren. Leider können wir dem Verfasser nicht beistimmen. Wir sehen weit und breit wenig von dem Antijesuitismus des bajuwarischen katholischen Klerus. Und nun einige Einzelbemerkungen. Auf S. 23 sagt der Verfasser: „Die unterste Volksschichte begegnet ihnen (den Jesuiten) noch immer mit Mißtrauen und haßt sie. Der Grund hiefür liegt in dem Instinkt der Menschenherde, die in jenen Priestern die Herren mittert!“ Und doch wohl auch, und in erster Linie, die Feinde! Es sind das eben jene Massen, die von dem Gedanken des Sozialismus mehr oder weniger beherrscht werden. Auf S. 39: „Während sie selbst (die Jesuiten) das Kind hassen und kinderlos bleiben, predigen sie (hier merkwürdigerweise von den Sozialdemokraten unterstützt) den menschlichen Karnickelstall.“ Es würde dem Verfasser wohl schwer werden, diese schnoddrige Bemerkung zu beweisen. Trefflich dagegen ist der Satz auf S. 60: „Die Jesuitenkirche ist keine Religion mehr, sondern das größte politische Weltgeschäft, das existiert, das nicht allein mit unglaublichen Geldmassen, sondern auch mit Millionen von Menschenherzen verwegen und kühn spekuliert.“ Daß das aufgestapelte Klostergeld von Zeit zu Zeit auf dem Wege von Konkubinen und illegitimen Kindern wieder ins Volk zurückgeschleudert wird, wie der Verfasser auf S. 75 meint, ist wohl nur Phantastie.

282. Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preussischen Gymnasialwesens von 1882 bis 1901. Von Dr. August Messer, Oberlehrer und Privatdozent der Philosophie und Pädagogik zu Gießen. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1901. VI., 174 S.

Dieses Buch ist ganz ausgezeichnet. Mit vollkommener Objektivität schildert der Verfasser den Schulkampf und wird der Aufgabe, die er sich selber stellt, vollkommen gerecht: „Die vorliegende Schrift sucht zu geben: 1. Einen historischen Ueberblick über den Verlauf der Reformbewegung seit den preussischen Lehrplänen von 1882 bis zur Gegenwart; 2. eine systematische Darlegung der Ansichten über die wichtigsten Streitfragen und ihrer Begründung“. In den zahlreichen Literaturangaben wird man alles wichtige finden (merkwürdigerweise fehlt Laas' allerdings kleine Broschüre). Wer immer aus theoretischen oder praktischen Gründen die im Titel des Buches genannte Reformbewegung gründlich kennen lernen will, kann das an der Hand dieses Leitfadens tun. Er braucht sich dabei nicht in den Wust der einzelnen Streitschriften zu verlieren, findet aber Fingerzeige genug, die ihn auf die eine oder andere bedeutendere Erscheinung auf diesem Gebiete, die ihn vielleicht besonders interessiert, aufmerksam macht. Obwohl im Augenblicke im Kampf um die Gestaltung der Zukunftsmittelschule Windstille eingetreten ist, so wird der Kampf doch früher

oder später wieder und vielleicht mit erhöhter Leidenschaft ausbrechen. Wer sich für diesen unausbleiblichen Kampf rüsten will, soll zu diesem Buche greifen. Unparteilichkeit, ungewöhnliche Sachkunde und größter Fleiß haben hier zusammengewirkt.

283. Der „Esel“ als Erzieher. Vertrauliche vatikanische Briefe an einen deutschen Erzbischof. Herausgegeben von * * * Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. 63 S.

In Rom erscheint ein sozialistisches Witzblatt „Asino“. In besonders schneidiger Weise bekämpft es den Klerikalismus. Bei uns in Oesterreich würde wohl jede Nummer desselben konfisziert werden. Aus diesem Arsenal entnimmt die vorliegende Schrift eine große Menge von Waffeln und verwendet sie mit geschickter und miziger Methode. Sie fügt dem jesuitischen Katholizismus tiefe Wunden bei.

284. J. Blicher-Clausen. Onkel Franz. Roman. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Pauline Kläiber. München. A. Langen. 1903. 249 S.

Ich habe den Namen der Verfasserin nie gehört. Es ist anzunehmen, daß sie nicht zu jenen dänischen Schriftstellern gehört, die in erster Linie stehen. Und doch ist dieses Buch ein neuerlicher Beweis für die Höhe der zeitgenössischen dänischen Literatur. Sie stellt heute zweifellos die feinste Blüte des Empfindungsausdruckes dar. Zarter, inniger, tiefer, ergreifender ist nie die menschliche Psyche gezeichnet worden. Das Empfindungsleben ist in diesen Kunstwerken so hochgesteigert, daß wir geneigt sind, zu glauben, daß hier überhaupt ein überragender Gipfel erklimmen ist. Und da diese Art Gemeingut der Literatur zu sein scheint, so muß man auch eine entsprechende Entwicklung der dänischen Volksseele annehmen, die diesem Volke eine Ausnahmzstellung unter den gegenwärtigen Völkern verleiht.

285. Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman von Thomas Mann. Fünfte Auflage. Berlin. S. Fischer. 1903. 1. Bd. 566 S. 2. Bd. 539 S.

286. Der kleine Herr Friedmann. Novellen von Thomas Mann. Berlin. S. Fischer. 1898. 199 S.

287. Trifstan. Sechs Novellen von Thomas Mann. Berlin. S. Fischer. 1903. 264 S.

In ausführlicher Erzählung schildert der Roman die Geschichte einer lübeckischen Patrizierfamilie in drei Generationen. Es ist etwas von der behaglichen Redseligkeit alten Romanstiles in dem Werke und doch ist es nichts weniger als alte Schule. Auf dem Hintergrunde eines festen Gemeinwesens, der, obwohl Hintergrund doch von prächtiger Deutlichkeit ist, spielt sich das Leben einer Familie ab, die in der letzten und vorletzten Generation rasch der Vernichtung zueilt. Nicht nur die Hauptrepräsentanten der Familie, alle ihre Glieder sind mit gleicher Sorgfalt und Liebe behandelt. Wollte man schon eine Person besonders hervorheben, so müßte man die Gestalt der Antonie Buddenbrook erwähnen. Auf ihre liebevolle Darstellung hat der Dichter augenschein-

lich mit Sympathie viel Arbeit verwendet. Sie hat ihn aber auch belohnt. Der Schöpfer kann mit seinem Geschöpf zufrieden sein. Sie gehört zu den besten Romanfiguren schlechtweg. Sie darf als der Mustertypus des gutmütigen und oberflächlichen Familienweibes zitiert werden. Aber neben ihr stehen sie alle, diese fest und sicher gezeichneten Gestalten, so daß man an der Kunst des Dichters seine helle Freude hat. Mit einem Schlage hat sich dieser in die erste Reihe gestellt. Außerdem weist der Roman in gewissem Sinne auch neue Ziele. Bekanntlich ist der Gedanke nicht neu, den Verfall einer Familie zu zeichnen. Aber in der Art, wie der Verfasser dies tut, ist doch manches neu. Wir haben vor uns fast etwas wie eine entwicklungs-geschichtliche Studie in dichterischer Form. Im einzelnen den Nachweis dieser Behauptung zu liefern, würde eine ausführliche Besprechung fordern. Besonders bemerkt sei noch, daß Th. Mann gewisse technisch-stilistische Eigenheiten hat, die sehr wirksam sind. Er wiederholt ziemlich regelmäßig gewisse Adjektiva für gewisse Personen, ja ganze Phrasen. Man glaubt gar nicht, wie dieser alte homerische Kniff auch für den Roman der Gegenwart paßt, und wie glückliche, treffende, bisweilen humoristische Effekte dadurch entstehen.

Die beiden anderen hier mit angezeigten Bände enthalten Skizzen und Novellen. Auch in ihnen zeigt sich schon hie und da das durchaus eigenartige Talent des Verfassers. So besonders in der Novelle: „Tonio Kröger“. Auch seine Eigenheiten sind schon zu erkennen. Figuren der „Buddenbrooks“ kommen auch schon vor, wie denn manche dieser Sachen wie Vorarbeiten zu dem großen Roman anmuten.

288. Eine Herrenhoffage von Selma Lagerlöf. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Kläiber. München. A. Langen. 1903. 162 S.

Eine rührende Geschichte voll intimsten poetischen Reizes. Offenbar einer wirklichen Sage nach erzählt.

289. Der niegelüfte Mund. Hilperich. Zwei Novellen von Jakob Wassermann. München. A. Langen. 1903. 135 S.

Jakob Wassermann gehört zu jenen Schriftstellern, die immer interessieren. Er ist in der Wahl seiner Vorwürfe nie banal und in der Ausführung immer eigen. Freilich auch manchenmal abgerissen, verworren, geheimnisselnd. Diese Empfindung überkommt einem fortwährend bei der Lektüre der ersten Novelle. Auch wird man hier bisweilen zu sehr an das Studium bestimmter Vorbilder gemahnt. Mit dieser Novelle wollte der Verfasser offenbar mehr als mit der zweiten. Und doch ist künstlerisch die zweite ungleich wertvoller. Sie ist ganz einfach und straff erzählt und beweist, daß es der Verfasser nicht nötig hätte, nach Extravagantem zu suchen, um eine starke Wirkung zu erzielen. Uebrigens wäre gegen die Bezeichnung Novelle bei „Hilperich“ doch einiges einzuwenden. Obwohl ich gegen alle Pedanterie im Gebrauche von schematischen Bezeichnungen bin, sollte man sie doch nicht wie Kraut und Rüben durcheinanderwerfen. Sie verlieren ja sonst jeden Sinn und jede Gebrauchsmöglichkeit. „Hilperich“ will uns einen inter-

effanten Charakter schildern. Dies geschieht hier in der Form einer leichten Skizze, die, wie schon erwähnt, ausgezeichnet gelungen ist.

290. Die soziale und politische Bilanz der römischen Kirche. Von Yves Guyot. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1902. XVI, 181 S.

Mit großer Gelehrsamkeit tritt der Verfasser in den Kampf mit der römischen Kirche. Er behandelt seinen Gegenstand in sieben Büchern: 1. Die Kirche und die geistige Bewegung. 2. Die Zahl der Katholiken. 3. Die Politik der Kirche. 4. Katholische und protestantische Nationen. 5. Der katholische Sozialismus. 6. Die katholischen Missionen und Kongregationen. 7. Die Notwendigkeit des religiösen Wettbewerbes. Obwohl bekanntlich der Verfasser ein ziemlich fanatischer Gegner der Sozialdemokratie ist und diese Gegnerschaft auch in dem vorliegenden Buche wiederholt zum Ausdruck kommt, ist es doch aufs wärmste allen zu empfehlen, die im Kampfe gegen Rom stehen, denn es gibt so vieles und so gut zusammengestelltes Materiale, auch statistisches, daß es eine reiche Fundgrube ist. Ueberdies zitiert es so manches französische Buch zu dem behandelten Gegenstande, das vielen deutschen Lesern unbekannt sein dürfte.

291. Die Herzmarke. Drama in zwei Teilen von Philipp Langmann. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf. 1902. 338 S. Mk. 3.

292. Gerwins Liebestod. Drama in vier Akten von Philipp Langmann. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf. 1903. 151 S. Mk. 2.

Ph. Langmann ist ein ernster und strebender Dichter. Obwohl nach dem großen Erfolge des „Bartel Turasers“ ihm das Glück nicht mehr hold war, hat er doch fortwährend fleißig gearbeitet und manche seiner Arbeiten hätten das Schicksal nicht verdient, abgelehnt zu werden. Ich will nur auf die „Vier Gewinner“ verweisen. Vor allem ist an Langmann zu loben, daß er auf tiefere Wirkungen ausgeht und sich höhere Ziele setzt. Dafür zeugen auch seine beiden neuesten Dramen. In der „Herzmarke“ will der Verfasser die Macht und Bedeutung des Individuums zeichnen und es ist viel poetische Kraft drinnen, wenn auch vielleicht jene Hauptzene des Stückes, wo Vater und Sohn sich in die Herzen schauen, etwas zu „plötzlich“ verläuft und so auch der wohlwollende und verständige Leser und Hörer eine Lücke empfindet. Das erste Stück ist für sich völlig selbständig. Im zweiten erlahmt die Kraft des Dichters, es scheint als wäre es einem grauen theoretischen Gedanken liebe gemacht und nicht zwingender Notwendigkeit entsprungen. — Auch das zweite Buch, „Gerwins Liebestod“, hat einen tiefen Gedanken zur Grundlage, es behandelt ein überaus heikles geschlechtliches Thema mit großer Unbefangenheit und Freiheit. Ein Mann liebt die Tochter einer Frau, mit der er vor Jahren ein intimes Verhältnis gehabt hat, der auch ein Knabe entsprossen ist, der Bruder der geliebten Tochter. Die Mutter ist tot, die Tochter erfährt den Zusammenhang und obwohl sie Gerwin leidenschaftlich liebt — darüber kommt sie nicht hinüber. Sie tötet sich, ein Opfer der gesellschaftlichen

Sitte. Mit diesem Stücke wird der Dichter direkt Anstoß erregen. Zu beanstanden wäre auch der für ein bürgerliches Drama etwas zu hochtrabende Titel.

293. Die Chronik von Dirnau. Geschichte eines Dorfes. Von Gustav Macasj. Wien. C. W. Stern. 1903. 214 S.

Ich kenne Macasj schon von einigen kleinen Sachen, die mir sehr gut gefallen haben. In dem vorliegenden romanhaften Gemälde erweist er sich als ein überaus begabter Erzähler, der es versteht, Zustände, Begebenheiten und Personen lebendig, spannend und interessant darzustellen. Er verdient aber noch weit mehr Lob. Wer so überzeugend Menschen und Dinge zu schildern vermag, der hat echt künstlerische Begabung in sich. Eine große Zahl der verschiedenartigsten Charaktere, männliche und weibliche, füllen das bewegte Bild aus. Diese Geschichte eines Dorfes ist ein Stück Weltgeschichte der menschlichen Seele. Was uns der Dichter erzählt, ist nicht gerade erquicklich. Die Menschen sind meist Narren oder Bestien; Unzucht, Blutschande und jede arge Gier bilden eine lange Reihe schenßlicher Ereignisse. Aber wir mögen wohl erkennen, wie ein Menschenhaufen, in dem jeder wesentlich auf sich gestellt ist und der nicht durch große gemeinsame Gedanken, Gefühle und Taten zusammengehalten wird, in der Einförmigkeit des elenden Kampfes um elendes Dasein immer mehr zu den rein tierischen Gewohnheiten zurückkehrt. — Ich halte Macasjs Buch für eine ganz hervorragende Leistung.

294. Die letzten drei Päpste in ihrem Kampfe gegen den Fortschritt. Von Karl Scholl. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. 88 S.

Der bekannte Vertreter freireligiöser Grundsätze trägt sein Schärfelein zur Papstwahlzeit mit diesem Schriftchen bei. Er reproduziert hier die Rundschreiben Gregors XVI. (1831—1846) vom 15. August 1832, Pius IX. (1846—1878) vom 8. Dezember 1864 und Leo's XIII. (1878—1903) vom 20. April 1884. Außerdem werden Stellen aus dem Syllabus Pius IX. und solche aus den verschiedenen Rundschreiben Leo's XIII. aus den Jahren 1881, 1884, 1885, 1888, 1897 angeführt. Alle diese Dokumente dienen dem Beweise, daß diese letzten drei Päpste dem modernen Fortschritte schnurstracks sich entgegenstellten. Es ist gut, wenn diese Äußerungen des stabilen römischen Geistes immer wieder den Leuten vorgeführt werden. Der Verfasser plädiert für den Austritt aus der römischen Kirche und appelliert dabei an den Wahrheitsinn und das Verantwortlichkeitsgefühl. Aber damit will er die Sache nicht beendet haben, er fordert den organisierten Zusammenschluß aller jener, die auf dem Standpunkt der „freien Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten“ stehen. Wer immer diese „freie Selbstbestimmung“ anerkennt, der befinde sich auf dem Boden der neuen Weltanschauung, vor der ein solches „Bekenntnis“ unmöglich gewesen sei.

295. Briefe, die ihn nicht erreichten. Berlin. Gebrüder Partel. 1903. 269 S.

Es ist ein stilles, wehmütiges und sanftes Buch, das in Briefform das Schicksal eines edlen Menschenherzens erzählt. Eine Frau

schreibt auf ihren Reisen dem geliebten Herzensfreunde, den sie in Peking kennen gelernt hat, dem sie sich aber nicht zu eigen geben konnte, da sie an einen andern durch die Ehe gefesselt war, rührende Briefe der Sehnsucht. Diese Sehnsucht zittert anfangs nur fast unter der Schwelle ihres eigenen Bewußtseins. Als aber die Nachrichten von den entsetzlichen Ereignissen des Jahres 1900 in Peking immer ernster werden, da werden die Briefe auch immer deutlicher, bis zuletzt die so lang zurückgehaltene Leidenschaft ganz durchbricht. Auf die Nachricht von der Vernichtung der Europäer in Peking stirbt die Brieffschreiberin. Bevor der Adressat die nach Shanghai gerichteten Briefe der Geliebten erhält, fällt er in Peking im Kampfe. Der Bruder der Verfasserin kommt als Erbe in den Besitz der Briefe und er veröffentlicht sie. Man nennt den Namen der Frau und behauptet die Wirklichkeit der Geschichte. Das mag für viele einen besonderen Reiz bilden. Für feinere Naturen ist er nicht nötig und sie werden sich an der schlichten, vornehmen und innigen Art der Brieffschreiberin so oder so erbauen.

296. Brav-Karl. Ein Schauspiel in vier Akten mit einem Vorspiel und einer Schlußhandlung von Holger Drachmann. Aus dem Dänischen übersezt von Irene Forbes-Mosse. München. A. Langen. 1902. 120 S.

Ein wesentlich lyrisches Schauspiel, das wohl der Aufführung lohnte. Freilich müßten früher die vorkommenden Lieder komponiert werden. Das Spiel ist auch sinnvoll und es verherrlicht am Schlusse die Arbeit als den Kitt der Gesellschaft. Gewänder und Szenerie geben ungefähr den Anfang des 17. Jahrhunderts an. Die Sprache ist poetisch und die Handlung ist reich und abwechslungsreich. Der Titel im Deutschen (wie er im Original lautet, weiß ich nicht), ist ganz unverständlich oder doch höchst ungewöhnlich. Der Held ist Kai. Falls dies eine dänische Abkürzung für Karl sein sollte, so müßte der Titel wohl lauten: Der brave Karl. Er könnte auch wohl heißen: Braver Karl. Aber der Bindestrich verursacht eine etwas seltsame Neubildung, deren Einbürgerung nicht zu empfehlen wäre.

297. Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der sozialen Hygiene und Demographie. II. Bd. Bericht über das Jahr 1902. Herausgegeben von Dr. A. Grotjahn und Dr. F. Kriegel. Jena 1903 bei Gustav Fischer. X und 473 S. Preis Mk. 7.50.

Die verdienstliche mühevollte Arbeit, welche schon auf den I. Bd. dieses Wertes gewendet war, hat sich noch gesteigert, aber es zeigt diese Steigerung auch zugleich, wie notwendig eine derartige Zusammenstellung und Besprechung gewesen ist und weiter sein wird. Von Tag zu Tag mehrten sich die Arbeiten und Leistungen auf dem Gebiete der sozialen Hygiene und Demographie und Theoretiker wie Praktiker bedürfen unbedingt eines Führers auf demselben. Dieser Aufgabe wird das Werk in seinem II. Bande, in welchem die Besprechungen vielfach in gedrängterer Form, aber umso zahlreicher gegeben werden, in hohem Grade gerecht und man erkennt deutlich das Bestreben der Autoren, an weiterer Vervollkommnung zu arbeiten. Eine Vermehrung der Mit-

arbeiter und eine andere Arbeitsteilung tragen dem ebenfalls Rechnung. Die Erkenntnis der Wichtigkeit der bearbeiteten Materie schreitet stetig fort, aber für solches Fortschreiten muß auch ein steter Anhaltspunkt in der Literatur gegeben sein. Das Werk bietet denselben. Daß es die Kritik der Werke in wohlwollendem Sinne übt, so weit es irgend möglich ist, dürfte geeignet sein, ihm Hilfe und Helfer von allen Seiten zuzuführen und so glauben wir, daß es in jedem Bande neue Fortschritte aufweisen wird.

298. Loß von Rom-Kämpfe im Böhmerwald. I. Wie Böhmen protestantisch wurde. Von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich. (Berichte über den Fortgang der „Loß von Rom-Bewegung“ II. Reihe, 1. Heft). München. J. F. Lehmann. 32 S. 60 Pf.

Die vorliegende sehr zeitgemäße Abhandlung führt uns die Geschichte Böhmens vom 9. Jahrhundert, in dem sich der Uebertritt der slavischen Völkerschaften Mährens und Böhmens zum Christentum vollzog, bis zum Jahre 1609 vor Augen. Im Jahre 1609 wurde von Kaiser Rudolf II. die Urkunde der Glaubensfreiheit, der sogenannte „Majestätsbrief“, unterzeichnet; in diese Zeit fiel Böhmens höchste Blüte als evangelisches Land. Die Zahl der Katholiken war zu der Zeit so zusammengeschmolzen, daß sich unter 300 Ständegliedern des Prager Landtages nur noch 30 Katholiken befanden. In der Landeshauptstadt Prag bestand im Jahre 1603 keine einzige katholische Pfarrei, 1609 aber zirka 30 evangelische Kirchen. Nicht einmal der zehnte Teil des Adels, vom Volk ein noch geringerer Prozentsatz war noch katholisch. Diese Tatsachen mögen unserm jetzigen Zeitalter kaum glaublich erscheinen, sie beweisen aber, mit dem heutigen Stand der Verhältnisse verglichen, wie nötig es ist, vor Rom stets auf der Hut zu sein, insbesondere dann, wenn wie damals Rom im Verzweigungskampf um seine Herrschaft sich anstellt, die Mächtigen der Erde seinen Zwecken dienstbar zu machen. Der Vergleich ist nur allzu lehrreich. Jetzt, wo die Hussfeier in Prag so viel Staub aufgewirbelt hat, mag auch darauf hingewiesen sein, daß schon im Jahre 1575 zwei Drittel der tschechischen Bevölkerung Böhmens sich zum Protestantismus bekannten. Daß das Auftreten und der Feuertod Hussens diesem schönen Erfolg kräftig vorgearbeitet haben, soll von deutscher Seite gewiß nicht bestritten werden; die heute lebenden Tschechen aber verehren in Huss nicht den Reformator, sondern den Wiedererwecker des Tschechentums, den Anstifter eines glühenden Hasses gegen alles was deutsch heißt. Der deutsche Protestant sieht in Huss den großen Vorläufer Luthers und achtet ihn hoch ob seines Helbentodes; das protestantische Deutschtum aber kämpft nach wie vor gegen Roms Machtgelüste, und es freut sich, wenn auch das tschechische Volk sich von neuem zum Kampf gegen Rom aufrafft. Schon Luther hat den „böhmischen Brüdern“ erklärt: „Es muß also sein! Seid ihr die böhmischen, wir wollen die deutschen Reformatoren sein! Tut nach euren Verhältnissen, wir wollen uns nach den unseren richten!“

299. Loß von Rom-Kämpfe im Böhmerland, II. Wie man Böhmen katholisch machte. Von Pfarrer Lic. theol. P.

Bräunlich. (Berichte über den Fortgang der Los von Rom-Bewegung II. Reihe, 2. Heft.) München. J. F. Lehmann. 56 S. 60 Pfg.

Wir haben hier eine kurze Geschichte der Gegenreformation in Böhmen, wohl das lehrreichste und grauenhafteste Kapitel der Geschichte des Protestantismus überhaupt vor uns. In Kaiser Ferdinand II. (1619—1637) hatte Rom endlich den gefügigen „weltlichen Arm“ gefunden, dessen es stets bedarf, um sein Herrschaftsgelüste zu bemänteln. Namenloses Elend hat die Gegenreformation über Land und Volk von Böhmen gebracht. Auf die kurze Blütezeit Böhmens unter dem Protestantismus, auf die Zeit des geistigen Aufschwunges und eines erfreulichen Fortschritts auf allen Gebieten, folgte unter Roms Führung der Niedergang der Kultur auf Jahrhunderte, es folgten die Tage katholischer Rache; in Strömen von Blut hat Rom den Geist der Freiheit ertränkt. All die Grausamkeiten und Schändlichkeiten, die im 30jährigen Krieg von Kaiser und Papst und deren treuen Anhängern, vom kaiserlichen Felbherrn und päpstlichen Legaten bis herab zum Folterknecht, an den Protestanten verübt wurden, geschahen „zur Stärkung des Glaubens und der alleinseligmachenden Kirche, zur Rettung des Seelenheils der irregeleiteten und verstockten Bevölkerung“. Rom hat sein Ziel erreicht, der 30jährige Krieg und seine bis tief ins 18. Jahrhundert hinein fühlbaren Nachwehen haben das einst blühende Böhmen auch geistig auf jene Stufe herabgedrückt, die den völlig in der Gewalt der römischen Geistlichkeit befindlichen Ländern eigen ist. Ja heute noch sind die Spuren jener unheilvollen Arbeit Roms nicht verwischt. — Die Geschichte, diese vorzügliche Lehrmeisterin, erteilt uns in der vorliegenden Broschüre einen Anschauungsunterricht, der jedem deutschen Mann zu denken geben und ihn auf den richtigen Weg führen sollte.

300. Klostersgreuel (Les crimes des couvents) von B. Guinaud e u. Autorisierte Uebersetzung der zweiten Auflage (11. Tausend) des Originals. Mit einer Einführung von Andreas Bourrier. München. J. F. Lehmann. 122 S. Mk. 1.50.

Die Zustände im Kloster zum „guten Hirten“ in Nanzig (französisch Lothringen) waren so haarsträubend und grauenhaft, daß Bischof Turinaz von Nanzig, dem sie zu Ohren kamen und der sich von der Richtigkeit des Gehörten überzeugt hatte, energische Maßregeln gegen die Schwestern des „guten Hirten“ ergriff. Die Schwestern weigerten dem Bischof den Gehorsam, verleumdeten ihn und appellierten nach Rom. So sah sich Turinaz gezwungen, in einer Denkschrift die Mißstände öffentlich zur Sprache zu bringen. Alle Zeitungen in Paris und in der Provinz beschäftigten sich nun mit den erschütternden Berichten; die klerikale Presse versuchte glauben zu machen, daß die Denkschrift gefälscht sei. Turinaz ließ das Publikum nicht lange in Ungewißheit; er bestätigte die Echtheit seiner Veröffentlichungen im kirchlichen Amtsblatt seiner Diözese. Ein Sturm von Wutausbrüchen und Vermüthungen in den katholischen Blättern war die Folge. Es war, als wenn eine gemeinsame Parole ausgegeben worden wäre, die Ehre des Bischofs in den Staub zu ziehen und ihn als Schwindler hinzustellen. Der Kampf dauerte fort, bis endlich die Wahrheit siegte

und zwar eine fürchterliche Wahrheit. Diese Enthüllungen werden in der vorliegenden Broschüre in Form von Dokumenten, Zeugnissen und Aussagen der bedauernswerten Opfer gegeben. Es sind Altstücke in zuverlässiger Uebersetzung. Die Tatsachen sprechen leider eine nur zu berebte Sprache. Die Unmenschlichkeiten und Scheußlichkeiten, welche sich die „lieben“ Schwestern vom „guten Hirten“ in allen Waisenhäusern dieses Ordens haben zu Schulden kommen lassen, erinnern an das finsterste Mittelalter. Wir haben hier förmliche Sklavenhalterinnen vor uns, denen es nichts gilt, ein Menschenleben zu zertreten. — Die Liga der Menschenrechte hat unter den ehemaligen Zöglingen des „guten Hirten“ in Mainz ein typisches Opfer, Fräulein Maria Lecoanet, ausgewählt und diese Waise in die Lage gesetzt, eine Entschädigungsklage anzustrengen. Nach langen Schwierigkeiten und erbittertem Widerstand wurde dieser Prozeß zu Ende geführt. Die Richter sprachen Fräulein Maria Lecoanet eine Entschädigung von 10.000 Franken zu und die Regierung schloß die Anstalt zu Mainz. — Die einführenden Worte, welche der zum Protestantismus übergetretene, frühere katholische Priester, jetzt protestantische Prediger Andreas Bourrier, dem Werkchen beigegeben hat, sind voll Entrüstung und gerechter Bitterkeit. Er schreibt: „Vergebens suchte ich im Katholizismus die reine brüderliche und selbstlose Liebe, — ich habe sie nie gefunden. „Glaube oder stirb“, so lautet der Grundsatz der katholischen Kirche; weiter reicht ihr Erbarmen nicht.“ — Der Verfasser hat sich auf die Schilderung der bloßen Tatsachen beschränkt und überläßt es dem Leser, selbst die Schlußfolgerungen zu ziehen.

301. Romane und Novellen. Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen zu je Pf. 40. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.

Die neue wohlfeile Gesamt-Ausgabe von Paul Heyse's Romanen geht ihrer Vollendung entgegen. Auf die beiden großen Romane „Kinder der Welt“ und „Im Paradiese“ folgt, mit Lieferung 33 abschließend, „Der Roman der Stiftsdame“, gleichzeitig enthält diese Lieferung den Anfang von „Merlin“. Man darf es der Verlags-handlung Dank wissen, daß sie mit der Veranstaltung dieser solid ausgestatteten und billigen Ausgabe der Verbreitung der Meisterwerke des Dichters neue Wege gewiesen hat. Die Vertiefung in Paul Heyse's Schöpfungen bedeutet einen wirklichen Gewinn für den Leser, daher kann die Anschaffung der neuen, wohlfeilen Ausgabe bestens empfohlen werden.

302. Geld, Bank- und Börsenwesen. Ein Handbuch für Bankbeamte, Juristen, Kaufleute und Kapitalisten sowie für den akademischen Gebrauch. Von Georg Obst. 2. stark vermehrte Auflage. Leipzig. Karl Ernst Poeschel. 1903. XII. 229 S. Mk. 3.

Von dem obigen Werk liegt nunmehr die 2. vollständig umgearbeitete, stark vermehrte Auflage vor. Im ersten Abschnitt behandelt Georg Obst das Geld, die Geldsurrogate — Wechsel, Checks, Anweisungen u. s. w. — und die Währungsfrage. Der 2. Abschnitt be-

spricht die Geschäfte der Banken, wobei speziell das Effekten- und das Diskontogeschäft eine ausführlichere Behandlung gefunden hat. Im letzten Abschnitt wird die Technik der Börsengeschäfte an der Hand zahlreicher Beispiele geschildert und die Kategorien der Wertpapiere werden einer sachkundigen Besprechung unterzogen. Die trotz wissenschaftlicher Gründlichkeit leicht faßliche und fesselnde Darstellungsweise des Bank- und Börsengetriebes, welche zeigt, daß der Verfasser nicht nur ein erfahrener Praktiker, sondern auch nationalökonomisch und juristisch geschult ist, macht das Werk zu einem praktischen Hand- und Nachschlagebuch für jeden, der mit Geld und Gelbeswert zu tun hat oder sich über diese wichtigen wirtschaftlichen Fragen orientieren will. Der billige Preis ermöglicht einem jeden die Anschaffung dieses gut ausgestatteten Buches.

303. Die Sozialdemokratie und die katholische Kirche. Von Karl Kautsky. Berlin. Vorwärts. 1902. 32 Seiten. 30 Pfg.

304. Die agrarische Gefahr. Eine Darstellung ihrer Entstehung, ihrer Macht und letzten Ziele. Von Paul Göhre. Berlin. Vorwärts. 1902. 23 S. 20 Pf.

305. Die Frauen und die Politik. Von Lily Braun. Berlin. Vorwärts. 1903. 48 S. 20 Pf.

306. Eugen Richters Sozialistenpiegel. Die Wahlfälschungen der Aktiengesellschaft „Fortschritt“. Berlin. Vorwärts. 1903. 64 S. 20 Pf.

307. Der Umsturz im Reichstag. Eine Darstellung der Kämpfe um den Zolltarif nach dem amtlichen Stenogramm. Mit einer tabellarischen Uebersicht der wichtigsten Abstimmungen. Berlin. Vorwärts. 1903. 32 S.

Die Vernichtung der Sozialdemokratie durch den Gelehrten des Zentralverbandes deutscher Industrieller. Eine Antwort. Herausgegeben im Auftrag des Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie. Berlin. Vorwärts. 1903. 48 S. 20 Pf.

308. Der Korbmacher Fischer im Lichte der Wahrheit. Berlin. Vorwärts. 1903. 8 S.

Wir registrieren diese Publikationen des „Vorwärts“ aus den letzten Monaten, die allgemeine oder parteipolitisch wichtige Fragen in volkstümlicher Form erörtern.

309. Das soziale und sittliche Leben, erklärt durch die seelische Entwicklung. Von James Mark Baldwin, Professor der Psychologie an der Universität Princeton. Von der königlichen dänischen Gesellschaft der Wissenschaften mit der goldenen Medaille gekrönt. Nach der 2. englischen Auflage übersetzt von Dr. R. Kundemann. Durchgesehen und mit einem Vorwort eingeleitet von Dr. Paul Barth, a. o. Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig. Johann Ambrosius Barth. 1900. XV, 466 S. 12 Mk.

Die von Prof. Dr. P. Barth geschriebene „Vorrede zur deutschen Ausgabe“ gibt ein Bild des Werkes: „Als der Herr Verleger des vorliegenden Werkes mich aufforderte, die in Amerika hergestellte Uebersetzung des Werkes „Social and Ethical Interpretations in Mental

Development“ von Professor J. M. Baldwin einer verbessernden Durchsicht zu unterziehen, glaubte ich trotz mancher Unvollkommenheiten dieses Buches mich dieser Aufforderung nicht entziehen zu dürfen, und zwar wegen der Wichtigkeit der Hauptthesen, die, wenn sie auch keineswegs absolut neu sind, doch hier zum ersten Male im Zusammenhange entwickelt werden. Daß das völlig isolierte, abgeschlossene und aus sich selbst zu erklärende Individuum eine Abstraktion ist, hat wohl zuerst A. Comte ausdrücklich und energisch betont. Er sagt: „L'homme proprement dit n'est, au fonds, qu'une pure abstraction; il n'y a de réel que l'humanité, surtout dans l'ordre intellectuel et moral.“ In Deutschland ist W. Wundt, von Comte unabhängig, am Ende seiner jahrzehntelangen psychologischen Arbeit zu demselben Ergebnisse gekommen. Er sagt: „Isoliert gedacht ist der Begriff der individuellen Seele eine Abstraktion, der die Wirklichkeit nirgends entspricht.“ Andere, wie A. Riehl, waren, von den Prinzipien der Kantischen Ethik ausgehend, zu ähnlichen Ansichten gekommen. Und sowie der Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft, so wird auch allmählich derjenige zwischen sogenannten egoistischen und sogenannten altruistischen Handlungen nicht mehr als ein prinzipieller anerkannt, sondern psychologisch überwunden. So bekämpft z. B. A. Meinong das „immer noch erstaunlich populäre Dogma, es gäbe im Grunde kein anderes als egoistisches Begehren und könne kein anderes geben“ und erklärt: „Daß ich für einen fühle, daran haftet nicht mehr Schwierigkeit als an irgend einem Falle, in dem ich die Wirklichkeit durch Erkennen und Fühlen erfasse.“ Und F. Nietzsche hat oft betont, daß die Selbstqualen der Reue und Buße nichts weiter als Neuperungen des gegen das eigene Ich gerichteten Grausamkeitstriebes seien, daß also gegen das eigene Ich Handlungen geschehen, die man im allgemeinen nur gegen andere für möglich hält. Baldwin entwickelt nun im vorliegenden Werke eine Ansicht, durch die die psychologische Äquivalenz, wie sie von manchen anderen zwischen dem Seelenleben des Einzelnen und dem der Gesellschaft, zwischen den „egoistischen“ und den „altruistischen“ Handlungen schon festgestellt worden ist, auch psychologisch erklärt werden soll. Er behauptet, daß unsere Handlungen, die sich auf Personen beziehen, gleichviel ob auf die eigene oder eine andere, unserem Ichgedanken entspringen, unserer Vorstellung von menschlicher Persönlichkeit im allgemeinen und daß wir beim Handeln keineswegs uns immer bewußt sind, ob diese Persönlichkeit die unsere oder die eines anderen ist. Dieser Ichgedanke oder die Vorstellung der Persönlichkeit ist nach Baldwin zunächst nur eine Vorstellung, wie die von anderen Dingen, es werden nur gewisse Objekte durch gewisse objektive Merkmale als Personen charakterisiert, und diese Personen sind wie andere Dinge dem kindlichen Geiste äußerlich „projektiv“. Aber, was nun von den Personen ausgeht, hat die Eigentümlichkeit, daß es nachgeahmt wird, ihre Merkmale werden dadurch innere Erlebnisse, der ganze Begriff der Persönlichkeit wird nun „subjektiv“ und durch das eigene Erleben um neue Elemente bereichert, die ihm fehlten, als er noch äußerlich, „projektiv“ war. Denn die Nachahmung, die nie unter genau den-

selben Umständen, wie die nachgeahmte Handlung, sich vollziehen kann, ist dieser gegenüber zugleich eine Neuerung, eine Erfindung. Der so bereicherte Ichbegriff ward dann wieder in die Personen der Umgebung hineingelesen, er wird „ejektiv“. Dem Widerspiel des „Subjektiven“ und des „Ejektiven“, des Nachahmens und der Verwertung des in der Nachahmung Gelernten entspricht auch ein Widerspiel im Wollen, ein steter Wechsel zwischen einem nachahmenden, sich anpassenden und einem aggressiven, an anderen Versuche machenden Ich. Durch dieses Widerspiel, diese „Dialektik des Wachstums der Persönlichkeit“, kommt eine stetige Entwicklung des Ichs zustande. Dieser Gedanke der Entwicklung des „Ichbewußtseins“, die nicht mit dem Kindesalter aufhört, ist zwar nicht ganz neu, aber verhältnismäßig wenig angewendet. Er fehlt z. B. ganz in dem Buche von G. Gerber, das doch dem Ich speziell gewidmet ist. Er wird von Baldwin für die Erklärung der Erscheinungen der Sittlichkeit und der Religion fruchtbar gemacht. Zunächst zeigt er, daß die Gefühle des „Ichs“ durch die Erfahrungen, die es macht, einer beständigen Veränderung unterworfen werden, daß sie zuerst alle organisch, instinktiv sind, allmählich aber durch das soziale Leben und Erleben reflektiv, d. h. bewußt und mit geistigen Vorgängen verbunden auftreten. So ist die Schüchternheit („bashfulness“) zuerst instinktiv, organisch, die in der Entwicklung des Einzelnen sich wiederholende Furcht des Urmenschen vor dem Stammesfremden. Die spätere Schüchternheit hingegen, die „reflektive“, hat schon sozialen Charakter, ist mit einem Streben sich zu zeigen, mit einer gewissen Koketterie verbunden. Auch das religiöse Gefühl, von dem eine eingehende Analyse gegeben wird, ist von der Entwicklung des Ichs abhängig. Mit guten Gründen bekämpft Baldwin den Glauben B. Kidds, daß die Religion nur, soweit sie dem Verstande entgegenwirke, sozial wirksam werde. Nicht minder bedeutungsvoll ist das Werden des Ichs für das sittliche Leben. Es scheint mir richtig, was Baldwin ausführt, daß mit ethischer Erkenntnis auch ein ideales, nur vorschwebendes ethisches Ich entsteht, von dem wir wissen, daß es auch anderen vorschwebt. Die Unterwerfung aller unter dieses „öffentliche“, d. h. von allen anerkannte Ich und unter seine Werturteile ist der psychologische Vorgang beim ethischen Urteilen und beim ethischen Handeln. So ist das Ich ein Erzeugnis der Gesellschaft. Wie sollte es ihr heterogen sein, zu ihr von vorneherein im Gegensatz stehen? Vielmehr sind Individuum und Gesellschaft auf einander angewiesen, das erstere als die partikularisierende, das Neue bewirkende, die letztere als die verallgemeinernde, das Neue dem Bedürfnis aller anpassende und dadurch erst vertwertende Kraft. Solchen Betrachtungen widmet Baldwin den letzten Teil seines Buches. Wenn er dabei zuletzt die Frage erhebt, was der Stoff und die Methode der sozialen Organisation sei und den ersteren in den Gedanken, die letztere in der Nachahmung findet, so kann ich freilich nicht ganz beistimmen. Denn der Stoff der sozialen Organisation kann eben nur das Leben der Individuen sein. Alles Leben aber beruht auf dem Willen, und der Wille ist nicht bloß von den Gedanken abhängig, sondern auch von physiologischen Kräften, von den sinnlichen Trieben und von psycho-

physischen Momenten, wie der Macht der Gewohnheit. Auf den Willen als den Stoff, aus dem die Gesellschaft sich aufbaut, hätte Balwin durch F. Tönnies geführt werden können, der „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ unterscheidet, erstere auf den „Wesenwillen“, letzteren auf die Willkür gegründet. Auch sonst wünschte ich im vorliegenden Buche manches anders als es ist. Es hat durchaus mehr den Ton eines Vortrages als einer untersuchenden Abhandlung und verfällt oft in Wiederholungen, wie der Herr Verfasser selbst zugesteht. Außerdem ermangelt es zu sehr konkreter Einzelheiten aus dem Leben, noch mehr konkreter Beispiele aus der Geschichte. Aber die Hauptthese, daß der „Zögebante“ Wirkung und Ursache des sozialen Lebens ist, seine Entstehung und besonders seine bisher so wenig beachtete Fortbildung darum genauerer Untersuchung und stärkerer Betonung bedarf, ist wertvoll genug, um die Empfehlung des Buches zu rechtfertigen. Was hier oft mehr angebetet als ausgeführt ist, wird hoffentlich von dem Herrn Verfasser und von seinen Lesern durch weiteres Nachdenken weitere Klärung erfahren. In gewähltes Deutsch die Uebersetzung umzuwandeln, war mir nicht möglich, doch hoffe ich richtiges Deutsch erreicht zu haben.“ Die Gliederung des Stoffes erhellt aus dem Inhaltsverzeichnis: Erstes Buch. Die Persönlichkeit im öffentlichen und privaten Leben. I. Teil. Das nachahmende Zö. 1. Kap. Das selbstbewußte Zö. 2. Die soziale Person. II. Die erfinderische Person. 3. Erfindung und Nachahmung. 4. Soziale Beihilfe zur Erfindung. 5. Das Genie. III. Die Ausstattung der Person. 6. Ihre Instinkte und Affekte. 7. Ihre Intelligenz. 8. Ihre höheren Gefühle. IV. Die Handlungsbegründungen (Sanktionen) des Menschen. 9. Seine persönlichen Handlungsbegründungen. 10. Die sozialen Sanktionen. Die soziale Opposition. Zweites Buch. Die Gesellschaft. V. Die Person in Tätigkeit. 11. Die sozialen Kräfte. VI. Die Gesellschaftsorganisation. 12. Soziale Materie und sozialer Prozeß. 13. Der soziale Fortschritt. VII. Praktische Schlußfolgerungen. 14. Regeln des Verhaltens. 15. Rückblick: Die Gesellschaft und das Individuum. Anhang.

310. Grundzüge der Psychologie. Von Hugo Münsterberg. I. Bd. Allgemeiner Teil. Die Prinzipien der Psychologie. Leipzig. Johann Ambrosius Barth. 1900. XII, 565 S. Mk. 12.— Geb. Mk. 13.50.

Der Verfasser sagt in seinem Vorworte: „Die „Grundzüge der Psychologie“ untersuchen in ihrem vorliegenden allgemeinen Teile die „Prinzipien der Psychologie“; der besondere Teil soll sich mit den „Tatsachen der Psychologie“ beschäftigen, und zwar in der ersten Hälfte mit den Tatsachen der sozialen Psychologie. Das Ganze will kein objektives Lehrbuch sein, das den allgemein anerkannten psychologischen Wissensbestand noch einmal zur Darstellung bringt. Wir haben in der deutschen wie in der englischen Literatur eine Fülle solcher, zum Teil vortrefflicher, Lehrbücher; das vorliegende Werk will dieselben nicht ersetzen, denn seiner ganzen Anlage nach ist es subjektiv. Es will nicht darstellen, sondern diskutieren, und auch wenn es sich um die Tatsachen handelt, will es weniger berichten als aussondern und verbinden, da-

mit aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Züge sich wirklich einheitliche Grundzüge allmählich herausheben. Ein solcher im Grunde philosophischer Versuch darf nicht auf einfache Zustimmung zu den Einzelheiten rechnen. Die Aufgabe des Buches ist erfüllt, wenn es zu neuen Ueberdenken der Probleme anregt, auch wenn Andere zu anderen Lösungen gelangen. Die Aufgabe ist erfüllt, wenn es das Bedürfnis nach einheitlichem Zusammenhang der psychologischen Erkenntnisse vertieft und es dem Zeitbewußtsein näher bringt, wie sehr auch in der Psychologie, mit Goethes Wort, alles „Faktische schon Theorie“ ist. Das gilt nun in ganz besonderem Maße von diesem einleitenden Bande, der durchaus in sich selbst seinen Abschluß findet und daher in die Welt hinausgehen kann ohne Rücksicht darauf, wie bald die weiteren Teile folgen werden. Ja, die eigentliche philosophische Tendenz des Buches mag vielleicht sogar klarer und wirksamer hervortreten, solange der erste Band für sich allein seinen Weg sucht, es sich also noch gar nicht um die einzelnen Tatsachen, sondern nur um die Grundbegriffe, Voraussetzungen, Grenzen und Ideale der Psychologie handelt. Dieser erste Band verleugnet es denn auch nicht, daß er ein Kampfbuch sein will, das in einer unphilosophischen Zeit für den Idealismus gegenüber dem Naturalismus eintritt. Es gilt, die positivistische Weltanschauung zu bekämpfen, die immer drohender gerade aus der Psychologie herauswächst. Findet sie doch auf psychologischem Boden viel festeren Halt als im Gebiete der Naturwissenschaft, und unaufhaltbar scheint der Positivismus, der psychologisiert, in unserem sozialen Bewußtsein, in Erziehung und Kunst, in Recht und Moral heute vorzudringen. Nicht dadurch kann er überwunden werden, daß man die empirische Forschung mißachtet oder verleugnet. Inkonsequente Kompromisse zwischen Idealismus und Wissenschaft können keine dauernden Erfolge erzielen: sie rauben der Wissenschaft ihren Sinn, und der Weltanschauung ihren Wert. Der Idealismus kann nur dann sein Recht behaupten, wenn er in seinem eigenen Umkreis Platz für eine rücksichtslose konsequente empirische Wissenschaft hat. Erst dann ist auch der Wissenschaft selbst die wahre Freiheit gesichert. Gerade das ist es, was dieses Buch auf neuem Wege versucht. Es will der empirischen Psychologie vollkommenste Freiheit sichern und doch das unbegrenzte Recht des Idealismus dartun. Es wendet sich daher mit gleicher Schärfe sowohl gegen die, welche durch inkonsequente Vermittlungsvorschläge das Recht der psychologischen Wissenschaft einengen, als auch gegen die, welche aus der psychologischen Wissenschaft eine positivistische Philosophie machen wollen. Der Kampf gegen die erstere Tendenz, gegen die Inkonsequenz, welche davor zurückschreckt, wirklich das gesamte Geistesleben unter die Begriffe der Psychologie zu zwingen, hat zum Teil meine früheren Arbeiten erfüllt. Wer einige der Angriffe las, die gegen sie gerichtet wurden, mag leicht in die Irre geführt worden sein und geglaubt haben, daß ich selbst jene zweite Tendenz vertrete und selbst die Psychologie zur positivistischen Philosophie erheben wollte. Für mich war das stets nur die unerläßliche Vorarbeit; erst wenn die Psychologie konsequent ihre Aufgabe erkennt und unbe-

irrt selbst jede Willenshandlung zerfasert, erst dann ist es Zeit, den Nachweis zu liefern, daß sie mit all ihren radikalen Forschungen vollkommen in das System des ethischen Idealismus eingeschlossen und aufgenommen werden kann und muß. So wie ich jene Angriffe, die meine wahre Meinung nicht trafen, stets unbeantwortet ließ, so enthält sich auch dieses Werk jeder eigentlichen Polemik gegen einzelne Autoren. Wenn ich der systematischen Betrachtung, die mit dem zweiten Kapitel einsetzt, ein für den Zusammenhang nicht notwendiges Kapitel voranschickte, das an neuere deutsche Schriften anknüpft, so geschieht es lediglich zur schnellen Orientierung. Es galt, den hier vertretenen Standpunkt zu erläutern durch die Beziehung auf einige Bücher, denen ich für die Entwicklung der eigenen Gedanken viel zu verdanken habe. Die negative Abwehrsaufgabe des Buches soll nun aber nicht seine positive Aufgabe zurücktreten lassen: das eigentliche Ziel war, eine erkenntnis-theoretische Grundlage für die empirische Psychologie zu gewinnen. Jede Seite dieses Buches ist grundsätzlich diesem Hauptziele zugewandt. Auf der so gewonnenen Grundlage wird dann die spezielle Psychologie aufbauen können. Das ist doch schließlich das Wesentlichste, das der Psychologie unserer Tage fehlt. Ihre Grundbegriffe sind vom Zufall zusammengetragen, ihre logischen Verfahrungsweisen blieben dem Instinkt überlassen; die Psychologie selbst mag davon absehen, ein System zu schaffen, aber die Begriffe, mit denen die Psychologie arbeitet, sollten systematisch geprüft sein. Einige Grundgedanken des dritten, vierten und fünften Kapitels habe ich in populärer Form im vorigen Jahre in englischer Sprache unter dem Titel „Psychology and Life“ veröffentlicht. Die unerwartet weite Verbreitung, welche jene Essays gefunden haben, ist mir ein willkommenes Symptom dafür, daß die hier vertretene konsequente Vereinigung von Idealismus und Wissenschaft wirklich ein Bedürfnis unserer, vom Positivismus enttäuschten Zeit ist. Die wertvollen kritischen Aufsätze, die jenen Essays inzwischen gewidmet wurden, sind für den vorliegenden Band nicht unbenutzt geblieben; zugleich hoffe ich, daß manches, was dort in der populären Form nur angedeutet werden konnte, in der ausgeführteren Form hier sich selber besser erklärt und verteidigt. Wenn aber in jenen Besprechungen wiederholt meine Willenslehre mit Schopenhauer in Beziehung gebracht wurde, so wird das vorliegende Buch hoffentlich klarer zeigen, daß es sich da um ein vollkommenes Mißverstehen handelt; historisch knüpft mein philosophisches Bemühen durchaus an Fichte an. Mein Thema ist die Synthese von Fichtes ethischem Idealismus mit der physiologischen Psychologie unserer Zeit. Am Schlusse jedes Kapitels habe ich, zu bequemem Anhalt, auf einige Schriften verwiesen, und zwar teils auf solche, die den Erörterungen des Buches innerlich nahe stehen, teils auf solche, die das Problem von ganz anderer Seite beleuchten. Ich habe mich dabei auf die neueren Arbeiten, etwa auf die Nach-Loge'sche Zeit beschränkt, da diese jüngeren Schriften ja selbst leicht zu den älteren hinüberführen. Auch in dieser Grenze blieb die kleine Auswahl so subjektiv wie das ganze Buch, und breite Teile der Fachliteratur kommen natürlich erst

in der speziellen Psychologie zur Erwähnung. Ueberdies habe ich, damit die Nachweise sich nicht über den knappestn Rahmen ausdehnen, jede Schrift in jedem Bande nur einmal erwähnt, während gerade die Arbeiten zur allgemeinen Psychologie gemeinhin zu den verschiedensten Problemen in Beziehung stehen.“ Der Inhalt des reichhaltigen Werkes gliedert sich folgendermaßen: Erste Abteilung. Die Aufgabe der Psychologie. 1. Tendenzen der gegenwärtigen Psychologie; 2. die erkenntnis-theoretische Grundlage der Psychologie; 3. die Psychologie und die Geschichtswissenschaften; 4. die Psychologie und die Normwissenschaften; 5. die Psychologie und das praktische Leben. Zweite Abteilung. Die psychischen Objekte. 6. die Beziehung zum Bewußtsein; 7. die Beziehung zu Raum und Zeit; 8. die psychische Mannigfaltigkeit; 9. die Beschreibung der psychischen Objekte. Dritte Abteilung. Der psychische Zusammenhang. 10. der Zusammenhang durch die Seele; 11. der Zusammenhang durch den Körper; 12. die Apperzeptionstheorie; 13. die biologische Erklärung; 14. die Assoziations-theorie; 15. die Aktionstheorie.

311. Allemannische Gedichte. Von Johann Peter Hebel, auf Grundlage der Heimatsmundart des Dichters für Schule und Haus, herausgegeben von Otto Heilig. Heidelberg. Carl Winters Verlagsbuchhandlung. 1902. XV, 137 S. Ganzleinen Mk. 1.25.

Der Herausgeber, der im Vorworte ein Register zu Hebel Allemannischen Gedichten, ein Hebelwörterbuch mit Etymologien und eine Lautlehre der Mundart Hebels verspricht, bietet hier eine Auswahl, die er durch gegenüberstehende phonetische Transkription auch für diejenigen sprechbar zu machen sucht, die der allemannischen Mundart nicht mächtig sind. Einleitend gibt er Erläuterungen zum Lautstand des Allemannischen. Diese sehr dankenswerten Hilfen sind das Charakteristische dieser Ausgabe, deren billiger Preis Viele anlocken möge, wieder einmal in das frische und gesunde Bad Hebelischer Poesie zu steigen.

312. Lord Byron, sein Leben, seine Werke, sein Einfluß auf die deutsche Literatur. Von Richard Ackermann. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1901. XX, 188 S. Mk. 2.

Der Verfasser, der sich in Fachkreisen durch seine Studien über Shelley bekannt gemacht hat, hat sich in vorliegendem, auf langjährigen Studien beruhendem Buche das Problem vorgelegt, in möglichster Kürze eine kritische Biographie Byrons zu geben, die alles zu beachten sucht, was die Kritik in den letzten Jahrzehnten an Einzelheiten über den Dichter festgelegt hat, und die bei Wahrung des wissenschaftlichen Charakters doch den weiten Kreisen der Gebildeten und der Jugend nutzbar sein will. Man wollte gegenüber den englischen kurzen Biographien, die sich zu sehr in Moral und Aesthetik ergehen, und den längeren deutschen, die sich zu sehr ins einzelne bis zum Anekdotenhaften verlieren, die richtige Mitte treffen und dabei auf dem Standpunkte der neuesten Forschung bleiben. Besonderer Zweck des Buches ist es, mit Benützung des wissenschaftlichen Apparates die Dichtungen

der Reihe nach systematisch zu behandeln und den Leser so am richtigsten in diese einzuführen und deren Verständnis zu erleichtern. Das Buch ist für alle Freunde der Literatur in hohem Grade empfehlenswert.

313. Die freie Ehe. Von Jaques Mesnil. Autorisierte Uebersetzung von Karl Federn. Schmargendorf-Berlin. „Renaissance.“ 1903. 41 S. 60 Pfg.

Eine tapfere Schrift für die hohe und freie Ehe der Zukunft, die gerade keine neuen Gedanken vorbringt, aber den Gegenstand anregend behandelt und auch auf manche andere Seiten des heutigen Lebens ein gutes Streiflicht wirft. So heißt es auf S. 16 nach einer kleinen Kritik des heutigen Schulwesens: „Die Schule, die auf geistigem Gebiet den Triumph der Mittelmäßigkeit bedeutet, ist auf sittlichem der Triumph der Niederträchtigkeit.“

314. Der Untergang der antiken Welt. Sechs volkstümliche Vorträge. Von Ludo Moriz Hartmann. Wien. W. Perles. 1903. 77 S.

Diese Vorträge wurden in den volkstümlichen Universitätskursen und in dem von Dr. Hartmann gegründeten „Volksheim“ gehalten und liegen nun im Drucke vor, so daß sie den gewesenen Hörern sowohl, sowie anderen zugänglich sind. In kurzer, klarer, vornehmer und dabei doch im besten Sinne volkstümlicher, d. h. gemeinverständlicher Weise ist hier eine der wichtigsten Phasen der Menschheitsgeschichte erzählt.

315. Spießruten. Von Skitalezy. Deutsch von August Scholz. 198 S. Mk. 1-50.

316. Aus der Tatra. Erzählungen von Kazimierz Przerwa-Tetmajer. Autorisierte Uebersetzung von J. von Immendorf. 260 S. Mk. 1-50.

317. Ein gewöhnlicher Fall und andere Erzählungen. Von W. Korolenko. Deutsch von G. Polonsky. 212 S. Mk. 1-50.

318. Sibirische Erzählungen. Von W. Sieroszkowski. Autorisierte Uebersetzung von M. Sutram. 243 S. Mk. 1-50.

Diese vier ersten Bände der „Internationalen Novellenbibliothek“ sind bei Dr. J. Marchlewski & Co. (Verlag slavischer und nordischer Literatur) in München erschienen. Es ist das derselbe Verlag, der auch Gorkis „Nachtasyl“ herausgegeben hat. Diese vier Bände geben uns wertvolle Bereicherungen unserer Kenntnisse von der polnischen und russischen Literatur und zeichnen sich durch sorgfältige Uebersetzungen aus.

319. Alt und Neu Wien. Geschichte der österreichischen Kaiserstadt und ihrer Umgebungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite, vollkommen neu bearbeitete Auflage des gleichnamigen Werkes von Moriz Bermann, von Karl Eduard Schimmer. Mit über 500 Abb. Das reich illustrierte Werk erscheint in 30 Lieferungen zu 60 h = 50 Pfg. oder in 2 Bänden à K 9 = Mk. 7-50. (A. Hartlebens Verlag in Wien.)

Von diesem Werke sind nun in rascher Folge die Lieferungen 6 bis 10 erschienen, die sich in Bezug auf Text und Illustrationen vollkommen den vorausgegangenen anschließen. Sie umfassen die Periode vom Beginn der Habsburgischen Herrschaft in Oesterreich bis etwa 1400, wo Wien von Parteilungen und blutigem Bürgerkrieg heimgesucht war. Fast alle großen Ereignisse dieser stürmischen Zeit — wie der Hussitismus, die ersten Türkenkriege in Europa — machen ihren Wellenschlag bis nach Wien. Besonders Gewicht ist auf die Entwicklung der städtischen Verwaltung gelegt, die schon früh vor dem Erstarken der ständischen und landesfürstlichen Macht beeinflusst erschien. Lebensvolle Charakterbilder der bedeutendsten Persönlichkeiten — Rudolfs von Habsburg, Kaiser Albrecht I., des unglücklichen Königs Friedrich des Schönen, des „weisen“ Herzogs Albrecht II., des staatsklugen Herzogs Rudolf des Stifter, des mutigen Bürgermeisters Vorlauf — lassen deren Wesen und Wirken plastisch hervortreten. Hand in Hand mit der Schilderung der geschichtlichen Ereignisse finden stets die kulturellen Verhältnisse, das Volksleben, die räumliche und bauliche Entwicklung Wiens gebührende Beachtung, wie z. B. die Gründung der Universität Wien und deren erste Schicksale einen besonderen Abschnitt füllen. Ein gutes Buch für das Bedürfnis eines weiten Leserkreises.

320. Jenseits von Gut und Böse. Roman von Luise Westlich. Leipzig. Bf. Reklam jun. 1. Teil 207 S. 2. Teil 214 S.

Ein überaus spannender Roman, der zu der besseren Unterhaltungslektüre zu rechnen ist.

321. Wohnungsreform und Lokalverkehr. Von Clemens Heiß. VII. Heft der unter dem Titel: Die Wohnungsfrage und das Reich, vom Verein „Reichswohnungsgesetz“ herausgegebenen Schriften. 128 S. M. 1.60. Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. 1903.

Der Verfasser hat mit Fleiß und Sorgfalt zusammengetragen, wie der Lokalbahn-, Vorortsbahn- und Straßenbahn-Verkehr in den Hauptverkehrsländern und größten Verkehrsarten beschaffen ist, und den Einfluß dieses Verkehrswesens auf das Wohnungswesen zu ergründen gesucht. Er hat die dem Verkehrswesen anhaftenden Mängel aufgesucht und gewürdigt und an Vorschlägen zur Besserung deren Einfluß auf eine Wohnungsreform gewürdigt. Wer sich mit der Wohnungsreform beschäftigt, wird in der Schrift manches finden, was er zu unterschreiben vermag, aber auch nicht unbeachtet lassen, daß man bei der Wohnungsreform nicht nur immer den Berliner Verhältnissen Rechnung tragen oder diese als Unterlage für Betrachtungen nehmen kann und darf. Jedenfalls ist die Schrift, wie alle bisherigen Publikationen des Vereins „Reichswohnungsgesetz“, der Beachtung aller Wohnungsreformer dringend zu empfehlen.

M. M.

Für den Inhalt verantwortlich: **Eugelbert Fernerforsker.**

Genossenschafts-Buchdruckeret, Wien, VIII. Breitenfeldbergasse 22.

Ein „revisionistischer“ Artikel.

(Was nun? von Wilhelm Kolb, Karlsruhe.)

Mit einem Vor- und Nachwort des Herausgebers.

Vorwort.

Als vor dem Dresdener Parteitag der sozialdemokratischen Partei die Messer gewetzt und nach Opfern gefahndet wurde, ist wiederholt festgestellt worden, daß der Redakteur des in Karlsruhe erscheinenden sozialdemokratischen Tagblattes „Volkshfreund“ der konsequenteste und aufrichtigste „Revisionist“ sei. Während alle anderen Revisionisten so klug oder hinterhältig oder feige seien, ihre eigentlichen Gedankengänge zu verschleiern, während es an ihnen eine sie charakterisierende Tatsache sei, daß sie aus ihren Herzen Mördergruben zu machen gewohnt seien, müsse man besagtem Redakteur, Wilhelm Kolb mit Namen, das ehrenvolle Zeugnis ausstellen, daß er seine ruchlos-revisionistischen Gedanken bis zu Ende auszudenten nicht nur, sondern auch auszusprechen den Mut habe. Da die „Orthodoxen“ bekanntlich zumal die der „Neuen Zeit“, im scharfen Gegensatz zu den „Revisionisten“ genau wissen, was sie sagen, somit die Proklamierung Kolbs als „ehrlicher“ Revisionist eine Sache von besonderer Bedeutung ist, so hat es wohl ein allgemeineres Interesse, das schenßliche Konterfei eines vollständig ausgewachsenen Revisionisten auch bei uns in Oesterreich kennen zu lernen. Dies veranlaßt mich, die Artikelferie, die W. Kolb im Karlsruher „Volkshfreund“ am 22., 23., 25., 26. und 27. August l. J. unter dem Titel „Was nun?“ veröffentlicht hat, zu reproduzieren.

Was nun?

I.

In einer Versammlung in Fürstenwalde machte Genosse Dr. H. Braun, der Reichstagsabgeordnete für den Wahlkreis Frankfurt a. O., den Vorschlag, dem Parteivorstand zu empfehlen, auf die Tagesordnung des Dresdener Parteitags als besonderen Punkt das Thema zu setzen: „Die Reichstagswahlen und die sich aus ihnen für die Partei ergebenden Aufgaben“. Als Referent wurde Genosse Bebel, als Korreferent Genosse v. Bollmar in Vorschlag gebracht.

Was nun? Das ist die große Frage, die auf aller Lippen schwebt. Genosse Kautsky hat sie bereits im Heft 39 der „Neuen Zeit“ behandelt, als die Resultate der Stichwahlen noch nicht vorlagen. Der Kautsky'sche Aufsatz ist sehr interessant. Aber Kautsky stellt die Frage nicht in dem Sinne, wie sie Dr. Braun gestellt hat, nämlich: „Welche Aufgaben erwachsen aus dem Riesenerfolge vom 16. Juni der sozialdemokratischen Partei?“ Kautsky fragt: „Was wird die Regierung, was werden die herrschenden Klassen tun?“ Kautsky kommt bei der Untersuchung der von ihm gestellten Frage zu einem negativen Resultat, wenigstens soweit die Gegenwart in Betracht kommt. Was immer die Regierung und die herrschenden Klassen zu tun gedenken, ob sie ein Regime politischer, sozialer und ökonomischer Reformen oder ein Regime der Niederhaltung und Unterdrückung der proletarischen Bewegung ins Werk setzen, in dem einen wie in dem anderen Falle ist der Sieg der Sozialdemokratie sicher.

Insoweit sind wir mit dem Genossen Kautsky vollständig einverstanden. Aber Kautsky geht weiter, er prophezeit den Sieg der Sozialdemokratie in absehbarer Zeit, er ist nun in greifbare „Nähe“ gerückt. Das Wort „absehbar“ hat einen sehr dehnbaren Begriff. Versteht Genosse Kautsky unter „absehbarer Zeit“ das gegenwärtige 20. Jahrhundert, so kann man, ohne Optimist zu sein, ihm zustimmen. Versteht er aber darunter die Periode der nächsten 10 oder 20 Jahre, so teilen wir seine Siegeszuversicht nicht. In so „greifbare Nähe“ ist der Sieg der Sozialdemokratie trotz aller bisherigen Erfolge unseres Erachtens noch nicht gerückt.

Mit dem Prophezeien hat's seine Haken, das haben wir doch schon mehr als einmal erfahren. Man sollte deshalb nach dieser Richtung, insbesondere mit Rücksicht auf die gemachten Erfahrungen, mehr Vorsicht walten lassen. Es ist schon so manches anders gekommen, als wir, oder besser viele unter uns, es sich vorgestellt haben.

Der 16. Juni d. J. war ein unerhörter Siegestag für das deutsche Proletariat. Darüber besteht nirgends auch nur die geringste Meinungsverschiedenheit. Mehr als 3 Millionen Stimmen wurden für die Kandidaten der „Eldenden“ abgegeben. Ein gewaltiger Erfolg, ganz gewiß. Aber diese 3 Millionen repräsentieren kaum ein Drittel der abgegebenen Stimmen, etwa ein Viertel der Wahlberechtigten überhaupt. An sich betrachtet eine große Macht, zweifellos. Aber vergessen wir doch nicht, daß wir unsere Grundzüge nicht gegen den Willen der Volksmehrheit durchsetzen können. Die 3 Millionen stimmberechtigter deutscher Bürger, welche am 16. Juni d. J. für unsere Kandidaten votierten, sind nicht lauter fest überzeugte Sozialdemokraten. Viele, sehr viele müssen lauter unsere Propaganda erst noch zu solchen erzogen werden. Mit der Konstatierung dieser Tatsache soll an unserem gewaltigen Sieg keineswegs herumnergelt werden. Keine Partei kann von sich sagen, daß alle diejenigen Bürger, welche für sie votiert haben, überzeugte Anhänger ihrer Doktrinen sind. Keine Partei ist aber zur Durchführung ihrer Prinzipien so sehr auf eine überzeugte Anhänger-schaft angewiesen, wie die Sozialdemokratie, denn sie ist die einzige

revolutionäre Partei, d. h. die einzige Partei, welche eine grundlegende, völlig umgestaltende Aenderung der bestehenden gesellschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse anstrebt. Eben deshalb kann die Sozialdemokratie weniger wie jede andere Partei gegen den Willen der Volksmehrheit siegen, d. h. ihre Prinzipien verwirklichen.

Nun muß ja zugegeben werden, daß unser Wachstum ein unverhältnismäßig rasches Tempo aufweist. Von der kleinsten, am meisten und von allen Seiten beschudeten, verleumdeten Partei sind wir in 30 Jahren zur weitaus stärksten Partei herangewachsen. Wenn wir die Gewißheit hätten, daß wir in den nächsten 20 Jahren in demselben Tempo weiter wachsen, so könnten wir heute schon mit Zug und Recht sagen, unser Sieg ist in greifbare Nähe gerückt. Aber diese Gewißheit haben wir eben nicht.

Unsere jetzige Anhängerschaft setzt sich größtenteils aus Proletariern, d. h. Arbeitern, zusammen. Wohl haben wir auch Anhänger aus anderen Schichten und Klassen der Bevölkerung gewonnen, aber sie bilden eine verschwindend geringe Minderheit gegenüber der Masse der zu uns gehörenden Proletarier. Soweit größere Arbeitermassen sich noch zu einer anderen als der sozialdemokratischen Partei bekennen, werden sie durch unsere Propaganda, sowie durch das Verhalten der gegnerischen Parteien gegenüber berechtigten Forderungen der Arbeiter zweifellos ohne sonderlich große Mühe gewonnen werden können. Sobald beim Arbeiter das Klassenbewußtsein erwacht, wird er Sozialdemokrat, mag er in religiöser Beziehung sonst denken, wie er will. Daß aber das Klassenbewußtsein bei den Arbeitern, auch soweit sie noch nicht zur Sozialdemokratie gehören, mehr und mehr erwacht, dafür sorgen schon der Kapitalismus und die mit ihm verbündeten staatlichen und kirchlichen Mächte. Soweit also das noch nicht zur Sozialdemokratie sich bekennende Proletariat in Betracht kommt, werden wir nach wie vor auf starken Zuwachs rechnen können. Da ferner das Proletariat sich verhältnismäßig stärker vermehrt, als die herrschenden Klassen, werden wir auch schon deshalb auf weit stärkeren Zuwachs rechnen können, als jede andere Partei.

Aber damit allein bekommen wir nicht die Volksmehrheit. Die Schicht der Kleinbürger und Bauern ist trotz der fortschreitenden industriellen Entwicklung in Deutschland immer noch sehr stark. Die Kleinbauern verschwinden nicht, wie wir ehemals angenommen haben, sondern sie halten sich, und ihre Zahl vermehrt sich sogar. Auch die kleinbürgerlichen Existenzen erweisen einer Theorie zuliebe uns auch nicht den Gefallen, von der Bildfläche zu verschwinden.

So töricht es wäre, nach dem Muster gewisser „liberaler“ Zeitungen, an dem glänzenden Sieg der deutschen Sozialdemokratie herumzumäkeln und ihn zu verkleinern zu versuchen, nicht weniger töricht wäre es, angesichts der berechtigten Freude über den glorreichen Erfolg die Hemmungen und Hindernisse zu übersehen, die uns, namentlich in Deutschland, auf dem Wege zum endgiltigen Sieg des Sozialismus über den Kapitalismus noch im Wege stehen. Die Gewinnung der uns noch fernstehenden, nicht direkt zum Proletariat zählenden Be-

völkeringsschichten, der Kleinbürger und Kleinbauern, ist für die Sozialdemokratie eine Lebensfrage. Das hat unser verstorbener Genosse Liebknecht schon vor mehr als zwanzig Jahren konstatiert.

In dem vom „Vorwärts“ seinerzeit veröffentlichten Fragment Liebknechts, worin er die Frage der Verwirklichung des Sozialismus untersucht, heißt es u. a.:

„Wäre es nun auch naiv und selbst töricht, zu verlangen, daß wir, um unsere Prinzipien praktisch zu verwirklichen, erst eine wohl vorbereitete und besiegelte Majorität in der Tasche haben müssen, so wäre es noch naiver, zu glauben, wir könnten unsere Prinzipien gegen den Willen der Majorität der Bevölkerung verwirklichen.“

Diesen verhängnisvollen Irrtum, bemerkt Liebknecht weiter, haben die französischen Sozialisten furchtbar büßen müssen.

Die Frage also, wie gewinnen wir die uns noch feindlich gegenüberstehenden, nicht direkt proletarischen Schichten der Bevölkerung, hat heute, nach dem glänzenden Erfolg der deutschen Sozialdemokratie am 16. Juni d. J. für diese mehr wie für die sozialdemokratische Partei eines jeden anderen Landes praktische Bedeutung. Die Sozialdemokratie ist eine Macht geworden, die sich neben der Propaganda vor allem auf die parlamentarische Aktion stützen muß.

„Der Erfolg verpflichtet,“ die Frage der Taktik wird brennend.

II.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Kautsky in seinem Artikel in der „Neuen Zeit“ den Sieg und zwar den baldigen Sieg der Sozialdemokratie in Aussicht gestellt hat. Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß Kautsky, sofern er diesen Sieg als in „handgreifliche Nähe gerückt“ bezeichnet, sich in einem Irrtum befindet. Die Gewinnung der uns noch fernstehenden, nicht direkt proletarischen Schichten der Bevölkerung ist ungleich schwerer, als die Gewinnung der industriellen und gewerblichen Arbeiterschaft.

Viel leichter als die Schichten des Kleinbürgertums und der Bauernschaft ist noch die Gewinnung eines Teils der Schicht der sogenannten Intelligenz, d. h. der Gelehrten, Ärzte, Advokaten u. s. w. u. s. w. Selbst angenommen, wir könnten einen größeren Teil der sogenannten Intelligenz in „absehbarer Zeit“ für uns gewinnen, so hätten wir damit noch lange nicht die Majorität der Bevölkerung hinter uns. Gegen den Willen dieser aber werden wir niemals siegen.

Sobald wir uns aber mit der Frage beschäftigen, wie gewinnen wir die kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Schichten, kommen wir auf jenes Gebiet, das seit Jahren in und außerhalb Deutschlands in der sozialdemokratischen Partei nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen hat, die Frage nämlich: Wie und auf welchem Wege wird der Sozialismus sich verwirklichen? Es ist der bekannte Streit um die Taktik und teilweise auch um die Theorie.

In die Fragen der Theorie wollen wir uns hier nicht in extenso einlassen. Daß unsere großen Meister Marx und Engels nicht eine fix

und fertige, in allen Einzelheiten und auf ewige Zeiten geltende Theorie aufgestellt und begründet haben, ist klar. In manchen, teilweise sehr wichtigen theoretischen Fragen, die für die Praxis von schwerwiegender Bedeutung sind, herrschen unter unseren Theoretikern nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten. Wir erinnern nur an die Agrartheorie. So lange auf einem so wichtigen Gebiete wie dem der Agrartheorie so erhebliche Differenzen bestehen, ist es nicht gut möglich, beispielsweise in Kreisen der Kleinbauernschaft größere Erfolge zu erzielen. Die Frage: „Wer hat Recht, David oder Kautsky?“ wird einem in der Agitation oft genug vorgelegt. Die Praxis kümmert sich eben sehr wenig um theoretische Formeln, das zeigt uns gerade die Praxis der Sozialdemokratie in agrarischen Fragen. Obwohl — anscheinend wenigstens — die Mehrheit der Parteigenossen in der Theorie den Standpunkt Kautskys heute noch teilt, hat die Partei, bzw. haben ihre Vertreter im Parlament in der Praxis fast ausnahmslos sich den Standpunkt Davids zu eigen gemacht. Ganz abgesehen davon, daß wir mit einer Doppeltheorie in einer so wichtigen Frage, wie sie die Agrarfrage ist, auf die Dauer gar nicht zurechtkommen können, und dies umso weniger, je größer die Partei und damit ihr Einfluß und ihre Verantwortung wird, darf die Praxis der Partei nicht im Widerspruch mit der Theorie stehen. Tatsächlich steht aber die Kautskysche Agrartheorie in wichtigen Punkten im Widerspruch mit der Praxis der Partei. Weder im Parlament noch bei der Agitation vertreten wir den Standpunkt, daß den Kleinbauern nicht mehr geholfen werden kann. Die Theorie vom Untergang des Kleinbauertums wird nicht nur von der Statistik widerlegt, wir haben in der Praxis auch nie die Konsequenzen aus dieser Theorie gezogen, im Gegenteil. In den Parlamenten haben unsere Vertreter sich stets nur darüber beschwert, daß zu wenig staatliche Mittel, speziell für die Kleinbauern, zur Verfügung gestellt werden. Jedenfalls haben sie niemals solche Mittel verweigert, was sie konsequenterweise hätten tun müssen, wenn die Kautskysche Theorie vom unrettbaren Untergang des Kleinbetriebes zutreffend wäre. Mit dieser Theorie würden wir bei den Bauern auch sehr schlechte Geschäfte machen, denn mit Theorien läßt sich niemand weniger abspeisen als der Bauer. Er will wissen, was man für ihn jetzt zu tun gedenkt. Die Agrarfrage ist also für die Partei so wichtig, daß wir sie unmöglich auf die lange Bank schieben können. In dieser Frage endlich eine Lösung herbeizuführen, ist jedenfalls viel nützlicher, als sich immer wieder in müßigen Spekulationen über den endgiltigen Termin, bis zu welchem die Sozialdemokratie siegen wird, zu ergehen.

Der Sieg des Sozialismus ist sicher, daran zweifelt keiner unter uns. Ueber das Endziel haben wir uns auch noch nie gestritten, es ist und bleibt die Stärke unserer Partei, wie es das charakteristische Unterscheidungsmerkmal bleibt zwischen unserer und allen anderen Parteien, und dies auch dann, wenn wir uns in Fragen der Taktik auf den Standpunkt der Reform stellen. Nicht weil wir uns eine revolutionäre Partei nennen, sind wir revolutionär, sondern weil das Ziel unserer Bestrebungen ein revolutionäres, d. h. ein auf die völlige, grundlegende

Umgestaltung der bestehenden sozialen, ökonomischen und politischen Gesellschaftszustände gerichtetes ist. Der revolutionäre Charakter unserer Partei ist begründet durch das revolutionäre Ziel, denn dieses ist und bleibt unter allen Umständen revolutionär. Ob die von uns beobachtete Taktik — d. h. die Anwendung der Kampfmittel, die uns zum Ziele führen sollen und deren Gebrauch — revolutionär ist, das hängt ganz und gar davon ab, welche Erfolge damit erzielt werden. Hier kommt es nicht auf die Absicht, sondern auf die Wirkung, auf den Erfolg an. In Fragen der Taktik haben wir uns nach den Verhältnissen zu richten, denn die Taktik ist nur Mittel zum Zweck.

Noch immer streitet man sich in der Partei darum, ob wir die „revolutionäre“ oder „reformerische“ Taktik anzuwenden haben. Das Proletariat selbst und seine Vertreter im Parlament haben die Frage: „Revolution oder Reform“ längst entschieden. In der Praxis haben wir uns konsequent auf den Boden der Reform gestellt.

Der ganze Streit, wie ihn unsere Theoretiker unter sich führten, läuft bei näherer Untersuchung lediglich auf eine theoretische Katzbalgerei um Wortbegriffe hinaus. Revolutionär ist jeder Akt, jedes Gesetz, das uns unserem Ziele näher bringt, auch wenn's nur ein „Reformchen“ ist. Umgekehrt ist ein scheinbar revolutionärer Akt, beispielsweise ein Generallstreik, der verloren geht und allerhand unliebsame Konsequenzen nach sich zieht, in seiner Wirkung kontrerevolutionär. Wer an die Vernunft appelliert, handelt in den meisten Fällen revolutionärer als derjenige, der an die Leidenschaft appelliert. Die Taktik der Gewalt, die früher große revolutionäre Wirkungen erzeugt hat, würde, so wie die Dinge heute liegen, in 99 von 100 Fällen ganz sicher eine kontrerevolutionäre Wirkung haben.

Deshalb stellt sich die Sozialdemokratie in der Praxis konsequent auf den Boden der Reform, ohne dabei auch nur im mindesten etwas von ihrem revolutionären Charakter einzubüßen. Wenn aber dies der Fall ist — und es wird nicht bestritten werden können — wenn wir die Taktik der Reform in der Praxis als die unter den gegebenen Verhältnissen einzig richtige und konsequente erklären und anerkennen, dann hat es keinen Zweck und keinen Sinn mehr, in der Theorie einen entgegengesetzten Standpunkt einzunehmen und diejenigen fortgesetzt anzugreifen, welche verlangen, daß unsere Praxis sich mit unserer Theorie deckt.

Entweder oder! Entweder ziehen wir aus der „proletarisch revolutionären“ Theorie die sich ergebenden Konsequenzen und dann ändern wir unsere bisherige Taktik, oder aber wir ziehen aus unserer Praxis die sich naturgemäß für die Theorie ergebenden Konsequenzen. In diesem Falle müssen die Anzweifelungen an der revolutionären Gesinnung und praktischen Betätigung derselben bei jenen, die unter dem Sammelnamen „Opportunisten“ bekannt sind, endlich aufhören.

III.

Fragen der Taktik können bei der Verschiedenheit der Auffassung darüber natürlich nicht im Handumdrehen erledigt werden. Liegen die Dinge verhältnismäßig einfach, wie beispielsweise bei der Frage, sollen

wir uns an der oder jener Wahl beteiligen, sollen wir die oder jene Reform akzeptieren, dann wird der Streit der Meinungen gewöhnlich rasch entschieden. Anders aber liegen die Dinge, wenn Fragen der Taktik mit solchen des Prinzips zusammengespleißt werden, wie jetzt wieder beispielweise bei der an sich unbedeutenden Vizepräsidentenfrage. In diesem Falle marschieren alle die bekannten Schreckgespenster auf von der „Versumpfung und Abflauung unserer Bewegung“ bis zur „Sakaienpolitik“ unserer Vertreter, die man schon in Wadelstrümpfen und Sakaienfräcken einher-spazieren sieht. Diese „Versumpfungs-Theorie“ spielt bis auf die Anfänge der proletarischen Klassenbewegung zurück eine Rolle. Sobald irgend eine neue Position dem Feind abgenommen und von uns besetzt werden soll, erscheint dieses Gespenst der „Versumpfung“ auf der Bildfläche und treibt seinen Spuk.

Worauf beruhen denn eigentlich unsere Erfolge, speziell auch in Deutschland? Einmal auf der Propaganda unserer Ideen, die wir mit allem Nachdruck betreiben. Diese Ideale des Sozialismus sind der klassenbewußten Arbeiterschaft in Fleisch und Blut übergegangen. Aber sind denn alle, die für uns stimmen, klassenbewußte Proletarier, Männer, die von den Zielen der Sozialdemokratie so unterrichtet sind, wie wir das wünschen und zu erreichen fortgesetzt bestrebt sind? Zweifellos nicht. Einen erheblichen Teil unseres Erfolges verdanken wir neben der Propaganda unserer Ideen unserer praktischen Wirksamkeit im Parlament, in der Presse, kurz überall, wo wir hervortreten. Wir bekämpfen nicht nur den gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Zustand, wir haben das beste, zugkräftigste Reformprogramm. Diesem und unserer praktischen Tätigkeit in unseren Organisationen haben wir einen sehr erheblichen Teil unserer Erfolge zuzuschreiben.

Der Sozialismus ist heute keine Utopie, kein bloßer theoretischer Begriff mehr, er ist mit dem Leben verbunden und entwickelt sich in voller Wirklichkeit. Nicht nur seine geistigen und moralischen Kräfte wachsen, auch die technischen Mittel seiner Verwirklichung entwickeln sich zusehends.

Die wirtschaftlichen Funktionen des Staates und der Kommune ziehen immer weitere Kreise. Daneben entwickeln sich in den Konsum- und Produktivgenossenschaften, in den Gewerkschaften und andern Organisationen Organe, die der Verwirklichung des Sozialismus fräftig vorarbeiten. Wir wissen sehr wohl, daß diese Organe innerhalb der Sozialdemokratie nicht überall ebenso hoch bewertet werden, wie das von unserer Seite geschieht, daß man sie vor allem nicht als Organe zur Verwirklichung des Sozialismus gelten lassen will. Marx aber hat schon in seinem großen Werke von den Keimen der zukünftigen Gesellschaft geschrieben, die sich im kapitalistischen Staat ausbilden. Und wer will bestreiten, daß diese Organe immer höher bewertet werden und das in erster Linie vom Proletariat selbst, das seiner bedarf, um seine Lebenslage zu verbessern? Man nehme doch gefälligst das Berliner Parteitagprotokoll zur Hand und lese die Resolution über die Bedeutung der Konsumvereine für den Klassenkampf des Prole-

tariats und vergleiche damit die heutige Bewertung dieser wirtschaftlichen Organisationen. Daß sie in Deutschland noch nicht die Rolle spielen wie anderwärts, beispielsweise in Belgien, Dänemark und England, das liegt doch nicht im Wesen dieser Organisationen, sondern es ist dies auf die politischen und wirtschaftlichen Zustände in Deutschland zurückzuführen.

Die Revolutionierung der Köpfe, d. i. die geistige Vorbereitung des Sozialismus, allein genügt nicht, die technische Vorbereitung muß mit ihr Hand in Hand gehen. Diese technische Vorbereitung ist gewissermaßen ein Anschauungsunterricht und zwar ein solcher praktischster Art und von nicht zu unterschätzender moralischer und materieller Wirkung. Die Macht der Tatsachen wirkt oft noch stärker als die Macht der Ideen. Nicht daß wir übertriebene Hoffnungen auf die Erfolge dieser technischen Vorbereitung für die nächste Zeit setzen, so wenig als wir uns in Bezug auf die Erfolge unserer parlamentarischen Wirksamkeit großen Illusionen hingeben. Aber so wie wir durch jeden parlamentarischen Erfolg und sei er an sich noch so gering, das Fundament neuer Erfolge legen, so auch durch den Fortschritt auf anderen, speziell wirtschaftlichem Gebiete. Durch eben diese unsere praktische Tätigkeit auf allen Gebieten erhält unsere große Idee ihre lebendige Kraft. Wir springen nicht mit einem Saltomortale in die sozialistische Gesellschaft hinein. Diese entwickelt sich organisch aus der kapitalistischen Gesellschaft heraus. So wie aber der Gärtner und der Landmann, um das organische Wachstum der Pflanzen zu ermöglichen und zu fördern, erst den Boden bearbeiten, dann säen, hacken, eggen u. s. w. muß, so müssen wir durch unsere Propaganda und durch unsere praktische Arbeit den Boden für das Wachstum der künftigen Gesellschaftsordnung vorbereiten; die Keime, die dem Boden entwachsen, kräftig pflegen und weiterentwickeln. Diese Pflänzchen wachsen und werden mit der Zeit mächtige Bäume. Je stärker sie werden, desto tiefer schlagen sie Wurzeln und desto weniger können sie ausgerottet werden. Was wären wir ohne unsere Organisation? Ein Schilfrohr, das ein Windstoß umknickt.

Die sozialistische Revolution ist etwas ganz anderes, als die bisherigen Revolutionen. Sie ist ein fortschreitender organischer Prozeß. Weil wir diese Tatsache in der Praxis längst anerkannt haben, deshalb muß sie auch in der Theorie mit allen Konsequenzen anerkannt werden. Der Sieg des Sozialismus ist nicht das Produkt des Zusammenbruchs der Bourgeoisie, sondern er wird durch die methodische legale Organisation, durch die geistigen und materiellen Kräfte und den steigenden Einfluß des Proletariats auf allen Gebieten herbeigeführt werden. Nicht auf die halbmythische Erwartung einer in näherer oder fernerer Zukunft hereinbrechenden Katastrophe setzt das aufgeklärte klassenbewußte Proletariat seine Hoffnungen, sondern auf den Erfolg seiner Arbeit auf geistigem, sozialem, ökonomischem und politischem Gebiete.

Wir waren nicht wenig erstaunt, dieser Tage in einem Versammlungsbericht des „Vorwärts“ zu lesen, der Generalstreik sei ein

„Mittel zum Sturze der Klassenherrschaft“; der Parlamentarismus lähme die „revolutionäre Energie“ des Proletariats. Beim deutschen Proletariat hat der „Generalunfuh“ des Generalstreiks, noch nie versungen und wir glauben auch nicht, daß die am 16. Juni in Erscheinung getretene „Lähmung der revolutionären Energie“ des deutschen Proletariats Anlaß geben wird, über Dinge zu diskutieren, die wir seit halb 30 Jahren als überwunden betrachteten. Aber der Berliner Vorgang ist der schlagendste Beweis dafür, daß die Theorie vom Zusammenbruch der Kapitalherrschaft — unserer ganzen Praxis zum Troß — noch immer propagiert wird und einflußreiche Anhänger hat.

IV.

Daß es sich bei den immer wiederholten Auseinandersetzungen über die Taktik keineswegs um ein müßiges, aus Langeweile oder Selbstüberhebung vom Zaune gebrochenes Gezänk handelt, wie jetzt anläßlich der Vizepräsidentenfrage wieder da und dort behauptet wird, sondern um tiefgehende Meinungsverschiedenheiten über die Frage: „Wie und auf welchem Wege werden wir ans Ziel gelangen?“, das bestätigt auch eine im „Vorwärts“ veröffentlichte Erklärung des Genossen Bebel zur Fürstenwalder Resolution. Gen. Bebel schreibt da u. a.:

„Ich bin überhaupt der Ansicht, daß die Zeit des Vertuschens und des gegenseitigen Komödienspiels in der Partei vorbei ist und daß wir uns klar darüber werden müssen, wie wir zu einander stehen.“

Unsere Gegner werden aus dieser Äußerung natürlich wieder auf die — ach schon so lange, aber immer vergeblich erwartete Spaltung unserer Partei schließen. Lassen wir ihnen das Vergnügen, aber verschließen wir uns nicht der Einsicht, daß große Meinungsverschiedenheiten unter uns bestehen. In der Tat! Es hat keinen Zweck, hinsichtlich dieser Fragen zu vertuschen oder — was wir allerdings bisher noch nicht bemerkt haben — Komödie zu spielen. Mit dem Streit um die Vizepräsidentenfrage sind die Differenzen über die Frage der Taktik nicht erschöpft. Diese Frage ist nur eine von den vielen, die schon zu „Parteidiskussionen“ Veranlassung gaben und es ist auch noch nicht die letzte. Auch darüber muß völlige Klarheit herrschen. Es stehen sich zwei Auffassungen über die Art der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat gegenüber. Die eine hat in Kautsky und Bebel, die andere in Bernstein und v. Vollmar ihre hervorragendsten Vertreter in Theorie und Praxis. Kautsky sagt, das Proletariat kann sich die Macht nicht erschleichen, d. h. sie nicht nach und nach erobern, indem sie schrittweise von ihr Besitz ergreift, es kann sie nur erobern, indem sie von der Regierungsgewalt in ihrer Totalität Besitz ergreift. Bebel zieht aus dieser Theorie zwar nicht alle Konsequenzen in der Praxis, aber auch dort, wo es sich darum handelt, Positionen zu besetzen, die nur unter Anerkennung bestimmter Formeln, wie sie innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung sich „eingebürgert“ haben, besetzt werden können, wenigstens insoweit als wir nicht die absolute Mehrheit haben. Die Kautsky'sche

Theorie von der Eroberung der politischen Macht kann man kurz als die der „proletarischen Revolution“ bezeichnen.

Bernstein stellt sich auf den Standpunkt, daß das Proletariat schrittweise die politische Macht erobern muß, Position für Position dem Gegner abringen muß und daß es deshalb, um sich Einfluß auch in den maßgebendsten Faktoren der Gesetzgebung und Verwaltung zu verschaffen, an Formeln keinen Anstoß nehmen darf, vielmehr mit solchen sich abfindet, so lange es nicht die Macht hat, sie zu beseitigen. v. Vollmar hat aus dieser Theorie schon die Konsequenzen für die Taktik unserer Partei gezogen zu einer Zeit, wo man weder etwas von der „Bernsteinerei“ noch von dem theoretischen Vertreter des „Revisionismus“ wußte. Daß der Streit um diese Fragen nicht auf eine besondere Liebhaberei Bernsteins, immer und bei jeder Gelegenheit „revidieren“ zu wollen, zurückzuführen ist, sondern auf tatsächlich bestehende divergierende Auffassungen über die Art der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat, das beweist, wenn wir so sagen dürfen, die Internationalität dieser Differenzen. In Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Italien, überall gibt's heute „Revisionisten“ und „Revolutionäre“.

Es heißt die Ursache der Differenzen allerdings „vertuschen und Komödie spielen“, wenn man Bernstein als den Urheber derselben und als das Karnikel bezeichnen will, das immer „revidieren“ möchte. Ist nicht Jaurès als „Partei verderber“ bezeichnet worden? Wird Turati nicht auch mit dem Bannfluch belegt? Ist Wandervelve nicht auch einer, den man nicht mehr ganz trauen kann?

Keiner von allen jenen, die unter den Namen „Revisionisten“ bekannt sind, verzichtet auf das Endziel. Im Gegenteil, alle bekennen sich zu ihm und kämpfen für seine Verwirklichung, denn sonst wären sie ja keine Sozialdemokraten. Aber sie sehen den Sieg der Sozialdemokraten nicht in „greifbare Nähe“ gerückt; sie sind überzeugt, daß wir noch ein schweres Stück Arbeit vor uns haben, das um so leichter bewältigt wird, je größer unser Einfluß auf allen Gebieten und bei allen Faktoren ist, welche auf die künftige Entwicklung bestimmenden Einfluß ausüben. Nichts thörichter deshalb, als diesen „Streit“ durch Parteitag-Beschlüsse „endlich“ beseitigen zu wollen. Der bloße Versuch hiezu wäre gleichbedeutend mit der Verneinung einer unserer elementarsten Grundsätze, der Meinungs- und Gewissensfreiheit. Solche Differenzen können nicht hinweg dekretiert werden. Es ist auch durchaus falsch, fortgesetzt zu behaupten, die Diskussion über diese Differenzen führten zur „Abflauung“ unserer Bewegung.

Wir behaupten, das Gegenteil ist zutreffend. Nicht die Diskussion als solche fordert den Unwillen vieler Parteigenossen heraus, sondern die Form, in der sie oft geführt wird. Es ist in diesem Zusammenhang nicht zu untersuchen, auf welcher Seite die größten Fehler gemacht wurden und noch gemacht werden. Gefündigt wird auf beiden Seiten. Sofern man nur den guten Willen hat, sich nicht an Nebensächlichkeiten zu halten, sondern auf den Kern der Sache einzugehen, kann man, ohne irgend jemandem auch nur im allergering-

sten zu nahezutreten, die Diskussion streng sachlich führen und so leichter zu einer gegenseitigen Verständigung kommen. Die innere Situation in der Partei ist für diejenigen, die selbst an der Diskussion beteiligt sind, ganz klar; diese Genossen wissen, „wie sie zu einander stehen“. Aber die Masse der Parteigenossen weiß es nicht, wenigstens die außerhalb der Organisation stehenden nicht. Die haben sich bisher sehr wenig um diese Differenzen bekümmert und werden es voraussichtlich auch in Zukunft nicht thun. Eben deshalb glauben wir auch nicht daran, daß auf dem Parteitag in Dresden „Klarheit“ geschaffen wird. Man wird einige Tage lang debattieren, voraussichtlich eine Resolution annehmen, die — entweder einen Kompromiß darstellt, oder eben eine von jenen Resolutionen sein wird, die so lange gilt, bis — durch weitere Erfahrungen belehrt — ein zukünftiger Parteitag eine andere beschließt, vorausgesetzt, daß dieser dann eine Resolution überhaupt als ein Ding absoluter Notwendigkeit anerkennt.

Daß der „Revisionsismus“ durch Resolutionen „endlich einmal“ gründlich beseitigt wird, d. h. daß man die der Kautskyschen Theorie von der Eroberung der politischen Macht entgegengesetzte Theorie der „Revisionsisten“ durch einen Mehrheitsbeschluß einfach als nicht mehr vorhanden hinwegdekretieren kann, ist schlechterdings unmöglich.

Wenn darüber „endlich“ Klarheit geschaffen würde, so könnte man mit diesem Resultat der Parteidiskussion immerhin zufrieden sein, wenn's auch nur eine starke relative Zufriedenheit wäre, die man auf beiden Seiten empfinden würde. Wenn man die Vizepäsidentenfrage o tutti quanti an sich als zunächst nebensächlich behandelt und die Theorien Kautsky und Bernsteins von der absoluten bezw. schrittweisen Eroberung der politischen Macht in den Mittelpunkt der Debatten stellt, dürfte am ehesten etwas bei diesen Debatten herauskommen.

Hinter den Formeln, an welchen die Erledigung der Vizepäsidentenfrage scheitert, steckt die Theorie von der Unmöglichkeit der Beteiligung an der Regierungsgewalt seitens des Proletariats innerhalb des kapitalistischen Staates verborgen.

Das ist die Kernfrage, alles andere sind Begleiterscheinungen derselben. Auf diese Kernfrage wollen in auf einem Schlußartikel eingehen.

V.

Indem wir nur über die Begleiterscheinungen der Frage: „Wie erringen wir die politische Macht und wie verwirklichen wir den Sozialismus“ diskutieren, anstatt auf den Kernpunkt einzugehen, ziehen wir den Streit nur in die Länge, d. h. er wird sich jeweils wiederholen, sobald es sich darum handelt, den Gegner aus einer Position zu verdrängen und sie durch uns zu besetzen. So war's bisher und so wird's auch bleiben, wenn über die Theorie der Erringung der politischen Macht eine Uebereinstimmung nicht erzielt wird. Der Streit um die Taktik ist in letzter Linie tatsächlich ein Streit um die Theorie. Wir haben in taktischen Fragen im Laufe der Zeit manche Veränderung vorgenommen, die durchaus nicht immer mit den veränderten Ver-

hältnissen begründet werden können. In den wichtigsten Fragen, die zu großen Diskussionen Anlaß gaben, haben nicht die Verhältnisse, sondern unsere Auffassungen sich geändert. So beispielsweise bei der Frage der Beteiligung an den preussischen Landtagswahlen. Bernstein hat so ziemlich 10 Jahre früher als Bebel die Notwendigkeit unserer Beteiligung an den preussischen Landtagswahlen erkannt und befürwortet. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß selbst das elendeste aller Wahlsysteme uns nicht davon abhalten kann, es als Waffe im Kampf um die Eroberung der politischen Macht zu benutzen. Wir benutzen diese uns durch die jetzigen Verfassungen zur Verfügung stehenden Waffen aber keineswegs nur zur Abwehr, sondern noch mehr zum Angriff auf die bestehenden sozialen, politischen und gesellschaftlichen Zustände. In seinem schon mehrfach erwähnten Artikel „Was nun?“ schreibt Genosse Kautsky u. a.:

„Ebenso wenig als die Bureaucratie bei den heutigen Machtverhältnissen sozialistisch, kann die Sozialdemokratische Regierungspartei werden. Denn der Regierungsmechanismus dient einmal zur Niederhaltung und Ausbeutung des Volkes, die historische Aufgabe der Sozialdemokratie als Vertreterin des Proletariats besteht aber in der Abwehr jeder Ausbeutung, auch der staatlichen; besteht in dem Kampf gegen Steuerdruck und Militarismus, gegen Eroberungspolitik nach außen und Polizeiwirtschaft im Innern.“

Kautsky schließt daraus, daß die Sozialdemokratie sich an der Regierung des kapitalistischen Staates nicht beteiligen, also niemals Regierungspartei — dieses Wort im weitesten Sinne genommen — sondern nur die regierende Partei werden kann.

„Da liegt der Hase im Pfeffer!“ Diese Theorie bedeutet für die Sozialdemokratie als Minderheitspartei — und das ist sie auch noch mit 184 Abgeordneten — den prinzipiellen Verzicht auf jeden maßgebenden Einfluß innerhalb desjenigen Faktors der Gesetzgebung, der zugleich die Verwaltung und die Durchführung der Gesetze ausübt, also den prinzipiellen Verzicht auf die teilweise Besitzergreifung des Regierungsmechanismus. In Konsequenz dieses Standpunktes müßten wir auch darauf verzichten, sozialdemokratische Bürgermeister zu wählen, denn sie bilden nur untergeordnete Organe des Regierungsmechanismus der kapitalistischen Gesellschaft.

Wir haben aber noch nie gehört, daß gegen die Wahl sozialdemokratischer Bürgermeister remonstriert worden wäre. Sogar die „Leipz. Volksztg.“ verkündet solche Erfolge unserer Partei, die bislang, allerdings nur in Baden, wo die Bewegung „abgestaut“ sein soll, erlungen wurden, mit Wonne. Wir müßten auch in Baden — wenn Kautskys Theorie für die Praxis maßgebend ist — auf unsere Stadträte und Gemeinderäte verzichten, denn dadurch sind wir ja in den Kommunen „regierungsfähig“ geworden. Entweder beruht die Kautskysche Theorie auf einem Irrtum, oder wir setzten uns in unserer bisherigen Praxis in Widerspruch mit unserer Theorie. Ein drittes gibt's hier nicht. Unsere historische Aufgabe besteht aber nicht nur in der Abwehr der Ausbeutung und Unterdrückung, sondern auch in der Verwirklichung unserer Ziele und Forderungen. Der zweite Teil unseres Programms mit seinen Forderungen an den Gegenwartsstaat hat doch

schließlich nur dann einen Zweck, wenn wir an deren sukzessive Anerkennung und Verwirklichung glauben. Die Anerkennung und Verwirklichung dieses Reformprogramms hängt aber von dem Maß des Einflusses ab, den wir in allen gesetzgebenden Faktoren besitzen, beziehungsweise ausüben.

„Bureaokratismus“ und „Regierungsmechanismus“ sind keine bloßen leblosen Schemen, sondern lebendige Wesen, wenigstens verkörpern sie sich in solchen. Diese Mechanismen der Regierungsgewalt sind veränderungsfähig. Je komplizierter diese Apparate der Regierungsgewalt sind, desto schwieriger ist ihre Wesensveränderung. Jedenfalls aber läßt sich ein so komplizierter Apparat wie der Regierungsmechanismus eines modernen Staates nicht kurzer Hand revolutionär umgestalten. Bei einer Probe aufs Exempel im Kleinen könnte man da schon ganz unerwartete Erfahrungen machen. Ohne erhebliche Erschütterungen des öffentlichen wirtschaftlichen und sozialen Lebens könnte eine so durchgreifende Wesensveränderung des Regierungsmechanismus wie sie die plötzliche und totale Besitzergreifung der politischen Macht durch das Proletariat notwendigerweise mit sich brächte, wohl kaum durchgeführt werden. In der Theorie mögen sich die Dinge ja verhältnismäßig einfach gestalten, da kann man sich die Voraussetzungen so zurechtlegen, wie man sie braucht, oder doch wie es einem wünschenswert erscheint. In der Praxis aber gestalten sich die Dinge erfahrungsgemäß viel weniger einfach.

Daß die Sozialdemokratie als Regierungspartei in jeder Beziehung haltlos und lebensunfähig ist, ist eine bloße Vermutung. Bei einer Probe aufs Exempel würde diese Vermutung wahrscheinlich ebenso wenig sich als zutreffend erweisen als alle bisherigen Vermutungen, die sich durch die gemachten Erfahrungen als durchaus unbegründet erwiesen haben.

Auf die Mitwirkung und den Einfluß innerhalb desjenigen Faktors der Gesetzgebung, der den Regierungsmechanismus handhabt, prinzipiell so lange zu verzichten, bis wir auf der ganzen Linie gesiegt haben, heißt nichts mehr und nichts weniger, als der herrschenden Gesellschaft, d. h. der Kapitalisten- und Junkerklasse freiwillig die ganze Regierungsgewalt, den ganzen Regierungsmechanismus ausliefern, bis zu dem Termin, wo wir die absolute Mehrheit im Volke und in den gesetzgebenden Körperschaften haben; heißt nichts anderes, als eben dieser Kapitalisten- und Junkerklasse die Durchführung unserer praktischen Reformforderungen zu überlassen, oder auf deren Verwirklichung so lange zu verzichten, bis wir die absolute Mehrheit haben und selbst mit deren Durchführung und Verwirklichung beginnen können; heißt, um die Streitfrage theoretisch zu formulieren, an Stelle der „revolutionären Evolution“ die „soziale und politische Revolution“ zu setzen.

Entweder oder! Für eine dieser beiden Theorien müssen wir uns entscheiden. Das und nichts anderes ist der springende Punkt im Streit zwischen Kautsky und Bernstein.

Wenn das jetzt lebende Proletariat sich damit zufrieden gibt, einer Theorie zuliebe prinzipiell auf jeden positiven Einfluß überall dort zu verzichten, wo mit dem Fordern auch zugleich eine Anteil-

nahme an die Verantwortung verbunden ist; wenn es mit anderen Worten an die sukzessive Verwirklichung seiner Reformforderungen, wie sie der zweite Teil unseres Programms enthält, nicht glaubt, dann müssen aus dieser Theorie auch alle sich ergebenden Konsequenzen gezogen werden; dann hat es keinen Zweck, den Arbeitern für ihre Gewerkschaftsorganisation so große Opfer aufzulegen; dann ist die Gründung von Konsum- und Produktivgenossenschaften überflüssig und zwecklos; dann auch fort mit dem Parlamentarismus, der die „revolutionäre Energie des Proletariats lähmt“. Wenn die Klassenherrschaft nur gestürzt werden kann, dann ist die Propaganda für den Generalstreik zweckmäßiger und konsequenter als die die „revolutionäre Energie“ des Proletariats lähmende bisherige Taktik der parlamentarischen und sozialen Aktionen.

Wir haben uns zu entscheiden, ob wir aus der Zusammenbruchstheorie oder aus unserer bisherigen Praxis alle sich ergebenden Konsequenzen ziehen wollen. Die „Revisionisten“ verlangen keine Aenderung der bisherigen Taktik, sondern nur, daß man endlich aus ihr die logischen Schlußfolgerungen zieht und anerkennt.

Je mehr man sich beiderseits an den eigentlichen Kern der ganzen Streitfrage und nicht an Formeln und Begleiterscheinungen hält, desto ruhiger und sachlicher kann die Diskussion geführt werden und desto eher wird man zu einer Uebereinstimmung gelangen.

Durch Resolutionen — und gar durch solche, welche verdiente tätige Parteigenossen, die anstatt ihre Kräfte für das Arrangement bürgerlicher Festlichkeiten zu verwenden, alle ihre Kräfte in den Dienst der Partei und der Propaganda für ihre Ziele stellen, „in die Sphäre der „bürgerlichen Politik“ verweisen zu wollen — wird in der Streitfrage so wenig geändert, als durch möglichst zahlreiche Beschickung des Parteitag's seitens der sogenannten radikalen Richtung. Es wäre das erstemal, daß innerhalb der Sozialdemokratie durch die Wucht der Zahl die Macht der Gründe erdrückt zu werden versucht würde. Allerdings wenn man die von Offenburg aus empfohlene „Lösung“ der strittigen Frage akzeptieren würde, das heißt also die Genossen Bernstein, v. Bollmar, Auer, David, Heine, Dreesbach, Ehrhard, v. Elm und andere hervorragende, um die Partei seit langem verdiente, tüchtige und erprobte Parlamentarier samt ihrem Anhang „in die Sphäre der bürgerlichen Politik verweist“, d. h. ihnen den Stuhl vor die Türe setzt, so wäre damit für einige Zeit die „Ruhe“ in der Partei hergestellt. Diese Art der „Lösung“ der Frage in „Theorie und Praxis“ würde der „staatsmännisch klugen Taktik“ der reaktionären sächsischen Kartellbrüderschaft, die dem Proletariat das Wahlrecht nahm, um im Parlament „Ruhe“ zu haben, verteuft ähnlich sehen. Mit solchen „Mitteln“ Klarheit zu schaffen, hat die Sozialdemokratie bisher prinzipiell und rundweg abgelehnt. Wir haben ohne weiteres zu den Delegierten der sozialdemokratischen Partei auf dem Dresdener Parteitag das Vertrauen, daß sie die von Offenburg aus empfohlene „taktische“ Lösung der Frage als „in die Sphäre der bürgerlichen Politik“ gehörend zurückweisen werden.

R a t h w o r t.

Der abgedruckte Artikel ist in der Tat überaus beachtenswert. Sein Verfasser ist kein Schriftgelehrter, er ist ein einfacher Arbeiter, der durch eifrige Selbstbildung sich zu einem fähigen Journalisten hinaufgearbeitet hat. Er gehört zu den „Arbeitern in gehobener Lebensstellung“. Er verdient sich nämlich als Redakteur eines Parteiblattes um ein paar Mark wöchentlich mehr als ein Arbeiter. Von diesen „Arbeitern in gehobener Lebensstellung“ erlebe man es manchmal, wie Bebel meinte, daß sie an proletarischem Geiste Einbuße erlitten. Wenn sie nämlich solche geschickte, politisch kluge und dabei echt sozialdemokratische Artikel schreiben, wie der hier mitgeteilte ist! . . .

Seit dem Dresdener Parteitage, auf dem Bebel der Partei tiefe Wunden geschlagen hat, haben sich die Gewässer einigermaßen verlaufen. Fast scheint es, als ob bei dem Stürmendsten und Lautesten schon etwas Besinnung eingekehrt sei und als ob man sich darüber zu schämen anfänge, daß man die Partei in arge Mißhelligkeiten (um kein stärkeres Wort zu gebrauchen) hineingebracht hat. Wenn dieses Gefühl der Ernüchterung noch mehr Platz gegriffen hat, dann wird es Zeit sein, mit völliger Objektivität über den Dresdener Parteitag zu sprechen ohne Schonung der Personen — hüben und drüben. Heute sieht wohl schon jedermann, daß der Feldzug, der unternommen wurde, um den „Revisionismus“ zu vernichten, nicht gelungen ist. Man hat einige Personen kompromittiert, einige Personen haben sich selbst arg kompromittiert (darunter war leider auch Bebel), aber es ist ganz natürlich, daß man sogenannte „revisionistische“ Ansichten, die sich meistens auf Fragen der Taktik bezogen, solange nicht in ihren Neußerungen unterdrücken kann, solange nicht ein Parteizensurhof mit Parteizensoren und Parteioberzensoren errichtet ist. So lebt der „Drache Revisionismus“ weiter und muß natürlich weiter leben, weil eine Partei von drei Millionen, und wären diese drei Millionen wirklich alle eingeschworene Parteigenossen, selbst innerhalb noch so enger Grenzen des Parteiprogrammes, volle Freiheit der Diskussion braucht. Das hätten die Ritter, die mit so viel Lärm ausgezogen sind, den Drachen zu bekämpfen, vorher wissen müssen. Der Kampf hat viel Lärm gemacht, viel Staub aufgewirbelt und — das ist die markanteste Erscheinung, die Waffen der Angreifer sehr scharf gemacht. Das zeigt am deutlichsten eine im Berliner „Vorwärts“ abgedruckte Stelle aus einer Polemik, die Bebel gegen den Gewerkschafts- und Genossenschaftsmann von Elm im „Hamburger Echo“ vom Stapel gelassen hat. Diese Stelle lautet nach der Reproduktion im „Vorwärts“ (21. Oktober 1903, 2. Beilage, 1. Seite, 3. Spalte) folgendermaßen:

„Es handelt sich nicht um eine plötzliche Eroberung der politischen Macht und ebensowenig um die willkürliche Herbeiführung entscheidender Ereignisse — was niemand unter uns behauptet hat —, sondern um die unbestrittene Tatsache, daß, wenn auf der einen Seite die Bewegung von dem Tempo beeinflusst wird, in dem die kapitalistische Gesellschaft sich entwickelt, auf der andern Seite das Tempo der Entwicklung unsrer Bewegung wieder im höchsten Grade abhängig ist von unsrer eignen Tätigkeit. Je eifriger, je energischer, je gründlicher wir arbeiten, umso rascher kommen wir zum Ziel.“

Marx hat nirgends einen Zeitpunkt festgesetzt, an dem die Expropriation der Expropriateure erfolgen sollte, wie v. Elm fragt, eine Frage, zu der er umso weniger Veranlassung hatte, da wieder niemand dergleichen behauptete. Wohl aber hat Marx in der Vorrede zum ersten Bande „Das Kapital“ ausgeführt, daß, wenn eine Gesellschaft dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf die Spur gekommen sei, sie deswegen naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen, noch wegbekretieren könne, wohl aber die Geburtswehen abzukürzen und zu mildern vermöchte.

Man kürzt und mildert aber nicht die Geburtswehen einer neuen Gesellschaft dadurch, daß man unausgesetzt die Massen warnt, zu glauben, sie seien schon stark, ihnen das Ziel in fernsten Fernen zeigt und ihnen Mut, Selbstvertrauen und Hoffnung nimmt, sondern indem man ihnen im Sinne von Marx sagt und zeigt, daß die Erringung ihres Ziels mit in erster Linie von ihnen selbst abhängt, von dem Maße ihres Eifers, ihrer Begeisterung und ihrer Erkenntnis.

Das erste tut der Revisionismus, der den Pessimismus, das schwarze Mißtrauen in das eigene Können und die eigenen Kräfte schürt und immer von der Angst geplagt wird, die Stunde möchte zu früh kommen, in der das Proletariat zur Macht gelangt; das andere tut der Revolutionarismus, der den Optimismus, die Begeisterung, das Selbstvertrauen und die Siegesfreudigkeit darstellt, Eigenschaften, ohne welche nie in der Welt ein großes Ziel erreicht wurde.“

Also würde die Frage des Revisionismus die Frage des Optimismus und Pessimismus sein! Wie kläglich verläuft schon jetzt die Diskussion. Ja, wenn man durch Parteibeschluß den Optimismus bekretieren könnte! Unwillkürlich fällt mir da eine Anekdote ein, die Rudolf Mayer, der bekannte Verfasser des „Emanzipationskampfes des vierten Standes“, irgendwo erzählt hat. Er berichtet von dem persönlichen Verhältnis Lassalles und Robbertus. Die beiden geistreichen und gelehrten Männer verkehrten gerne miteinander. Obwohl politisch Antipoden, fanden sie sich doch in vielen Punkten der Sozialwissenschaft zusammen. Die mannigfachen zwischen ihnen bestehenden prinzipiellen Differenzen waren nicht instande, sie zu entzweien. Doch in einem Punkte prallten sie so sehr aneinander, daß es feinetwegen fast zu einer Auflösung des freundschaftlichen persönlichen Verhältnisses gekommen wäre. Robbertus meinte nämlich, der soziale Staat komme in 500 Jahren. Eifrig opponierte Lassalle und verfocht seine Meinung, daß der soziale Staat früher komme, nämlich in — 200 Jahren.

Die Frage des Revisionismus ist im Wesen nunmehr glücklich zusammengeschrumpft zu einer Frage um „das Tempo des proletarischen Befreiungskampfes“ (s. 1. Beilage des Berliner „Vorwärts“ vom 22. Oktober 1903)! Kläglich ist wohl nie eine große Haupt- und Staatsaktion zusammengebrochen!

Von außen ist der Sozialismus nicht zu bestegen. Das beweist die glorreiche Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Die schwere Krise, die die deutsche Partei jetzt durchmacht, scheint zu beweisen, daß auch der Unverstand und die Engherzigkeit im Inneren zuletzt doch nicht zu schaden vermag. Die Sache ist zu groß, als daß sie durch das kleinliche Gezänke der Führer ruiniert werden könnte. Ueber die Unzulänglichkeiten und Beschränktheiten der Führer, die in Dresden nur ach allzumenschlich hervorgetreten sind, siegt die Idee. Und diese ist zu groß, zu allumfassend und mannigfach, daß sie sich einsperren ließe in die Fesseln enger Formeln. So oft man es auch versuchen mag, sie

solcherart einzuzwängen, immer wieder wird sie mit siegreicher Kraft die Ketten zerreißen. Das Christentum konnte im Katholizismus erstarren, so sehr, daß es in ihm zu seinem vollen Gegensatz geworden ist. Was echt am Christentum war, suchte sich immer wieder Luft zu machen in fortwährenden Protestationen. Das Schicksal einer starren Versteinigung konnte das Christentum im Katholizismus erleiden, weil er von seinen Bekennern die absolute Gläubigkeit verlangte und jede Aufklärung und jede Freiheit der Meinungsäußerung fernhält. Welche Schule des Sozialismus diese Form der Katholizität zu propagieren sucht, sie muß scheitern an der Sehnsucht der Massen nach geistiger Freiheit. Und je mehr die Massen die Theorie des Sozialismus kennen lernen, umso mehr müssen sie sich vom kleinlichen Zwange abwenden. Jede Orthodorie ist ein Unglück, denn jede Orthodorie wirkt verdummend. Welchen Namen die Orthodorie hat, ist ganz gleichgültig.

Eine politische Partei wird zusammengehalten durch ihr Programm. Das Programm gibt die entfernteren oder näheren Ziele der Partei an. Die jeweilige Taktik zeigt den Weg. Das Programm stellt bestimmte Forderungen auf, die Taktik gibt bestimmte Weisungen. Zu solchen bestimmten Weisungen rechne ich nicht Redewendungen, wie die von der „bewährten, siegreichen Taktik“ der Partei. Wer im Sinne des Programmes arbeitet, wer gegen die taktischen Grundätze der Partei nicht verstößt, der gehört zu der Partei. Ihn schwören zu lassen, daß er ein Optimist sei, ist eine Erpressung und eine Torheit. —

Ich habe mit großen Vergnügen gerade die Arbeit Wilhelm Kolbs hier wiedergegeben, weil er der Typus des denkenden Arbeiters ist, der — Sozialdemokrat durch und durch — mit rühmenswertem Eifer und Erfolg sich zu selbständigem Denken durchgerungen hat. Außerdem zeigt diese spezifisch „revisionsistische“ Arbeit, wie wenig begründet die heftigen Angriffe gegen die Revisionsisten sind.

Der nach Dresden gewaltig ausloodernde Streit hat etwas nachgelassen. Noch ist vieles, was besonders aus der Debatte wegen der Mitarbeit an bürgerlichen Blättern sich ergeben hat, noch nicht vollständig geklärt und es ist die Aufgabe der betreffenden Parteinstanzen, in das Dunkel Helligkeit zu bringen. Erst wenn alle diese internen Prozesse zum Abschlusse gekommen sind, wird es an der Zeit sein, in zusammenschaffender Weise über den Dresdener Parteitag zu sprechen. Es wird dies geschehen müssen, im allereigensten Interesse der sozialistischen Bewegung, von der die deutsche Sozialdemokratie einer der bedeutendsten Faktoren ist.

Zur Duellfrage in Oesterreich.

Von *.*.

Als die antisemitische Bewegung immer mehr den Charakter einer Volksbewegung annahm, beabsichtigte auch Anzengruber ein Volksstück zu schreiben, das dieser Tendenz gewidmet sein sollte. Schon hatte er die Handlung exponiert, einzelne Szenen sogar fertiggestellt, als den

abgeklärten Denker tiefer Eitel angesichts des Sujets erfaßte. Kurz entschlossen warf er die ganze Arbeit in den Ofen mit den Worten: „Der Antisemitismus ist doch zu dumm, man kann nichts darüber schreiben“

Zum gleichen Entschlusse müßte man kommen, wenn man sich über das unveränderte Fortbestehen des physischen Zweikampfs „zum Zwecke der Sühne und der Ehrenrettung“ inmitten unserer Kultur-auffassung äußern soll. Wenn man dieses Unbehagen trotz des sicher zu gewärtigenden Einwurfs, „daß eine Erörterung müßig sei, weil man Narren nicht überzeugen kann und die Vernünftigen keiner Belehrung erst bedürfen“, dennoch überwindet, so geschieht das, weil die Fortbauer eines Mißstandes die Pflicht zeitigt, immer und immer darauf hinzuweisen und weil sich in der stattlichen einschlägigen Literatur keine klare und unerschrockene Darstellung der wahren Ursachen des Uebels findet.

Fast alle, die das Duellthema zum Gegenstand der Erörterung gemacht haben, begehen aus Befangenheit den Fehler, das Duell mit dem „Ehrbegriff“ zu verquicken und kapitulieren mehr oder minder vor der „Sitte“, anstatt den Widerspruch zwischen ihr und der heute zum Gemeingut der zivilisierten Welt gewordenen Auffassung von Ehre zu demonstrieren. Fast alle verfallen in den weiteren Fehler, das höchst einfache Thema zu komplizieren, das Natürliche unnatürlich zu gestalten und während sie statt weniger, aber wahrer Worte ganze Bände schreiben, irren sie vom Ziel mehr und mehr ab. Wer aber den wirklichen Kern des Uebels herauschälen und dessen Sitz ohne Scheu beim wahren Namen nennen will, dem bietet dieses Thema immer noch genügenden Stoff.

Ueber Ehre, d. h. Ehrbegriff, glauben wir nicht sprechen zu müssen; da wohl vorausgesetzt werden darf, daß die Schopenhauer'sche Definition von der „Wertung seitens der Mitwelt“ zum Besitzstand jedes gesitteten Menschen geworden ist. Auch dürfte heute kein noch so strammer Verfechter des Duells im Ausgang oder im Zweck des Duells ernstlich noch Sühne oder Ehrenrettung erblicken. Wenn aber im Duell weder Sühne noch Ehrenrettung im subjektiven Sinne liegt, so bleibt nur bestehen, daß die Sitte vom Beleidigten verlangt, daß er sich vom Beleidiger niederschließen lassen müsse.

Wer bestimmt nun diese gleich einer wilden Furie hinter dem einzelnen willentlosen Individuum daherkehrende Sitte, die über Leben und Tod entscheidet und das mittelalterliche Ordale künstlich am Leben erhält?

An einem konstruierten Beispiele möchten wir die Probe darauf machen, inwieweit diese unheilvolle Sitte den Einzelnen umtrickt hält. Zwei schiffbrüchige, der europäischen Kulturwelt angehörige Männer von Rang und Stand A und B werden, so wollen wir annehmen, auf eine entlegene Insel verschlagen und wissen, daß sie ohne Aussicht, jemals gefunden zu werden, bis an ihr Lebensende dort ausharren müssen. Nach kurzer Zeit entdeckt A, daß B, und ebenso B, daß A der längst gesuchte Verleumder, Schänder und Mörder seiner Frau sei. Was werden diese zwei wohl tun? Werden sie dem Vergeltungsgefühl

des Naturmenschen entsprechend, wie Hagen mit Sigfried verfahren und die erste beste Gelegenheit suchen, den anderen hinterrücks ohne Gefährdung des eigenen Lebens umzubringen? Oder werden sie dem Augenblick entgegenharren, indem sie vier an ihnen vorbeisegelnde Männer auffordern könnten, ihnen Sekundantendienste zu leisten, um ein Duell nach allen Regeln europäischer Kultur auszufechten? Wir glauben, daß sie den ersten Weg betreten werden.

„Was soll damit bewiesen werden?“ wird man uns einwenden. „Wir leben nun einmal nicht als verschlagene Schiffsbrüchige, wir stehen inmitten der „Sitte“, der wir uns unterwerfen müssen oder wollen.“ Nun sehen wir uns einmal an, wie es die Gesellschaft mit dieser Sitte hält.

Vor wenigen Jahren erstach ein österreichischer Hauptmann den in flagranti bei seiner Frau betroffenen Ehebrecher, als dieser wehrlos im Hemb hinter dem Ofen sich versteckt hielt. Einstimmig wurde der Betrogene von dem aus Standesgenossen bestehenden Militärgerichtshof freigesprochen; dieser billigte ebenso wie der Militärehrenrat das Vorgehen des Hauptmanns, und nach wie vor ist er Offizier in der Armee. Wir sehen an diesem Beispiele, daß dem Mord als Sühne für die schwerste Ehrenkränkung keinerlei gesellschaftliche Einbuße folgt, daß hier dem Rache- und Vergeltungsgefühl der menschlichen Natur volle Rechnung getragen und keineswegs die Stellung des Beleidigten zum Zweikampf begehrt wurde. Man fand es nur natürlich, daß der betrogene Ehemann sich nicht auch noch der mörderischen Kugel des Gegners aussetzte. Während also der Militärgerichtshof und der Militärehrenrat angesichts der schwersten Beleidigung es billigen, daß der Ge-kränkte sich nicht zum Kampfe stellt, fordern sie die Exponierung des Lebens bei geringfügigen Kränkungen und verbieten dem Beleidiger, auf andere Weise entsprechende Sühne zu geben. Wo ist da die Logik, wenn dieser Begriff überhaupt mit der Duellsitte in Verbindung gebracht werden darf, die heute auch von der bürgerlichen „Gesellschaft“ in voller Kapitulation vor dem Kodex des Offizierkorps angenommen worden ist. Wohl gemerkt, nicht vor dem gesetzlichen Kodex, heißt es doch in dem vom Obersten Kriegs- und Landesherrn sanktionierten Militärstrafgesetz u. a.:

§ 437. Wer jemanden aus was immer für Ursache zum Streite mit tödlichen Waffen herausfordert und wer auf eine solche Herausforderung sich zum Streite stellt, begeht das Verbrechen des Zweikampfes.

§ 442. Wer durch Spott, angedrohte Verachtung die Stellung oder auch nur die Herausforderung zum Zweikampfe veranlaßt oder fördert, wer den Streitenden Gelegenheit und Mittel zur Vollführung des Verbrechens wissentlich verschafft oder in anderer Weise absichtlich mitgewirkt hat, soll, auch wenn keine üblen Folgen daraus entstanden sind, mit Kerker von 6 Monaten bis zu einem Jahre bestraft werden.

§ 443. Diejenigen, die sich als Beistände oder sogenannte Sekundanten für einen der Streitenden zum Kampfe gestellt haben, sollen mit Kerker von 6 Monaten bis zu 5 Jahren bestraft werden.

Man sollte nun meinen, daß die Bestimmungen des Militärstrafgesetzes, welches bei allen Verfehlungen gegen die Disziplin so unerbittlich grausam zur Anwendung gelangt, ebenso streng gehandhabt werden, wenn sich ein Offizier gegen die zitierten Duellparagraphen vergeht. Weit gefehlt! Verleßt der Offizier die Bestimmungen des Militärstrafgesetzes, so geht er erfahrungsgemäß selbst im schwersten Falle von der vorgesehenen Strafe frei aus; beugt er sich aber vor dem Gesetz, so wird er vom Ehrenrat, der sich über das zuständige Militärgericht höhrend hinwegsetzt, mit Schimpf und Schande der Charge verlustig erklärt. Kein vernünftiger Mensch wird diesen widersinnigen Zustand für möglich halten, sondern voraussetzen, daß in den ehrenrätlichen Bestimmungen doch eine Verfügung enthalten sein muß, welche für den Fall eines dem Strafgesetz widersprechenden ehrenrätlichen Urteils dessen Annullierung bewirkt. Tatsächlich existiert auch in den ehrenrätlichen Vorschriften ein Paragraph, dessen Intention zweifellos darauf zielt, ein derartiges ehrenrätliches Urteil aufzuheben. Sagt doch § 34:

„Das Reichskriegsministerium wird das Ergebnis der ehrenrätlichen Untersuchung zur Kenntnis nehmen, wegen der Zustellung einer beglaubigten Abschrift des Beschlusses und wegen Vollziehung eines verurteilenden Beschlusses das Entsprechende verfügen, in außerordentlichen Fällen aber vorerst die Allerhöchste Willensmeinung Seiner k. und k. Apostolischen Majestät einholen.“

Daraus folgt, daß der Reichskriegsminister sich veranlaßt sehen mußte, grundsätzlich von diesem Rechte Gebrauch zu machen, bezw. dieser ihm auferlegten Verpflichtung nachzukommen, wenn ein ehrenrätliches Urteil einen Offizier in Folge Duellverweigerung, resp. Nichtverletzung des Militärstrafgesetzes seiner Charge verlustig erklärt, denn dies bedeutet sicherlich einen „außerordentlichen Fall“. Die Anschauungen aber, die an maßgebender Stelle herrschen, sind durch den Fall des ehemaligen Generalstabshauptmanns Graf Ledochowski klar erwiesen. Dieser Offizier erklärte bekanntlich ebenso mannhaft wie ordnungsgemäß vor dem Ehrenrate — im speziellen Falle handelte es sich übrigens bloß um eine theoretische Antwort auf die Frage seiner grundsätzlichen Stellungnahme zum Duell — daß er den Bestimmungen des Militärstrafgesetzes im Falle einer Duellforderung unter allen Umständen und ohne Rücksicht auf andere Konsequenzen Rechnung tragen würde. Das auf Chargeverlust lautende Urteil wurde, trotzdem der Oberste Kriegsherr davon Kenntnis hatte, nicht umgestoßen!

Und hier sind wir endlich bei dem Punkte angelangt, wo alle Federn und Zungen, die das Duell zum Gegenstand der Erörterung machen, bisher verstummen, weil sie sich bezeichnender Weise nicht getrauten, den wahren Sitz des Übels aufzudecken. Nur in der Nichtausübung des im § 34 der ehrenrätlichen Bestimmungen dem Obersten Kriegsherrn vorbehaltenen Rechtes liegt der Grund des Übels, nur dort liegt die Schuld, wenn ein mittelalterliches Ordale alljährlich Kindern den Ernährer, Gattinnen den Gatten, Eltern die Söhne

raubt, wenn alljährlich gesunde Menschen zu Krüppeln verunstaltet werden, wenn das Gesetz zum Spott wird. Wenn das Offizierskorps mit vollem Rechte der Ansicht ist, daß die Mißachtung des Strafgesetzes seitens des Ehrenrates und das Weiterfortbestehen des Duells an maßgebender Stelle Billigung findet. Der einzige Fall, in welchem die katholische Kirche mit allen ihren Konstitutionen, Bullen, mit ihrem Banne selbst im frommen Oesterreich ohnmächtig ist, heißt Zweikampf. Nicht ein Zeichen des Fortschrittes ist es, was der Kirche Halt gebietet, sondern ein Stück Mittelalter!

Daß es möglich ist, den Zweikampf im Heere und der Gesellschaft auszurotten, beweist das Beispiel Englands, wo das Duell weit ärger, wie heute bei uns, grassierte, als der Prinzkonfonsort Albert sich an die Spitze der Bewegung stellte und mittels des berühmt gewordenen Aufrufs die Abschaffung des Duells bewirkte. Allerdings erklärten die Unterzeichneten jenes Aufrufs, daß sie sich tatsächlich nicht mehr duellieren würden. Darin dürfte auch der Erfolg der englischen Bestrebungen, ebenso wie der Mißerfolg der neuen kontinentalen Anti-Duell-Liga gelegen sein, deren Mitglieder teils in praxi sich duellieren, teils prinzipielle Duellverweigerer seit jeher sind. Eine Anti-Duell-Liga kann auch in den kontinentalen Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht gar nichts ausrichten, da hier nicht nur die ganze gebildete Jugend durch das Reserveroifiziersband den Anschauungen des Militär-Ehrenrats direkt unterworfen ist, sondern auch weitere Schichten der Gesellschaft die Anschauungen des Offizierskorps immer mehr und mehr annehmen mußten.¹⁾

Von der Ungeheuerlichkeit, die darin liegt, daß der weitaus größte Teil des Offizierskorps — der nichtaktive — gleichzeitig den einander widersprechenden militär-ehrenrätlichen Anschauungen und dem bürgerlichen Gesetze untersteht, wollen wir hier gar nicht reden, obwohl ein krasserer Zustand gar nicht gedacht werden kann. Einzelne abolierende Gnadenakte sind keine Korrektur dieses Zwiespaltes, sondern schaffen noch obendrein zweierlei Recht für den Staatsbürger.

Leider haben unsere Parlamente in Siz und Trans dieser eminenten sozialen und nur im Heere wurzelnden Gefahr ebenso wenig Verständnis entgegengebracht, wie allen wirklichen brennenden Heeresfragen. Hier hätten die Parlamente obstruieren sollen bis zur Behebung des Widerspruchs zwischen der militärischen Ehrenratsanschauung und dem Militärstrafgesetz, besonders aber zwischen dem für die nicht aktiven Offiziere geltenden bürgerlichen Gesetze.

¹⁾ Selbst der Wortführer der österreichischen Anti-Duell-Liga Dr. Sigismund Freiherr von Bischoffshausen gibt dies in einer dem Duell gewidmeten Schrift zu, indem er sagt: „Aber so viel steht fest, daß solange die Armee ihren Wohnort nicht auf einem anderen Himmelsgestirn nehmen kann und mit tausend Fibern an der Gesellschaft hängt, es eine Selbsttäuschung oder eine bewusste Unaufrichtigkeit ist, von einem erfolgreichen Kampfe gegen das Duell mit den Mitteln der Gesellschaft allein reden zu wollen, während in der Armee der Zwang zum Duell aufrecht erhalten bleibt.“

Das wäre weit wichtiger wie ungarische Kommandosprache und „Zde“-Diskussionen! Würden unsere Volksvertreter in erster Linie immer nur auf die innere Stimme des Volkes hören, so hätten sie schon längst merken müssen, daß die Bevölkerung für die Sanktion derlei krasser Gesetzeswidrigkeiten ganz besonders empfänglich ist. Die Bevölkerung, die für die Armee ungeheure Opfer an Gut und Blut bringt, hat es satt, daß ihre Vertreter sich ungestraft verhöhnen lassen, wenn sie die Hüter des Gesetzes auf ihre Pflicht aufmerksam machen. Konnte doch der ehemalige Reichskriegsminister Krieghammer in der österreichischen Delegations-Sitzung vom 7. Juli 1902 sich erheben, einen von ihm herausgegebenen Erlaß vorzulesen, in dem ausdrücklich der Fall vorgesehen ist, „wann die ritterliche Austragung stattfinden darf“, durfte er doch in weiterer Folge sagen: „Wenn der Delegierte Doktor Schusterschic die Kriegsverwaltung eines Verbrechens beschuldigt, begangen dadurch, daß die in der Affaire Tacoli-Redochowski beteiligten Offiziere aus ihrer Charge ehrenrätlich entlassen wurden, so erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, daß sowohl der Ehrenrat als die militärischen Behörden in dieser Angelegenheit nur ihre Pflicht erfüllt haben und daß sie mit ruhigem Gewissen dem Beweis eines begangenen Verbrechens entgegensehen.“ Und der Landesverteidigungsminister Graf Welfersheim fand sich in der Sitzung des österreichischen Budgetausschusses vom 22. November 1901 mit der wenig aufrichtigen Bemerkung ab, daß in der bestehenden ehrenrätlichen Vorschrift „mit keinem Worte vom Duell die Rede sei“. Das hat auch früher niemand bezweifelt; es handelt sich aber um die gegenteilige Praxis der Ehrenräte und darüber hütete sich Graf Welfersheim wohlweislich zu reden!

Gegen diese Praxis mögen unsere Volksvertreter nun endlich einmal energisch vorgehen und darauf hinweisen, daß die Bevölkerung, welche einzig und allein das Heer erhält, auch verlangen darf, daß die Gesetze von seinen berufenen Hütern respektiert werden. Chi paga, commanda!

Ugrar-Komik.

Es liegt vor uns die neueste Nummer des „Hammer“ vom 15. September. Der „Hammer“ ist ein deutsches antisemitisches Agrarierblatt, ein Blatt „für deutschen Sinn“, wie er sich in der Aufschrift nennt; wir möchten lieber sagen: für deutschen Unsinn.

Zunker Kurt von Stranz schreitet voran mit einem Artikel über „Handels- und Agrarpolitik“ und findet, daß Deutschland nur den Handel und die Industrie unterstützt, die Landwirtschaft aber hintanzet. Man sieht hier schon, wie bescheiden die Agrarier sind. Gibt man ihnen Schutzzölle, so schreien sie: Das ist unser Ruin, gebt uns höhere! Gibt man ihnen höhere, so rufen sie: Ihr wollt uns absichtlich zugrunde richten, wir brauchen mehr. Und so weiter, in infinitum. Mit der Unerfättlichkeit geht die Heuchelei Hand in Hand. Dieselben Leute, die aus den Taschen ihrer Mitbürger mit Hilfe der Zwangsgewalt

des Staates sich maßlos bereichern möchten, werfen anderen Leuten (unser Junker spricht von den Kaufleuten), Mangel an nationaler Gesinnung und „Geldjagd“ vor, und wagen zu behaupten, daß diese anderen nach dem Grundsatz „das Geld stinkt nicht“ handeln, während sie selbst das Brot der Ärmsten im Volke durch den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt soviel als nur immer möglich zu verteuern bestrebt sind.

Um dies zu beschönigen, haben sie von jeher allerlei Kniffe angewendet. Einer der gewöhnlichsten und dümmsten, auf den auch unser Junker verfällt, ist der, daß sie sagen: „Der Acker ist nicht bloß ein beliebiges Vermögensstück Die heimische Scholle ist ein Teil des vaterländischen Bodens, ohne dessen Grundlage auch der Staat nur ein weifenloses Gebilde wäre.“

Das ist nun allerdings sicher, daß der Staat ein Land voraussetzt, auf dem er besteht, denn in der Luft kann er nicht schweben. Und ebenso unzweifelhaft ist es, daß man auf diesem Lande die Landwirtschaft betreibt. Aber wenn die agrarischen Herrschaften glauben, daß sie darum eine ganz besondere Stellung im politischen oder nationalen Leben beanspruchen, etwa die Garantie einer bestimmten Rente auf Kosten der nicht agrarischen Einwohner fordern können, so sind sie im Irrtum.

Auf der heimatlichen Scholle, auf einem Teil des vaterländischen Bodens sitzt und arbeitet eventuell nicht bloß der Bauer und Junker, sondern alle. Auch die Fabrik steht darauf und die Bank und das Warenlager und das Hotel und alles andere. Und wenn der Landwirt sagt, er könne seinen Boden nicht ins Ausland mitnehmen, so haben wir auch noch nie gesehen, daß einer seine Fabrik, seine Bank, sein Magazin und sein Gasthaus dahin mitgenommen hat samt dem Boden, auf dem diese Betriebe standen. Ihren Besitz veräußern und dann in der Tasche über die Grenze tragen können aber die Bauern so gut wie die anderen. Und wenn sie nebenbei Wertpapiere haben, so können sie sie dazu stecken, wie die anderen. Wenn man aber gar zu sehr betont, daß aller Boden ein Teil des gemeinsamen Vaterlandes sei, so könnte leicht jemand auf den Gedanken verfallen, daß sodann offenbar kein Einzelner ein Recht habe, daraus einen besonderen Nutzen für seine Person zu ziehen. Jedenfalls ist es für das Vaterland von keiner besonderen Wichtigkeit, daß der Junker A. oder B. darauf flott und rentabel lebe. Hier könnte man eine ganz andere Nutzenanwendung machen, als die Agrarier. Man könnte sagen: wer nur Bargeld und Wertpapiere hat, der kann alles mitnehmen ins Ausland und wir haben dann gar nichts mehr davon. Der Boden aber bleibt uns auf alle Fälle, mag der Junker hinziehen, wo er will oder bankrott werden, wie er will. Bearbeiten wird ihn schon jemand, den Boden nämlich.

Unser Junker Kurt geht nun, wie das bei den Agrariern so der Brauch ist, gegen die Industriearbeiter los. „Das Schoßkind der Regierung und der Parteien ist — aus einem gewissen Angstgefühl — der gewerbliche Arbeiter gewesen, der besser wie ein Regierungs-Messeffor

bezahlt wird und dessen Lebenshaltung stetig steigt. Der geisttötende Aufenthalt in der Fabrik ist sein freier Entschluß, da er auf dem Lande stets eine gesündere Arbeit in frischer Luft bei auskömmlicher Lage finden würde.“ Es ist nämlich das Ideal dieser idealen Junker, so viel arme Leute auf dem Lande zu haben, daß diese gezwungen wären, um einen beliebigen Hundelohn untertänigst den hohen Herren zu dienen, aber ja nicht mehr, da sie sonst Arme unterhalten müßten.

Und da sich in den Städten bessere Chancen ergeben, im großen und ganzen, und da dieses Ideal überhaupt nicht realisierbar ist, so sind sie in beständiger Wut über die Industriearbeiter und reden wie Junker Kurt den ungeheuersten Unsinn darüber. Das Kind des Fabrikarbeiters, das selbst „aus freiem Entschluß“ wieder Fabrikarbeiter wird und einen Regierungsassessor-Gehalt bezieht oder noch mehr, anstatt, wie es Pflicht und Vernunft gebieten, aufs Land zu gehen und sich von irgend einem gnädigen Herrn, wie es im Nordosten Deutschlands immer noch üblich ist, schimpfen und prügeln zu lassen: das ist schon ein Produkt höherer Weisheit, deren feinste Blüten, wir hoffen es zur Ehre Deutschlands, der „Hammer“ präsentiert. Es wäre fatal, wenn es noch mehr derartige Zeitschriften gäbe im Lande der Denker. Unser Kurt, der doch mit obigem genug geleistet zu haben scheint, übertrifft sich aber selbst, indem er kurz nachher im gleichen Artikel erklärt: „Das innere Elend des damit (nämlich mit dem Großgewerbe) zusammenhängenden Arbeiterproletariats entgeht ihrem Blick (nämlich dem Blick heutiger Staatsmänner).“ Da hatte der arme Mann in seinem agrarischen Zorn die Assessor-Gehalte und stetig steigende Lebenshaltung schon wieder gänzlich vergessen.

Ein Philosoph der Getreidezüchner läßt in derselben Nummer des „Hammers“ folgenden Weisheitspruch ertönen: „Unsere Philosophen wissen zu viel und ahnen zu wenig. Sie wollen alle Dinge mit dem plumpen Verstande erfassen — das ist als ob man den Aether, das Licht, den Magnetismus mit Zangen greifen wollte. Denn der Verstand ist die größte von allen menschlichen Geistesfähigkeiten. Wieviel feiner schon ist der Instinkt, wieviel tiefer die Vernunft etc.“ Das muß man anerkennen: mit dem Verstande, auch dem plumpsten, haben diese Herren offenbar grundsätzlich nichts zu schaffen. Aber was den Instinkt betrifft, da mögen sie es vielleicht sogar mit ihren Haustieren aufnehmen.

Als dritter im Bunde leistet ein agrarischer Hammer-Dichter folgenden tief sinnigen Vers:

„Trage nicht das Band des Sängers um die Stirne,
Wenn du bettelsingst um fargen Lohn des Lebens,
Nur wenn du berauscht von Geist der höchsten Firne,
Sei des Sängers Bier der Lohn des hohen Strebens.“

Wer Sinn hat für Humor, den laden wir ein zum Abonnieren auf den „Hammer“.

Literarische Anzeigen.

322. Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus von Paul Ratorp, o. Professor an der Universität Marburg. Leipzig. Dürr. 1903. VIII, 474 S. M. 7.50.

Wir orientieren über das Buch, für dessen Wert schon der Name des Verfassers bürgt, am besten durch die Wiedergabe des größten Teiles des Vorwortes: „Dies Buch möchte allen denen in die Hände kommen, welchen es Bedürfnis ist, sich einen vollen Begriff davon zu verschaffen, was der Name Plato der Menschheit bis dahin bedeutet hat und ferner bedeuten muß. Nicht als ob alles, was Plato Denkwürdiges geäußert hat, in diesem Buche niedergelegt wäre. Aber es will den Leser in das Zentrum der Platonischen Gedankenwelt versetzen, damit er fortan auch, was von ihnen mehr peripherischen Gebieten ihm bekannt wird, auf dies Zentrum beziehen und so erst ganz im eignen Sinne Platos verstehen lerne. Dies Zentrum ist und wird immer bleiben: die Lehre von den Ideen. Zwar sind nicht wenige heute der Meinung, daß das nicht der ewigste, vielleicht sogar der vergänglichste Teil der geistigen Hinterlassenschaft Platos sei. Sieht man auch von denen ganz ab, welchen die schriftstellerische Form alles, der Stoff nur dienend ist, so mögen doch auch, was diesen betrifft, manchem die ethischen und sozialpädagogischen Aufstellungen Platos für unsere Zeit wichtiger und anteilswürdiger erscheinen als das, was den Gegenstand dieser Darstellung fast ausschließlich bildet: die Dialektik. Am meisten aber möchte diese Begrenzung unserer Aufgabe gegen die der Verteidigung bedürfen, welche überhaupt nicht dies oder jenes, sondern alles in allem, welche die volle Persönlichkeit Platos wie in einem eindrucksvollen Monument vor sich hingestellt sehen möchten; statt daß dies Buch nur Sache und immer wieder Sache bringt. Aber nur aus der Sache und nur aus dem Zentrum der Sache ist das Verständnis einer Persönlichkeit wie die Platos zu gewinnen. Die Form aber — das sollte man aus Plato selbst gelernt haben — ist nur zu begreifen und hat zuletzt nur Wert als Form ihres Inhalts. Will man, daß das Altertum uns lebe, so ist der Sachgehalt der alten Kultur unbedingt in den Mittelpunkt zu stellen; so auch, was Plato betrifft, allem voraus die Sache, die sein Name bedeutet, zu bewältigen. Auch seine schriftstellerische oder, geradezu gesagt, dichterische Eigenart ist nur von da aus, nimmer ohne das zu verstehen. Also zum zentralen sachlichen Verständnis der Werke Platos möchte dies Buch eine Hülfe bieten. Nur eine Hülfe; der beste Teil der Arbeit verbleibt dem Leser. Als ein Studienwerk will dies Buch angesehen sein. Er setzt voraus, daß man zu jedem Kapitel die darin behandelten Schriften Platos liest, und hauptsächlich in eigener Arbeit sie sich zum Verständnis zu bringen sucht. Aber die tiefstliegenden, die eigentlich philosophischen Schwierigkeiten will das Buch besiegen helfen, damit nicht gerade der innerste Gehalt dieser Werke unbewältigt, wohl gar unbeachtet bleibt. Erst in letzter Stunde — das heißt vor einem Jahr, während die Materie zu dem Buche größtenteils seit fünfzehn Jahren bereit lag — habe ich zu

dieser Beschränkung mich entschlossen, aber seitdem mich mehr und mehr in der Ueberzeugung befestigt, daß sie geboten und heilsam war; nicht bloß im Interesse der Einheit der Darstellung, die bei jedem, wie immer angestellten Versuch einer Verquickung der philologischen mit der philosophischen Aufgabe gefährdet worden wäre; sondern namentlich aus diesem Grunde: mit der philologischen Arbeit, an der ich auch diese fünfzehn Jahre hindurch mich nach meinen Kräften beteiligt habe, würde ich in absehbarer Frist nicht zu einem mich befriedigenden Abschluß gelangt sein; was dagegen das eigentümliche Werk des Philosophen an Plato sein mußte, das ließ sich zu einem gewissen Abschluß bringen, ich sage nicht, der mich (geschweige andere) durchaus befriedigte, aber vielleicht der im jetzigen Stadium der Platonforschung gewagt werden, und eben in dem Sinne gewagt werden mußte, wie es hier geschehen ist. Es ist das Verständnis des Idealismus, welches unserem Zeitalter, man muß es sagen, so gut wie abhanden gekommen ist, und welches ihm wieder zu erringen, wie ich mit wenigen glaube, eine absolute Notwendigkeit ist. Zwar sollte man denken, es müßte schon längst ihm wieder errungen sein durch die erstaunliche Arbeit, die man seit einem Menschenalter daran gewandt hat, Kant zu verstehen. Aber es müssen wohl ganz besondere Schwierigkeiten sein, die es verschulden, daß man über ihn zu irgend welcher Einigung, trotz so heißen Bemühens, ersichtlich nicht gelangt ist. Es mag zuletzt die hochkomplizierte historische Bedingtheit Kants sein, welche ein reines und ganzes Verständnis seiner philosophischen Leistung zu einer so schweren Sache macht. In Plato ist der Idealismus urwüchsig, gleichsam autochthon. Aus der schlichten sokratischen Entdeckung des Begriffes wächst er hervor mit einer inneren Notwendigkeit, der kein philosophisch gerichtetes Denken sich leicht entziehen kann. Und auf keiner Stufe verhärtet er sich zur scholastischen Formel, bis zuletzt bleibt er in lebendigster Beweglichkeit. Darin liegt der unauslöschliche Reiz, darin der unvergängliche dialektische Wert des Platostudiums. Die Einführung in Plato ist die Erziehung zur Philosophie; erwächst doch bei ihm zuerst ihr ganzer Begriff. Die Philosophie aber, nach diesem ihrem strengsten Begriff, ist keine andere als: der Idealismus. Also ist es nicht Hineintragung eines fremden unhistorischen Gesichtspunktes in eine doch historisch gemeinte Betrachtung, wenn die entwickelnde Darlegung der Ideenlehre Platons sich gestaltet zu einer Einführung in den Idealismus. Platons Ideenlehre, das ist die Geburt des Idealismus in der Geschichte der Menschheit; welchen richtigeren Eingang zum Idealismus könnte es also geben als durch das Nacherleben dieser seiner Geburt in der Entwicklung der Philosophie Platons? Die Notwendigkeit einer genetisch von Werk zu Werk fortschreitenden Darstellung ergab sich eben hieraus. Zwar ist die Reihenfolge der Platonischen Schriften immer noch viel umstritten, und nicht wenig ist der Abschluß dieses Buches durch die Sorge aufgehalten worden, ob auch die von mir angenommene Folge der Schritte fest genug begründet sei, um einer Darstellung der zentralen Lehre Platons zur Grundlage zu dienen. Diese Reihenfolge ergab sich mir, ebenfalls schon vor fünf-

zehn Jahren, aus der genauen durchgehenden Vergleichung des gesamten Sachinhaltes der Platonischen Werke, wobei alle sonstigen Kriterien nur hilfsweise zur nachträglichen Kontrolle verwendet wurden. Manche meiner Annahmen sind seither durch Forschungen anderer bestätigt worden, einige sind bis heute angefochten, werden es vielleicht noch lange bleiben. Ich kann nur sagen: ich war in jedem Augenblick bereit, meine Hypothese abzuändern; aber noch jedesmal, wo eigene oder fremde Forschungsergebnisse die Aufforderung zu einer Aenderung zu enthalten schienen, fand sich bei näherer Prüfung die anfängliche Annahme begründet, nicht selten in unerwarteter Weise von neuer Seite bestätigt. Den vollständigen Beweis der Richtigkeit der somit hier zu Grunde gelegten Reihenfolge der Schriften konnte freilich das Buch selbst nicht liefern, nachdem einmal die Ausschcheidung alles bloß Philologischen beschloffen war. Soweit jedoch der Beweis auf der Inhaltsverteilung allein beruht, ist er größtenteils direkt oder indirekt, dem Buche zu entnehmen. Es mag aber auch für die chronologische Forschung selbst nicht ohne Wert sein, daß hier einmal die sachlichen Kriterien allein verwendet und von allem anderen, namentlich soweit es irgend dem Streit unterliegt, so gut wie ganz abgesehen worden ist. Im übrigen bieten manches zur Ergänzung die im Eingang des Registers genannten früheren Arbeiten; anderes wurde für künftige Erörterung zurückgestellt. Schließlich aber ist die sachliche Deutung des Inhaltes der Schriften von ihrer zeitlichen Datierung nicht derartig abhängig, daß, wer über die letztere andere Ansichten hegt, dadurch gehindert würde, sich die erstere anzueignen. Was nun diese Deutung betrifft, so war ich bestrebt, sie so streng als möglich aus den Platonischen Texten allein herzuleiten, während die herrschende Darstellung der Platonischen Grundlehre besonders durch die Auffassung und das Urteil des Aristoteles stark und; wie ich glaube, verhängnisvoll beeinflusst ist. Das machte die beiden letzten, der Vergleichung von Aristoteles und Plato gewidmeten Kapitel notwendig. Zwar sind der Grundansicht: daß die Ideen Gesetze, nicht Dinge bedeuten, schon ältere Forscher näher gekommen; so allen voraus Zeller in einigen Stellen der „Platonischen Studien“ (S. 259, 261). Aber gerade dieser einflußreiche Forscher hat sich später durch die gegenteilige Meinung, des Aristoteles mehr und mehr gefangen nehmen lassen. Es schien zu unglücklich, daß ein Philosoph dieses Ranges, der zwanzig Jahre zu den Füßen Platons gesessen hat, diesen in seiner Kernlehre gänzlich falsch verstanden haben sollte. Erst die Wiedergeburt des Kantischen Idealismus hat zugleich für den Idealismus Platons volles Verständnis gesetzt. Ich stehe nicht an, Hermann Cohen als den zu nennen, der uns, wie für Kant, so für Plato die Augen geöffnet hat. Befangenheit in den Begriffen einer bestimmten philosophischen Schule wird man mir deshalb nicht vorwerfen können; man wird nicht leicht übersehen, daß in der Deutung des einzelnen wir mehrfach, nicht bloß in Nebensachen, zu verschiedenen Schlüssen gelangen. Aber den Begriff des Idealismus haben wir gemein, und die Grundansicht, daß der Idealismus, der von den Ideen Platons, und nicht etwa Berkeley's, benannt

ist, auch in Platons Ideenlehre seine erste, ursprünglichste, fast muß man sagen unmißverständlichste Ausprägung gefunden hat. Ich habe an den Leser hier nur die Bitte: er lese so unbefangen, wie er vermag, Plato selbst und diese Darstellung; er entschlage sich dabei wo möglich jeder Erinnerung an das, was in den Büchern steht, sei es über den Idealismus Platons oder Kants oder vollends seiner Nachfolger von heute. Eben darum mußte ich soviel als möglich Plato selbst zu Worte kommen lassen. Um aber nicht bloß für Philologen geschrieben zu haben — für andere heißt es ja heute wieder: *graeca sunt, non leguntur* — mußte ich mich entschließen, ihn deutsch reden zu lassen. Ich bin mir sehr bewußt, daß schon damit die Subjektivität beginnt; aber entgeht man ihr, wenn man die Texte in der Ursprache hinsetzt und dann zu deutsch seine Schlüsse da aus zieht? Der Terminologie ist besondere Aufmerksamkeit zugewandt worden. Zu den möglichst entsprechenden Terminis der heutigen philosophischen Kunstsprache ist, wo es nützlich schien, das griechische Wort in Klammern beigelegt; in einzelnen Fällen habe ich es nicht gescheut, die Termini der Ursprache, wie *Logos*, *Dora*, geradezu in unsere Sprache herüberzunehmen. Genauere Auskunft über alles Terminologische gibt das Register, welches überhaupt dem Philologen wenigstens einen guten Teil bieten will, was der Text, weil er nicht bloß für Philologen bestimmt war, nicht bieten durfte. Ich glaube ohne Ueberhebung sagen zu dürfen, daß manche Artikel des Registers Abhandlungen ersetzen.“ Der Inhalt gliedert sich in folgende Kapitel: I. Apologie und Kriton. Protagoras. Laches. Charmides II. Meno und Gorgias. III. Phaedrus. IV. Theaetet. Euthydem. Kratylus. V. Phaedo und Gastmahl. VI. Der Staat. VII. Parmenides. VIII. Der Sophist. IX. Philebus und Der Staatsmann. X. Timaeus und Die Gesetze. XI. Aristoteles und Plato. XII. Die Aristotelische Kritik der Ideenlehre. Ein ausführliches Namen- und Sachregister, in dem allein eine Summe exakt wissenschaftlicher Arbeit steckt, erleichtert das Auffinden einzelner Punkte.

323. Friedrich Schleiermachers Monologen. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index von Friedrich Michael Schiele. Leipzig. Dürr. 1902. XLVI., 130 S. Mf. 1.40.

324. Schillers philosophische Schriften und Gedichte. (Auswahl.) Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Eugen Kühnemann. Leipzig. Dürr. 1902. 328 S. Mf. 2.

325. Schellings Münchener Vorlesungen: Zur Geschichte der neueren Philosophie und Darstellung des philosophischen Empirismus. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. Arthur Drews, a. ö. Professor d. Philosophie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Leipzig. Dürr. 1902. XVI., 354 S. Mf. 4.60.

Diese drei Bände bilden Band 84, 103 und 104 der bekannten „Philosophischen Bibliothek“.

Der erste Band gibt zum erstenmale eine kritische Textausgabe der berühmten Monologe Schleiermachers. Eine ausführliche Einleitung belehrt uns über die Entstehung der Monologen. Außerdem hat der Herausgeber noch eine Bibliographie zu Schleiermachers philosophischen Ethik und einen reichen Index beigegeben, so daß die Ausgabe wohl allen Ansprüchen entgegenkommt.

Der zweite Band enthält eine 96 Seiten umfassende, vortreffliche Einleitung des bekannten Herausgebers. Sie verbreitet sich hauptsächlich über den pädagogischen Wert der Philosophie Schillers, über Kant und Schillers Stellung zu ihm, mit den Briefen über ästhetische Erziehung, mit Wesen, Art und Aufgabe der Poesie. Ein Sachregister schließt das Buch ab.

Der dritte Band hat den bewährten Professor der Philosophie Dr. Drews zum Herausgeber. Es bedarf keiner besonderen Rechtfertigung, daß diese geistvollen Vorlesungen in die philosophische Bibliothek eingereiht werden. Die Worte, die Schelling vor weit mehr als zwei Menschenalter sprach, gelten auch heute wieder und klingen geradezu wie für unsere Zeit gesprochen: „Nuch jetzt wieder scheint sich die Philosophie an einen Punkt zu befinden, über den sie nicht hinaus kann, indes das, was ihr als das Letzte und Neueste gegeben wird, in der Gesinnung aller Besseren einen allgemeinen und nicht wohl zu beseitigenden Widerspruch findet. Denn der unsichtbar über allen waltende Geist ruft in jedem Fall einer Hemmung zur rechten Zeit und Stunde die Gesinnungen hervor, welche die Kraft zur Ueberwindung steigern und die Gemüther für die Hilfe, wenn sie erscheint, empfänglich und gelehrig machen.“

Besonders hinzuweisen ist auf den schönen Druck, das gute Papier und den billigen Preis.

326. Physiologie des Gefühles. Von Dr. J. Oppenheimer, a.-o. Professor an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg. Karl Winters Universitäts-Buchhandlung. 1899. XI. 196 Seiten. M. 4.

„Zahlreich sind die Theorien des Gefühles, die in diesem Jahrhundert aufgestellt werden, und ebenso zahlreich ihre Widerlegungen. Jeder, der sich mit der Frage beschäftigt hat, fang mit dem Nachweis an, daß die Theorie des Vorgängers unhaltbar sei, um sofort in denselben Fehler wie dieser zu verfallen, und mit Hilfe von metaphysischen Voraussetzungen über das Wesen der Seele, oder mit Hilfe von Allgemeinbegriffen, die aus einzelnen, während des Gefühlsverlaufes beobachteten Erscheinungen abgeleitet wurden, theoretische Betrachtungen über das Gefühl anzustellen. Die Mühe, die man sich bei dem Suchen nach einer einheitlichen, alle einzelnen Gefühlserscheinungen erklärenden Formel gegeben hat, war nicht umsonst. Gelegentlich dieser Untersuchungen wurde man mit vielen Tatsachen bekannt, die, wenn sie auch nicht direkt als Gefühlsäußerungen bezeichnet werden können, doch mit ihnen in irgend einer Beziehung stehen. Aber das Ziel, das man sich vorgesteckt hatte, wurde nicht erreicht. Eine Theorie, die über das Wesen

des Gefühles Aufschluß gibt, besitzen wir heute ebensowenig als zu der Zeit, wo man anfing, sich mit der Gefühlsfrage zu beschäftigen, und noch in der neuesten Zeit betrachten es verschiedene Forscher als das dunkelste und unklarste, das verborgenste und tiefste Element des Seelenlebens. Wir sind sogar noch schlimmer daran als zu Beginn der Untersuchungen, weil man zur Stütze der theoretischen Voraussetzungen eine ganze Reihe von Erscheinungen als Aeußerungen des Gefühles genommen und viele Organempfindungen, die verschiedensten Ausdrucksbewegungen, den Affekt und die Stimmung geradezu als Gefühle behandelt hat. Selbst die Frage, ob Lust und Unlust zu dem Gefühle gehöre, hat man nicht erörtert, indem man sich auf die Autorität Kants berief, der sie als primitive, psychische Gefühlszustände in unserem Bewußtsein betrachtet, die sich nicht weiter in einfache Elemente auflösen lassen. Wozu diese Unterlassung geführt hat, sieht man an den Erklärungen der Lust und Unlust. Bald hat man die Ernährungsverhältnisse des Organismus im allgemeinen, bald die der peripheren oder zentralen Nerven, bald den Kontrast, der zwischen Gefühl und Gefühl bestehe, als Ursache dieser Zustände betrachtet, bald hat man die Lust als das Nützliche, die Unlust als das Schädliche definiert, und immer gezeigt, daß mit diesen Erklärungen die eigentliche, wesentliche Eigenschaft des Gefühles verdeckt wird. Um aus dieser Verwirrung, die infolge der fehlerhaften Methoden der Untersuchung und der unklaren Bestimmung des Gefühlsbegriffes entstanden ist, herauszukommen, schien es mir erlaubt, mit Hintanzetzung aller bisherigen Theorien, aber mit Berücksichtigung aller von den Vorgängern mit Sorgfalt und feiner Beobachtungsgabe gesammelten Erfahrungen, mittelst einer neuen Methode das Wesen des Gefühles zu untersuchen. Ich habe sie als Physiologie des Gefühles bezeichnet, weil ich der Meinung bin, daß das Gefühl eine Lebenserscheinung ist, wie so viele andere Funktionen des menschlichen Körpers, und daß dieselbe naturwissenschaftliche Methode wie bei Erforschung der Respiration, Zirkulation und Verdauung auch bei der Untersuchung des Gefühles angewandt werden müsse. Die Aufgabe besteht demnach darin, die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen es zustande kommt, die Erscheinungen zu verfolgen, welche an die Ursache sich unmittelbar anschließen, und womöglich die Stelle im Gehirn zu beschreiben, wo es uns bewußt wird. Gelingt es, diesen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung klarzulegen, dann wäre alles erreicht, was man von einer Theorie fordern kann. Eine Erscheinung erklären heißt ja, sie aus ihren Ursachen ableiten können. Mehr kann die Untersuchung einer Lebenserscheinung nicht leisten, und was man weiter über die Beziehung derselben zu anderen Tätigkeiten des Körpers, über ihre Bedeutung im Haushalte des Organismus ableiten will oder kann, gehört nicht zu den Aufgaben, mit denen sich eine Erklärung zu beschäftigen hat. Die Physiologie des Gefühles hat nicht in Betracht zu ziehen, ob es auf gleicher oder höherer Wertstufe steht wie ein anderer Vorgang. Sie erkennt die Bedeutung an, welche es auf unser Denken und Handeln, auf unsere intellektuelle, sittliche oder religiöse

Auffassung des Lebens ausübt, und hat keinen Einspruch dagegen zu erheben, daß man es als die schönste und edelste Fähigkeit des Körpers bezeichnet. Sie kann es aber auch nicht für eine Herabsetzung und Geringschätzung dieser hohen Eigenschaft halten, wenn sie dieselbe auf Grund anatomischer und physiologischer Erfahrungen zu erklären sucht. Die Kenntnis ihres Mechanismus scheint mir sogar im hohen Grade geeignet, uns mit Bewunderung über die scheinbar geheimnisvolle, aber mit einfachen Mitteln hergestellte Fähigkeit des Menschen zu erfüllen. Eine besondere, das Gefühl ermittelnde Einrichtung hat man übrigens seit langer Zeit vermutet. Wenigstens hat man aus einzelnen Beobachtungen das Vorkommen von Gefühlsnerven erschlossen. Aber an ein ausführliches Studium derselben konnte man nicht herantreten, weil man nicht wußte, wo der Anfang dieser Nerven in der Peripherie und wo ihr Ende im Centrum zu suchen sei. Gelegentlich einer Untersuchung über den Schmerz, deren Ergebnisse in der Abhandlung über Schmerz und Temperaturempfindung 1893 von mir veröffentlicht wurden, bin ich auf Nervenfasern aufmerksam geworden, welche durch Gewebsreizungen erregt werden und den Schmerz vermitteln. Ich hatte damals schon darauf hingewiesen, daß die ausgesprochene Schmerztheorie von Bedeutung für die ganze Lehre des Gefühles werden könne. In Verfolgung dieses Gedankens mußte mir zuerst daran gelegen sein, den Verlauf dieser Nerven von ihrem Ursprung an den Geweben in der Peripherie bis zu ihren Endigungen an den Zellen des Rückenmarkes und des Gehirns zu ermitteln und dann die funktionelle Bedeutung dieser Zellen zu erforschen. Mit dieser Methode glaube ich die Entstehung der Lust und Unlust, des Gefühles und Affektes erklären zu können, wenn ich auch zugesteho, daß die Beweisführung nicht frei von Einwürfen ist. Unsere neurologischen Kenntnisse bieten noch zu viele Lücken, die vorerst mit Hypothesen überbrückt werden mußten. Man wird mir aber deshalb keine zu großen Vorwürfe machen können, weil ich bestrebt war, nur solche Hypothesen zu benutzen, die auf einzelnen Erfahrungen beruhen, nicht willkürliche sind, und in jedem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung erlaubt werden. Ich habe übrigens geglaubt, die Zulässigkeit der Hypothesen noch in einer indirekten Weise prüfen zu müssen. Ich mußte annehmen, daß, wenn die Ergebnisse, die ich mit Hilfe sicherer Erfahrungen und mit Hilfe von Hypothesen erhalten habe, richtig sein sollen, auch die Stimmung von der die Intensität des Gefühles und des Affektes und zum Teil auch die der Lust und Unlust abhängt, ihre Begründung in dem anatomischen Aufbau des nämlichen Nervenfaserszuges haben müsse, von welchem ich diese Erscheinungen abgeleitet habe. Es wird gezeigt werden, daß diese Voraussetzung zutrifft, und deshalb scheinen mir auch die gebrauchten Hypothesen eine Berechtigung zu haben“. Mit diesen Worten leitet der Verfasser sein Werk ein, das folgende Kapitel hat: I. Die freien Nervenendigungen, ihre Bahn zum Rückenmark. Einfluß starker Reize. II. Wirkung schwacher Reize. Das Gefühl. III. Ursachen des körperlichen Gefühles. Sättigung, Appetit, Hunger, Durst. IV. Verlauf der Gefühlsnerven im Rückenmark. Lust und Unlust. V. Centrum

des Gefühles im Gehirn. VI. Entstehung des Gefühles bei physischen Vorgängen. Angenehm und unangenehm. VII. Die Stimmung.

327. Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Kriminalpsychologie für die Mediziner, Juristen und Soziologen, ein Beitrag zur Reform der Strafgesetzgebung von Prof. Dr. G. Aschaffenburg, leitendem Arzte an der Beobachtungsabteilung für geistesranke Verbrecher in Halle an der Saale. Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1903. XVI, 246 S. Mk. 6.

Die Erkenntnis der Reformbedürftigkeit der heute in allen Staaten herrschenden Strafgesetze ist allgemein geworden. In Oesterreich sind seit einem Menschenalter wiederholte Versuche gemacht worden, das ganz veraltete österreichische Strafgesetz zu revidieren. Diese Versuche sind mißlungen, aber die Reform ist nicht aufzuhalten, sie muß kommen und zwar bald. Für uns sind daher alle wertvollen Schriften, die sich mit dieser Frage beschäftigen, von besonderem Interesse. Ist auch der Verfasser ein Reichsdeutscher, die von ihm zusammengestellten lehrreichen Tatsachen und Argumente können auch wir gut brauchen. Daß er kein zünftiger Jurist, sondern ein Mediziner ist, erhöht von vorne herein den Wert seines Buches. Gerade die Mediziner werden bei der kommenden Strafreform ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Mit Recht sagt der Verfasser im Vorworte: „Die Strafrechtswissenschaft, obgleich aufs innigste mit dem gesellschaftlichen Leben verwachsen, hat lange Zeit einen durchaus abstrakten Charakter getragen. Eine Schulung logischen Denkens fand sie zur Genüge in sorgfältigen Definitionen und feinsinnigen Auslegungen. Welche Summe geistiger Arbeit notwendig war, um die einzelnen Strafbestimmungen von einander abzugrenzen, den oft mißglückten Wortlaut der Gesetze anzulegen, zeigen die Lehrbücher und Kommentare, die wissenschaftlichen Zeitschriften und vor allem die Entscheidungen des Reichsgerichtes. Aber die Strafrechtswissenschaft ist dabei der Gefahr nicht entgangen, in Spitzfindigkeiten und Wortklaubereien zu verfallen; der Wortlaut der Strafbestimmungen wurde herrschend, nicht der Geist. So kam es, daß sich der Notwendigkeit, unser Strafgesetzbuch umzugestalten, auch die zähesten Anhänger der bestehenden Gesetzgebung nicht verschließen konnten. Zu einer Reform wird es sicher kommen; fraglich ist dabei nur zweierlei: welchen Weg sie zu nehmen hat, und bis wann die Klärung der Meinungen soweit fortgeschritten ist, um eine ernsthafte Reform zu gestatten. Für die eine, die klassische Richtung, ist der Augenblick jetzt schon gekommen. Sie will nur eine Umänderung der vielfachen Bestimmungen, die sich als verfehlt und unzweckmäßig erwiesen haben, sie will nur die Paragraphen beseitigen, bei denen sich die krassesten Mißstände gezeigt haben, allenfalls noch einer Auscheidung der Polizeistrafen aus dem Strafgesetzbuch zustimmen, im übrigen aber die Grundlagen der Strafgesetzgebung möglichst unangetastet lassen. Der anderen Richtung ist der Kampf gegen das Verbrechen alles, die einzelne Strafbestimmung nur brauchbar, soweit sie diesem Zwecke dienen kann. Es kann gar keinen

Zweifel unterliegen, daß diese Richtung in engster Beziehung zur naturwissenschaftlichen Denkungs- und Forschungsweise steht, die auch hier ihre belebende und befruchtende Wirkung ausgeübt hat. Sie beobachtet das Verbrechen und den Verbrecher und sucht dann die Mittel zur Bekämpfung. Die Aufgabe, den Ursachen des Verbrechens nachzugehen, ist durchaus noch nicht als gelöst zu betrachten, so viel Arbeit auch schon geschehen ist. Als ich vor sechs Jahren in Heidelberg zum ersten Male vor Studenten aller Fakultäten die Psychologie des Verbrechens und Verbrechers vortrug, hatte ich am meisten mit der Schwierigkeit zu kämpfen, zuverlässige Unterlagen für die Beweisführung zu gewinnen. Das beste Material fand ich in der deutschen Kriminalstatistik, deren Sorgfalt ein sprechender Beweis ist, daß unsere Reichsbehörde die Wichtigkeit kriminalstatistischer Erhebungen seit Jahren anerkannt hat. Die inzwischen verflossene Zeit hat mir alljährlich die willkommenen Gelegenheit gegeben, durch die Ergebnisse an weiteren Veröffentlichungen des statistischen Amtes Büchern auszufüllen und zu ergänzen, Verfehltes und Fragliches zu berichtigen und so meine Anschauungen zu einem gewissen Abschlusse zu bringen. Die Folgerungen, zu denen mich wie viele andere das Studium des Verbrechens führte, sind mit den Grundlagen unserer bestehenden Gesetzgebung unvereinbar. Ich halte es persönlich für ausgeschlossen, daß ein neues Strafgesetzbuch auf dem Wege eines Kompromisses zu Stande kommt. Dafür sind die Gegensätze zu groß. Aber eins halte ich für möglich; daß sich auch diejenigen, die nur die Fassade des Baues verschönern und von den Verunstaltungen befreien wollen, die an die Festigkeit und Zuverlässigkeit des Fundamentes glauben, in die Weltanschauung derer hineinzudenken versuchen, denen nicht das Verbrechen das Wichtigste erscheint, sondern die allgemeine Rechtsicherheit. Ich darf wohl auf Grund vielfacher Erfahrungen behaupten, daß selbst unter den Strafrechtlern über die Durchführung des Gedankens, ein Strafrecht nur vom Standpunkte des Gesellschaftschutzes aus aufzubauen, oft ganz unzulängliche, vielfach irriige Vorstellungen bestehen. Und doch scheint es mir eine unerläßliche Pflicht für alle, denen unser Volkswohl am Herzen liegt, nicht ungehört solche Anschauungen zu verwerfen, nicht blind vorüberzugehen an dem, was die Jahrzehnte gelehrt haben. Nicht nur der Strafrechtslehrer und Strafrichter, nicht nur diejenigen, die an der Reform der Strafgesetzgebung mitzuarbeiten berufen sind, haben diese Verpflichtung. Der Kreis erweitert sich, da noch wichtiger als der Kampf gegen das Verbrechen die Vorbeugung ist. An dieser aber haben alle mitzuarbeiten. Dazu wollte ich anregen. Sind erst die Kenntnisse über die Ursachen des Verbrechens Allgemeinut, die fest eingewurzelten Vorurteile geschwunden, dann mag der Kampf geführt werden um die Grundlagen des neuen Strafrechtes, dann wird der Weg zu einer ernsthaften Bekämpfung des Verbrechertums gefunden werden, unserm Volke, unserem Vaterlande zum Heile.“ Der Verfasser behandelt in drei Teilen die sozialen Ursachen des Verbrechens, die individuellen Ursachen des Verbrechens und den Kampf gegen das Verbrechen.

328. Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen von Viktor Meyer. Heidelberg. C. Winter. 1892. XI. 206 S. Mk. 4.

Es sind Skizzen sehr bunter Art, die uns geboten werden: Die Jungfrau. Der blaue Strahl. Substanz und Seele. Ernährung und Arbeit. Zum Gedächtnis eines früh Geschiedenen (Wilhelm Weith). Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. Die Ummwälzung in der Atomlehre. Chemische Probleme der Gegenwart. Aber der Professor weiß immer interessant zu plaudern, zu erzählen, zu schildern, so daß die Lektüre immer fesselt.

329. Vorlesungen über Psychologie, gehalten im Foyer des Groß. Hoftheaters zu Karlsruhe von Hofrat Dr. Max Dressler. Heidelberg. C. Winter. 1900. VII., 236 S. Mk. 3.60.

Es werden uns hier acht Vorlesungen geboten: I. Von der natürlichen Bestimmtheit des Geistes im Menschen. II. Vom Schlaf und verwandten Zuständen. III. Körper und Geist, Leib und Seele. IV. Methoden der psychologischen Forschung. Von den Sinnesempfindungen. V. Von den Vorstellungen der Dinge und vom Selbstgefühl. VI. Vom Vorstellungsleben der Seele. VII. Vom Fühlen und Wollen. VIII. Von den Höhepunkten des Geistes. Der Ton der Sprache ist vornehm und dabei doch populär.

330. Der Ausbau des heutigen Schutzollsystems in Frankreich und seine Wirkungen im Lichte der Handelsstatistik. Von Dr. Bernhard Franke. Leipzig. Duncker & Humblot. 1903. XII., 148 S. Mk. 4. (Staats- und Sozialwissenschaftliche Forschungen herausgegeben von Gustav Schmoller und Max Sering. 22. Bd. 1. Heft.)

Der Verfasser sagt im Vorwort: „Die letzten Jahre haben die Erörterung handelspolitischer Fragen wiederum in den Vordergrund gerückt. Der alte Kampf zwischen Freihandel und Schutzoll ist aufs neue heftig entbrannt, und im Interesse beider handelspolitischen Richtungen sind die wirtschaftlichen Umstände Deutschlands und auch diejenigen des Auslandes untersucht worden. Bei all' der Menge handelspolitischer Schriften fehlt es jedoch an einer zusammenhängenden Darstellung der französischen Handelspolitik seit der Tarifreform vom Jahre 1881. Daher erscheint der Versuch des Verfassers, die gegenwärtige handelspolitische Gesetzgebung Frankreichs zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung zu machen, mit Rücksicht auf den vollständigen Mangel an einer solchen Arbeit, als gerechtfertigt.

Die vorliegende Arbeit will versuchen, die französische Tarifreform vom Jahre 1892 und ihre Wirkungen, soweit sie in der Handelsstatistik in die Erscheinung treten, zu untersuchen. Die Natur der dem Verfasser hierdurch gestellten Aufgabe bringt es mit sich, daß bald der Kreis der mit der Tarifreform vom Jahre 1892 zusammenhängenden und daher auch hier zu unterstützenden politischen Maßnahmen weiter gezogen werden konnte und mußte, bald aber auch, und zwar an manchen Stellen, ein eingehendes und hinreichendes Ein-

bringen als unmöglich erschien. Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, die Wirkungen des modernen Schutzollsystems auf die französische Volkswirtschaft erschöpfend darzulegen; sondern er will nur einen Beitrag zur Beurteilung der neuesten französischen Zollgesetzgebung liefern, wie er ihm durch ein zweijähriges Studium der Frage und einen längeren Aufenthalt in Paris möglich wurde. — Der Verfasser ist sine ira et studio an die Arbeit gegangen. Wenn das Resultat für ihn dahin ging, die französische Schutzollpolitik von 1892 als eine Frankreichs stagnierende Volkswirtschaft und Bevölkerung im ganzen entsprechende zu finden, und wenn er manche ihr gemachte Vorwürfe glaubte zurückweisen zu sollen, so verkennt er ihre Schattenseiten, wie sich zeigen wird, doch nicht, und noch weniger will er daraus ein Vorbild für ganz anders geartete Staaten und Volkswirtschaften ableiten.“ In zwölf Kapitel erlebte der Verfasser seinen Stoff, kurz und doch erschöpfend.

331. Der Einfluß von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigentums. Von Ludwig Felix. Zweite Hälfte, zweite Abteilung. (Die neue Zeit, die französische Revolution.) Leipzig. Duncker u. Humblot. 1903. IX, 623 S. Mk. 13.40. (Entwicklungsgeschichte des Eigentums unter kulturgeschichtlichem und wirtschaftlichem Gesichtspunkte. Von Ludwig Felix. Vierter Teil, zweite Hälfte, zweite Abteilung.)

Hiemit ist das umfangliche Werk des Verfassers beendet. Ein Register, das alle Bände umfaßt, erleichtert den Gebrauch des Werkes, das ein Zeugnis des enormen Fleißes des Verfassers ist. Gerade als Nachschlagebuch hat es einen besonderen Wert, da der Verfasser die Materialien von überall her zusammengetragen und geordnet hat. Auch enthalten die sechs Bände einen wohl vollständigen Literaturnachweis. Das Werk gehört zu jenen Büchern, die wenig zitiert und viel benutzt werden.

332. Frohe Jugendtage. Lebenserinnerungen, Kindern und Enkeln erzählt von Rochus Freiherrn von Liliencron. Leipzig. 1902. Bei Duncker und Humblot. 197 S. Oktav, brosch. Mk. 3, geb. Mk. 4.20.

Der 82jährige Gelehrte und Schriftsteller, langjähriger Redakteur der „Deutschen Biographie“; aber auch in jüngeren Jahren Universitätslehrer und später in verschiedenen Hofstellungen, hat hier in seiner freisinnigen und humorvollen Art, nicht nur, wie er bescheiden ankündigt, seinen Kindern und Enkeln sein Herkommen und seine Erlebnisse von der frühesten Jugend bis zum Moment, in welchem er seine Hochschulstudien, die mit Theologie begannen, dann zur Rechtswissenschaft übergangen und allezeit auch der Geschichte, den Sprachwissenschaften, der Philosophie, Aesthetik und Kunst, zuletzt aber der Germanistik gewidmet waren, abschloß. Dieser Moment fiel auch zusammen mit dem, in welchem er seine kunstbegabte und kunstsinige Frau kennen lernte. Der Umstand, daß Liliencron schon als Schüler und Student mit Künstlern und Gelehrten in nähere Beziehungen trat und davon interessant zu erzählen weiß, macht das Buch für

weitere Kreise wertvoll und schon seine Kinderjahreshilberung, sein Lernen, gibt Veranlassung zu pädagogischem Wirken, während das ganze Büchlein die mannigfache Lebensweisheit atmet. Es ist eine angenehme und zugleich belehrende Lektüre, und kann als solche auch denen empfohlen werden, welche bisher vom Verfasser nichts wußten, während es dem Kreis derer, die ihn kennen, mit ihm in Verbindung kamen, ganz gewiß sehr willkommen ist. M. M.

333. Staatswissenschaftliche Abhandlungen. Von R a r l T h e o d o r v. J n a m a = S t e r n e g g. Leipzig. Dunder & Humblot. 1903. VII, 391 S. Mk. 8.

Der Band enthält folgende 15 Abhandlungen: Vom Wesen und den Wegen der Sozialwissenschaft. Allgemeine Gedanken über soziale Politik. Lorenz von Stein. Die Entwicklung der Verwaltungslehre und des Verwaltungsrechtes seit dem Tode von Lorenz v. Stein. Vom Nationalreichtum. Das Zeitalter des Kredits. Das Recht der Staatshilfe in wirtschaftlichen Krisen. Zur Reform des Agrarrechts, besonders des Unerbenrechts. Erwerbsfreiheit und genossenschaftliche Bindung. Ueber Statistik. Geschichte und Statistik. Geographie und Statistik. Zur Kritik der Moralstatistik. Neue Beiträge zur allgemeinen Methodenlehre der Statistik. Arbeitsstatistik. Die Abhandlungen zeichnen sich alle gleichermaßen durch Eleganz und Klarheit der Sprache aus. Der Verfasser gehört zu jenen, die einen trockenen Gegenstand fesselnd zu behandeln verstehen.

334. Nikolaus Thaddäus von Gönners Staatslehre. Eine rechtshistorische Studie. Von Joh. Bapt. Koch. Leipzig. Dunder & Humblot. 1902. 184 S. Mk. 4.20.

N. Th. v. Gönner, 1764 geb., 1827 gest., war eine auf dem Gebiete der Gesetzgebung hochgeschätzte Autorität. Er übte eine große Tätigkeit aus als Mitglied der bayerischen Gesetzgebungskommission. Außerdem wurde er von Oesterreich, Preußen, Sachsen und Rußland oft zu Gutachten über gesetzgeberische Aufgaben aufgefordert. Er verdient es also, daß seine staatsrechtlichen Theorien monographisch bearbeitet werden. Der Verfasser hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst. Auf engem Raum gibt er eine vollständige Darstellung der Ansichten v. Gönners und liefert damit ein brauchbares Hilfsbuch für das Studium.

335. Von der Natur der Dinge an sich von W. R. Clifford. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Dr. Hans Kleinpeter. Mit einer Einleitung des Herausgebers über Cliffords Leben und Wirken. Leipzig. J. A. Barth. 1903. 48 S. Mk. 1.20.

Die deutsche Ausgabe der scharfsinnigen Studie Cliffords ist sehr dankenswert. Ebenso die etwa die Hälfte des Büchleins füllende Einleitung, die eine kurzgefaßte, aber ausreichende Biographie Cliffords enthält. Dadurch wird auch die Aufmerksamkeit auf einen Schriftsteller gelenkt, von dem der Herausgeber sagt: „Ein Mann von seltener Originalität und einer ebenso liebenswürdigen wie rücksichtslosen Offenherzigkeit des Denkens, erfüllt von dem Ideal innigster Verbindung

von Philosophie und Wissenschaft und bestrebt, dasselbe auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit zur Geltung zu bringen, war der Engländer William Kingdon Clifford. Unter seinen Händen wurde die Wissenschaft philosophisch, die Philosophie wissenschaftlich; wiewohl Mathematiker von Fach, hat sein stets reger, weit umfassender Geist, doch auf hiebon eutlegensten Gebieten, z. B. dem der Ethik, des Rechtes, der Religion das Prinzip streng wissenschaftlich-philosophischen Denkens zu wahren und zu verwirklichen gesucht. Es war einer seiner Lieblingsgedanken, daß es ein Gebiet, von dem die wissenschaftliche Betrachtungsweise ausgeschlossen sein solle, nicht geben dürfe. Humorvoll erzählt er in einem seiner Essays, der ein der vorliegenden Schrift sehr verwandtes Thema behandelt, von einem in Schottland heimischen abergläubischen Brauch für den bösen Geist, der sich auf kultiviertem Boden nicht wohl finden könne, ein Stück Acker brach liegen zu lassen. Nun gibt es Leute, fährt er fort, die sich der Hoffnung hingeben, daß die Pflugschar der Wissenschaft so eine Art ungebauten Felbes rings um das Gebiet vernünftiger Wahrheit für den bösen Feind freilassen werde; sie versprechen, daß dann in diesem Falle ein gut Teil unserer zivilisatorischen Arbeit für uns im Geheimen werde besorgt werden durch Mittel, die wir nicht kennen. Ich teile diese Hoffnung nicht . . . Es scheint sich die Mühe zu verlohnen, einen solchen Mann, der sich in den wissenschaftlichen Kreisen wie in den breiten Schichten des englischen Volkes bereits eines hoch angesehenen Namens erfreut, in Deutschland aber höchstens mit Ausnahme der Mathematiker noch sehr wenig bekannt ist, etwas näher kennen zu lernen. Dazu einzuladen, ist der Zweck der vorliegenden deutschen Ausgabe eines der charakteristischsten Erzeugnisse seines Denkens, das wohl in erster Linie zu einer Einführung in seinen Gedankenzirkel geeignet sein dürfte und auch an sich schon durch den behandelten Gegenstand, der den eigentlichen Angelpunkt jeder Weltanschauung bildet, hohes Interesse beanspruchen darf. Scharf zieht hierin Clifford die Grenze zwischen Wissenschaft und Metaphysik, ohne jedoch an derselben Halt zu machen; er entwickelt vielmehr in vorliegender Schrift seine eigene metaphysische Theorie, durch die sich seine persönliche Denkrichtung von den Anschauungen verwandter Geister wie Berkeley, Hume, Kant, Mach, Stallo, Pearson u. a. wie auch von dem sicheren Boden strenger Wissenschaft — wessen er sich stets bewußt bleibt — abhebt. Es ist dies namentlich deshalb von besonderem Interesse, weil man hieraus am besten das Verhältnis ersehen kann, in dem Clifford zu den auf dem gleichen Boden exakt wissenschaftlicher Philosophie stehenden Gesinnungsgenossen Mach, Stallo und Pearson steht. Dies erleichtert den Vergleich der Grundanschauungen dieser Denker und läßt den ihnen gemeinsamen Kern wissenschaftlicher Ueberzeugung erkennen — ein Ziel, das an sich schon der Verfolgung wert erscheint. Natürlicherweise darf man nicht erwarten, aus dieser Schrift den ganzen Clifford zu erkennen. Dazu war sein Geist viel zu vielseitig und zu umfassend. Um diesen falschen Schein nicht zu erwecken, mag wenigstens etwas geschehen: eine gedrängte Zusammenstellung biographischer Daten, die neben seinem inneren

Werbegang nun die Hauptgebiete seiner Tätigkeit erkennen läßt, und die der lebens- und liebevollen Schilderung eines seiner intimsten Freunde — Sir Frederic Pollock — entnommen sind.“

336. Kulturarbeiten. Von Paul Schulze in Raumburg. Bb. I. Hausbau. Herausgegeben vom Kunstwart. München. D. W. Kallwey. 127 S. Mf. 3.

Bb. II.: Gärten. 252 S. Mf. 4.

Ein zu dem ganzen Unternehmen einleitendes Vorwort des Verfassers belehrt über die Entstehung und den Zweck dieser Sammlung. Der Verfasser sagt da: „Unter dem Gesamttitel „Kulturarbeiten“ erscheint im Kunstwartverlag eine Serie von Büchern, von denen in Form einzelner Aufsätze der Kunstwart bereits Bruchstücke veröffentlicht hat. Ihr Zweck ist, der entsetzlichen Verheerung unseres Landes auf allen Gebieten sichtbarer Kultur entgegenzuarbeiten. Sie sollen auch die ungeübtesten Augen durch stetig wiederholte Konfrontierung guter und schlechter Lösungen gleicher (oder ähnlicher) Aufgaben zum Vergleich und damit zum Nachdenken zwingen; ferner sollen sie auf die guten Arbeiten bis zu Mitte des 19. Jahrhunderts aufmerksam machen und so die Tradition, d. h. die direkt fortgepflanzte Arbeitsüberlieferung wieder anknüpfen helfen. Die Kultur des Sichtbaren umfaßt nicht allein Häuser und Denkmale, Brücken und Straßen, sondern auch Kleider und gesellige Formen, Forste und Viehzucht, Maschinen und Landesverteidigung. Ueber die Tatsache, daß sie so, wie seit 50 Jahren Volk und Regierung sie formt, eine entsetzliche Entstellung der Physiognomie unseres Landes bedeutet, darüber sind sie heute wohl Alle, die hier eine Stimme abzugeben befähigt sind, einig. Seit mehr als fünf Jahren hat eine starke Bewegung eingesetzt, die mit gewaltigen Kraftanstrengungen arbeitet, aber ihre Arbeit vorzugsweise den Luxusbedürfnissen oder doch den Bedürfnissen der Bemittelteren zugewandt hat. Bei der Gestaltung der Formen des Lebens von Stadt und Dorf verschwinden die Besserungsversuche in der ungeheueren Menge der täglichen Aufgaben so gut wie ganz. Und doch ist es höchste, allerhöchste Zeit, daß hier Bestrebungen einsetzen, die Einhalt gebieten, wenn unser Land nicht bald das rohe und freudlose Antlitz einer verkommenen Nation tragen soll, die den Sinn des Lebens zum Vegetieren entstellt. Es ist gar nicht zu ermessen, welcher geistige Schaden geschieht, wenn wir auf die Dauer die Verbindung „nützlich oder schädlich“ für gewissermaßen innerlich begründet halten. Wir sollten also bei unseren Bemühungen auf die Mithilfe von allen Einsichtigen rechnen können. Es kann aber keine gute Sache geben, die nicht alsbald ihre „Gegner“ findet. Anstatt zum gemeinsamen Werke zusammenzuhalten, sieht man die Kampfgenossen sich gegenseitig zerfleischen, so daß man manchmal meinen könnte, es käme ihnen gar nicht auf die tatsächliche Erreichung des Zieles zum Wohle der ganzen Menschheit, sondern vielmehr darauf an, nur ja selbst die ersten im Wettlauf zu sein. Es scheint mir angebracht, der Serie von Büchern einige erklärende Worte voranzuschicken, um den zerstörenden Folgen der Mißverständnisse wenigstens bei denen entgegenzutreten, die mit gutem Willen daran herantreten.“

Die Serie „Kulturarbeiten“ wendet sich nicht an die Kreise derer, die schon mit uns für gleiche Ziele fechten. Auch von ihnen werden vielleicht einige mit Interesse die Methode beobachten, mit der ein Mitkämpfer für die gleichen Ziele eintritt; auch sie werden an der Sammlung der Reste einer bescheidenen, aber feinen Kultur ihre Freude haben können und sich an der konsequenten Durchführung von Beispiel und Gegenbeispiel nicht stoßen, wenn sie sich sagen, daß auf diesem Prinzip der ganze propagandistische und erzieherische Gedanke der Bücher basiert. Aber der Zweck der Veröffentlichung ist, denen die Augen zu öffnen, die noch ganz fernab stehen, denen noch nichts von der Erkenntnis dämmert, daß das Urteil unseres bewußten Anschauens nicht allein „schön und häßlich“ lautet, sondern „gut und schlecht“, in beiderlei Sinn, nämlich „praktisch brauchbar und unbrauchbar“ und „moralisch gut und schlecht“ und daß das Auge sein Urteil nicht vom Sprachdenken zu beziehen braucht, indem wir das einzig „logische“ Denken zu erblicken gewöhnt sind. Auch das Auge vermag logische Schlüsse zu ziehen. Die Bücher wenden sich nicht ausschließlich an die, die sich die „Gebildeten“ nennen, sondern unser Wunsch ist es, das Volk zu gewinnen, den kleinen Bürger, die Bauern, die Arbeiter, diejenigen, die am nachhaltigsten an der Umgestaltung des Antlitzes unseres Landes tätig sind. Man wird mir sagen: Die lesen doch keine Bücher. Ich entgegne: Man muß die Bücher eben darartig unter das Volk zu bringen suchen, daß sie sie lesen können. Die Statistik unserer Volksbibliotheken spricht für uns. Im übrigen soll man uns doch ein anderes erreichbares Mittel sagen, mit dem man heute besser als mit billigen Büchern und Abbildungen auf breite Massen wirken kann. Natürlich, mit Fortreißern kann erst die Betätigung, die dann zur Nachahmung verführt. Aber das liegt nicht in meiner Macht, und so muß ich mich damit begnügen, in Wort und Bild zur Betätigung zu überreden.“ Jedermann, der die beiden vorliegenden Bücher zur Hand nimmt, muß zugestehen, daß hier ein ebenso originelles, wie wirksames Erziehungsmittel vorliegt. Der Verfasser arbeitet mit jenem Mittel, das allein im ästhetischen Unterricht zulässig ist, er wendet die Vergleichen an. Seine Methode ist überaus lebendig und anregend und die beiden Bücher sind der weitesten Verbreitung würdig.

337. Geschichte Italiens im Mittelalter. Von **Ludo Moritz Hartmann**. II. Band, 2. Hälfte: Die Loslösung Italiens vom Oriente. Mit einem Personen und Sachregister über den I. u. II. Band. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1903. IX. 387 S. Mk. 10.

Dr. L. M. Hartmann, Privatdozent für Geschichte an der Universität Wien, einer der bedeutendsten Schüler Mommsens, gehört zu den besten historischen Schriftstellern der Gegenwart, auf den die Geschichtswissenschaft noch große Hoffnungen setzt. Von seiner auf etwa sieben Bände berechneten „Geschichte Italiens im Mittelalter“, die die Entwicklung Italiens vom Untergange des weströmischen Reiches (476) bis zum Beginn der Renaissance darstellen soll, war bisher der erste Band („Das italienische Königreich“; Preis Mk. 12.50)

und die erste Hälfte des zweiten Bandes („Römer und Langobarden bis zur Teilung Italiens“; Preis Mk. 9.—) erschienen. Die soeben ausgegebene zweite Hälfte des zweiten Bandes behandelt die „Lösung Italiens vom Oriente“ und schildert in acht Kapiteln, bis zur Kaiserkrönung Karl des Großen im Jahre 800 reichend, die Ausbildung des langobardischen Staates, die italienische Revolution, den langobardischen Angriff auf das Exarchat, die fränkische Intervention, die Anfänge des Kirchenstaates, den Untergang des Langobardenreiches, die Entwicklung der fränkischen Herrschaft in Italien und die Begründung des Kaisertums. Wie in den früheren Bänden legt der Verfasser auch jetzt wieder das Hauptgewicht auf die Entwicklung der innerpolitischen Zustände, der gesellschaftlichen Organisation, der wirtschaftlichen, sozialen, kirchlichen und rechtlichen Institutionen, als deren Ausfluß die geistigen Strömungen und die Handlungen der einzelnen erscheinen. Er betont also in erster Linie die innere, kulturelle Entwicklung seiner Epoche, ohne deshalb die Darstellung des äußeren, politischen und kriegerischen Geschehens zu vernachlässigen. Auch in diesem Bande beweist der Verfasser, der auch jetzt mit den Mitteln moderner Forschung und Methode und unter Benützung der vortrefflichen Neuausgaben von Quellschriftstellen gearbeitet hat, seine meisterhafte Beherrschung des schwierigen, spröden und verwickelten Stoffes. Auch die neueste Frucht seiner rastlosen Studien wird für die gelehrten Forscher und die Fachgenossen eine willkommene, grundlegende Gabe bilden, besonders wegen des wertvollen Materials, das in den, jedem Kapitel folgenden Anmerkungen mit Quellen- und Literaturnachweisen niedergelegt ist; aber auch für den weiten Kreis der gebildeten Geschichtsfreunde bietet das Werk durch seine fließende, abgerundete und anziehende Darstellung eine anregende, wahrhaft edle Lektüre.

338. Ostliche Kulturelemente im Abendland. Vortrag, am 4. Februar 1902 zu Erlangen gehalten und nachträglich erweitert von Dr. Georg Jakob, a. o. Professor der morgenländischen Sprachen. Berlin. Mayer & Müller. 1902. 24 S.

Mit schwerer, gediegenster Gelehrsamkeit und dabei doch in höchst gefälliger Form verbreitet sich der Verfasser über wichtige Kultureinflüsse des Orients auf den Okzident. Er erzählt von der Literatur, der Baukunst, der Einzelschrift, den Ziffern, dem Druck, dem Papier. Der Vortrag ist sehr lesenswert, ebenso unterhaltend als belehrend, ein Beispiel dafür, daß Gelehrsamkeit auch in anmutigem Gewande einhergehen kann.

339. Die Bedeutung der Kunst für die Erziehung. Vortrag, gehalten auf der deutschen Lehrerversammlung in Chemnitz, Pfingsten 1902. Von Heinrich Wolgast, Hamburg. Leipzig. Ernst Wunderlich. 1903. 93 S.

Ein warmherziges Plaidoyer für die künstlerische Erziehung. „Was wir verlangen, ist Selbständigkeit der künstlerischen Erziehung, volles gleiches Bürgerrecht im pädagogischen Reich mit der intellektuellen und moralischen Erziehung.“ Dazu fordert der Verfasser natürlich

auch die geeigneten Lehrer. Wohl das Schwierigste an der ganzen Frage. „Nicht das Wissen macht den Lehrer, sondern die Ausdrucksfähigkeit. Nächst einem sittlichen Charakter sind es nicht die wissenschaftlichen, sondern die künstlerischen Fähigkeiten, die den erzieherischen Erfolg verbürgen. Es ist ein tiefes Wort von Luther . . . : Einen Lehrer, der nicht singen kann, den sehe ich nicht an.“ Der Verfasser formuliert zum Schlusse sein Programm in folgenden Thesen:

„I. Die Kunst ist Grundlage und Richtschnur für die Ausbildung der künstlerischen Anlagen; als die umfassendste und sinnfälligste Darstellung der inneren und äußeren Welt bietet sie aber auch allen anderen Seiten der Erziehung, insbesondere der intellektuellen und moralischen, wertvolle Stoffe und Anreize.

II. Gemäß dem Begriff der harmonischen Ausbildung aller Kräfte verlangt die künstlerische Erziehung eine Stellung im Erziehungsplane, wie sie der Stärke und Allgemeinheit der künstlerischen Anlage im Kind entspricht.

III. Indem die künstlerische Erziehung die Lebendigkeit der Jugend steigert und sie mit einer veredelten Genußfähigkeit und einer verfeinerten Empfindung ausrüstet, hilft sie den Einzelnen fähig machen, an dem mehr und mehr auf künstlerische Kultur gestellten Leben der Nation arbeitend und genießend teilzunehmen.

IV. Die künstlerische Erziehung ist der intellektuellen und moralischen gleichberechtigt.

V. Das wichtigste Mittel der künstlerischen Erziehung ist die lediglich auf künstlerische Wirkung ausgehende Darbietung von Werken aus allen Gebieten der Kunst; soweit die Schule hiezu im Rahmen der künstlerischen Lehrfächer (Literatur, Gesang, Zeichnen) nicht im stande ist, muß sie die öffentlichen Kunstinstitute (Theater, Konzerte, Museen) in Anspruch zu nehmen suchen.

VI. Unterstützt wird der Einfluß der Kunstwerke:

- a) durch Anleitung zu einem ernsthaft betriebenen Dilettantismus;
- b) durch Hervorhebung ästhetischer Momente in allen den Lehrfächern, die dazu Gelegenheit bieten;
- c) durch eine künstlerische Gestaltung und Ausstattung der Schulräume.

VII. Auf allen Stufen muß neben der unmittelbaren Einwirkung auf den künstlerischen Sinn gleichberechtigt hergehen:

- a) eine systematische Übung der Ausdrucksfähigkeit;
- b) eine geordnete und energisch betriebene Ausbildung der höheren Sinne und der schaffenden Handtätigkeit;
- c) eine die Erfassung des Charakteristischen anstrebende Vertiefung in der Natur und des Menschenlebens der Heimat;
- d) eine den Sinn für einfache Zweckmäßigkeit für die Echtheit des Materials und die Ehrlichkeit der Verzierung fördernde Betrachtung von Bauwerken und kunstgewerblichen Erzeugnissen.

VIII. Um die in der Schule gezeitigten Erfolge für das Leben sicherzustellen, hat

- a) auch die Fortbildungsschule sich der Pflege der künstlerischen Bildung anzunehmen und muß
- b) der Lehrer bestrebt sein, bei Volksbildungsveranstaltungen dem künstlerischen Prinzip zu seinem Rechte zu verhelfen.

IX. Da die künstlerische Erziehung der Jugend die künstlerische Bildung des Lehrers voraussetzt, so ist zu fordern:

- a) daß das Seminar seine Zöglinge fähig macht, die Aufgaben der künstlerischen Erziehung zu erfüllen;
- b) daß jeder Lehrer seine eigene ästhetische Kultur energisch in die Hand nimmt.“

340. Die zehn Gebote im Lichte moderner Ethik. Vortrag, gehalten am 26. September 1902 zu Weinheim vor den Lehrbezirksvereinen der Bergstraße und des Weschnigtals von Franz Staudinger, Professor am Ludwig-Georgs-Gymnasium zu Darmstadt. Darmstadt. L. Saeng. 1902. 35 S.

In einer kritischen Besprechung der zehn Gebote kommt der Verfasser zu dem Satze: „Wir kennen nunmehr das Ziel aller Sittlichkeit: durchgängige vernünftige Regelung aller menschlichen Zwecke und Handlungen.“ Und als Norm spricht er aus: „Darum ist die Befreiung des Menschen als Menschen, von der wir sprachen, die Voraussetzung wirklich vernünftiger Regelung. Sie ist noch nicht diese Regelung selbst. Diese durchzuführen ist schließlich, genau wie die Regelung aller Antriebe in uns, eine unendliche Aufgabe. Aber sie kann nur in Angriff genommen werden, wenn der Mensch das Recht hat, sich frei selbst zu bestimmen und frei an der Ordnung der Gemeinschaft teilzunehmen; und sie kann nur erfolgreich sein, wenn er das Gesetz seiner Freiheit erkannt und den Willen darauf gerichtet hat, eine durchgängige vernünftige Regelung zwischen den Interessen freier Menschen zu schaffen.“

341. Das neue Jahrhundert von Msgr. Jeremias Bonomelli, Bischof von Cremona. Autorisierte Uebersetzung von Professor Valentin Holzner. München. Schuh & Cie. 1903. 86 S. Pfg. 60.

Dieser Bischof von Cremona ist offenbar einer von den Geistlichen der römisch-katholischen Kirche, die eingesehen haben, daß der von der Kirche in den letzten Jahrzehnten betretene Weg zur Erstarrung führt und dahin, daß der Katholizismus zu einer Religion der Paganen wird. Er will nun moderneren Anschauungen gehuldigt wissen und sagt manches ernste und beherzigende Wort. Aber bei den Worten wird es bleiben, die katholische Kirche duldet keinerlei Freiheit. So werden auch des Bischofs Bonomelli Bemühungen fruchtlos sein.

342. Das Wesen des Genies. Von Dr. Karl August Gerharb. Rauer. Hellmann. 52 S.

Der Verfasser legt das Wesen des Genies in die Vereinigung von Leidenschaft, Phantasie und Urteilskraft, die sich schöpferisch auslebt. Die lesenswerte Schrift will folgenden Satz erweisen: „Die Leidenschaft ist es, welche den Geist unablässig zur Beschäftigung mit einem bestimmten Gegenstand hindrängt; die Phantasie ist es, welche

das im engeren Sinne Schöpferische, das Erinnende ausmacht; die Urteilskraft ist es, welche aus den mannigfaltigen, aber vorerst noch nichts durchgehends richtigen und passenden Darbietungen der Phantasie das Richtige und Passende auswählt." Dem Verfasser ist auch klar, daß viele Genies der Menschheit verloren gehen: „Wie weit würde die Kultur der Menschheit sein, wenn nicht zahllose geniale Menschen infolge psychischer Not, ohne sich äußern zu können, ohne zu greifbaren Leistungen durchzubringen, in der unergründlichen Tiefe des Unbekanntseins geblieben wären!" (S. 45.) Es ist nicht zu ersehen, ob er als Hauptgrund dieser Erscheinung unsere Gesellschaftsordnung erkannt hat.

343. Leben und Wahrheit. Von Dr. Heinrich Hocky. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig. J. C. Hinrichs. 1903. VII., 229 S. Mt. 3.

Auch für einen Ungläubigen kann es interessant, und mehr als das, herzbewegend sein, ein Buch zu lesen, das von einem gläubigen Christen geschrieben ist und sich mit den großen übersinnlichen Problemen beschäftigt. Aber es muß ein so ernster und tiefer Mensch sein wie der Verfasser, einer, der Christus im Geiste und in der Wahrheit gesucht und erkannt hat, einer, der jedem Katholizismus im tiefsten Innern Feind ist, mit einem Wort ein wahrer Christ. Und das ist der Verfasser, aus dessen Worten Licht und Wärme strahlt. Das Buch untersucht die Aufgaben der Theologie, das Wachstum des Wortes Jesu, die Freiheit und den Glauben in der evangelischen Kirche und die geistliche Gleichgiltigkeit, das Wesen der Wahrheit. Eine Reihe von einzelnen Ausführungen werden am besten den Geist des Buches charakterisieren: „Gott ist der Inbegriff der Wahrheit, und wir müssen sagen, daß Wahrheit nicht nur im Bereich des wissenschaftlichen Denkens, sondern vielmehr im Bereiche des Lebens und Erlebens liegt. Wahrheit ist etwas Sittliches. Jede sittliche Wahrheit liegt außerhalb des wissenschaftlichen Forschungsbereiches!“ „Nur nicht Taten tun. Da kommt jede Religion aus dem hergebrachten Geleise, und alten Worten ist nichts so schädlich wie neue Taten.“ „Wer unter den Menschen bekannt ist, der sieht, wie die Toten unter uns herumlaufen. Gleichgiltigkeit und Stumpfheit ist vollendeter Tod, dem nur noch Begräbnis und Verwesung als Siegel fehlt. Freiheit und nicht Freiheit ist demnach dieselbe Frage wie Leben und Tod. Freiheit ist Leben, Gebundenheit Tod.“ „Es ist sattem bekannt, daß der Freiheitsgedanke der fürchtbarste Gedanke ist, der jemals von Menschen gedacht wurde, und gerade das 19. Jahrhundert verbankt seine Größe hauptsächlich diesem Gedanken, der Entwicklung der Freiheit, aber nicht nur dieses, sondern alle Jahrhunderte seit der Reformation haben an der Entwicklung des Freiheitsgedanken in hervorragender Weise gearbeitet.“ „Es erscheint eigentlich als größte und schönste Aufgabe, die es in der Welt gibt, die Völker, die Massen zum klar bewußten Gebrauche der Freiheit zu erziehen und alles Bindende und Bergewaltigende wegzurücken. Die Freiheit ist der Adel der Menschheit, und dafür die Massen zu gewinnen ist zwar schwer, aber ein sehr edles Streben.“ „Vom Papsttum ist gerade die

drückendste Knechtschaft ausgegangen, die noch heute allen Ländern eigen ist, die von ihm abhängen, und die sie am Emporkommen hindert.“ „Wer das gemeine Volk für geistig regungslos hält, kennt es nicht. Es denkt sehr viel, aber es denkt anders, nicht von Begriff zu Begriff, sondern von Wirklichkeit zu Wirklichkeit.“ „Spener sagt: Besser recht gläubig als rechthgläubig!“

344. Moses und Hammurabi. Von Dr. Johannes Jeremias, Pfarrer in Gottleuba, Sachsen. Mit einer Abbildung. Leipzig. J. C. Hinrichs. 1903. 47 S. 70 Pfg.

345. Hölle und Paradies bei den Babyloniern. Von Dr. Alfred Jeremias, Pfarrer der Lutherkirche zu Leipzig. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage mit 10 Abbildungen. Unter Berücksichtigung der biblischen Parallelen und mit Verzeichnis der Bibelstellen. Leipzig. J. C. Hinrichs. 1903. 44 S. 60 Pf.

346. Die alten Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. Von Dr. W. Max Müller, Professor am N. E. Seminar, Philadelphia. Mit 7 Abbildungen. Leipzig. J. C. Hinrichs. 1903. 32 S. 60 Pfg.

Diese drei Schriften beleuchten Fragen, die heute, wie wenige, im Vordergrund nicht nur der wissenschaftlichen Diskussion stehen. Von Hammurabi könnte man fast sagen, daß sein Name jetzt nach mehr als 4000 Jahren wieder populär geworden ist. Sein Gesetzbuch gibt uns überraschende Aufschlüsse über das Kulturleben seiner Zeit. — Daß die religiösen Vorstellungen der Babylonier uns mit Rücksicht auf die Zusammenhänge mit biblischen Anschauungen besonders interessieren, ist natürlich. — Aus der dritten Schrift erhalten wir z. B. ein ganz neues Bild von den Ägyptern. Sie erscheinen anders als wir sie in der Schule kennen gelernt haben. Ihr kriegerischer Schimmer verblaßt.

347. Die soziale Wirksamkeit der Hohenzollern. Von Dr. phil. Theo Sommerlad, Privatdozent an der Universität Halle. Leipzig. J. J. Weber, 1899. 120 S. Mk. 3.

Wir haben in dieser Schrift des bekannten Gelehrten, die aus Vorträgen entstanden ist, eine überschwengliche Apologie der hohenzollerischen Dynastie vor uns. Er will insbesondere erweisen, daß die Hohenzollern überall und immer Träger des sozialen Gedankens gewesen seien. Wenn auch zugegeben werden kann, daß es unter den Hohenzollerischen Beherrschern Preußens viele tüchtige Staatsmänner gegeben hat, so gibt es doch auch in diesem Hause vielen und tiefen Schatten. Den sieht der Verfasser nicht. Er schaut nur lauter Licht und Glanz. Hätte der Verfasser nicht andere, wissenschaftlich sehr beachtenswerte Leistungen aufzuweisen, auf die wir demnächst hinweisen werden, diese Schrift allein würde ihn nicht sehr empfehlen. Der moderne Sozialismus ist für ihn nichts weiter als eine Utopie und nicht einmal daran erinnert er sich, daß der von ihm in dem Himmel gehobene Bismarck sehr deutlich von der Wichtigkeit der sozialistischen Bewegung für die Durchsetzung sozialer Reformen gesprochen hat. Die Mordversuche von 1878 scheint er doch, wenn auch nicht aus-

drücklich, mit der sozialistischen Arbeiterbewegung in Zusammenhang zu bringen. Ein wahrheitsliebender Gelehrter müßte, sobald er auf diese Dinge zu sprechen kommt, ausdrücklich sagen, daß ein solcher Zusammenhang nicht besteht. So ist denn diese Schrift trotz klarer, einfacher Sprache und durchsichtiger Gliederung des Stoffes wenig erfreulich. Sie wirkt in ihrem Uebermaß der Huldigungen unbehaglich. Es drängt sich zuviel Absicht hervor. Der Leser kann schwer den Gedanken los kriegen, daß es sich dem Verfasser nicht bloß um Wissenschaft und Wahrheit handle.

348. Neue Grobheiten. Simplizissimus-Gebichte von Peter Schlemihl. München. A. Langen. 1903. 112 S. Mk. 1. (Kleine Bibliothek Langen. Band 65.)

Diese neue Sammlung ist wieder sehr lustig. Man kennt die beißenden Satiren schon aus dem Simplizissimus, hat sie aber gerne beisammen. Sollte es jemanden geben, der sie nicht kennt, so sei hier als Probe eine abgedruckt. Sie führt den Titel „An die Berliner Kunstakademiker“, kann aber wohl allgemeiner aufgefaßt werden.

„Euer Großvater in seiner Jugend —
Donnerwetter! — Das war ein Vorsch!
Eifrig schwärmend für Freiheit und Jugend,
Und ein Raubhein! Und furchtbar forsch!“

Eine Feder stak ihm auf dem Hute,
Und rot war sie noch dazu! Ja!
Die trug er frei mit grimmigem Mute,
Und schimpfte — euer Großpapa.

Euer Vater! Na, der war schon milder,
Nicht ganz so grob, nicht ganz so frei;
Zimmerhin war er dennoch ein wilder
Anhänger der Fortschrittspartei.

Auf seinem Hute stak keine Feder,
Und er schimpfte abends zu Haus;
Zog er aber am Stammtisch vom Leder,
Setzte er Sicherheit voraus.

Und ihr? Kinder, wie seid ihr geraten!
Das ist ja äußerst lobenswert,
Wie ihr glühend mit Worten und Taten
Die Obrigkeit preiset und ehrt!

Da sieht man, wie sich die Zeiten drehen!
Die Menschheit wird allmählich gut.
Hätt' euer Großpapa das gesehen —
Mit der roten Feder am Hut!

349. Sven Lange. Sommerspiel. Novelle. Einzige berechnete Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München. A. Langen. 1902. 220 S.

350. Die stillen Stuben. Schauspiel in drei Akten von Sven Lange. Aus dem Dänischen übersetzt von G. J. Klett. München. A. Langen. 1903. 150 S.

351. Ein Verbrecher. Schauspiel in fünf Akten von Sven Lange. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Gertrud Ingeborg Klett. München. A. Langen. 1903. 175 S.

Sven Lange ist eine bedeutende Erscheinung Dänemarks. Die Novelle ist von zierlicher Feinheit, von jener Feinheit, wie sie heute literarisch nur in Dänemark zu finden ist. Und bei aller Zartheit der Behandlung werden die Menschen so über alle Maßen deutlich. Nichts ist da von Verschwommenheit oder Undeutlichkeit. Derselbe Vorzug zeichnet auch die „Stillen Stuben“ aus. Bei der Aufführung dieser wirklich hervorragenden dramatischen Arbeit fiel das Wiener Burgtheaterpublikum rasselnd durch. Am nächsten Tage folgte ihm die stumpfsinnige und verständnislose Theaterkritik der Wiener Zeitungen. Das zweite oben angeführte Theaterstück soll in Breslau mit freundlichem Erfolge aufgeführt worden sein. Es ist ebenfalls eine tiefe Tragödie, der Erfolg zu wünschen wäre. — Der „Held“ des Stückes, „Der Verbrecher“, ist ein stiller, feiner, schwacher Mensch, der dem Kampf mit dem Leben nicht gewachsen ist, den seine durchaus nicht bössartige, aber dumm und gedankenlos genutzüchtige Frau und ihr Anhang bis zum Morde treiben. Sein Verbrechen ist ein Verbrechen aus Stolz. Weil er sich nicht vor seinem dumm aufgeblasenen Schwager beugen will, tötet er lieber den Wucherer, der ihn in seinen Händen hat. Und als er hört, daß ein Unschuldiger in Verdacht kommt, stellt er sich selbst dem Gericht. Und man empfindet das wie eine Befreiung für ihn, eine Befreiung aus quälender Lüge, aus Schmutz und Schmerz, eine Rückkehr zu Reinheit und Ruhe. Und dieser „Verbrecher“ ist einer, der die Schuld anderer trägt, ein schwacher Mensch, und dennoch voll Größe und Kraft. Man sieht, eine einfache Handlung, aus dem Leben alltäglicher Menschen gegriffen, deren Bedingungen überall in tausend Ehen täglich gegeben sind. Wenn ein Dramatiker es versteht, so einen schlichten Stoff ohne alle Theatermächchen zu einem so stimmungstarken, dramatisch sich steigernden Stück zu gestalten, ist er wahrlich ein Meister in seiner Kunst.

352. Professor Hieronymus. Roman. Amalie Skram. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. Mann. Zweite Auflage. München. Albert Langen. 1903. 293 S. 2. Mk. geb. 3. Mk.

Die berühmte Verfasserin hat gerade in diesem Buche eines ihrer besten Werke geschaffen. Sie beweist sich darin als eine tiefe Kennerin der menschlichen Psyche und wird auch zur Anklägerin gegen eine unserer gesellschaftlichen Einrichtungen, deren große Bedeutung auf der Hand liegt, gegen die Irrenhäuser. Daß dieser erschütternde Roman, dessen Lektüre aufregt und aufwühlt, nunmehr in zweiter Auflage erscheint, zeigt immerhin, daß auch ernstes Lesepublikum in größerer Zahl vorhanden ist.

353. Frühlings Erwachen. Von Frank Wedekind. Dritte Auflage. München. Albert Langen. 1903. 148 S. Mk. 1.50. Geb. Mk. 2.50.

Ein Buch ohne künstlerische Gestaltung. In losen Dialogen wird ein Bild des Erwachens des Geschlechtstriebes in der Jugend gegeben. Manches ist treffend und drastisch. Ästhetisch ist das Buch ohne Wert, wohl aber ist es beachtenswert als ein Versuch, eine der wichtigsten Seiten des menschlichen Lebens in einer der wichtigsten Phasen desselben zu untersuchen und darzustellen.

354. Ratgeber in Militär-Angelegenheiten. Budweis. Verlagsanstalt „Molbovia“. 55 h.

Das Buch enthält in volkstümlicher Weise folgende Abschnitte: 1. Von der Wehrpflicht; 2. Von den Bedingungen zum Eintritt in das Heer; 3. Von der Assentierung; 4. Von der Einteilung der Assentierten; 5. Vom freiwilligen Eintritt ins Heer; 6. Von den Einjährig-Freiwilligen; 7. Von der Entlassung aus der Dienstzeit; 8. Von der Waffenübung; 9. Von der Kontrollversammlung; 10. Von der Mobilisierung; 11. Allgemeine Vorschriften; 12. Vom Landsturm; 13. Von der Militärtare. Es gibt keine militärische Angelegenheit, die hier nicht besprochen wäre. Zudem ist in jeder Angelegenheit das Formular eines Gesuches wiedergegeben.

355. Vorträge und Besprechungen über die Krise des Darwinismus (Dr. Max Kasiowicz, Dr. Richard v. Wettstein, Dr. Berthold Hatsche, Dr. Christian Freiherr v. Ehrenfels, Dr. Josef Breuer). **Die sozialethische Bedeutung der Muße** (Dr. Christian v. Ehrenfels). **Zur Erkenntnistheorie der ästhetischen Kritik** (Robert Eisler). Leipzig. Joh. Ambr. Barth. 1902. 79 S. Mk. 2. (Wissenschaftliche Beilage zum fünfzehnten Jahresbericht [1902] der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien.)

Dieser Band gibt ein schönes Bild der erfreulichen Tätigkeit der „Philosophischen Gesellschaft“.

356. Totes Geleis. Von Auer-Waldborn. Ein Reiterroman. Wien. C. W. Stern. 1903. 192 S.

Als ich diesen „Roman“ las, fiel mir die anzengruberische, so wirksame Frage ein: „Muß böß sein?“ Muß heute jeder Mensch, der die Feder halten kann, Bücher schreiben. Und muß der Verleger jede Nichtigkeit drucken lassen? Das Buch ist ganz und gar überflüssig. Man kann nicht einmal sagen: es ist schlecht. Es ist schlechter als schlecht: es ist nämlich nicht gut und nicht schlecht. Es repräsentiert den Typus der Unbedeutendheit und gehört also fast schon in die schlimmste Gattung.

357. Zur Sebung der Seefischerei Oesterreichs. Eine Skizze von Heinrich Adler. Wien. W. Frick. 1903. 16 S.

Der Verfasser weist auf die wirtschaftliche Wichtigkeit der Seefischerei und macht beachtenswerte Vorschläge.

358. Reformation und Renaissance. Ein Beitrag zur Geschichte der Los von Rom-Bewegung. Deligisch. C. A. Walter.

Der Titel verbirgt eine gegen Nietzsche gerichtete Polemik. Nietzsche war bekanntlich ein glühender Verehrer der Renaissance und des damaligen römischen hohen Priestertums, dagegen ein Verächter Luthers'

dem er nur plumpen Bauernverstand zugestand, und des Protestantismus, den er als die unsauberste Art Christentum bezeichnete. Gegen diese Auffassung richtet Rau seine Kritik, er behauptet, daß Nießsche die ursprüngliche Idee, die treibende Kraft der Reformation gar nicht zu würdigen verstanden hat. Als eine in erster Linie sittliche Tat stellt er die Reformation dar, er zeigt, „daß die Ideen Luthers eine weltbeherrschende, sittliche Macht geworden sind, vor der sich Rom und der gesamte römische Klerus gebeugt hat, wider Wissen und Willen, und vor der sie nimmermehr in die Höhe kommen“. Die sittliche Verborbenheit des damaligen Klerus wird durch die Lebensschilderung des ruchlosesten der Päpste, Alexander VI., und des frivolsten und schmelgerischsten, Leo X., klar nachgewiesen. Bezüglich der Renaissance zeigt Rau, daß sie ihrem ganzen Ursprung und Wesen nach nie das hätte bewirken können, was die Reformation tatsächlich bewirkt hat, daß nicht Luthers plumper Bauerntritt diese Kulturblüte zertreten, sondern daß umgekehrt die Reformation erst zur Frucht gezeitigt, was in der Renaissance nur aufgeblüht. In dem Kampfe gegen Rom ist diese Schrift nicht ohne Bedeutung, indem Rau eine neue Waffe den Trägern dieses Kampfes in die Hand gibt durch die Nachweisung, daß die Ursache von der sittlichen Geringswertigkeit des mittelalterlichen Klerus die heute noch bestehende Lehre vom character indelebilis gewesen.

359. Das flagende Lied. Ein Märchen in drei Abteilungen von Richard Peter Baumfeldt. Leipzig. H. Seemanns Nachf. 1903. 72 S. Mk. 1.

360. Eine Königsnacht. Drama in einem Akte von Richard Peter Baumfeldt. Leipzig. H. Seemanns Nachf. 1903. 63 S. Mk. 1.

Beide Dramen bezeugen ein echtes dichterisches Können. Besonders das zweite möchte man gerne auf der Bühne sehen. Der Verfasser scheint eine spezielle Gabe dichterischer Diktion zu haben, die ihm manche schöne Wirkung verspricht. Nebenbei bemerkt, sollte es wohl auf den Titelblatt des dramatischen Märchens heißen: „in drei Abteilungen.“ So viel wir wissen, bedeutet „Abteil“ soviel wie „Coupee“.

361. Kulturstizzen aus China. Von G. L. Hummel, Hafenmeister in Whampoa bei Kanton. Berlin. Voß & Tezloff. 1900. 66 S. Mk. 1.50.

Ein Mann, der zwölf Jahre in China gelebt hat, spricht hier als wirklich Sachkundiger zu uns. Er verbreitet sich in anspruchloser aber anziehender Weise über Religion, Landesgewohnheiten, Theater, Kunst, Wissenschaft, Mandarinentum, Handel und Industrie, Heerwesen u. s. w. u. s. w., so daß das kleine Büchlein viel Wissenswertes bietet.

362. Die Entwicklung Rußlands von Dr. Albrecht Wirth. Berlin. Gose & Tezloff. 1901. 34 S.

Der namhafte Verfasser gibt in engem Rahmen ein fesselndes Bild der Entwicklung Rußland und insbesondere der Bedeutung dieses zukunftreichen Staatgebildes.

Der Dualismus.

Eine politische Skizze von **Rudolf Springer** (Wien).

„Das Argument ist in der Politik sinnlos, Logische Politik ist unlogisch; Politik ist Staatskunst, nicht Wissenschaft, sie verfährt praktisch, nicht systematisch; Systematik in der Politik“ — ich meine nicht den Dogmatismus, von dem sich das selbst versteht — „ist so deplaziert wie unfruchtbar. Alles Große an der Staatskunst ist Instinkt, Intuition, schöpferischer Geist!“

Das ist die gemeine Meinung.¹⁾ Und der Publizist, der politische Schriftsteller, der mehr sein will, als der Tagelöhner der gemeinen Meinung, als „Journalist“ im bekannten Sinne, was will der Publizist? Er behauptet, eine Maßregel sei notwendig: Er begründet diese Notwendigkeit und kann dies nicht anders, als mit Argumenten, durch den Schluß von Ursachen auf Folgen, durch logische Schlüsse. Durch Nichtargumente und Unlogik doch nicht? Er weiß selbst, daß in letzter Linie alle Politik Tat, Praxis und also Kunst sei, aber er meint, man müsse vorher wissen, was zu tun, und legt dies dar. Also kann er nicht umhin, zu erweisen, daß diese Tat, gerade diese, unerläßlich sei. Er weiß, daß jeder Zweck nur mit tauglichen Mitteln erreicht werden kann und argumentiert logisch: Mittel bestimmter Art können Ursachen eines Erfolges sein, den wir wollen. Es gibt keine Kunst, ohne die sie begleitende, kontrollierende, erleuchtende Wissenschaft. Der Publizist will oder kann nicht Staatsmann sein. Er hat Instinkt und Intuition, falls er seinen Namen mit Recht trägt, aber Instinkt und Intuition sind nicht mitteilbar, nicht propagierbar, sie treiben zur Tat — des Publizisten Tat ist sein Schriftwerk, zu dieser treibt ihn der Instinkt — aber sie belehren und überzeugen nicht, sie beweisen nichts. Also ist ein politischer Publizist entweder unmöglich²⁾, oder die an-

¹⁾ Wer sie nicht teilt und für Erörterung der Methoden kein Interesse hat, übergehe diese Vorbemerkungen und ergebe sich in medias res Seite 457.

²⁾ Unmöglich kann der politische Publizist nicht sein, er ist unserer Zeit notwendig, wenn er auch nicht ganz die Rolle spielt, die Carlyle ihm zuschreibt: . . . „Da es immer das Geistige ist, was das Materielle bestimmt, so muß eben dieser Schriftstellerheld als unsere wichtigste moderne Persönlichkeit angesehen werden. Er ist, wie er auch immer sei, die Seele von allem. Was er lehrt, wird die ganze Welt tun und ausführen. Die Art, wie die Welt mit ihm umgeht, ist der beachtendste Zug von dem allgemeinen Zustand der Welt.“ (Ueber Helden und Heldenverehrung, V, Abs. 3.)

geführte „gemeine Meinung“ ist ein Widersinn. Ein Staatsmann, der handelt aus richtiger Intuition, ist ein Genie; ein Publizist, der sich auf seinen Instinkt berufen wollte, wäre ein Stümper oder ein Schwächer, der staatsmännisch tut.

Wahr ist, daß sich heute Publizisten selbst auf das Recht der Unlogik, Unsystematik, der Unwissenschaftlichkeit berufen. Aber das beweist nur, daß der publizistische Dilettantismus überwuchert, daß die künstlerische Manier des Stils, das Aesthetentum ebenso in die Politik eindringt, wie in der Philosophie und Oekonomie, daß es, um die Augen zu blenden, das Hirn verwahrlost. Wie man Philosophen erlebt hat, die in geistreichenden Aphorismen ihr „System“ niedergelegt, so treibt man Publizistik in Aphorismen, behandelt man die Probleme der Zeit mit gewisser Vorliebe in Feuilletonmanier. Wahr ist demnach auch, daß man aus dieser Publizistik leicht auf die Entbehrlichkeit und Unmöglichkeit ernsthafter Publizistik überhaupt zu schließen versucht ist.

Aber die einleitenden Sätze haben, wie jede gemeine Meinung, ein Stück Wahrheit in sich, man kann sie mit einer kleinen Einschränkung Wort für Wort unterschreiben. Politik ist Kampf der Interessen, nicht der logischen Gründe, Kampf um die Macht, nicht um die richtige Konklusion, sie verfährt taktisch, nicht systematisch. Kein Vernunftgrund zwingt den Einzelnen, sein Interesse, seine Macht zu opfern, sondern nur die Macht entgegenstehender Interessen. Das ist eine banale Wahrheit, sie sagt nichts, als daß sich das öffentliche Leben in Klassen-, Interessen- und Parteigegegensätzen abspielt, daß man Partei sein und bleiben müsse, um politisch zu wirken. Sie weist dem Publizisten weiters die Aufgabe zu, das konkrete Interesse seiner Partei zu betonen, zu formulieren im Programm, im Ideal der Partei, diesen Ideengehalt zu propagieren, nach Umständen auszubauen zur geschlossenen Weltanschauung. So der Propagandist und Popularisator.

Aber keine Partei lebt für sich, jede mißt täglich ihre Waffen mit allen anderen, stößt sich an den materiellen Interessen und den Ideologien derselben; all ihr praktisches Tun ist ein Teil des politischen Gesamtgeschehens. Also gibt es ohne Urteil über dieses Gesamtgeschehen keine Sicherheit des Vorgehens für den Einzelnen, und bei der höchsten Klarheit des Parteizieles löst sich das Handeln der Partei in ein blindes Herum- und Dareintappen auf. Ein Urteil aber über dieses Gesamtgeschehen kann ich nicht aus dem gewinnen, was die Parteien von sich sagen, was sie für sich erstreben: Weil alle notwendig Partei sind, stehen Ziel gegen Ziel, Behauptung gegen Behauptung. Ich kann mich in diesem Punkte auch nicht auf meinen Instinkt verlassen — ich muß die politischen Zusammenhänge von Interesse und Programm innerhalb der Partei, von Partei und Partei, von Klasse und Klasse, und die Gesetze der Machtverschiebung innerhalb der Gesellschaft begreifen. Das kann ich aber in aller Welt nur durch eine — bewußt oder unbewußt — systematische Auffassung der Dinge. Jeder bedeutende Partei- oder Staatsmann sieht die Dinge mit dem Auge des Forschers, wenn auch mit anderen Absichten, er

sieht die Notwendigkeit, wie sie entspringt, und vollzieht sie in den Formen der Gesetzgebung. Der Forscher sieht die Notwendigkeit in ihrem Verlauf, die Gesetzmäßigkeit, und formuliert sie in Lehrsätzen. Es ist derselbe menschliche Geist, der hier in Lehre, dort in Tat ausmündet. Der Publizist steht in der Mitte, er gibt eben die Lehre von der Tat, von den Zielen und Mitteln zur Vollziehung des Notwendigen durch das vernünftige Wollen der Menschen.

Da Parteien notwendig als Partei handeln müssen, kann sie die „Logik“ nicht anders zu wollen zwingen, aber sie erweist uns, warum sie heute so, und wie sie morgen handeln müssen — kraft der realen Interessen, die sie treiben. Die politische „Logik“ macht die Vernunft und Unvernunft ihres Handelns erklärbar und berechenbar. Denn auch die politischen Parteien und die staatlichen Machtfaktoren entstehen und vergehen nach kausalen Gesetzen und nicht nach dem Zufall, sie wandeln mit der wirtschaftlichen und kulturellen Unterlage, aus der sie emporsprießen. Die systematische Einsicht in die Klasseninteressen und ihre Verschiebungen vermittelt uns die Einsicht in Wachstum und Rückgang, in Blüte und Verfall der Parteien. Die politische „Systematik“ erklärt uns, daß z. B. eine Interessengruppe ein bestimmtes Programm haben und vertreten muß, und doch auch zugleich, daß sie es niemals verwirklichen kann, weil die ökonomische Entwicklung eben diese Interessengruppe zerreibt. Sie lehrt uns insbesondere die politischen Machtmittel wie das Recht und die Rechtsinstitute überhaupt, oder im besonderen die Verfassung, das Parlament, das Heer unterscheiden von den Machtquellen, welche immer unter der Oberfläche verborgen liegen, und erklärt uns so, wie ein bürgerliches Parlament ein untaugliches Mittel werden kann, wenn die Machtquelle, die ökonomische Potenz des Bürgertums, im Schwinden begriffen ist.

Die politische Publizistik kann daher nur ausgehen von einer geschlossenen Auffassung des Parteilebens in seinem Verhältnis zu Staat und Gesellschaft, sie kann nur eine wissenschaftliche sein, in dem Sinne, daß sie mit den Methoden der Wissenschaft überhaupt die Ergebnisse der einzelnen sozialen und politischen Wissenschaften auf das staatliche und gesellschaftliche Leben der Zeit anwendet. Sie ist also selbst nicht Wissenschaft, sondern Anwendung der Wissenschaft, d. i. der zum System gewordenen Erfahrung. Soweit sie dies ist, darf sie ernst genommen werden, soweit ist sie verläßlich. Sofern sie bloß spielt mit Argumenten, blendet durch Geist, entzückt durch die Kunst des Stils, kann sie Erfolg beim Leser, aber kann der Leser nicht durch sie Erfolg haben: Sie beleuchtet weder sein Arbeitsfeld, noch erleuchtet sie den arbeitenden Geist, sie führt den Staats- und Parteimann nicht zur Tat, sondern unterhält oder ärgert ihn — je nach der Parteilstellung. Wie vollkommen ein solches politisches Schriftwerk vom Standpunkte des Künstlers, wie interessant es als menschliches Dokument sein mag, wie viel Nutzen oder Schaden es stiften kann, es bleibt ein Werk des publizistischen Dilettantismus.

Diese Bemerkungen muß ich der folgenden Skizze über den Dualismus vorausschicken. Denn wozu sich ernst bemühen um den

Bestand eines Staates, warum den Tatsachen nachspüren, politische Mächte abwägen, Entwicklungen aufweisen, wenn der Leser vorher überzeugt ist, daß in der Politik ein blindes Ungefähr unvergleichbarer, unberechenbarer Faktoren entscheidet? Wie eine Meinung vertreten, außer mit Gründen, wie sie erweisen, außer logisch? Ich warne damit jeden, der an die Möglichkeit oder den Nutzen einer politischen Publizistik nicht glaubt, diese Skizze zu lesen. Wen aber die Krisis des Dualismus interessiert, wen Ereignisse berühren, welche über das Dasein und Schicksal des Staatswesens entscheiden, dem er angehört, dessen Schicksal also sein ganzes öffentliches und privates Leben empfindlichst mitbeeinflussen muß, wer sich aus dem Chaos der Meinungen ins Reich der Tatsachen retten und den einzigen Weg dazu, den Weg vernünftiger Selbstbestimmung, einschlagen will, der wird sich mit mir Rechenschaft zu geben suchen, wohin wir treiben, was das Ende der Wirren sein kann und muß.

Das Echo, das der Zusammenbruch des Reiches bis jetzt in der Bevölkerung weckt, ist das zornige Geflässe ungebildeter Journalisten und ungezogener Parlamentarier. Niemand legt sich ernsthaft die Frage nach dem Warum und Wohin vor, tausend vage Meinungen, kraftlose Wünsche und Vermünschungen, entgegengesetzte Hoffnungen und Befürchtungen schwirren durcheinander und verstummen wieder, ohne einen Willen zur Tat oder ein Urteil über Mittel und Ziel auszulösen. Außer den wenigen alten Präzorganen, deren Stellungnahme Tradition ist, die so glücklich sind, eine Meinung ererbt zu haben, hat kein Blatt eine Meinung oder vertritt jedes alle denkbaren Meinungen. Ich sehe hier von der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ ab, wie im Folgenden vom letzten Gesamtparteitag der österreichischen Sozialdemokratie. Nur die Sozialdemokratie begreift bis jetzt den Ernst der dualistischen Krise und behandelt dieselbe mit rückhaltloser Offenheit und ehrlichem Streben, in dem Wirrwarr sich zurecht zu finden. An sie sind diese Ausführungen nicht gerichtet, sie wenden sich an die großen nationalen Parteien des Bürgertums, an Deutsche wie an Slaven.

Nirgendes zeigen sich Ansätze zu einer festen und sicheren Politik in dieser Kardinalfrage des Staates. Keine Partei, keine Nation, kein Kronland, kein Präzorgan hat sich bisher zu klarer eindeutiger Stellung durchgerungen, keine wirtschaftliche Interessengruppe verfolgt ein festes Ziel, die Regierung selbst hält an die alten Pakte und weist keinen anderen Weg, obschon kaum einer mehr an die fernere Gangbarkeit des alten glaubt. In einer Krisis dieser Tragweite wären in jedem anderen Staatswesen alle Köpfe und alle Herzen, alle Federn und Zungen längst in Bewegung wären, alle temperamentvollen Naturen, alle Männer mit Initiative längst vor die Öffentlichkeit getreten. Bei uns aber hat man sich nicht einmal noch zu einer öffentlichen Meinung über die Fragen des Dualismus durchgerungen, wie und wann sollen wir zu einer Tat kommen!

Diese Skizze setzt sich zur Aufgabe, die Gesamtheit der Faktoren systematisch aufzurollen, die den Bestand und Verfall des Dualismus bewirkt haben und bewirken. Wir kommen solange in einer Frage zu

keinem Schlusse, als der eine diese, der andere jene Reihe von „Machtfaktoren“ nach Wahl zum Beweise aufruft und jeder just seinen Kronzeugen die ausschlaggebende Bedeutung zumißt. Wer wird zweifeln, daß ein einheitliches Heer unter dem Kommando eines Monarchen ein unwiderstehliches Machtmittel gegen Parlamentsbeschlüsse ist? Und doch, wendet der andere ein, sehen wir täglich die Ohnmacht der Krone und dieses Heeres vor dem Budapester Parlamente. Man sieht, es gibt keine Antwort ohne vorherige Verständigung darüber, was Macht ist, welche Macht entscheide.

Viele berufen sich auf die Lehren der Geschichte und jeder liest aus ihr eine andere Art notwendiger Entwicklung. Andere schätzen die Wirtschaftstatsachen höher, aber auch sie beweisen dem einen die Unerläßlichkeit der Einheit, dem andern der Trennung. Und so fort! Sollen wir nicht die Deute der Argumente, die Narren unserer Einfälle oder gar, was bei vielen österreichischen „Politikern“ der Fall ist, unserer Galle über die heimische Misère sein, so müssen wir uns immer über das Wesen und die Wirksamkeit eines politischen Machtfaktors klar sein. In jedem einzelnen Falle müssen wir den primär wirkenden Faktor von dem abgeleiteten, die tatsächliche Macht vor der Rechtsmacht, die dauernde Wirksamkeit von der zufälligen unterscheiden und uns so vor Ueber- und Unterschätzung der einzelnen Momente behüten. Insbesondere darf nicht der bloße oberflächliche Ausdruck einer Macht identifiziert werden mit ihr selbst, es dürfen aber auch nicht Mächte, denen heute jeder Ausdruck genommen ist, als einfach nicht da behandelt und ignoriert werden.

Selbstverständlich gibt eine solche Untersuchung keine Antwort auf Fragen des Tages, etwa ob Tisza bis Weihnachten die Obstruktion bezähmen wird, u. dgl., sondern auf die Frage nach der notwendigen Richtung der Entwicklung. Die Antwort auf diese ist offenbar wichtiger als die erstere: Es gibt keine auf die Dauer erfolgreiche Politik als jene, welche sich an die großen, säkularen Züge der Entwicklung hält; eine solche verträgt augenblickliche Rückschläge und kommt mit jedem ihrem Ziele näher. Die oberflächliche Politik von der Hand in den Mund kann das Größte im Augenblick erhaschen und verliert es im nächsten Augenblick auf immer. In dem Zusammenhange eines säkularen Werdeprozesses, der alle Völker des Landes ergreift, wird die Rolle des Dualismus erst ganz verstanden, seine vorübergehende Notwendigkeit zugleich mit seiner Hinfälligkeit begriffen und auch das, was an seine Stelle treten soll, klar erkannt werden. Bevor wir aber die tatsächlichen Faktoren des Dualismus vorführen, sind eine Reihe von Vorurteilen über die geschichtliche Entwicklung zu berichtigen, welche einer verständigen Auseinandersetzung überhaupt im Wege stehen.

I. Die historischen Faktoren des Dualismus.

Das tausendjährige Jubiläum des ungarischen Staates, das die magyarische Bourgeoisie im Jahre 1896 gefeiert, wurde in Oesterreich stumm hingenommen. Die Presse, die Bevölkerung, selbst die Schule

ist bei uns mit keiner Sache so wenig vertraut wie mit Oesterreichs-Geschichte, die Magyaren aber haben sich ex post eine Staats- und Verfassungslegende konstruiert, wie sie ihnen paßt. Es ist an der Zeit, uns auf die Tatsachen zu besinnen und ihre Helbenlagen und Märtyrergeschichten auf den wirklichen Kern zurückzuführen, um ein klares Bild von den großen Entwicklungsepochen des Reiches zu erhalten.

a) Die territoriale Integrität Ungarns.

Hier in Oesterreich meint man, ein kluger Hof habe größere Länderkomplexe zusammengeheiratet, und diesen fatalen Heiraten danken die Deutschen das zweifelhafte Vergnügen, mit vielen so „interessanten“ Nationen zusammen leben zu müssen. Der Zusammenhang der Donau- und Karpathenländer sei im Grunde bloß eine Privatsache des Hauses Habsburg und die Zerstückelung derselben für die Allgemeinheit so leicht und gleichgiltig wie etwa eine Ehescheidung in einem Privathause.

Es gibt keine flachere Manier über staatliche Erscheinungen zu urteilen als die Schlußfolgerung von höfischen Interessen auf die geschichtlichen Ereignisse. In der absolutistischen Epoche ist der Monarch das einzig relevante Staatsorgan, aber er hört darum nicht auf, bloßes Organ zu sein, d. i. Sprachrohr und Werkzeug gewichtiger Klasseninteressen, welche die geschichtliche Rolle wirklich spielen. Noch vor der Türkengefahr und lange vor den Habsburgern tendieren die Donau-, Sudenten- und Karpathenländer zum Zusammenschluß, den zuerst im 14. Jahrhundert das Haus Anjou, nach ihm das der Luxemburger, später das der Jagellonen, versuchen und zum Teil bewerkstelligen. Dieser Versuch wird also bald von Ungarn, bald von Böhmen, bald von Polen und endlich wieder von Ungarn aus gemacht: Der starke Ungarukönig kroatisch Nationalität, Matthias Corvinus, ist bei seinem Tode (1490) auch Herr von Mähren, Schlesien, der Laußitz und war eine Zeit lang auch Herr von Wien. Ihm folgen die böhmischen Könige Wladislaw und Ludwig, nachdem auch vorübergehend ein Habsburger die ungarische Krone getragen. Diese zwei Jahrhunderte vor dem Einbruch der Türken zeigen klar, daß auch damals — bei ganz anderer ökonomischer und sozialer Struktur der Länder — alle Teile der heutigen Monarchie zusammenstrebten, daß bloß die Frage, welchem Teile die Hegemonie zustehen solle, sowie die geringe Tragweite und Nachhaltigkeit der Herrschaftsmittel jener Zeit den dauernden Verband unmöglich machten. Die Türkengefahr vollendet bloß, was zwei Jahrhunderte angebahnt, sie entscheidet die Frage zugunsten desjenigen Teiles, der die größte Abwehrmacht ins Feld stellen kann, zugunsten des Herrschergeschlechtes, das die Hilfsquellen des Deutschen Reiches gegen die Türken anzubieten vermag, zugunsten des Hauses Habsburg. Die Erbverbrüderung der Herrschergeschlechter war damals die übliche Rechtsform für die Staatenverbindung wie heute etwa ein Zollverein, sie ist ein bloßer Rechtstitel, der an und für sich nichts vermag und nichts erklärt.

Die Habsburger haben Ungarn nicht geerbt — Ungarn war und blieb noch nachher ein Wahlreich wie das deutsche auch, und der Erb-

titel wog wahrlich federleicht. 1526 fällt Ungarn an, aber 1540, das ist 14 Jahre darauf, nimmt der Sultan Pest und Komorn in Besitz, mit dem ganzen Teile Ungarns, den die Magyaren (von den Szeklern abgesehen) bewohnen: gerade das magyarische Ungarn ist türkische Provinz; Siebenbürgen mit den Sachsen, Wallachen und Szeklern wird unter Johann Sigismund Zapolya ein von Ungarn getrenntes Fürstentum, den Habsburgern bleibt kraft der militärischen Okkupation der slowakisch-deutsche West- und Nordwestrand Ungarns. Das ist — wenn man durchwegs die Heiratslegende gelten lassen will — das Erbgut der Habsburger: Wäre Ungarn jemals mit magyar orszag identisch gewesen dann gab es kein magyar orszag mehr.

So blieb es im wesentlichen von 1540 bis 1686, das ist volle 146 Jahre, einem Zeitraume von heute zurück bis etwa 1760. Wäre es, wenn heute Oesterreich Preussisch-Schlesien zurückeroberte, nicht lächerlich zu sagen, das österreichische Herrscherhaus habe Schlesien ererbt? In Wahrheit gab es kein Ungarn mehr, sondern durch fünf Generationen war das Reich des Mathias Corvinus zerrissen und zerstückt, durch fünf Generationen war die magyarische Rasse dieses Landes am allertiefsten gebeugt und völlig außerstande sich zu erheben, den Zwingherrn abzuwerfen, die anderen Nationen von der Fremdherrschaft zu befreien oder den Befreier nur durch Revolten im Lande zu unterstützen! Von damals an ist nicht sie die Wiederherstellerin des Reiches und Staates, und was wieder hergestellt wird, ist nicht ihre Schöpfung, sie selbst vielmehr das Geschöpf des Wiederherstellers. Das ist das Ungarn, welches für Oesterreich historisch ist. Und darum haben sich die Habsburger mit Recht nie als simple Sukzessoren der Arpaden gefühlt.

Im Jahre 1686 erobert Prinz Eugen Ofen³⁾, worauf der Preussburger Reichstag im kommenden Jahr (1687) die Erbllichkeit der Krone Ungarns dem Hause Habsburg zuerkennt — man merkt den Zusammenhang.

Und nachdem durch die Schlacht bei Zenta die kaiserlich-deutschen und böhmischen Truppen Ungarn bis auf das Temeser Banat befreit hatten und durch den Karlowitzer Frieden (1699) die neue Grenze sichergestellt war, konnte sich die magyarische Rasse etwa rühmen, daß sie dem König sein angestammtes Land wiedererworben, daß sie ihm die Krone aufs Haupt gesetzt, die sie dem Sultan wieder entrißen? Die ungarischen Staatsrechtslehrer belieben einen unveräußerlichen Anspruch Ungarns auf die partes adnexae, auf Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Bosnien etc. zu konstruieren und diesen Ländern gegenüber geltend zu machen. Zogen nun die Magyaren zu Felde, um diese Länder wieder

³⁾ Unlängst ging die Nachricht durch die Blätter: In Ungarn hat man ein Jubiläum zu feiern vergessen, die Zweihundertjahrfeier der königlichen Freistadt Budapest (1702). Ich glaube, man vergaß aus gutem Grund: Sonst hätte man 16 Jahre früher die k. u. k. deutsche Armee feiern müssen, welche offenbar diese Stadt erst von dem türkischen Joch — gegen magyarische Hülfsvölker des Islams — befreien mußte, bevor ihr der Kaiser des römischen Reichs deutscher Nation das Stadtrecht, das Ofner deutsche Stadtrecht, wieder verliehen konnte.

zu erobern und dem Kaiser deren Kronen wieder zu Füßen zu legen? Haben sie Siebenbürgen rückerobert? Weit entfernt. Der Kaiser hat 1691 die verfassungsmäßige Freiheit dieses Landes garantiert und aus seinem Entschlusse Siebenbürgen als selbständiges Glied mit Ungarn wiedervereinigt, 1697 Apafys Sohn aus seinen Mitteln für den niedergelegten Thron entschädigt.

Die Magnaten und die Gentry stellten nach der Befreiung Revindikationsansprüche auf ihren Güterbesitz, dessen sie durch das türkische Interregnum verlustig geworden waren, während der Kaiser die österreichischen Heerführer und Truppen auszuzahlen hatte. Und daraus entsprang die Unzufriedenheit, die Rakoczis Empörung nährte. Erst nach der Niederwerfung des von Polen und Frankreich unterstützten Rakoczi kommen die Habsburger dazu, an die Zurückdrängung der Türken zu denken. 1718 kommt der Banat zurück, und 1724 beschließt der ungarische Landtag die pragmatische Sanktion, der zufolge Ungarn ein unteilbares Ganzes mit den andern Königreichen und Ländern des Herrscherhauses bilden soll — man merkt den Zusammenhang.

Das Kaiserhaus, nicht die magyarische Rasse, hat also die territoriale Integrität Ungarns selbst wiederhergestellt, es hat mit seinen Truppen und seinem Gelde die Militärgrenze von der Adria bis zu den Siebenbürger Bergen organisiert und mit Deutschen und Slaven bevölkert, zunächst in absoluter Trennung von Ungarn, es hat weiters Kroatien und Slavonien, das in seiner alleinigen und ausschließlichen Macht stand, aus eigenem Entschlusse 1867 und die Militärgrenze 1868 Ungarn hingegeben.

So das Staatsgebiet Ungarns, des „tausendjährigen“ Reiches, jenes Gebiet, auf welches nicht etwa das ungarische Volk, sondern die Minorität der Magyaren, vielmehr nur eine Minderheit dieser Minorität, die magyarische Bourgeoisie ihre Hand legt, mit einem Aptom, als hätte sie jederzeit die Macht, Kronen zu geben und zu nehmen.

Wir haben gesagt: Das Kaiserhaus hat Ungarn revindiziert und restituirt. Aber das ist die Form und der Schein: Tatsächlich waren es die Truppen und Steuern der Erbländer und Böhmens unter der Leitung von deren Beamten- und Heerführer-Geschlechtern, und dieser Befreiungskampf war für alle damaligen politischen Klassen Oesterreichs ebenso Volkssache wie für den Hof dynastische. Ein deutsches Volkslied besingt den Prinzen Eugen, der dem Kaiser — Belgrad wiedererlangen wollte! Wo sind die Zeiten, wie eng ist seither der Gesichtskreis der Deutschösterreicher geworden!

Nicht der Staat der Arpaden ist also für Oesterreich der historische — ihn haben die Rebellionen der ungarischen Magnaten zerissen, ihre Fehden und Verrätereien den Türken ausgeliefert. Der gegenwärtige abgerundete, befestigte, geeinigte Staat ist ein Geschenk des Kaisers, das ist Oesterreichs. Das sind die historischen Tatsachen. Aber sie sind nicht politische Tatsachen mehr, sie wirken in der Gegenwart nicht nach, sie sind vergessen, sie leben nicht mehr im Geiste, sondern bloß in den Archiven des Hauses Habsburg, nicht mehr in der Seele, sondern bloß in den Schulbüchern der österreichischen Völker

und nicht einmal das. Also beweist die Geschichte nichts mehr, und sinnlos wäre es, den Magyaren wegen groben Unbants den Prozeß zu machen: sie sind im Recht, als Nation das Höchste und Größte für sich zu fordern — im Unrecht sind nur wir, die wir die Frucht jahrhundertelanger Arbeit leichtthin preisgeben.

b) Der magyarisches und der ungarische Verfassungsstaat.

Auf die ununterbrochene, tausendjährige Gebietskontinuität berufen sich selbst die Magyaren nicht, wohl aber auf die Kontinuität der Verfassung: Ihr Land sei von der Zeit der goldenen Bulle Andreas II. konstitutionell regiert worden, die Gesetzgebung und Verwaltung sei immer, wenigstens dem Rechte nach, eine ungarische gewesen, wobei in ihrer Sprache ungarisch und magyarisch dasselbe bedeuten. Sie haben kein Bedenken, ihr Verfassungsleben mit dem englischen in eine Linie zu stellen, sie schreiben auch den Konstitutionalismus in Oesterreich auf ihr Konto und verlangen von uns den Dank dafür, daß sie ihn uns gebracht hätten.

All diese Behauptungen sind teils schief, teils falsch.

Die altungarische Verfassung war keine konstitutionelle, sondern eine ständische. Der ungarische Landtag hatte nie ein Gesetzgebungsrecht, Gesetzgeber ist der König. Es liegt im Wesen des konstitutionellen Gesetzes, daß der Gesetzbeschluß der Volksvertretung, wie er ist, vom Monarchen sanktioniert oder nicht sanktioniert wird, daß kein Gesetz durch eine Verordnung, durch Suspension oder Dispensation von Seite der Krone außer Kraft gesetzt werden kann.

Der ungarische Landtag beschloß keine Gesetze, sondern richtete „supplicans“ (untertänigst) eine *petitio* oder ein *gravamen* (Bitte oder Beschwerde) an den König, später an die *caesarea majestas*. Der König sanktionierte nicht Gesetzesbeschlüsse, sondern wählte aus dem vorliegenden Beschlusse den Teil aus, der ihm paßte (elektive Sanktion), verwarf den Teil, der seinem Willen zuwiderlief (negative), schob die Beschlusfassung nach Belieben auf (dilatorische) oder änderte den Landtagsbeschuß ab nach seinem Willen (modifizierende Sanktion). Kein Gebiet der Gesetzgebung war dem konstitutionellen Gesetze, keines der Regierungsverordnung vorbehalten und so erstreckt sich die königliche Verfügungsgewalt kraft des *jus eminens* der Krone auf alles ohne Ausnahme und das selbstherrliche Verfügungsrecht war auch dadurch nicht ausgeschlossen, daß in derselben Sache bereits Landtag und König einmal gemeinsam beschlossen haben, während heute jede Materie, die einmal von Parlament und Krone durch Gesetz geregelt ist, in alle Zukunft nur mehr so geregelt werden kann. Der König kann, wenn er eine *petitio* sanktioniert hat, wieder abgehen davon und den Ständen bleibt nichts als die *repetitio*, ein alter Beschuß, der vom Landtag nie aufgehoben oder abgeändert worden, bedarf, wenn der König stillschweigend davon abgewichen ist, der *renovatio*, der neuerlichen Sanktion, um fort zu gelten, und das vom König vor seiner Krönung zu fertigende Inauguraldiplom beweist im Grunde, daß derselbe de

juro von vorne anfängt, daß das Recht seiner Vorfahren ihn nur so weit bindet, als er es zu seinem eigenen macht: Wie viel er aufnimmt und verwirft, ist reine Machtfrage zwischen ihm und den Ständen. Auch das ist Verfassung, gewiß, in dem Sinne, wie jeder Staat, auch der absolute, eine Verfassung hat, ist eine ständische Verfassung, wie sie jedes österreichische Kronland auch hatte,⁴⁾ aber eine konstitutionelle Verfassung war die ungarische von 1222 bis 1848 niemals.

Sie war auch keine Repräsentativ-Verfassung, die Stände waren eben Stände und keine Volksvertretung. Das altungarische Verfassungsrecht unterscheidet den *populus* von der *plebs* schärfer als jedes andere Recht. Auf dem Ständetage erscheinen der Hochadel und die Prälaten sowie die Vertreter des Komitatsadels und der königlichen Freistädte.

Im Mittelalter konnte ein so geartetes Staatsorgan noch als Organ des Volkswillens gelten, das ihn gegen den Königswillen durchsetzte. In der neuzeitlichen Entwicklung kehrt sich dieses Verhältnis um: Diese Stände werden zur Affekuranz der alten verfassungsmäßigen und sozialen Privilegien und der absoluten Monarchie, welcher die Bauernschaft und das Stadtbürgertum schützt, wird mit seiner bürokratischen Verwaltung das alleinige Organ des Volkswillens, d. i. des bäuerlich-bürgerlichen Klasseninteresses gegen das Kasteninteresse der Grundherrschaften. Man kann ruhig behaupten: Die Geschichte des feudalen Grundeigentums ist die Geheimgeschichte der ungarischen selbständigen Verfassung. Und nichts ist bezeichnender für diese als die Tatsache, daß die *independentia*, der Ausschluß jedes Regierens *ad normam aliarum provinciarum* im Jahre 1724 mit der Einheit aller Provinzen des Hauses Habsburg auf jener mittleren Linie vereinbart wird, auf der Habsburg die pragmatische Sanction, die Stände die — Steuerfreiheit in perpetuum davontragen. Und ebenso endigt der staatsrechtliche Fehdezug des Jahres 1791 nicht mit dem Ausbau eines nationalen Konstitutionalismus, sondern mit der Stärkung des Absolutismus und der Befestigung der alten Privilegien des Adels. Es steht Ungarn frei, sich über seine Verfassungsgeschichte zu täuschen, da bei ihnen der Wunsch der Vater der Illusion ist, wir finden an derartigen Geschichtsfälschungen kein Interesse und keinen Geschmack.

Aber, was das Wichtigste ist: die Stände, wie immer sie waren, sind allezeit ungarische und bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts niemals nationalmagyarisch gewesen. Die Magnatentafel des Jahres 1791 weist folgende Geschlechter auf: Stillfried, Schwarzenberg, Harrach, Keffzer, Erdling, Herzog Albert v. Sachsen, Banderath, Wallis, Asperrmont, Starhemberg, Pfeffershofer, Plankenstein, Tinti, Haller, Hellenbach, Lobkowitz, Sternberg, Herberstein, Windischgrätz, Sermage, Salm, Elz, Lindsmayer, Kollaredo, Keffzerth, Schmidel, Lamberg, Ankendorff, Richtenstein, Waldstein, Rhevenhüller, Singendorff, Trautmannsdorf, Dietrichstein, Kinsky, Auersperg, Chotek &c.

⁴⁾ Der Unterschied liegt nicht im Rechte, sondern in der Macht: Ungarn hatte mächtige Stände, Krain nicht.

• Und neben diesen auch die bekannten magyrischen und kroatischen Hochadelfamilien. Das sind die Häupter jener Geschlechter, welche als Heerführer und Diplomaten im dreißigjährigen und vor allem im Türkenkriege sich um Habsburg und Ungarn verdient gemacht haben und mit Teilen des Landes, das sie befreit hatten, belohnt worden sind, nach der Sitte der Zeit. Sie besitzen heute noch diese Güter in Ungarn, noch heute sitzen Se. Hoheit Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha, Lobkowitz und Thurn-Taxis im ungarischen Magnatenhause, heute noch könnte man, wenn man alle grundbesitzenden Hochadelsgeschlechter Ungarns beriefe, eine Magnatentafel mit stark österreichischem Einschlag in Pest zusammenstellen.⁵⁾

Der historisch-magyrische Hochadel war im Jahrhundert vor 1848 der magyrischen Volkssprache kaum mächtig, gebrauchte das Lateinische, Deutsche und Französische im Umgang und das Lateinische im Amt, selbst Graf Majlath erlernte, wie wir lesen, erst spät und unvollkommen seine angebliche nationale Muttersprache.

Die Kirchenfürsten, welche die Prälatentafel besetzten, waren teils magyrischen, teils slavischen und deutschen Stammes und bedienten sich wohl ausschließlich des Lateinischen. Die königlichen Freistädte waren ausschließlich deutsch, selbst die Gentry (der Landadel) war dem Stamme nach nicht ausnahmslos magyrisch, haben doch auch die Slowaken ihren Ritteradel, der nun freilich ebenso magyrisiert ist wie der ruthenische polonisiert. Die Amts- und Verhandlungssprache war allüberall das Latein: Niemandem ist es eingefallen in Ungarn etwas anderes zu sehen als ein polyglottes Reich mit vielen „Muttersprachen“, mit mindestens vier „Nationalsprachen“ und einer Amtssprache, niemand kannte ein magyar orszag, das Land hieß nicht anders als Hungaria, inclutum regnum Hungariae. Wenn man schon die Stände als politische Vertretung des Landes gelten lassen will, eine magyrisch-nationale Vertretung waren sie nie.

Denselben Zustand weist die Verwaltung auf. Die Lokalverwaltung besorgten die Komitate und königlichen Freistädte. Sie gehörte jezerzeit den Nationalitäten. Die magyrische Gentry verwaltete die magyrischen, die slowakische ihre Komitate, die Siebenbürger Sachsen hatten ihre völlige Autonomie und standen im Wege ihres Sachsengrafen unmittelbar unter dem König, die Grenzer hatten ihre gesicherte Sonderstellung, die königlichen Freistädte administrierten sich deutsch nach ihren eigenen Stadtrechten. Die Freiheit der einen stützte die der andern und dieses hochgradige Selbstgovernment der lokalen und nationalen Lokalverbände ist das einzigverläßliche Bollwerk der ungarischen Unabhängigkeit gewesen, nicht der Landtag. Dieses Bollwerk aber gehörte nicht den Magyaren, sondern allen Nationalitäten in gleicher Weise.

⁵⁾ Die Magyaren helfen sich heute, indem sie von jeder Familie gleich ein Rudel Mitglieder zur Magnatentafel setzen: 4 Grafen Almásy, 4 Andrássy, 4 Apponyi, 5 Degenfeld, 5 Döbessy, 10 Esterházy, 6 Festetics, 7 Karolyi, 5 Majlath, 19 Zichy etc.

An ungarischen Zentralorganen, die nicht zugleich kaiserliche waren, gab es im Lande nur zwei von Bedeutung: die kgl. ungarische Kammer als oberste Finanz- und die königliche Tafel als oberste Gerichtsstelle in Ofen. Die anderen Zentralämter waren in Wien am Hofe des Königs und Kaisers. Sie waren nicht nur örtlich vom Mutterlande gelöst, sie waren auch sachlich nicht ungarische, sondern gemeinsame, kaiserliche. Die auswärtigen Angelegenheiten besorgte für den ganzen Länderkomplex die kaiserliche Haus-, Hof- und Staatskanzlei, die innere Politik auch für Ungarn der kaiserliche Hofrat, die Militärangelegenheiten der Hofkriegsrat, letzterer von der Zeit Ferdinands I. an ununterbrochen,⁶⁾ die Finanzen und die Politik des Handels und der Volkswirtschaft endlich die kaiserliche Hofkammer. Wenn man diese Zentralstellen als Ministerien bezeichnen will, um jene Aemterverfassung mit der heutigen vergleichbar zu machen, so kann man behaupten: Bis 1848 gibt es nicht nur tatsächlich, sondern mit voller rechtlicher Anerkennung durch ungarische Landtagsartikel folgende gemeinsame Ministerien: ein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ein Ministerium des Krieges, eines der Finanzen, eines für Handel und Volkswirtschaft und, falls man den Hofrat nicht als Ministerium des Innern gelten lassen will, zu mindesten auch einen gemeinsamen Staatsrat.⁷⁾ Die ungarische Hofkanzlei war überwiegend ein ungarisches Expedit für die gemeinsamen Aemter, zum Teile auch ein besonderes Landsmann-Ministerium, dem in vielen Fällen die Vorberatung, in ganz wenigen Fällen aber die letzte Entscheidung zufiel. Die ungarische Kammer war allerdings der kaiserlichen nicht untergeordnet, sondern bloß abfuhrpflichtig, also ein selbständiges ungarisches Finanzministerium, in Angelegenheiten des Handels und der Volkswirtschaft entschied die kaiserliche Hofkammer auch für Ungarn, sie blieb also, wenn auch nicht für die Finanzen, so doch für Handel und Verkehr ein gemeinsames Ministerium.

Diesen Zentralstellen unterstand ein System von über das flache Land verstreuten Aemtern und Anstalten bis in die unterste Instanz direkt, so die ungarischen, österreichischen und böhmischen Kriegskommissariate zc. Die Gemeinsamkeit reicht also in diesen Resorts vielfach bis herab in die Lokalstelle (wie heute im Heerwesen). Gegen

⁶⁾ Ungarn war lange Zeit inniger mit Wien verbunden als die innerösterreichischen Lande, welche infolge der Erbteilungen im Hause Habsburg bis Josef I. einen eigenen Kriegsrat besaßen. — Die obigen kurzen Angaben können selbstredend für eine Epoche von 300 Jahren nicht erschöpfend sein: Die Aemter wechseln öfter den Namen und die Kompetenz. Hier habe ich nur die großen Linien der Entwicklung zu zeichnen, die durch kurze zeitliche Abweichungen nicht gestört werden.

⁷⁾ Es fällt mir nicht ein, in diesen Zentralstellen Ministerien zu sehen. In der ganzen Epoche entscheidet und regiert der Monarch dem Rechte nach persönlich und doch unverantwortlich, es gibt also keine Ministerien im konstitutionellen Sinne, die Aemter sind de jure bloße Gehilfen desselben, die niemanden als ihm verantwortlich sind. Diese staatsrechtliche Nullität nimmt ihnen aber ihre politische Bedeutung für denjenigen, welcher hinter der Rechtsform die Tatsachen sieht, nicht: sie wirkten damals so wie heute Ministerien.

diesen Rechtszustand vermögen die Ungarn trotz wiederholter Vorstöße und zeitweiliger Lockerung des Verbandes nichts dauernd durchzusetzen, als das immer wiederholte Versprechen der verhältnismäßigen Anstellung der Ungarn in den gemeinsamen Ämtern, mit der sie sich immer wieder zufrieden geben. So akzeptieren sie, indem sie die Stellen annehmen und bekleiden, statt des Rechtes auf das gesonderte ungarische Amt das Recht auf verhältnismäßige Beamtung in den gemeinsamen Ämtern.

Dieser Rechtszustand entwickelt sich in langsamer stetiger Progression mit eherner Folgerichtigkeit in drei Jahrhunderten und schließt konsequent mit der Annahme des gemeinsamen Kaisertitels im Jahre 1804, der auf Ungarn ebenso „radiziert“ ist, wie auf jedes andere Land der Monarchie.

Der durch die Stiftung des österreichischen Kaisertums, dessen Hundertjahrestag wir binnen kurzem erleben, geschaffene Rechtszustand bleibt bis 1848 aufrecht, eine völlige Erstarrung scheint über dem ganzen Reiche zu ruhen, Metternich und das offizielle Oesterreich ahnen kaum, welche inneren Veränderungen die gering geachtete bürgerliche Gesellschaft mitmacht. Das deutsche, das magharische, in weiterem Abstand das tschechische Bürgertum gewinnen allmählich, selbständige politische Richtung, Nation und Konstitution werden ihr Ziel und zugleich fängt der ungarische Adel magharisch, der böhmische tschechisch zu lernen an, hier schiebt Clam-Martiniß ein böhmisches Staatsrecht an die Stelle des Ständerechts, dort gestalten sich die Stände in den Preßburger Reichstagen von 1830 bis 1848 selbst zu einem gesetzgebenden Körper um und setzen schrittweise an Stelle des Lateinischen die magharische Verhandlungssprache. Die lange Metternichsche Friedens- und Erstarrungsperiode, in der sich an den Rechtszuständen so wenig ändert wie im Winter an der äußeren Natur, zeitigt unter der Oberfläche eine gänzliche Verschiebung im Unterbau des Rechtes, läßt das Alte ruhig vermodern und das Neue langsam keimen. Was dann in den Märzstürmen des Jahres 1848 hervorbricht, gehört nicht mehr der Geschichte, das gehört schon der Gegenwart an, das wirkt noch heute so unmittelbar nach in den Dingen wie der Name Rossuth in den Herzen der Magyaren, das zu erörtern wird später der Platz sein.

Die Geschichte aber bezeugt von Mohacs bis Vilagos, daß ein immer festeres Band die österreichischen Länder umschlang, daß sie konstant einander näherrückten; ja von den Tagen der Anjous an beherrscht sie dieses Gesetz der Konvergenz, der widerstrebenden Annäherung. Nicht einmal, sondern wiederholt hat der eine oder der andere Teil losgestrebt und immer vergebens. Ungarn insbesondere scheint wahrhaftig bewegt von einem zyklischen Gesetz der Abkehr und Näherung, des Aufstandes und der Unterwerfung, des hohen Aufstiegs und tiefen Falles, seine Geschichte ist eine unablässige Pendelbewegung. Niemals aber hat sie so weit von der Ruhelage nach links und zurück nach rechts ausgeschlagen, wie im 19. Jahrhundert: Von 1526 bis 1848 war es stets ein halbsouveräner Staat. — Die Achtundvierziger-

Gesetze machen es fast selbständig, drei Jahre darauf ist es eroberte Provinz — in anderthalb Jahrzehnten ist es wieder Staat, dem Rechte nach völlig souveräner Staat, was es seit vierthalb Jahrhunderten nicht mehr gewesen. Die größte Schwingungswerte hat das Pendel erreicht — kann es nun in dieser Lage verharren oder muß es zurück nach dem Gesetze der Pendelbewegung?

II. Die tatsächlichen Einheitsfaktoren des Dualismus.

Die Geschichte beweist alles und nichts. Jede Epoche, fast jede Generation hat ihre besonderen bestimmenden Faktoren, andere wirtschaftliche Klassen, anderes Recht und andere Verteilung der politischen Macht, und die fünfmalige Niederlage in vier Jahrhunderten schließt einen Sieg heute nicht aus. Jede Analogie ist gefährlich, die sich auf die Gleichartigkeit des äußeren Vorgangs beruft. Wenn es uns nicht gelingt, gleiche, durch die Jahrhunderte gleichbleibende Faktoren, also säkulare Tatsachen nachzuweisen oder dort, wo die Entwicklungsfaktoren verschieden sind, trotz dieser verschiedenen Natur ihre gleiche Wirksamkeit aufzuzeigen, so ist jeder Rückschluß aus dem Vergangenen unzulässig. Stützt sich der vielhundertjährige Verband nicht auf hundertjährige Tatsachen oder auf die gleichartige Wirksamkeit verschiedener Faktoren, so ist das eben ausgesprochene Pendelgesetz kein Gesetz, sondern Phrasen.

a) Staaten werden bewegt durch die auf- und absteigende Entwicklung wirtschaftlicher Klassen, das ist ihr inneres Werbegesetz. Aber Staaten sind Zwangsverbände von Menschen und Klassen zur Beherrschung und Ausbeutung eines abgegrenzten Stückes Erdoberfläche. Die Natur der Erdoberfläche und der sie ausbeutenden Menschen, der Boden und sein Volk sind die zwei Grundtatsachen des Staatslebens, Geographie und Ethnographie sind zwei erstklassige Staatsbaumeister.

Ein Blick auf die oro- und hydrographische Karte Europas zeigt uns, daß der Karpathen- und Sudetenrand in einem geschlossenen Halbkreis Böhmen und Ungarn einschließen und einen festen Wall um das Land am linken Ufer der mittleren Donau bilden. Orographisch gehört Galizien nicht zu Oesterreich, höchstens militärisch als Defilé der Karpathenpässe. Am rechten Donauufer begrenzt Oesterreich kein Wall von Bergen, sondern die Höhenzüge der Ostalpen und des Karsts. Die Ostalpen aber weisen durch aus von Westen nach Osten streichende und ins Donaubecken mündende Flußtäler auf: der Inn, die Salzach, die Mur, die Drau, die Save. Geradese sendet der Karst seine Talfurchen (Kulpa, Una, Brbna, Bosna und Drina) nach Norden in das Donaubecken, während die leicht überschreitbaren breiten Karstpässe unmittelbar an die Adria abfallen und auf dem schmalen langen Küstenstrich keinen Raum für eine besondere Staatsbildung gewähren. Sieht man, wie im Norden von Galizien, im Westen von Vorarlberg und dem Trentino ab, so hat die Monarchie so starke und eindeutige geographische Grenzen wie kein anderer Staat Europas.

Von diesem Rande her konvergieren alle natürlichen Straßen gegen die mittlere Donau. Kein Staat Europas weist ein so zentripetales Talsystem auf.⁹⁾ Dieser Umstand bewirkt, daß das Sudetenland gegen Österreich und Ungarn offensteht und umgekehrt, wie anderseits die Ostalpen den Ungarn und Ungarn den Bewohnern der Ostalpen sich öffnen. Volksvermehrung und wirtschaftliche Expansion drängen darum notwendig die Bevölkerung dieser Gebiete gegen einander.

Das Wiener Becken ist ihr Treffpunkt noch in alle Zukunft wie in der Vergangenheit. Hier schlagen sie ihre Schlachten, hier richtet sich die entscheidende politische Gewalt auf, die sie mit der Zeit vereinigen muß. Hier kreuzen sich notwendig der westöstliche Donauhändelweg mit der nord-südlichen Ober-Semmeringstraße, mit der nord-west-südöstlichen Prag-Agramer Route. Budapest, welches in dem elliptischen Ganzen den anderen Brennpunkt darstellt, ist zwar ein natürliches Zentrum des Karpathenrandes, es liegt aber bloß an einer Welttroute, der west-südöstlichen, nicht an dem Kreuzungspunkte mehrerer Routen. Der Karpathenrand und das russisch-polnische Hinterland ermöglichen und benötigen keine Route Warschau-Adria oder Moskau-Adria über Pest. Dieser Umstand sichert dem einen Brennpunkte (Wien—Preßburg) die Superiorität über den andern.

Diese geographischen Tatsachen stehen durch die Jahrhunderte fest und wirken immer und solange, als Großstaaten in Europa sich bilden oder bestehen, mögen sie sich auf feudaler, ständischer oder bürgerlicher Basis erheben. Denn die Erdrinde ist der unterste Träger der Dekonomie, der Produktion und des Verkehrs in jeder Epoche und darum für jede höchst bedeutsam, sie ist auch bei jeder Heeresorganisation und Waffentechnik militärisch höchst wichtig. Aber Berg, Talsfurche und Ebene sind weder jemals die einzigen, noch immer die ausschlaggebenden Tatsachen. Aber sie sind deshalb politische Faktoren ersten Ranges, weil sie einerseits primär, anderseits stabil, also der menschlichen Willkür entrückt sind. Der peripherische Bergrand, die (elliptisch) radialen Talsfurchen mit der zentralen, bifokalen Ebene sind ein Grundfaktor der Einheit der Monarchie.

b) Kein so einfaches Bild bietet die Bevölkerung, die dieses Gebiet bewohnt. Sie ist eine disparate Vielheit von Elementen, die in sich vorerst die Tendenz haben, sich nicht zu sondern, sondern zu drängen und zu verdrängen im Raum, die teilweise Stücke anderer Völker bilden und sich nun durch einen natürlichen Wall mit Fremden zusammengeschlossen finden. Alle ohne Ausnahme müssen in Zeiten zunehmender Bevölkerung gegen die Grenze sich aufbäumen, gegen die geographische Reichsgrenze und die ethnische Siedlungsgrenze. Das ist mit ein Grund, warum Oesterreich durch Jahrhunderte sich über seine natürlichen Grenzen gegen Italien, Deutschland und den Osten auszubreiten ver-

⁹⁾ Nicht das Gefälle der Flußläufe, sondern die Lage der Talsfurchen entscheidet. So öffnet sich Böhmen, das gegen Norden und Westen durch eine Bergwand geschlossen ist, nach Süden durch die Talsfurche der Moldau stromaufwärts über den Kerschbaumer Sattel und das Budweiser Hochland, nach Osten aufwärts der Elbe über die Triebitzer Senke, aufwärts der Sagawa über Jglau.

mochte und gerade dadurch inneren Frieden genoß, das ist der Grund des nationalen Kampfes im Innern: Ein Bevölkerungsrückgang oder Stillstand könnte die inneren Kämpfe beendigen.

Aber diese Vielheit von Elementen ist, wie widerspruchsvoll dies erscheint, eine Garantie der Einheit. Wäre Oesterreich von nur zwei, drei reinlich geschiedenen Nationen⁹⁾ bewohnt, sie hätten sich so geschieden wie die Balkanstaaten.

Aber acht Nationen kommen in Betracht, welche ringsum von überwältigend großen einheitlichen Militärmonarchien eingeschlossen sind, und für diese gibt es gar keinen Schlüssel zu einer restlosen Teilung! Jede derselben erhielte ein Stück, das einen ewigen Konfliktpunkt für den Okkupanten im innern und mit dem Nachbar bildete: es trüge sich jeder eine Brandfackel unter sein Dach. Und acht Völker wohnen in so unsinnig lächerlichen Konfigurationen durcheinander, daß das größte Genie der Erde kein geschlossenes nationales Staatsgebiet abzustecken vermöchte.

Der Dualismus ist ein solcher Versuch, aber er schafft keine nationalen Territorien. Die Leitha als Grenze ist so unsinnig, daß sie die natürliche Verschiedenheit künstlich in Gleichheit verwandelt, daß sie die Einheit erst zu Bewußtsein bringt: Sie macht erst recht sichtbar, daß drüben genau dasselbe Völkertonglomerat lebt und also ethnisch nichts gewonnen ist! Dabei zerschneidet diese Grenze nacheinander die Rumänen, die Ruthenen, die Deutschen, die Südslaven. In den ethnischen Tatsachen existiert die Leithagrenze ebensowenig wie geographisch, und ethnisch wie geographisch sind Preßburg, Eisenstadt, Oedenburg ebenso die Vorbasteien Wiens wie die Neustadt, St. Pölten und Tulln. Es gibt nur eine feste ethnische Grenze in Oesterreich, die Drau, welche Innerösterreich genau so wie Ungarn abgrenzt von dem geschlossenen serbokroatischen Territorium: Die Grenzlinien des Dualismus aber schneiden dieses in vier willkürliche Stücke (Istrien, Kroatien, Bosnien, Dalmatien).

Diese Tatsachen der ethnischen Siedelung sind keine ewigen, aber sie bestehen nunmehr nicht nur Jahrhunderte, sondern nahezu ein Jahrtausend. Wie viele Mühe Regierungen und Nationen sich gegeben haben, wie sehr die inneren Wanderungen des Industrialismus alles Bestehende beunruhigt haben, heute ist es jedem klar, daß wirklich relevante Grenzverschiebungen der nationalen Siedlungsgebiete höchstens Sache der Jahrhunderte sind. Und also muß mit dem Völkertonglomerat, wie es ist, hüben und drüben auf alle absehbare Zeit hinaus gerechnet werden, es ist neben den geographischen die elementarste politische Tatsache, stabil, der Willkür entrückt und grundlegend.

Nationalstaat zu sein oder zu werden präntendiert das von der magyarischen Bourgeoisie regierte Ungarn. Daß dies die Magyaren wünschen und ihre Freunde mit ihnen, daß sie es versuchen und ihre Freunde den Versuch unterstützen, ist weder zu verwundern, noch zu verwerfen. Es entscheidet, ob sie es können. Ungarn ohne Kroatien

⁹⁾ Reinlich geschieden heißt durch natürlich geographische Grenzen

zählt nach ihrer Schätzung 51·4% Magyaren, wovon die 4·9% ungarischer Juden aus später zu erörternden Gründen abzurechnen sind, bleiben 46·5% Magyaren. Dieser Hälfte von Magyaren (7·3 Millionen) stehen etwa 2 Millionen Deutscher, 2 Millionen Slovaken, 2½ Millionen Rumänen, ½ Million Serben, ⅓ Million Ruthenen gegenüber.

Rechnet man Kroatien-Slavonien mit, das der Dualismus gleichfalls der magyarischen Bourgeoisie zuweist, obschon sie im Lande numerisch fast unvertreten ist, so stellt sich das Verhältnis der Magyaren noch ungünstiger. Ueber die Möglichkeit der nationalen Assimilierung entscheidet indessen nicht die Zahl, sondern die Siedlungsweise. Die Deutschen siedeln verstreut, doch haben die Raabtaler Deutschen Rückhalt und Anschluß an Steiermark und Niederösterreich, die Banater wohnen kompakt, die Siebenbürger haben Mongolen und Türken überbauert, sitzen mehr als ein halbes Jahrtausend fest und ein Jahrhundert wird sie, da sie wirtschaftlich tüchtig sind, nicht auf dem Boden ihrer Väter entwurzeln. Die Zipser Bergstädte sind verloren — es fragt sich nur, ob an die Magyaren oder Slovaken. Ist der Deutsche auch assimilierbar, so ist er, da er höchstens zweisprachig wird, niemals absorbierbar.

Die Slovaken, Rumänen und Serbokroaten wohnen in geschlossenen Gebieten und sie mit Einschluß der Ruthenen lehnen sich an geschlossene Gebiete, sie sind nicht einmal assimilierbar, geschweige daß sie das Magyarentum zu absorbieren vermöchte, da doch die französische Nation nicht einmal mit den Bretonen, die deutsche mit den Polen fertig wird. Die Illusionen der Magyaren zu nähren mag sich berufen fühlen wer will, teilen kann sie niemand, der die, man möchte sagen, europäischen Erfahrungen beherzigt.

Wer aber ist es, der absorbieren soll? Eine Weltsprache ist das Magyarische nicht und der Tausch der Sprache ist und bleibt die Hingabe eines Provinzialismus für den andern. Siedeln übrigens die Magyaren so, daß sie andere umklammern? Sie wohnen geschlossen in der Tiefebene und wo immer sie Vorposten hinsenden, dort stehen sie isoliert im geschlossenen Feindeslager. Ihr vorgeschobener Posten, der Szeklerstamm ist selbst gefährdet, und überall wo der magyarische Bauer mit dem deutschen oder wallachischen zusammenstößt, zieht er ökonomisch den Kürzeren.

1890—1900 haben die Magyaren 261 Ortschaften gewonnen, 456 verloren, das macht in einem Jahrzehnt einen Rückgang von 195 Orten. In derselben Zeit haben die Deutschen 52 gewonnen, bleiben noch mindestens 100 Gewinnst der Rumänen und Slovaken. Die magyarische Expansion verzettelt sich auf zahlreiche Städte: Die Deutschen Oesterreichs haben die Erfahrung gemacht, daß alle diese Scheineroberungen wieder verloren gehen. Der Magyarismus streut Wassertropfen auf Wüstensand.

Wir sehen: Keine Nation, auch nicht die magyarische, hat solche ethnische Präponderanz, daß sie aus dem Reichsganzen ein Stück für sich losreißen und zum Nationalstaat machen könnte. Das haben die

Tatsachen gestern den Deutschen bewiesen, das beweisen sie morgen den Magyaren. Ethnisch ist Oesterreich eine Vielheit von acht Gleichen, nicht aber, wie der Dualismus voraussetzt, eine Gleichheit von zwei Verschiedenen! Sind wir geographisch eine Einheit, so sind wir ethnisch — man verzeihe das Wort — eine Achtheit.

Wer in der Monarchie eine ethnische Zweifelt sieht, fühlt sich leicht versucht zu sagen: Wir haben kein gemeinsames Band, uns eint keine gemeinsame Sprache. Nein, wir haben nicht eine, sondern viele Sprachen gemeinsam. Die Deutschen haben drüben zwei, die Tschechoslawen zwei, die Ruthenen eine Drittel-Million Sprachgenossen, umgekehrt die Rumänen, die Kroaten, die Serben herüber Hunderttausende: Also sind, die Leitha als Grenze genommen, außer dem Magyarschen und Polnischen alle Idiome gemeinsam, und endlich haben alle Nichtdeutschen ausnahmslos das Deutsche als gemeinsame Vermittlungssprache, die sie weder entbehren noch durch irgend eine andere ersetzen können. Das sind die säkularen ethnischen Tatsachen, welche keine Macht der Erde in Generationen verwischen kann, welche in die Fibel unserer Politik gehören.

Und darum hat jedes Volk, das einen geschlossenen Nationalstaat aus dem Ganzen schneiden will, sofort alle sieben anderen gegen sich: Das haben zuerst die Deutschen, dann die Tschechen erfahren, das erfahren nun auch die Magyaren. Das ist der Kern der ungarischen Krise, ja des österreichisch-ungarischen Problems überhaupt: Jede Nation ist von der Geschichte berufen, Staat, ein Staat zu sein; und das natürliche Ideal jedes Volksstammes ist der selbständige nationale Einheitsstaat. Aber die Geschichte, die jedem Stamm dieses Ideal und diese Tendenz in die Seele gelegt, hat nicht jedem die äußere Macht mitgegeben, das Ziel zu erreichen und festzuhalten: Unendlich ist der Wunsch, beschränkt das Können. Und so haben die österreichischen Deutschen Mühen und Mittel verschwendet, die Monarchie zu einem deutschen Staat zu machen — die Tatsachen haben sie gelehrt, scheitern zu sein. So ringen die Tschechen um die Sonderstaatlichkeit der böhmischen Länder, aber ihre Arme sind zu kurz, sie können die Wenzelskrone nicht vom Himmel herablangen. Nun ist im periodischen Zyklus die Reihe an den Magyaren: Schrankenlos ist ihr Begehren, gewaltig ihr Wille, stark nicht nur ihr politischer Instinkt, sondern auch ihr äußeres Vermögen — aber über alles mächtig sind die Tatsachen: sie können den unabhängigen Nationalstaat oder, was gleichviel bedeutet, das nationale Heer nicht erringen und behaupten.

Wären sie oder wären die Tschechen eine kleine Nation, eingeklemt zwischen zwei großen Sprachgebieten und Reichen, etwa wie Holland, dann wäre ihre Selbständigkeit denkbar, man hätte sie als Puffer möglicherweise geschont, möglicherweise für ewig neutral erklärt. Aber das Schicksal hat sie zwischen acht ebenso große, ebenso isolierte Nationen oder abgerissene Nationsfragmente ins Donaubecken gesetzt, wo jeder den andern braucht zu Nutz und Schutz, in das Zentrum Europas, das kraft dieser Lage allein, zwischen dem deutschen, dem

russischen und den romanischen Nationalstaaten, aus Gründen des europäischen Kräftesystems Großstaat sein muß, wenn auch nicht gerade Großmacht. Dasselbe Schicksal hat der magyrischen Rasse auf ewig verlag, aus sich selbst den Großstaat zu bilden; sie ist halb-fremd in Europa, wohnt an der Grenze des indogermanischen gegen den arabisch-türkischen Kulturkreis und war zur Grenzwacht allein zu schwach. Ost hat sie durch weise, demokratische, konstitutionelle Politik die Führung in Ungarn erobert, oft auch ganz Oesterreich sich dienstbar gemacht. Aber wie oft sie die ungarischen Deutschen, Slawen und Romanen mit sich fortgerissen, aufgefogen hat sie und wird sie dieselben nie. Und so ist das Los des Magyaren festgelegt: Er bleibt ein Glied wie andere Glieder der Völkfamilie an der mittleren Donau, und hatte er die Macht, selbst die eigene Krone zu behaupten, so sind seine Hände zu schwach, dazu auch das Szepter und Schwert zu erringen. Und da der Magyare vielleicht stärker als jeder der andern ist, darum führt keiner das Schwert allein, es ist und bleibt allen gemeinsam.

c) Auf dem Untergrunde der geographischen und ethnischen Faktoren, auf dem durch die geschichtlichen Keime befruchteten Boden erwächst das ökonomische Leben und erhebt sich das soziale Gefüge eines Landes, und so lautet unsere nächste Frage: Liegen in den wirtschaftlichen Verhältnissen, in der sozialen Struktur der durch den Dualismus künstlich abgegrenzten Staatshälften Faktoren der Einheit und welche Tragweite haben sie?

Die Heeresstraßen (oben S. 446) und die Expansionslinien der Bevölkerung (S. 447) stimmen nicht notwendig und überall mit den Handelswegen überein. In Oesterreich-Ungarn aber ist dies der Fall. Außer der Route des Handels kommt noch ein zweites in Betracht. Wir müssen weiter aussholen.

Dem oberflächlichen Blick scheint es als das Natürliche und Zweckmäßige, daß ein Handelszentrum im Zentrum eines homogenen Gebietes liegt. Nichts falscher als dies. Der Handel als Austausch dessen, was ein homogenes Gebiet im Ueberflusse hat, gegen das, was ihm fehlt, erfolgt immer an der Peripherie des Gebietes, d. h. dort, wo sich der Boden dieser Art mit dem Boden jener Art, ein Volk mit dem andern berührt: Die Aus- und Einfallsstore der Produktionsgebiete sind die Umschlagstätten der Produkte. Dort, wo das Gebirgsland übergeht in Flachland,¹⁰⁾ die Strommündung Land und Meer verknüpft,¹¹⁾ wo Industrieland an Agrarland grenzt, erhebt die Stadt. Von vorneherein fallen die politisch-militärischen, die Volkszentren mit den Knotenpunkten des Handels nicht zusammen, sie erscheinen als Stapel- nicht als Umschlagplätze, weil in ihnen die Waren zur Ausfuhr zusammengeschleppt und von dort erst verfrachtet werden, um am Umschlagplatz ausgetauscht zu werden.

¹⁰⁾ München, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Frankfurt zc.

¹¹⁾ Die Hansestädte, die Ostseehäfen, Genua, Venedig, Triest, Fiume zc.

Auch die Berührungspunkte der Stämme einer Nation und der Nationen wachsen sich in der Regel zu Umschlagsplätzen, zu Handelsstädten aus. So Nürnberg an der Grenze des Alemanischen und Thüringischen, Berlin an jener der Sachsen, Pommern, Preußen und Polen, Prag an jener der Deutschen und Tschechen, das alte Rom an der Grenze der Latiner, Sabiner und Tusker zc. In der Abweichung dieser Zentren der nationalen Siedlung von den politisch-militärischen und den Handelszentren liegt das Geheimnis der Verschiebungen im Vorrang der Städte.

Ein Handelszentrum hat nun folgende Funktion: Es verknüpft zwei oder mehrere disparate Gebiete, von denen jedes einzelne sich selbst nicht versorgen kann, die aber in ihrer Gesamtheit sich selbst genügen — sie stellen aus disparaten, sich selbst nicht genügenden Teilen ein autarkes Ganze her.

In ihr Dasein gehen also Gegensätze ein, um sich selbst aufzuheben. Mischung der Volkscharaktere, der Nationen, der Wirtschaftssysteme und sozialen Potenzen sind ihnen wesentlich, ebenso unausweichlich ist aber deren Bändigung durch die ökonomische Notwendigkeit, die sich rechtlich vollziehen muß in der Form der politischen Gewalt. So wird ein derartiges Handelszentrum der Kern einer neuen Staatenbildung, die, wenn bloße Stammesverschiedenheiten vorliegen, im Nationalstaat endigt, wenn nationale Verschiedenheiten, in einer politisch-ökonomischen Einheit bei nationaler Sonderstellung, also in einer Föderation.

Disparatheit der Elemente und Autarkie des Ganzen ist das Charaktermerkmal aller Staatenbildung, insbesondere des Großstaates, die Grenzlinie zwischen Sonderheit und Einheit ist aber in jedem Staate eine andere, weil in jedem Staate die territorialen und ethnischen Elemente anders sind. Die lose Föderation der Schweiz und die innige Einheit Frankreichs wären von der Landkarte herabzulesen, auch wenn politische Grenzen nicht eingezeichnet wären.

Und nun zu Oesterreich-Ungarn: Hier führen die Heeres- und Handelsstraßen denselben Weg und das ganze Gebiet weist uns neben vielen Stapelplätzen einen alle andere überragenden Umschlagplatz auf, Wien. Hier stößt die Peripherie der großen ungarischen Tiefebene mit einem breiten Tore, von Preßburg bis Dedenburg, an die offene Flanke der Subetenländer, von Marchegg bis Krems; und an die Talöffnungen und Pässe der Ostalpen, von der Wachau bis zum Wechsel. Auf diesem Boden tauschen das Hochgebirge, das Mittelgebirge und die Ebene naturnotwendig ihre Erzeugnisse. Dieser Knoten verbindet, und das entscheidet, drei Territorien, welche bei jeder wirtschaftlichen Konstellation in der Vereinigung autark sein müssen. Nicht nur Agrarland und Industrieland verbinden sich hier, sondern auch die Agrarländer der verschiedensten Struktur: Wald, Wiese, Roggen-, Weizen-, Gersten-, Rüben- und Futterfruchtland, Weingarten und Gemüseland, Pferde- und Rinderland. Dieses Gesamtgebiet ist wirtschaftlich eins bei vorherrschendem Freihandel und muß eins sein bei

vorherrschendem Schutzoll, es braucht weniger als irgend ein zweiter Staat Europas das Ausland.

Aus diesem Konnex folgt abermals eine widerspruchsvolle Lösung: Jeder Teil ist ein wirtschaftliches Sonderwesen und bedarf gesonderter Regelung der Produktion; und doch brauchen alle zusammen die Einheit des Verkehrs und Verkehrsrechts; diese letztere Einheit kann — wie alle gesellschaftlichen Faktoren — wieder gar keinen anderen Ausdruck, kein anderes Organ finden als in einer einheitlichen öffentlichen Gewalt. Kein Teil kann politisch völlig selbständig sein.

Wir wissen nunmehr schon, der Dualismus gibt nicht nur eine falsche Antwort auf eine richtige Frage, er stellt die Frage falsch! Sie lautet nicht, wie und ob zwei zu verbinden sind, sondern wirtschaftlich lautet sie, ob und wie drei Glieder, welche faktisch in einigen Dingen eins sind, rechtlich und politisch eins sein können. Es steht also für jeden Einsichtigen sowohl ethnisch wie ökonomisch der Dualismus gar nicht zur Debatte. Nehmen wir also, ohne es zuzugeben an, es laute das Problem: Können Zisleithanien und Transleithanien völlig getrennte Staaten sein?

Dann ist die Antwort rasch gegeben: Zisleithanien legt sich wie eine Klammer um Ungarn, weder ist ein Staat in solcher Umklammerung möglich, noch ist eine Klammer jemals ein Staat.

Die Bewohner Galiziens haben ethnisch ein Interesse, zur Monarchie zu gehören. Für die Polen ist die Teilung Oesterreichs nichts als die logische Fortsetzung und geschichtliche Verewigung der Teilung Polens, der Bestand und die Macht Oesterreichs die einzige Hoffnung und Möglichkeit einer Wiedererstehung, ja der Ueberwinterung ihrer Nation. Sie stehen zur Monarchie in einem vitalen Verhältnis, zu einem ohnmächtigen Zisleithanien in gar keinem. Für die Südslawen ist die Monarchie ein geräumiges Haus, in welchem sie einen völlig ausreichenden Trakt bewohnen, für sie ist die Monarchie alle Hoffnung. Aber ein Zis und ein Trans ist ihnen nicht nur ein Nichts, sondern ewige Verdammnis zur politischen Vierteilung. Weniger klar, aber nicht weniger sicher gilt für Tschechen und Deutschösterreicher, daß ihnen die Monarchie Arbeitsstätte und Schutzdach, ein Staat Zisleithanien aber ein entzweigerissenes Zeltbad und eine zu enge, im Grunde wertlose Werkstatt ist. Die Monarchie hat nur einen Sinn als Ganzes und verliert für alle außer der magharischen Bourgeoisie den Sinn als eine verdoppelte Halbheit.

Was ethnisch gilt, das gilt nicht weniger ökonomisch: Die Industrie der Sudetenländer hat als Versorger der ganzen Monarchie Bestand und Sinn, auf dem Weltmarkt aber kommt sie zu spät, von zu weither, steht sie nach Quantität und Qualität zurück. Wie kann Sudetien für sich ein Belgien werden, es liegt eben nicht am Meere, gegenüber von London, zwischen Frankreich und Deutschland — das österreichische Belgien kann es bleiben, wenn Oesterreich bis Orszowa reicht. Der ungarische Weizen kann die europäischen Märkte beherrschen, wenn Ungarns Zollgrenze bei Bregenz und Bodenbach liegt —

welch ein unermeßlicher Vorteil! — aber über zwei Zollgrenzen, über eine Preßburger und Bodenbacher springt er nur mit bedeutenden Einbußen.

Wer aber meint, ohne politische Einheit könnten sich die Teile durch Handelsverträge verbinden, der befindet sich in arger Unkenntnis der Zusammenhänge von Politik und Oekonomie: Scheidet die organische politische Einheit aus, dann finden nur mehr die Disparitäten politischen und parlamentarischen Ausdruck. Und wie mehrere Volksstämme, welche durch die Geschichte zur Einheit berufen sind, zu dieser sich hindurcharbeiten durch unablässige Kriege um die Hegemonie, bis der Sieg der einen allen den Frieden bringt, wie sich im Völkerverleben selbst die Verührungen im Kampfe, die Verschmelzungen durch Schlachten vollziehen (1866, Sonderbundskrieg zc.), so kann eine rechtlich-politische Trennung bei ökonomischer Zusammengehörigkeit keine Folge haben als den Zollkrieg bis zur politischen Unterwerfung! Darüber täusche man sich nicht: Trennung und Einheit, Krieg und Friede kann nur politisch und zugleich ökonomisch sein.

Abgesehen davon. Ist es nicht eine arge Utopie, in einer Epoche der großen geschlossenen Handelsgebiete, wo nicht nur jeder Staat, wo bald ganz Mitteleuropa eine Einheit wird sein müssen, in dieser Epoche ein in folgerichtiger Entwicklung gewordenes, einmal gegebenes, autarkes Handelsgebiet zerteilen zu wollen, und dies, weil von einem Fünftel seiner Bewohner (den Magyaren) die Minderheit der Studenten und Studierten mit einigen Gründern zusammen es wollen? Wo bleibt da der Sinn für die Tatsachen?

Wenn einige Deutschösterreicher den Heimfall ans Reich wünschen, so muß man ihnen wohl sagen: Wünsche stehen jedem frei, Wünsche sind billig, aber mit Wünschen, besonders mit solchen, welche man kaum laut auszusprechen wagt, macht man keine Politik. Ich wünsche der deutschen Nation in Europa, meiner Nation, das Beste, was ihr widerfahren kann, nämlich, daß ihre Süd- und Ostgrenze für alle Zeit neutral bleibe, um ihr die Wiederholung jener unglücklichen Tage zu ersparen, wo die Truppen aller Nationen ihren Kulturboden zerstampften. Das Loth in den Vogesen und die Memelbrücken werden sie selbst halten. Wir Deutschösterreicher haben für sie die Mission, den Süden und Osten so zu neutralisieren, wie das Meer ihnen den Norden neutralisiert. Ja, liebe Landsleute, angenehm und kurzweilig ist es nicht, ewig auf Wachtposten zu stehen, und recht begreiflich, daß man heimlaufen möchte zu Muttern in die warme Stube — wär's nur nicht feig!

d) Aber „kein Kulturband verknüpft uns mit den Männern hinter der Leitha“, anders sind sie nicht nur, wie man meint, an Sprache, sondern auch in ihrer Art und Sitte, in ihrem sozialen Wesen.

Auf anderem Boden, aus anderem Samen sprießen auch andere Pflanzen, kein Zweifel. Aber die dreihundertjährige Reichs- und Wirtschaftsgemeinschaft hat doch wohl Spuren in der sozialen Schichtung hinterlassen? Sehen wir also zu, wie es mit den sozialen Klassen

rings um den Bakonywald bestellt ist. Auch Klassen sind säkulare Tatsachen, über die eine kurze Epoche, Geschick und Ungeschick der Staatsmänner, Recht und Staat nur geringe Macht haben. Wohl entfernen wir uns immer mehr von der Unterlage, wohl treten wir ein in den gesellschaftlichen Ueberbau, in welchem Zufall und Willkür mehr Macht haben, aber noch immer weilen wir bei den Fundamenten, die nur Generationen legen und erst Generationen abtragen, die wir also wenigstens für ein halbes Jahrhundert in Rechnung stellen können. Wohlan denn, liegen in diesen Fundamenten noch Faktoren der Einheit?

Die Klasse der großen Grundbesitzer oder Magnaten weist hien und drüben dieselben Leute auf. Viele ungarische Geschlechter (Pothanyi, Pallfy, Esterhazy) besitzen herüber, noch mehr österreichische und einige kroatische drüben, allesamt sind mit einander verschwägert, während sich der polnische Hochadel noch bis in die jüngste Zeit abgesondert hat. Einige der magyarischen Geschlechter sind ganz höfisch gesinnt, andere von der Couleur der ungarischen Altconservativen, die das Reichsganze mit der staatlichen Selbständigkeit Ungarns eher auf der Plattform Belcredis als Venusts vereinigen wollen. Wohl ohne Ausnahme sind sie gut klerikal, gut habsburgisch und magyarisches mit Abzug der Juden. Da der ungarische Konstitutionalismus nicht zu ihrem Nutzen ausgefallen, sind sie heute eher Absolutisten und entfremden sich immer mehr von den Bahnen Szechenyis und Mailath's, wie die böhmischen Geschlechter von jenen Clam-Martiniq'.

Ganz anders verhält es sich mit dem ehemaligen kleinen Landadel, der Gentry. Diese war als Herrin der Komitatsverwaltung und zugleich des Parlaments vordem Hirn und Rückgrat des magyarischen Stammes und entsprach ganz dem preussischen Junker an Herrschsucht und Herrschertalent. Der Magnat regiert Verwalter, der Junker beherrscht Menschen, der Magnat überprüft papierene Rechnungen, der Junker gebietet persönlich, der Magnat ist die Beute seiner Lakaien, der Junker der Ausbeuter seiner Arbeiter. Grundherrschaft und Landes herrschaft, die Politik sind sein Element. Diese Gentry ist heute in jedem Punkte anders: Der Grundherr ist Grundwirt, der Landes herr ist Landesbeamter geworden, und das sind inkommensurable Größen. Als Grundwirt ist er Großbauer, schollenpflichtiger Steuerträger, als Landesbeamter ist er studierter Altenschnierer. Also muß er sich auf eines beschränken: er verpachtet entweder den Grund oder überläßt das Amt dem — Juden, der ihm sowohl als Ausbeuter von Lohnarbeitern wie als Buch- und Federheld über ist. In beiden Funktionen aber steht er abseits von der politischen Führung, die sich als drittes Ingrediens seines ehemaligen Charakters losgetrennt hat. Bleibt er der Politik treu, so wird er parlamentarischer, journalistischer oder finanzieller Glücksritter, wobei ihn sofort die Juden der Tribüne, der Presse, der Börse mit deuot überlegenem Lächeln in die Mitte nehmen. Mancher einer ist schlauer als Jud und Zigeuner, mancher von echtem politischen Adel, das Gros aber endet als Bureaukrat und als Kleinstädter, wohlhabend, arm, ver-

schuldet. Diese konstituieren mit magharisierten deutschen Handwerkern und jüdischen Händlern das „magharische Bürgertum“. Die Gentry ist schon heute keine Klasse mehr, sondern aufgelöst und verteilt auf die anderen, jeder bürgerlichen Gesellschaft eigentümlichen Klassen und weist dort alle Tugenden und Laster deklassierter Herrenklassen auf.

Die Hochfinanz und große Industrie sind durch dieselben Menschen vertreten wie bei uns, zum Teile durch dieselben Individuen, zum Teile dieselben Familien. Sie sind solange magharisch, als der ungarische Staat es ist, keine Stunde länger. Das städtische Mittel- und Kleinbürgertum setzt sich aus den oben genannten drei Elementen zusammen. Die Bürokratie ist heute sein Führer wie in Deutschösterreich etwa bis 1890 und wird es bleiben bis das Handwerk seine ihm eigenartige Klassenbewegung, den konfessionellen, nationalen und Rassenhaß entwickelt hat, durch welchen es sich Konkurrenten vom Hals schaffen will. Schon heute ist der Antisemitismus laut, der Nationalismus vernehmbar geworden. Von diesem Moment an beginnt die politische Führung von den bürokratischen Kreisen auf den Klerus und seine Hintermänner überzugehen. Der Klerus aber ist bei den griechischen Rumänen, bei den protestantischen Sachsen national, bei den Magharen antisemitisch. Nichts unterscheidet die ungarischen Städte von den österreichischen, außer daß die Entwicklung, welche hier die deutschen Bürokraten im slavischen und eigenen Land politisch depossidiert hat, sich dort gegen die magharischen richtet und ein bis zwei Jahrzehnte später einsetzt.¹²⁾

Der ungarische Bauer ist in viel geringerer Zahl Maghare als man denkt. Gerade der von diesem Volksstamm besiedelte Teil ist reich an Latifundien, die verpachtet sind. Der Landarbeiter magharischer Rasse ist ein stolzer, jähher, der Ueberarbeit feindlicher Charakter, kein bequemes Ausbeutungsobjekt. Wie sein Junker von je „extensiv“ gewirtschaftet, hat er von je nicht intensiv gearbeitet. Der jüdische Pächter aber versteht keinen Spaß, er holt slowakische, ruthenische und selbst italienische Wanderarbeiter und lichtet die magharischen Siedlungsgebiete — weit drüben in den Pampas Südamerikas lebt eine Art Puzta wieder auf. Industriearbeiter wird der Maghare in den seltensten Fällen, denn vom Roshirten zum Maschinarteiler ist der Sprung zu groß. — Die deutschen und wallachischen Bauern Ungarns gedeihen besser als ihre Brüder in Oesterreich, kaufen an, kaufen sich

¹²⁾ Die ungarische katholische Volkspartei ist eines der interessantesten Parteiegebilde: sie ist magharisch und wird hauptsächlich in nicht magharischen Bezirken gewählt. Hier vollzieht sich die nationale Auflehnung in konfessionell-kirchlicher Vertappung, wie umgekehrt in Oesterreich die kirchliche Auflehnung sich in nationaler Gewande anfangs darstellte. Ähnlich führt sich der österreichische Feudale in demokratisch-antisemitisch-nationalistischer Vermummung ein, der ungarische Magnat in der volksparteilichen. Aber das Parteigewand ist unwesentlich, ausgehoben aus dem Arsenal der Ideologien jener, welche in Bewegung gebracht werden. Politisch entscheidet, wer es ist, der sich bewegt, was er ökonomisch muß, nicht was er träumt; darum bringt die Handwerkerbewegung notwendig den Nationalismus an den Tag, wenn auch ihre Führer sie in das magharische Fahrwasser leiten wollen. Man betrügt sich nur selbst, wenn man Klassen oder Nationen betrügen will.

ein in magyarische und serbische Gemeinden und stehen fest zu ihrer Nation, unbewußt und bald auch bewußt.

Das industrielle Proletariat Budapests ist weit vielsprachiger als jenes Wiens und es ist für die Metropole des Magyarismus nichts bezeichnender, als daß keine größere sozialdemokratische Versammlung daselbst abgehalten wird, in welcher man nicht nach einander magyarisch, deutsch und slowakisch referiert.

Wir sind durchaus dieselben Leute hien und drüben — das gilt nicht nur von dem Judentum, welches man wigig als das einzige Kulturband bezeichnet hat, welches die Magyaren mit dem — Westen verbindet. Drei Jahrhunderte ziehen die Heere, die Kaufleute, die Beamten, der Adel, hinüber und herüber; Sachsen, Franken und Schwaben kolonisieren weite Teile Ungarns; österreichische Einwanderer bauen neue Städte, erschließen neue Bergwerke. Die Freizügigkeit und die gemeinsame Staatsbürgerschaft der Jahre 1848 bis 1867 beschleunigen und vermehren dieses Kommen und Gehen¹³⁾ außerordentlich, der Freihandel wie die Ein- und Auswanderungsfreiheit und Ein- und Ausbürgerungsmöglichkeit, welche nunmehr ein halbes Jahrhundert schrankenlos gelten, haben es mit sich gebracht, daß nicht nur der Adel, die Offizierschaft und zum Teil die Beamtschaft, sondern auch die kaufmännische und industrielle Bourgeoisie, sodann vor allem die industrielle Arbeiterschaft zahlreiche Verwandte und Verschwägerte hien und drüben sitzen haben.

Es ist lächerlich, zu sagen, Preßburg und Oedenburg oder Pest¹⁴⁾ vertreten eine andere Kultur als Wien II, wir hätten nichts Verwandtes mit diesen Städten.

Und doch ist, um den Widerspruch des Widerspruches aufzudecken, diese soziale und kulturelle Verschiedenheit eklatante Tatsache. Wien und Ofen sind verschieden, aber diese Verschiedenheit ist eine Lappalie gegen jene, welche zwischen dem Tiroler und dem Bewohner der Bukowina, zwischen dem Niederösterreicher und Istrianer, dem Polen und dem Italiener des Trentino, zwischen Prag und Triest, zwischen Krakau und Salzburg besteht, eine Lappalie gegen den Unterschied von Großwardein und Zara, selbst von Agram und Fiume. Die soziale Struktur der Hanna und des Banats ist beinahe dieselbe, die der Hanna und Ostgaliziens die entgegengesetzte. Und nun begreife man doch endlich, worum es sich handelt. Nicht um die Scheidung zweier Kulturen, sondern vieler! Ungarn und Oesterreich hängen sozial zehnmal inniger zusammen als Galizien, Böhmen, Innerösterreich und der Karst, es ist Innerösterreich dreimal so nah als Galizien oder der Karst, dieses kann leben ohne letztere, aber nicht ohne Ungarn,

¹³⁾ Vor einiger Zeit stand ich erstaunt vor einem Haus in Klosterneuburg still: Die Front wies drei Läden auf mit drei Schildern, eines trug einen magyarischen, das zweite einen böhmischen, das dritte einen wallachischen Namen. Könnte das Haus nicht ebenso gut in Temesvar stehen? Auch dort, wette ich, sprächen die drei nicht anders als deutsch.

¹⁴⁾ Man denke an den Bazarbrand in Budapest, der sich genau so in der Praterstraße ereignet haben könnte!

Wien kann bestehen ohne Polen, ohne Kroatien-Dalmatien, aber nimmermehr dann, wenn einen Tagmarsch, wenn zwei Bahnstunden vor seinen Toren das Ausland beginnt, wenn man mit dem Fernrohr die Pfähle der Zollgrenze bei Theben vom Stephansturme aus sieht.

Wieder ergibt sich: Der Dualismus ist keine falsche Antwort auf eine richtige Frage, wofür ihn jeder nimmt, sondern eine falsche Frage. Nicht ob und wie zwei soziale und kulturelle Teil zu verbinden sind, fragt sich, sondern viel mehr.

Die Alpen- und Sudetenländer sind sozial und kulturell heute eins, obschon sie ethnisch und geographisch verschieden sind, sie sind ein Kulturkreis.

Ungarn ist ein zweiter, der ähnlich wirtschaftet und analoge Klassen aufweist, also verwandt obschon nicht gleich ist. Verschieden aber, ganz verschieden ist der polnisch-russische und der illyrische Kulturkreis: In den Tatsachen liegt also die Frage, wie hält man vier Kulturkreise in Verfassung und Verwaltung auseinander, ohne die Kulturbrücken abzubrechen, wie ist diese Sonderung trotz der militärisch-kommerziellen Einheit zu bewerkstelligen?

Die historischen, ethnischen, ökonomischen und sozialen Faktoren lassen nirgends die Voraussetzungen für einen Dualismus erkennen. Woher also kommt er? Wie konnte er entstehen, wie kann er da sein, wenn die Tatsachen erweisen, daß er nicht sein könne? Ist das nicht eine Verkennung der alten Wahrheit, daß das Wirkliche auch vernünftig sein müsse und das Vernünftige auch wirklich?

Auf diese Frage wird der nächste Abschnitt die Antwort geben.

Vordem habe ich noch eine Feststellung zu machen. Die landläufigen Gegner des Dualismus, die tausend mißliche Erscheinungen an der Oberfläche der Gesellschaft sehen und sie so nehmen wie sie sind, ohne zurückzugehen auf ihre Ursache, die als mitunter scharfsinnige Beobachter alle verderblichen Folgen des Dualismus benennen und in ihrem Denken keinen Schritt über diese Konstatierung der Folgen hinausgehen, diese kommen notwendig zu dem Schlusse: **Aufhebung des Dualismus und Trennung von Ungarn.**

Was für ein primitiver Schluß: Der Dualismus ist Zerlegung des Ganzen in eine verdoppelte Halbheit, die Trennung ist also nichts als die Vollendung des Dualismus. Für jeden, der Logik hat, muß doch feststehen, daß erstens der Dualismus als Rechtsform von allem Anfang nichts anderes war als das Organ zur schrittweisen Trennung und zweitens, daß die Trennung verlangen genau so viel heißt als Dualist sein. Was da im Lande herumläuft und sich als Todfeind des Dualismus ausschreit, ist der bedingungslose, aller Schwere der Tatsachen entrückte, also verrückt gemordene Dualismus, das ist Barabas und Schönerer. Der alte, deakistische Dualismus war ein relativer, er rechnete wenigstens noch mit dem, was ist, und gab ihm im Rechte Raum. Dieser Neodualismus sieht nichts als zwei, alle Dinge sind ihm zwei, und Geographie, Ethnographie, Dekonomie und das Heer und alles das, was sich mit tausend Kräften regt, ist Phantom, weil sich die tausendfältigen Interessensverschlingungen in

diese dämonische Zwei nicht zwingen lassen. Uebrigens an politischem Dilettantismus läßt sich nicht denken als diese absoluten Dualisten aufbringen. Nur eins muß man ihnen zubilligen, sie beantworten die falsche Frage formell richtig, sie haben die Konsequenz des Irrtums.

(Schluß folgt.)

Die ruthenische Universitätsfrage.

Von **Михайло Во́жновський** (Lemberg).

Daß die Ruthenen keine einzige Universität besitzen, das wird so ziemlich jedermann wissen und vielen kommt sogar nicht einmal vor, daß es irgendwie anders sein könnte. Nicht jedermann aber weiß vielleicht, daß es auf dem durch das ruthenische Volk bewohnten Gebiet fünf fremdsprachige Universitäten gibt, nämlich die drei russischen in Kijiw, Char'iw und Odessa (Rußland), eine deutsche in Czernowiß (Bukowina) und eine polnische in Lemberg (Galizien). Die über dreißig Millionen starke ruthenische Nation unterhält somit mit ihren materiellen und geistigen Kräften fünf Universitäten, es ist ihr aber nicht einmal gegönnt, wenigstens an einer von denselben ihre eigene Wissenschaft, ihre eigene Kultur in ihrer eigenen Muttersprache zu entwickeln. Wie sie in ökonomischer Hinsicht seit Jahrhunderten fremde — russische und polnische — Großgrundbesitzer bereichert, so trägt sie auch hier nur dazu bei, daß russische und polnische Universitäten eine hohe Frequenz aufweisen können, daß russische und polnische Wissenschaft fortschreiten kann. „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu“ — könnte man mit Heines Worten von der Geschichte dieser jahrhundertlangen ökonomischen und kulturellen Entkräftung nach zwei Fronten sagen, dem das ruthenische Volk unterliegt.

Die Idee der ruthenischen Universität, einer nach westeuropäischen Mustern organisierten Hochschule, die das ruthenische Volk mit der westeuropäischen Kultur verbinden sollte — das war „Sehnen und Verlangen“ großer ruthenischer Männer vergangener Zeiten, wie des Großfürsten von Ostrohs'kyj, des Metropolitens Peter Mohyla, welcher sogar in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Kijiw eine Akademie gründete, die von ihm ihren Namen erhielt, das ist heutzutage die bewußte Forderung des ruthenischen Volkes, das ist eine *conditio sine qua non* der weiteren kulturellen Entwicklung der ruthenischen Nation.

Aber die Verwirklichung der Idee lag immer so ferne . . . Unter dem Joche der polnischen Schlachzizenrepublik, unter welchem das Ruthenenland jahrhundertlang schmachtete, lag sie selbstverständlich außer aller Möglichkeit, denn das ganze Streben der polnischen Schlachzizenregierung ging darauf hin, das ruthenische Volk zu entnationalisieren, was ihr auch, inwieferne dieses Streben die höheren Stände des ruthenischen Volkes anbelangte, völlig gelungen ist. Nicht besser ging es, als sich der größte Teil des Ruthenenlandes, Ukraina, heutzutage offiziell Klein- oder Südrußland genannt, durch den sieg-

reichen Aufstand Chmelnyckij's im Jahre 1648 von dem polnischen Joch befreit hatte und im Jahre 1654 in eine föderative Vereinigung mit Rußland eingetreten war. Rußland vernichtete schnell die Autonomie Ukrainas und ruthenische Gelehrte verließen unter dem Drucke der russischen Regierung das unglückliche Vaterland, um sich in Petersburg, Moskau und anderen russischen Städten niederzulassen, wo sie sich bei der Schaffung und Entwicklung der russischen Wissenschaft hervorragend betätigten. Auch heutzutage findet man an allen russischen Universitäten ruthenische wissenschaftliche Kräfte, an manchen sogar in ansehnlicher Zahl, aber, wie gesagt, ihre Tätigkeit bereichert nur russische Wissenschaft, russische Kultur, zur Entwicklung der wissenschaftlichen Literatur in ihrer Muttersprache dagegen sind sie kaum imstande was beizutragen, umsoweniger als mit der kaiserlichen Verordnung vom Jahre 1876 die ruthenische Literatur in Rußland überhaupt und deren wissenschaftlicher Teil insbesondere in ihrer natürlichen Entwicklung beisspiellos gehemmt wurde.

Obgleich nun der größte Teil des ruthenischen Volkes (über 25 Millionen) im Reiche des russischen Despoten sein Dasein fristet und demgemäß auch die Gründung der ruthenischen Universität gerade dort am meisten notwendig und berechtigt wäre, kann heutzutage die Idee der ruthenischen Universität nur in Oesterreich verwirklicht werden, wo alle Nationen gleichberechtigt sind und dementsprechend die Möglichkeit haben sollen, den Schulunterricht in ihrer eigenen Muttersprache zu genießen, und zwar in Galizien¹⁾, wo die ruthenische Bevölkerung in der Zahl von 3,042.000 den östlichen Teil des Landes in kompakter Masse bewohnt. Es ist auch zu konstatieren, daß die ruthenische Universitätsfrage in erster Reihe die galizischen Ruthenen angeht und von ihnen ihre gegenwärtige Aktualität erhält.

Somit kommen wir zur Geschichte der ruthenischen Universitätsfrage in Oesterreich. Wie bekannt, wurde während der ersten Teilung Polens (1772) „das Königreich Galizien und Lodomerien“, d. h. das gegenwärtige Ostgalizien vom Polenstaate losgetrennt und Oesterreich einverleibt; zwölf Jahre später (1784) wurde für das genannte Königreich vom Kaiser Josef II. eine Universität in Lemberg gegründet. Selbstverständlich ist es, daß die zu dieser Zeit neugegründete Universität deutschen Charakter haben mußte, aber nicht minder selbstverständlich ist es, daß sie für die Bevölkerung des Landes, das ist für die Ruthenen, gegründet wurde. Wenn wir noch erwägen, daß an derselben in den Jahren 1787—1804 mehrere ruthenische Lehrkanzeln bestanden, so muß ohne jeden Zweifel zugegeben werden, daß sie von der österreichischen Regierung für die Ruthenen bestimmt war. In dieser ersten Periode war hier die polnische Frage ganz unbekannt. Im Jahre 1805 wurde die Lemberger Universität aufgehoben und als sie im

¹⁾ Von polnischer Seite suchte man die Aufmerksamkeit der Ruthenen auf die deutsche Universität in Czernowitz zu lenken, aber Buwovina ist ein sehr kleines Land und die Zahl der Ruthenen beträgt dort nur zirka 300.000, so daß niemand von den Ruthenen daran denkt, das kulturelle Zentrum der ruthenischen Nation dort zu schaffen und auf Galizien zu verzichten.

Jahre 1817 vom Kaiser Franz I. reaktiviert wurde, wurde hier auch eine Lehrkanzel der polnischen Sprache und Literatur begründet und im Jahre 1822 mit einem gewissen Michalewicz, Lehrer der Normal-
schule, besetzt. Sonst blieb der deutsche Charakter der Universität auch weiter aufrecht. Im Jahre 1848 erhielten die Ruthenen zwei Lehrkanzeln, eine an der theologischen und eine — die Lehrkanzel der ruthenischen Sprache und Literatur — an der philosophischen Fakultät; im Jahre 1862 erhielten sie wiederum zwei Lehrkanzeln an der juristischen Fakultät, während von der Errichtung irgendwelcher Lehrkanzeln in polnischer Sprache gar keine Rede war. Wir haben als weitere Beweise dafür, daß die Regierung die Universität in Lemberg für die Ruthenen bestimmt hatte und die allmähliche Ruthenisierung derselben bezweckte, wie für die Polen die altertümliche, im Jahre 1400 gegründete Universität in Krakau allmählich polonisiert wurde.

Unterdessen wurde aber die polnische Schlacht in Galizien Regierungspartei, welche Tatsache auch für das weitere Schicksal der Lemberger Universität maßgebend war. Seit dem Jahre 1866 beginnt die Regierung auch polnische Lehrkanzeln — zuerst an der juristischen Fakultät — zu errichten und obzwar noch im Jahre 1869 das Ministerium in der Antwort auf den Beschluß des galizischen Landtages, die Polonisierung der Lemberger Universität betreffend, ganz ausdrücklich erklärt, es sei nicht die Pflicht des Staates, zwei polnische Universitäten im Lande zu unterhalten, wurde in der Polonisierung derselben immer fortgeschritten, bis sie im Jahre 1871 utraquisiert, d. h. für Vorlesungen in polnischer und ruthenischer Sprache bestimmt wurde. Von nun an bleibt die kaiserliche Verordnung vom Jahre 1871 in Kraft, durch welche beiden genannten Sprachen an der Lemberger Universität gleiche Rechte garantiert werden, indem sie den Dozenten die freie Wahl der Sprache überläßt, in welcher sie dozieren wollen. Im Jahre 1879 wurde hier die polnische Amtssprache eingeführt, wobei auch manche Einschränkungen zugunsten der ruthenischen Sprache gemacht wurden.

Es ist noch das ministeriale Dekret vom 3. Mai 1882 zu erwähnen, laut welchem die Vorlesungen an der Lemberger Universität in polnischer Sprache gehalten werden sollen, außer daß das Ministerium anders bestimmt. Damit hat sich die Regierung freie Hand vorbehalten. Zugunsten der Ruthenen hat sie nur sehr selten etwas getan.

Wir haben also gesehen, wie die Universität in Lemberg zuerst für die Ruthenen bestimmt war, später aber für sie verloren ging. Verschuldet hat das in erster Linie die österreichische Regierung und dann die Polen, obgleich man gestehen muß, daß auch die Ruthenen nicht ohne Schuld waren.

Die Schuld der Ruthenen liegt darin, daß sie in der Zeit, als die Regierung ausdrücklich zu verstehen gab, daß sie die Universität in Lemberg für die ruthenische Nation bestimmt habe, versäumten, die damaligen Umstände auszunützen, sämtliche Lehrkanzeln mit ruthenischen Dozenten zu besetzen und in solcher Weise Herren der Situation zu werden. Aber die ruthenische Wissenschaft war damals so schwach ent-

wickelt, daß die Ruthenen zu einer solchen Leistung ohne fremde Hilfe nicht fähig waren und ihre Schuld kann man nur insoferne als Schuld betrachten, als man einem Schwachen als Schuld vorwerfen kann, daß er nicht stark ist.

Viel größer ist die Schuld der österreichischen Regierung. Sie liegt darin, daß die Regierung für die wissenschaftliche Ausbildung der ruthenischen Dozenten nicht gesorgt, daß sie die Ruthenen nicht nur ihrem eigenen Schicksal überlassen, sondern auch durch die Utraquistierung der Universität zum Kampfe mit einem in jeder Hinsicht bedeutend stärkeren Gegner gezwungen hat.

Nun standen sie einander gegenüber, auf einer Seite die Polen mit ihrer zahlreichen Intelligenz, mit ihrer ziemlich entwickelten Wissenschaft, mit ihrer bedeutenden Wohlhabenheit, mit ihrer Vorherrschaft im Lande, mit ihrem ewigen heftigen Schlachzigenhaß gegen das ruthenische Volk, und auf der anderen die Ruthenen, ein erst im Jahre 1848 vom Joch der Leibeigenschaft befreites Bauernvolk, welches kaum anfang, seine eigene Intelligenz auszubilden, seine altertümliche Kultur und Wissenschaft aus den Trümmern des Verfalles und der Vergessenheit auszugraben und weiter zu entwickeln.

War da der Ausgang dieses Konkurrenzkampfes nicht vorauszusehen? Und es ist unmöglich, daß die Regierung nicht gewußt habe, wer da siegen werde! Sie wußte es ganz gut, sie wollte es aber nicht anders, denn bereits zu dieser Zeit brauchte sie die polnische Schlachta zu ihren politischen Zwecken und nur, um den Schein der Gerechtigkeit zu bewahren, hat sie die Universität utraquistiert und nicht geradezu polonisiert. Es war dies der Anfang jener famosen Politik des Händewaschens, welcher zufolge an der Grenze Galiziens Oesterreich endet, welche, heutzutage bis auf die Spitze getrieben, galizische Ruthenen der polnischen Schlachta zur Beute preisgegeben hat, welche die Ruthenen mit ihren Klagen an den galizischen Landtag sendet, an dieses polnische Parlament, wo die ruthenischen Abgeordneten dank der Wahlgeometrie der polnischen Schlachta zu einer solchen Zahl reduziert worden sind, daß sie nicht einmal imstande sind, selbständig eine Interpellation einzubringen.

Und die polnischen Machthaber wußten ausgezeichnet die Situation auszunützen. In einem Nu wurden alle Lehrkanzeln mit polnischen Kräften besetzt, obgleich die Qualifikationen der Kandidaten, welche aus Russisch-Polen, Posen und allerorts, wo sie nur aufzutreiben waren, herbeigezogen wurden sehr oft weitaus nicht wissenschaftlich waren, obwohl die wissenschaftliche Terminologie auch noch sehr wenig ausgebildet war.²⁾ Nachdem sie aber alle Lehrkanzeln besetzt und die Verwaltung der Universität dank der Autonomie der österreichischen Universitäten in ihre Hände bekommen hatten, zeigten sie, was die Ruthenen von ihnen zu erwarten haben. Ruthenische Kandidaten, welche in ihrer Muttersprache dozieren wollten, wurden in der Regel abgewiesen, „aus

²⁾ Nebenbei bemerkt, auch heutzutage lernen die Hörer der medizinischen Fakultät in Lemberg größtenteils aus deutschen Lehrbüchern.

Mangel an wissenschaftlichen Qualifikationen“, hieß es, aber diese Ursache wird uns in ihrem wahren Lichte erscheinen, wenn wir erwägen, daß dieselben Kandidaten auf Grund derselben wissenschaftlichen Arbeiten sich an anderen österreichischen Universitäten habilitierten. In ihrer „Ruthenenliebe“ schritten die Polen sogar so weit, daß sie die nach dem Tode des Professors Dgonowsky vakant gewordene ruthenische Lehrkanzel des Zivilrechtes mit einem Dozenten polnischer Zunge besetzten, der kaum ruthenisch sprechen konnte. Erst durch Vorkottierung seiner Vorlesungen durch die ruthenischen Studenten wurde man gezwungen, die Lehrkanzel mit einem Ruthenen zu besetzen.

Heutzutage haben die Ruthenen drei Lehrkanzeln an der philosophischen Fakultät, von denen die eine noch im Jahre 1848, die zwei anderen in den Jahren 1894 und 1899 und zwar beide gegen den Willen des akademischen Senats errichtet wurden, zwei bereits im Jahre 1862 errichtete Lehrkanzeln an der juristischen und nur drei an der theologischen Fakultät, obgleich an dieser letzteren z. B. im Sommersemester 1903 263 Ruthenen und nur 87 Polen studierten.

So sehen in der Wirklichkeit diese „Wohltaten“ aus, welche die Polen den Ruthenen erwiesen haben und welche von verschiedenen Schriftstellern ubi et orbi verkündet werden, unter anderen sogar von Brandes, welcher durch den Prunk, mit dem er durch die polnische Schlachta in Lemberg im Jahre 1898 aufgenommen wurde, geblendet, und durch deren Listigkeit irreführt, gegenwärtig jede Gelegenheit ausnützt, um Europa über die polnische „Wohltätigkeit“ und die ruthenische „Undankbarkeit“ zu unterrichten.

Gegenwärtig hat die ruthenische Universitätsfrage eine solche Aktualität erlangt, daß die Gründung der ruthenischen Universität in Lemberg zu einer allerersten Forderung der galizischen Ruthenen geworden ist. Die Zahl der ruthenischen Studenten an der Lemberger Universität betrug z. B. im Sommersemester 1903 617, und wenn wir erwägen, daß mehrere Ruthenen an anderen österreichischen und ausländischen Universitäten (besonders in Czernowitz, Graz, Prag, Wien) studieren, daß weiter im Falle der Gründung der ruthenischen Universität in Lemberg sehr viele Ruthenen aus Rußland hierher studienhalber kommen würden, so ergibt sich klar, daß die ruthenische Nation imstande ist, eine Universität mit Studenten zu besetzen. Was nun die wissenschaftliche Terminologie und die wissenschaftlichen Kräfte anbelangt, so ist es gegenwärtig in dieser Hinsicht mit den Ruthenen viel besser bestellt, als es in den 60er und 70er Jahren mit den Polen bestellt war. An verschiedenen österreichischen, russischen und anderen Universitäten befindet sich eine solche Zahl ruthenischer Professoren, daß sie in jedem Moment imstande wären, eine Universität zusammenzusetzen, und außerdem gibt es unter den Ruthenen mehrere wissenschaftlich tätige Männer, welche entweder schon jetzt für eine Lehrkanzel geeignet sind oder in wenigen Jahren sich dazu vorbereiten könnten. Jedenfalls hätten es die Ruthenen nicht nötig, mit Lehrern der Normalschule die Lehrkanzeln an ihrer Universität zu besetzen, wie es im Jahre 1822 bei den Polen der Fall war.

Es sind daher alle Bedingungen zur Gründung einer ruthenischen Universität vorhanden. Es fehlt nur der gute Wille der österreichischen Regierung, welche in allen galizischen Angelegenheiten unter dem ausschließlichen Einfluß der polnischen Schlichta steht; es steht nur im Wege der unbegrenzte und unbegreifliche Chauvinismus der polnischen Machthaber, ja sogar fast der ganzen polnischen Gesellschaft, desto unbegreiflicher, als die Ruthenen nichts gegen Fortbestand der polnischen Universität in Lemberg haben, sondern nur auch ihre eigene erlangen wollen. Dies könnte entweder durch sofortige Gründung einer ruthenischen Universität geschehen und dann müßten die jetzt an der polnischen Universität bestehenden ruthenischen Lehrkanzeln dorthin übertragen werden, oder auch durch streng durchgeführte Utraquisierung der heutigen Lemberger Universität, welche dann in zwei Universitäten, eine ruthenische und eine polnische umgewandelt werden müßte. Es liegt eigentlich im Interesse der Polen, den Ruthenen zu ihrer eigenen Universität zu verhelfen, wenn sie die heutige Lemberger Universität rein polnisch haben wollen, sie wollen aber vor allem ihre Vorherrschaft in Galizien behalten und deshalb suchen sie einerseits um jeden Preis den für die Ruthenen unerträglichen status quo in Galizien zu bewahren und andererseits schreien sie, die Ruthenen hätten keinen Grund mit ihrer Lage unzufrieden zu sein, sie seien eine undankbare Nation u. s. w. Obgleich sie selbst zwei Universitäten haben und somit von allen nicht-deutschen Völkern Oesterreichs in dieser Hinsicht am meisten begünstigt sind, kann ihre chauvinistische, selbstüchtige, von Haß und Neid gegenüber den Ruthenen trunkene Seele nicht zulassen, daß auch diejenigen gleiche Rechte genießen, welche von ihnen jahrhundertlang geknechtet wurden.

Und da die polnische Schlichta eine politische Macht darstellt, mit welcher Oesterreich heutzutage rechnen muß, so ist die Gründung der ruthenischen Universität, wie auch überhaupt die verfassungsmäßige Gleichberechtigung der Ruthenen in Galizien nicht eher denkbar, bis diese Macht, welche nicht auf den wahren Zuständen, sondern auf allgemeiner Korruption, auf Knechtung und Ausbeutung der in Unwissenheit gehaltenen polnischen und ruthenischen Volksmassen basiert, nicht gestürzt wird.

* * *

Zum Schlusse seien noch einige Worte der bekannten Sezession vom Jahre 1901 und den neuesten Zuständen an der Lemberger Universität gewidmet.

Am 19. November 1901 wurde im Universitätsgebäude zu Lemberg eine Versammlung der ruthenischen Studenten, jedoch im Widerspruche mit einigen Anordnungen der Universitätsbehörden abgehalten, in welcher für die Wahrung der Rechte der ruthenischen Sprache an der Lemberger Universität eingetreten werden sollte. Da nun die Universitätsbehörden diese Versammlung als eine gesetzwidrige aufzulösen suchten, entstand eine Verwirrung, welche durch die polnischen offiziellen Kreise und durch die Mehrheit der polnischen Pressorgane als ein Akt

nie bagewesener Roheit und Wildheit dargestellt wurde, und infolge deren die Universität geschlossen und mehrere ruthenische Studenten relegiert wurden. Als nach 13 Tagen die Universität wieder eröffnet werden sollte, forderte der akademische Senat in einem gedruckten Aufrufe, welcher in einem die ruthenischen Studenten äußerst provozierenden und beleidigenden Tone verfaßt war, die polnischen Studenten auf, die Privilegien ihrer Alma mater zu verteidigen, und es wurden sogar von denselben Vorbereitungen zum blutigen Kampfe mit ihren ruthenischen Kollegen getroffen. Die ruthenischen Studenten antworteten aber auf diese Provokation mit dem massenhaften, solidarischen Ausritte aus der Lemberger Universität. Sie wanderten nach Wien, Prag und Krafau aus, wo sie durch zwei Semester studierten. Inzwischen wurden zwar die Rechte der ruthenischen Sprache an der Lemberger Universität teilweise geregelt und auch weitere Zugeständnisse verheißen, aber die ruthenischen Studenten erklärten jene Regelung als unzulänglich und kehrten erst nach der Zurücktretung des Senates, welcher sie provoziert hatte, an die Lemberger Universität nur deshalb zurück, um für die Rechte ihrer Muttersprache an Ort und Stelle weiter eintreten zu können.

Das Verhalten der Universitätsbehörden im vergangenen (1902/3) Schuljahr zeigte, daß die ruthenischen Studenten nichts anderes als nur weitere Provokationen von denselben zu erwarten haben. Am Anfang des Schuljahres verweigerte der Rektor in seiner Eröffnungsrede den utraquistischen Charakter der Universität zu betonen, nachher wurde die Immatrikulation der ruthenischen Studenten in polnischer Sprache vorgenommen, im Sommersemester wurden ruthenisch ausgefüllte Nationale nicht mehr angenommen (was im Wintersemester der Fall war), als Höhepunkt der Provokation aber ist die Wahl des Professors P. Dr. Sijalek, eben jenes Herrn, der durch sein Verhalten gegenüber den ruthenischen Theologen im Jahre 1901 diese zur Sezession veranlaßt hatte, zum Rektor für das Jahr 1903/4 anzusehen, umsomehr, als die Reihe nicht an denselben, sondern an den ruthenischen Professor Vater Bartoschewskij kam.

Diese Provokation hat bereits im laufenden Schuljahr ihre Früchte getragen. Am Tage der Inauguration (10. Oktober 1903) haben die ruthenischen Studenten der weltlichen Fakultäten dem Senat einen in ihrer Versammlung einstimmig gefaßten Beschluß überreicht, in welchem sie gegen die obgenannte Wahl protestierten und das Zurücktreten des neugewählten Rektors verlangen. Dieser Protest wurde aber nicht berücksichtigt, alle legalen Mittel waren also erschöpft. Nun sahen sich die ruthenischen Studenten gezwungen, zu Demonstrationen zu greifen, und am 16. Oktober 1903 haben sie den „geliebten“ Rektor während seiner ersten Vorlesung durch Bewerfen mit Eiern zur Flucht aus dem Vorlesungsfaale veranlaßt.

Was darauf folgte, ist aus der Tagespresse hinlänglich bekannt. Sieben ruthenische Studenten wurden von der Lemberger Universität für immer relegiert und außerdem wurde die ganze Affaire durch den akademischen Senat der Staatsanwaltschaft übergeben. Gleichzeitig hat der

akademische Senat den Gewaltakt der polnischen Studenten, welche am 17. Oktober 1903 das Universitätsgebäude besetzten und jedem Ruthenen den Eingang in dasselbe verweigerten, nicht nur nicht bestraft, sondern im Gegenteil das Benehmen derselben als lobenswert bezeichnet. Derzeit herrscht an der Universität eine scheinbare Ruhe. Was weiter werden wird, läßt sich nicht voraussagen: alles hängt vom Benehmen der polnischen Universitätsbehörden ab, von welchen jedoch alles andere, nur nicht Objektivität zu erwarten ist.

Eines aber läßt sich bereits jetzt feststellen. Wenn sich die Zustände Galiziens nicht radikal verbessern, können wir bald erleben, daß das ganze ruthenische Volk gezwungen wird, zu gewalttätigen Kampfmitteln zu greifen.

Angeichts solcher Umstände erachten wir es für unsere Pflicht, die Öffentlichkeit über den wahren Zustand der Dinge an der Lemberger Universität zu unterrichten

Ende Oktober 1903.

Aus dem Zuchthause.

Von Max May (Heidelberg).

„Das Leben ist der beste Lehrmeister!“ Dieser alte Ausspruch wird zwar vielfach als ein trivialer angesehen, aber er ist doch unantastbar wahr.

Es handelt sich dabei ja nicht etwa nur um das Leben, das wir selbst leben, um eigene Erlebnisse, sondern auch um sachliche Beobachtung des Lebens an sich, des Lebens anderer und wer im Glück und Unglücken seines Wirkens lebt, kann trotzdem tief eindringen in das Leben Unglücklicher, wenn er es objektiv betrachtet.

Das Erleben aber verdient den Vorzug und wer Erlebtes uns berichtet, verdient stets ernst genommen zu werden; ganz besonders aber dann, wenn seine Erlebnisse keine Alltagserlebnisse sind, keine solchen, welche von der Mehrheit erlebt werden können.

Um solche Erlebnisse und daran geknüpfte Beobachtungen verbunden mit tiefem Nachdenken handelt es sich, wenn Hans Leuß in seinem Buche: „Aus dem Zuchthause“¹⁾ zu uns spricht.

Hans Leuß, der ehemalige antijeminitische deutsche Reichstagsabgeordnete, hatte in einem Prozeß einen Meineid als Zeuge geschworen. Es handelte sich um eine Ehescheidung, um einen Ehebruch, und er hatte, um die Frau, die er liebte, nicht bloßzustellen, die Unwahrheit mit seinem Eide bekräftigt.

Er hat für diesen Meineid mit 3 Jahren Zuchthaus büßen müssen und es kamen noch 4 Monate dazu wegen des Ehebruchs.

Er erzählt in seinem Buche nur das Nötigste von diesem Prozeß, aber er betont es stark und wiederholt, daß er zwar gerecht verur-

¹⁾ „Aus dem Zuchthause“ von Hans Leuß. Verlag von Johann Rube, Berlin XII und 241 S. brosch. M. 2.50. Nr. 7. Band der Kulturprobleme der Gegenwart erschienen.

teilt worden sei, daß er sich aber nach wie vor deshalb frei von Schuld fühle, weil er sich moralisch keines Unrechtes bewußt sei und die Ritterlichkeit erforderte, daß er so verfuhr, wie er getan.

Er widmet sein Buch dem Gefängnisgeistlichen am Zuchthause in Celle, wo er die Strafe verbüßte und nennt denselben seinen verehrten und lieben Freund, während er an verschiedenen Stellen den Pfaffen, dem Kirchenglauben entgegentritt und sich als freier Denker über Religion und Religiöses erweist.

Daß zwischen dem Diener der Kirche und dem ehemaligen Zuchthäusler ein wahres Freundschaftsverhältnis im Zuchthause entstand, daß der Strafanstaltsgeistliche dem Gefangenen so eifrig zu seiner Fortbildung und zur Ausrückung behilflich war, ist ein gutes Zeugnis für beide und schon ein Erlebnis, das der höchsten Beachtung wert ist.

Reuß berichtet zunächst, wie er früher gedacht, um die Kontraste zwischen jenem Denken und seinem jetzigen auf Erfahrungen und Erlebtem gestützten Denken klar zu zeigen.

Die Mitteilungen über seinen Prozeß aber benutzte er gleich dazu, zu zeigen, wie so überaus viele Urteile falsch, also ungerecht, ausfallen müssen, weil jedes Urteil sich doch stützen muß auf das, was der Richter und Geschworene auf Grund seiner Erziehung, auf Grund der in seinem Milieu aufgenommenen Anschauungen, die ihm als Wahrheiten erscheinen, über die Straftat und den Täter denkt. Es kann keiner aus seiner Haut und nicht nur bei politischen Prozessen kommt allemal zur Erwähnung, welcher Klasse der Urteilende angehört, welche religiöse und politische Erziehung er gehabt hat.

Wer glaubt, er mache zwischen dem Richter und dem Menschen stets den rechten Unterschied, befindet sich unbedingt in einem Irrtum, einem Trugschluß.

Der in Wohlhabenheit lebende und aufgezogene Richter und Geschworene kennt nie die Macht der Not wie der, welcher selbst einmal oder oft Not gelitten hat.

Darum vermögen bei Eigentumsdelikten auch die wenigsten Richter, Schöffen und Geschwornen sich in den richtigen Maßstab der Beurteilung der Tat zu denken. Und ganz so wie es bezüglich der Eigentumsdelikte ist, ist es auch bei vielen anderen Straftaten, sie finden die rechten Beurteiler nicht und wir sind von Gerechtigkeit weiter entfernt, als man in leitenden Kreisen einsehen oder gar zugehen wird.

Es ist überaus interessant, den Gedankengängen eines Mannes, der über drei Jahre im Zuchthause war, mit Zuchthäuslern verkehrte und ihre Vorgeschichte aus den Akten kennen zu lernen als zur Schreibstube kommandiert. Gelegenheit gefunden hatte, nachzugehen und was Reuß über die Mängel des Rechtsprechens und der Rechtssprechenden sagt, muß Jedem einleuchten.

Aber nicht minder wichtig kritisiert Reuß das Wesen der Zeugenchaft. Hier kann ihm jeder Denkende und Beobachtende laut zustimmen. Unsere Richter müssen auf die Zeugenaussagen vielfach ganz allein urteilen und doch ist ein Zeugnis so selten ganz sachlich, sind die Zeugnisse verschiedener Personen über das Geschehnis, das sie gleichzeitig sahen

oder hörten, verschieden, fast verschieden wie ihre Gesichter und ihre Körper überhaupt.

Welche Einflüsse wirken auf Zeugen, welche Verschiedenheit der Anschauungen bestimmen, das Gesehene oder Gehörte anderen gegenüber darzustellen. Wie ändert sich mitunter das Urtheil nach Stunden, Tagen oder Jahren, und wie härtnächtig wird zuweilen das solch Beobachtete behauptet und weiter verarbeitet.

Wir wollen die Leuß'schen Anschauungen über Richter und Zeugen nicht wiedergeben, nur andeuten wollen wir, was es auf Grund tiefen Nachdenkens in der Muße des Zuchthauses bei mechanischer Arbeit in dieser Richtung zum Ausdruck brachte; man soll, man muß sein Buch lesen.

Eine eingeflochtene Betrachtung über Moral müssen wir hier ganz unbesprochen lassen und nur auf sie hinweisen, aber einen Gedanken daraus müssen wir reproduzieren. Leuß weist darauf hin, daß alles Streben nach Macht und es ist nicht nur die politische gemeint, sondern auch jede Art von wirtschaftlicher, dem Grundsatz unbewußte hulbigt, daß der Zweck die Mittel heiligt. Tausendfältig wird ohne gegen die landläufige Moral oder gar gegen die Gesetze zu verstößen, so gehandelt, aber nur die armen Jesuiten sollen es sein, welche den Grundsatz huldigen.

Von seinem Leben im Zuchthause behandelt Leuß sehr gründlich die Einzelhaft und deren Qualen, das Schweigegebot und die Verstöße, die sich daraus ergeben müssen. Was aber unser Interesse im höchsten Grade in Anspruch nimmt, ist, daß Leuß, der mit Ueberhebung über Zuchthäusler zu denken gewohnt war und darin sich durch Gefängnis- und Festungs-Haftstrafen geradezu früher bestärkt fühlte, sehr bald im Zuchthaus zur Erkenntnis kam, daß dort nicht die schlechtesten Menschen hausen, sondern vielfach die schlechtesten gerade draußen bleiben. Sowohl der Umgang mit den Hausgenossen als die Aktenstudien, die ihm als Schreiber ermöglicht waren, wohl auch die Unterhaltung mit dem hochverehrten Geistlichen und Mustermenschen, dem er sein Buch widmet, brachten ihm Licht, veränderten seine Anschauungen, brachten ihm aus der Ueberhebung heraus, so daß er seine Mitgefangenen kennen und auch achten lernte.

Er erzählt die Geschichte derer, die mit ihm zur Schreibstube kommandiert waren, aber auch nach der kurzen Periode des Schreiberdienstes in Konnex mit ihm blieben, so lang sie im Hause zu bleiben hatten oder lebten; aber er kommt aus allen Erfahrungen zu der Ansicht, daß man wohl aus Noth im Affekt oder anderen Umständen ein Verbrechen begehen konnte, aber im Grunde doch ein besserer Mensch ist als Millionen, die sich hoch erhaben über Zuchthäusler dünken und doch schlechter sind als die Verbrecher und die in ähnlicher Lage versetzt auch ebenso erliegen oder noch früher und leichter erliegen würden als jene Bestraften erlagen.

Sehr eingehend behandelt dann Leuß das Leben im Zuchthause, die Verlehrtheiten des Straffsystems, die mangelnde Bildung der zur Verurteilung Verurtheilten für diesen schweren Beruf, das System der abso-

luten Herrschaft der Direktoren, den Kattenarrest, die Prügelstrafe — die nur noch selten gegen Ausbrecher oder Penitente vorkommt — aber er läßt den Beamten dabei volle Gerechtigkeit widerfahren und verurteilt das System, nicht die Menschen. Ganz besonders üble Erfahrungen scheint er gemacht zu haben bezüglich der Aerzte und der Zuchthaus-Hygiene und es würde das ein besonderes Kapitel erfordern, um es so zu schildern, wie es behufs Abhilfe zu allgemeiner Publikation kommen muß.

Leuß hat entschieden Talent zum Pädagogen und man erkennt das deutlich aus seiner berechtigten Kritik der Zuchthausdisziplin. Nicht gebessert, sondern verschlimmert werden unsere Strafgefangenen das zeigen ja die Rückfälle, der Verderb der in jungen Jahren ins Zuchthaus oder ins Gefängnis geratenen Personen.

An Leib und Seele gesunde Menschen, welche wegen einer unbedachten oder in Not ausgeführten Tat halber ins Zuchthaus kommen, kommen gebrochen an Körper und Geist meist heraus und anstatt daß man ihnen die Wege draußen im Kampf ums Dasein durch entsprechende Vorbereitung und angemessene Einrichtungen ebnete, verlegt man sie ihnen.

Joseffische Fürsorge um das Seelenheil erzieht Heuchler, die dann draußen als Verdorbene erscheinen und schlechte Einrichtungen bezüglich der Beschäftigung und Verpflegung macht aus Gesunden Kranke, Sieche, Gebrochene, die nur den Weg des Lasters wandeln oder der Armenpflege verfallen können.

Ein ungeheures Gebiet der Besserungen, die notwendig erscheinen, die dringend nothun, rollt Leuß uns auf und es ist wünschenswert, daß Tausende sein Buch lesen, um mit Hand anlegen zu können, an der Aufrichtung einer besseren Strafrechtspflege, einer besseren Strafanstaltseinrichtung und einem besseren Strafvollzug.

Nach Leuß' Beobachtung stehen die Zuchthäusler über dem Durchschnitt in der Moral über die draußen und wir müssen uns stets vor Augen halten, daß wir nicht nur in den dem Strafrichter Verfallenen auch Menschenbrüder hochzuhalten haben, sondern vielfach bessere, gute Menschen, die nur einmal strauchelten.

Literarische Anzeigen.

363. Meisterbilder fürs deutsche Haus, herausgegeben vom Kunstwart, XV. Folge, Blatt 85—90. Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Preis jedes Blattes 25 Pfg.

Von der neuen Folge der „Meisterbilder fürs deutsche Haus“, die soeben vom Kunstwart herausgegeben worden ist, schreibt uns der Verlag: Wie von den angesehensten Organen wiederholt unsere Bestrebungen gewürdigt und unsere Unternehmungen ungemein warm empfohlen werden, beweisen die Ausführungen der Pädagog. Zeitung, Berlin, welche u. a. schreibt: Trotz der mehrfachen Versuche, den

„Meisterbildern fürs deutsche Haus“ Konkurrenz zu machen, erfreuen sich diese einer stets wachsenden Beliebtheit. Hierzu trägt die gute Auswahl und vorzügliche Ausführung ebensobiel bei, wie die kurzen, gebiengen Begleitworte, die der Kunstwart den einzelnen Bildern mit auf den Weg gibt. Sind die Bilder, wie von allen Seiten gerühmt wird, imstande, „wirklichen Geschmack im Hause zu verbreiten“, so ist es der Text, der auf richtiges Kunstverständnis hinarbeitet.

Die XV. Folge enthält Blatt 85. Millet, Kuh bei der Tränke. 86. Hobbema, Haarlemer Holz. 87. Holbein d. Ältere, Die Heiligen Barbara und Elisabeth. 88. Moretto, Die heilige Justina. 89. Dürer, Apokalyptische Reiter. 90. Teniers, Versuchung des heiligen Antonius.

Es gibt wenige buchhändlerische Unternehmungen, die so warmerherzige Empfehlung verdienen, wie diese „Meisterbilder“, die, um ein oft mißbräuchlich angewandtes Wort einmal mit voller Berechtigung zu gebrauchen: in keinem deutschen Hause fehlen sollten.

364. Weltgeschichte des Krieges. Ein kulturgeschichtliches Volksbuch von Leo Frobenius unter Mitwirkung von Oberstlieutenant a. D. H. Frobenius und Korvettenkapitän a. D. E. K o h l h a u e r. I. Buch: Urgeschichte des Krieges. II. Buch: Geschichte der Landkriege. III. Buch: Geschichte der Seekriege. Mit etwa 800 Illustrationen. Vollständig in 25 Lieferungen zu je 60 Pfg. Verlag von Gebrüder Jänecke in Hannover.

Die uns neu zugegangenen Lieferungen dieses weltgeschichtlichen Werkes enthalten die ersten Kapitel des zweiten Buches „Geschichte der Landkriege“, und führen uns in den Beginn der historischen Zeit, in die Periode des Kampfes der ackerbauenden Völker gegen die Nomaden oder Halbnomaden, aus dem die ersten Kulturvölker hervorgehen. Von den alten Ägyptern, die zuerst ein geordnetes Kriegswesen aufzuweisen haben, schreitet die Darstellung über die Babylonier, Assyrer, Meder und Perser zu den griechischen Hellenen und zu dem makedonischen Reich Alexanders des Großen, dessen Schwert die griechische Kultur über die Erde verbreitet. Die Römer erscheinen als Nachfolger der Machtstellung, die das Griechenland zu tragen sich schließlich außer Stande zeigte. Ein neues Weltreich entsteht aus dem Kampfe von Rom und Karthago, das „Imperium romanum“, welches seine Größe der organischen Verbindung der militärischen Pflichten der Bürger mit den sozialen Rechten und der den Verhältnissen sich geschickt anpassenden steten Entwicklung des Heereswesens verdankte. Aus Aufgang und Niedergang der antiken Völker durch Sieg und Unterwerfung erkennen wir in der fesselnden Darstellung des Oberstlieutenant Frobenius klar und deutlich den Krieg als einen der wichtigsten Kulturmomente. Wir sehen, wie der Krieg trotz allen vergossenen Blutes und aller vernichteten Kulturzeugnisse, die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechtes mächtig fördert. Die das Altertum behandelnden Kapitel sind besonders reich und interessant illustriert. Neben Abbildungen der ältesten Streitwagen finden wir treue Wiedergaben der Ausrüstung und Bewaffnung der Krieger aller Völker von der alten Zeit, bis zu dem, einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichenden

römischen Militärwesen. Besonders anziehende und interessante Illustrationen sind die Skulpturen von Kämpfen der Assyrer, die griechischen Vasenbilder und die römischen Reliefs von der Markusssäule, aus deren wunderbar klarer Wiedergabe die Tracht und Bewaffnung der Regions-Soldaten bis auf die kleinsten Einzelheiten zu erkennen ist. Die Schlachtordnung und taktische Gliederung werden durch Pläne genau und instruktiv gezeigt. Ein besonderes und ebenfalls reich illustriertes Kapitel ist dem Festungskrieg und Geschützwesen im Altertum gewidmet. Wir können wohl bald über den Abschluß dieser Geschichte berichten.

365. Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Von Nagl und Zeidler. 23. Lieferung. K. u. k. Hofbuchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme, Wien.

Die letzte Lieferung dieses grundlegenden Werkes befaßt sich im ersten von W. Nagl verfaßten Teil mit der deutschen Volksdichtung Westungarns. Die Hünenzen, die Hühnerkrämer, welche wir auch auf den Wiener Märkten kennen lernen, werden als ein Volksstamm mit eigenartig entwickelter Dichtung geschildert. Aller Zauberglaube und zahlreiche Märchen leben bei ihnen noch. Volksschauspiele waren dort seit alter Zeit beliebt. Im dritten Abschnitt behandelt Schulrat Wagner das Zeitalter der josephinischen Aufklärung. Zusammenfassend werden Gewinn und Verlust abgewogen, die der Josefianismus gebracht hat und gezeigt, daß neben dem vielen Licht auch tiefer Schatten ist. Wohl wurden konfessionelle und Standesschränken niedergerissen, sehr zahlreiche wertvolle Kunstschätze der Klöster wurden auch um einen Pappenstein verkauft und gingen verloren. Interessant ist, wie die Barock- und Rokokokunst ihren Einfluß auch auf die Poesie geltend macht und sie durchtränkt. Wie aber diese gewaltsame Kunst in Oesterreich sich verjüngt durch den volkstümlichen Einschlag, den sie erhält und der alle Fesseln sprengt, die sie den volkstümlichen Ueberlieferungen anlegen will.

Wir lernen die Anfänge der Volks- und Jugendliteratur des josephinischen Zeitalters kennen, welche direkt mit schulmäßigen Absichten betrieben wurde. Oft hat man damals das Päppische und Tappische mit dem Kindlichen verwechselt und so mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Im Rest des Heftes kommt der zweite Herausgeber des Werkes Prof. J. Zeidler zu Wort mit der josephinischen Publizistik. Nach kurzer Einleitung wendet er sich sofort dem „Mann ohne Vorurteil“ und seinem Herausgeber Sonnenfels zu. Diesen Teil werden wir bei Gelegenheit der nächsten Lieferung, die den größeren Teil dieses Kapitels behandeln wird, besprechen.

366. Alt- und Neu-Wien. Geschichte der österreichischen Kaiserstadt und ihrer Umgebungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite, vollkommen neu bearbeitete Auflage von Karl Eduard Schimmer. Mit über 500 Abbildungen. Das reich illustrierte Werk erscheint in 30 Lieferungen zu 60 h = 50 Pfg., wovon bisher 15 ausgegeben, oder in 2 Bänden à K 9 = M. 7.50. (A. Hartlebens Verlag in Wien.)

Die zuletzt erschienenen Lieferungen 11 bis 15 dieses Wertes schließen sich in Anlage und Ausführung den vorausgehenden an; besonders ist dies auch in Bezug auf die schöne, vielseitige illustrative Ausschmückung der Fall. Der Text der Hefte 11 bis 15 reicht vom Ausgang des Mittelalters bis zum Ende des großen deutschen Religionskrieges — einen Zeitraum von 150 Jahren umfassend, voll wichtiger Ereignisse, die Wien direkt oder indirekt berührten. Die Einwirkungen des Humanismus auf das gelehrte Leben Wiens — der Uebergang der Herrschaft auf die spanische Linie der Habsburger mit der folgenden Beugung der ständischen Macht und fast gänzlicher Beseitigung der städtischen Selbstverwaltung — die erste türkische Invasion im Jahre 1529 — besonders aber die religiösen Wirren von den Vorläufern der Reformation bis zu deren fast vollständigem Sieg in Wien und der gewalttätigen Gegenreformation — all diese Perioden runden sich im Rahmen der Gesamtgeschichte Wiens zu selbständigen Bildern ab.

367. Romane und Novellen. Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen zu je 40 Pfg. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.

Von der wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyses Romanen liegen die Lieferungen 34—42 vor. Sie enthalten den Schluß des sechsten und den Anfang des siebenten (vorletzten) Bandes dieser schönen neuen Ausgabe und führen den großen Roman „Merlin“ weiter. In diesem Roman werden die tragischen Schicksale eines talentvollen Schriftstellers geschildert, der für Schönheit und Menschenadel kämpft, aber trotz Begehung und großen Fleißes nicht durchzubringen vermag und schließlich im Frennhaupe endet. Es gewährt viel Genuß, sich in die geistvollen Ausführungen über Kunst, Literatur und Welt, die in den Roman eingeflochten sind, zu versenken. Heyse hat in diesem Roman sein künstlerisches Glaubensbekenntnis niedergelegt.

368. Ackermann. Von Felix Holländer und Lothar Schmidt. Tragikomödie in drei Akten. Berlin. S. Fischer. 1903. 135 S. Mt. 1.50.

Das Stück ist wohl mehr ein Charaktergemälde als eine Tragikomödie. Tragikomisch ist vielleicht die Tatsache, daß ein alter, geiziger Mann ein junges Weib heimführt und dann des Kindes wegen, das aber, wie sich herausstellt, gar nicht sein Kind ist, gänzlich unterm Pantoffel steht. Auf die Schilderung des alten Mannes, Ackermanns, haben die Dichter viel Mühe verwendet. Diese Gestalt bietet auf der Bühne für einen guten Schauspieler eine äußerst dankbare Aufgabe, wie übrigens auch die übrigen Personen des Stückes gut gezeichnet sind.

369. Marokko. Eine politisch-wirtschaftliche Studie. Von Dr. jur. et phil. Paul Mohr. Berlin. F. Siemenroth. 1902. 62 S. Mt. 1.40.

Diese gute Schrift weist auf die Wichtigkeit Marokkos in der Zukunft hin und bespricht die Möglichkeit, dieses entwicklungsreiche

Land in die Einflußsphäre Deutschlands zu ziehen. Bei aller Knappheit ist das Büchlein sehr instruktiv.

370. Sebastian Roch. Sittenroman. Von Octave Mirbeau. Einzig berechnete Uebersetzung aus dem Französischen von Franz Hofen. 4. Tausend. Wiener Verlag. 1902. 378 S.

371. Bauernmoral. Von Octave Mirbeau. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Wiener Verlag. 1902. 137 S.

Zwei bedeutende Bücher des berühmten französischen Romanciers. Der Roman ist eine wirksame antiklerikale Streitschrift schärfster Art. Im zweiten Buche finden wir einige kraß-realistische Skizzen, in denen die moralischen Ansichten französischer Bauern gewisser Gegenden geschildert werden. Ein entsetzliches Bild, das aber kaum übertrieben schwarz malt, breitet sich vor uns aus.

372. Gemeinverständliche nationalökonomische Vorträge. Geschichtliche und letzte eigene Forschungen. Von Dr. Wilhelm Neurath, weil. Professor der Nationalökonomie an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien. Herausgegeben von Professor Dr. Edmund D. von Lippmann in Halle a. S. Braunschweig. F. Vieweg & Sohn. 1902. VI, 309 S. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.50.

W. Neurath war ein nicht unbedeutender nationalökonomischer Schriftsteller. Es war daher sehr am Plage, daß jene seiner Schriften, die er bei seinem Tode unveröffentlicht hinterlassen hat, der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurden. Es sind dies größtenteils Vorträge, die er bei verschiedenen Gelegenheiten in Wien gehalten hat. Eingeleitet wird der vorliegende Band durch die Gedenkrede, von dem Nachfolger Neuraths auf dem Lehrstuhle, Professor Dr. H. R. v. Schullern zu Schrattenhofen, gehalten. Dann folgen: 1. Die volkswirtschaftliche Sittenlehre im Jugendunterrichte. 2. Der Sozialphilosoph Franz Quesnay, der Begründer des physisokratischen Systems. 3. Turgot als physisokratischer Staatsmann. 4. Adam Smith im Lichte heutiger Staats- und Sozialauffassung. 5. Eigentum und Gerechtigkeit. 6. Das Recht auf Arbeit. 7. Das Sittliche in der Volkswirtschaft. 8. Moral und Politik. 9. Die wahren Ursachen der Ueberproduktionskrisen sowie der Erwerbs- und Arbeitslosigkeit. 10. Das Sinken des Zinsfußes, sozialökonomisch gewürdigt. 11. Die Wirtschaftskrisen und das Kartellwesen. 12. Das Hauptproblem der modernen Volkswirtschaft. Diese Vorträge sind sorgfältig gearbeitet und bilden eine anmutende Lektüre, die auch für den nicht strengen Fachmann berechnet ist.

373. Reclam Universal-Bibliothek. Von den letzt erschienenen Nummern sind hervorzuheben: Kapitän Satan oder Abenteuer des Cyrano de Bergerac. Von Louis Gallet. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Henriette Débidé. 464 S. (96 h.) — Die alte Schachtel. Wiener Postle mit Gesang in fünf Aufzügen von D. F. Berg. Erneuert von Viktor Lann-Bergler. 71 S. (24 h.) — Demosthenes Rede über die Chersonesfrage und Rede gegen Leptines. Deutsch von Friedrich Spiro. 99 S. (24 h.) — 100.000 Taler. Postle mit

Gesang in drei Abteilungen von D. Kalisch. 91 S. (24 h.) — Dichter-Biographien. 9. Bd. Franz Grillparzer. Von Dr. Albert Zipper. Mit Grillparzers Bildnis. 104 S. (24 h.) — Das Märchen vom Glück. Eine Dorfgeschichte von Marya Kobziemicz. Aus dem Polnischen übersetzt von Albert Weiß. 100 S. (24 h.) — Der falsche Waldemar. Vaterländischer Roman von Willibald Alexis (W. Häring). 1. Bd. 376 S. (72 h), 2. Bd. 357 S. (72 h.) — Deutsches Sprichwörterbuch. Herausgegeben von Dr. Franz Tezner, 574 S. (1 K 20 h.) — Die Erbin von Helmstedt. Roman von Wilhelm Jensen. 2 A., 277 S. (72 h.) — Einer von unsere Leut'. Pöffe mit Gesang in 3 Aufzügen und 8 Bildern nach D. F. Berg für die norddeutsche Bühne bearbeitet von D. Kalisch. 85 S. (24 h.) — Der Bär. Groteske in einem Aufzug. Ein Heiratsantrag. Scherz in einem Aufzug. Von Anton Tschekow. Aus dem Russischen übertragen von Luise Flachs-Fotischeanu. 40 S. (24 h.) — Schulreden. Von Johann Gottfried Herder. Herausgegeben von Hermann Michaelis. 216 S. (48 h.) — Tristan und Isolde. Höfisches Epos von Gottfried von Straßburg. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Karl Bannier. 2. Bd. (1 K 44 h.) — Der Sieg des Schwachen. Erzählung aus dem Nies von Melchior Meyr. 152 S. (24 h.) — Der König. Drama in 4 Aufzügen mit Vorspiel, Zwischenvorspiel und Nachspiel von Björnsterne Björnson. Nach der ursprünglichen Fassung übersetzt vom Emma Klingensfeld. 114 S. (24 h.) — Novellen von Leonid Andrejew. Aus dem Russischen von Alexis Krusenstjerna. 107 S. (24 h.) — Aus den Lehr- und Flegeljahren eines alten Schauspielers. Von Hermann Schöne. Mit drei Bildnissen des Verfassers und einem biographischen Vorwort von Hugo Thimig. 143 S. (48 h.) — Gedichte von A. A. Fetj. Autorisierte Verdeutschung im Vermaß des russischen Originals von Friedrich Fiedler. Mit des Dichters Bildnis. 96 S. (24 h.) — Herrn Mahlhubers Abenteuer. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. 127 S. (24 h.) — Ghetto. Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Heijermans. Aus dem Holländischen übersetzt von Paul Raché. 72 S. (24 h.) — Serbische Erzählungen von Lazar R. Lazarewitsch. Uebersetzt von Josef Beckmann. 109 S. (24 h.)

374. Soziales Strafrecht. Ein Prolog zur Strafrechtsreform. Von Friß Auer. München. C. H. Beck. 1903, 35 S.

Die kleine Schrift hat zum Motto folgende Verse Goethes:

In stillen Winkeln liegt der Druck des Glucks,
Der Schmerzen auf so vielen Menschen;
Verworfen scheinen sie, weil sie das Glück verwarf.

Mit diesen Worten kennzeichnet der Verfasser deutlich genug seinen eigenen Standpunkt. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen erörtert er einige besonders bringende Reformwünsche bezüglich der

Qualifizierung der Verbrechensarten und bezüglich der Strafen und des Strafvollzuges. Das Büchlein ist wie die behandelten Gegenstände von großer Aktualität.

375. Kunst und Proletariat. Von Hugo v. d. Palten. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1901. 32 S. Mk. 1.

Der Verfasser erörtert in verständiger Weise die Möglichkeiten einer neuen Kunstblüte und macht sie abhängig von der wirtschaftlichen Hebung der weiten Volkskreise. Ohne gerade übermäßig tief zu sein, gibt das Buch doch manche gute Aufschlüsse und Hinweise.

376. Männliches und weibliches Denken. Ein Beitrag zur Frauen- und Erziehungsfrage. Von Dr. med. Kluge, Direktor der Brandenburgischen Provinzialanstalt für Epileptische zu Potsdam. Halle a. S. E. Marhold. 1902. 35 S. Mk. 1.

Der Unterschied der Muskelanlage bedingt eine verschiedene Veranlagung des Denkens bei Mann und Weib. Dieses denkt meist in Situationsbildern, jener erwägend, abmessend, mathematisch. Der Mann geht auf die Persönlichkeit, das Weib aufs Persönliche. Diese Grundgedanken spinnt der Verfasser weiter. Sie sind sehr anregend und geben zum Nachdenken Anlaß. Vieles leuchtet auch ein, obwohl schärfer hervorzuheben gewesen wäre, daß die Uebergänge zwischen männlichem und weiblichem Denken, wenn wir selbst dem Verfasser in der Grundauffassung völlig Recht geben wollten, doch so fließend sind, daß zum Schlusse alle solchen Erörterungen mehr theoretischen als praktischen Wert haben. Der Verfasser will aber auf das tätige Leben einwirken. Auf Seite 27 und 28 findet er es nötig, „die verlogenen Theorien der sozialdemokratischen Partei“ anzunageln. Aus diesen wenigen Sätzen erhellt eine komplette Unkenntnis dieser Theorien. Das gebildete, ja das akademisch gebildete Bürgertum Deutschlands ist in Sachen sozialer Theorien und sozialistischer Bestrebungen von einer Unwissenheit, die rührend wäre, wenn sie nicht so traurig wäre.

377. Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. Von Friedrich Paulsen. Braunschweig. F. Vieweg und Sohn. 1901. 34 S. 80 Pf.

Es handelt sich bei der Frage der Mittelschulreform auch vielfach um die Frage der Berechtigung zum Eintritt in die Universität. Soll solchen, die eine lateinlose Mittelschule absolviert haben, die Aufnahme auf der Universität gewährt werden oder nicht? Diese vielfach ventilirte Frage steht im Mittelpunkt der Ausführungen des Verfassers, der, wie wenige, in Schulfragen Sachkunde hat. Aber neben dieser Hauptfrage streift er eine Menge anderer aktueller Schulreformfragen, so daß die kleine Schrift mehr hält als der Titel verspricht.

378. Graf Bülow's Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik. Mit Erlaubnis des Reichskanzlers gesammelt und herausgegeben von Johannes Prenzler. Mit dem Bilde des Reichskanzlers und einem ausführlichen Namen- und Sachregister. Leipzig. Otto Wigand. 1903. X, 523 S. Mk. 10.

Die Sammlung umfaßt die Zeit vom November 1897 bis 25. Jänner 1903. Schon als diese Reden gehalten wurden, haben sie vielfach in mehr als gewöhnlicher Weise das öffentliche Interesse erregt, so daß deren Herausgabe wohl gerechtfertigt war. Der Herausgeber hat seine Aufgabe darin gesehen, objektive, sachliche, kurze Einleitungen zu geben und ein Register beizugeben, das 96 Seiten umfaßt und die Benützbarkeit des Buches natürlich sehr erleichtert. Die Ausstattung ist schön.

379. Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke. Von Adolf Hausrath. Leipzig. S. Hirzel. 1901. 146 S. Mk. 2.80. (Alte Bekannte. Gedächtnisblätter von Adolf Hausrath. II.)

Mit liebevoller Gesinnung schreibt der Freund dem Freunde hier einen warmherzigen, lebendigen Nachruf. Die Persönlichkeit des großen Stilisten ist viel gehaßt und viel geliebt worden. Prof. Hausrath, ihm durch langjährige Freundschaft verbunden, will hier nicht eine Biographie des bedeutenden Historikers schreiben, es sind wirklich zwanglose Gedächtnisblätter, die er uns darbietet. Und vielleicht ist es gerade diese Form, die das Büchlein so sympathisch und so angenehm zu lesen macht. Der Freund ist aber bei all seiner Liebe nicht blind gegen die Fehler des leidenschaftlichen Mannes. Nicht Apologet will er sein. Das Büchlein ist mehr als eine Enunziation des Tages, es hat dauernden Wert.

380. Böse Mächte. Roman von Jonas Lie. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mathilde Mann. München. A. Langen. 1901. 202 S.

Dieser Roman gehört zu den feinsten Erzeugungen der dänischen schönen Literatur. Er leuchtet in die tiefsten Tiefen der menschlichen Seele und zeigt ihre Abgründe mit erschreckender Deutlichkeit.

381. Auf Storbøve. Drama. Von Bjørnstjerne Bjørnson. München. A. Langen. 1903. 179 S.

Ein Laboremus-Drama, wie der Dichter selbst sagt. Damit soll gesagt sein, daß auch dieses Drama die Schattenseite der impulsiven weiblichen Natur zeigt. Hoffentlich sehen wir es noch auf der Bühne.

382. König Laurin. Tragödie in fünf Akten. Von Ernst von Wildenbruch. Berlin. G. Grote. 1902. 233 S.

Wildenbruch wird viel verspottet. Aber es liegt in ihm doch eine starke dichterische, zumal dramatische Kraft, die dieses „germanische“ Drama auch wieder aufweist. Es gibt kraftvolle Gestalten, kunstvolle Komposition und lebendige Szenenführung, Dinge, um die mancher „Moderne“ diesen „Epigonen“ beneiden mag.

383. Neue Rätsel für Groß und Klein. Von Leo Ziegler (C. Leo). Heidelberg. C. Winter. 1902. 96 S. Mk. 1.20.

Das Buch gibt 180 Rätsel in Reimen, deren Verse oft sehr schön sind. Es ist wirklich für Groß und Klein empfehlenswert und dient zur angenehmen und sinnvollen Unterhaltung. Ohne zu schwer zu sein, geben diese Rätsel doch zu denken und sind meist geschmackvoll, oft geistreich, fast immer treffend.

384. Geben und Nehmen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Martin Langan. München. A. Langan. 230 S.

Ein Tendenzdrama, welches das Verhältnis von Unternehmern und Arbeitern zum Gegenstand hat. Es ist mit Geschick und Verständnis gemacht und verdiente wohl aufgeführt zu werden.

385. Die Hochzeit der Esther Franzentus. Roman von Toni Schwabe. München, A. Langan, 1902. 194 S.

Das ist ein feines Buch voll heimlicher Schönheiten! Vielleicht ist in ihm auch etwas Müdes und Dekabentes, aber es ergreift durch sein tiefes Erfassen der menschlichen Psyche, und durch die weiche Stimmung des Ganzen. Diese Kunst der zartesten Abtönung ist in Deutschland so überaus selten, daß man fast glaubt, eine Uebersetzung, etwa aus dem Dänischen, vor sich zu haben. Es ist nur für Seelen, die vieles und schmerzliches erlebt haben, ganz verständlich, aber diese empfinden es wie die Berührung einer linden sanften Hand.

386. Frauentrost. Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. Zweiter unveränderter Abdruck. München. C. F. Beck. 128 S. Mk. 1.80.

Kleinere Gedankenfolgen über das Verhältnis der Geschlechter, über die Frauenfrage und über die Frauen überhaupt werden hier dargeboten. Es sind kluge Gedanken, Anknüpfungen für selbständiges Weiterdenken, ebenso Ergebnisse wie Anregungen. Das Buch gehört also zu den guten Büchern.

387. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. Felix Auerbach. Mit 79 Figuren im Text. Leipzig. B. G. Teubner. 1902. 156 S. (Aus Natur- und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 40 Bändchen.)

Ein vortrefflicher Fachmann hat hier auf kleinem Raume eine sehr gute Einführung in die Naturlehre geschrieben. Bei aller Gedrängtheit ist alles Notwendige gesagt, klar und verständlich. Zur Verdeutlichung sind, wo es notwendig ist, Zeichnungen beigegeben. Das verdienstvolle Unternehmen, das die Verlagsbuchhandlung Teubner mit der „Sammlung“ ins Leben gesetzt hat, hat durch dieses gute Büchlein eine schöne Bereicherung erfahren.

388. Arno Holz und die jüngstdeutsche Bewegung. Von Dr. Karl Hans Strobl. Berlin. Gose & Tetzlaff. 1902. 36 S. Pfg. 50.

Eine, wie uns dünkt, etwas allzu enthusiastische Würdigung eines Dichters, dessen „Buch der Zeit“ eine wirklich nicht kleine Bedeutung hatte. Doch geht Strobl in der Entwicklung Holzers mit ihm durch Dick und Dünn. Da kann nicht jeder mit.

389. Heinrich Keck. Deutsche Heldensagen. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage von Dr. Bruno Bussé. Erster Band: Gudrun- und Nibelungensage. Mit 7 Originallithographien von Robert Engels. Leipzig. B. G. Teubner. 1903. VIII. 306 S. Ganzleinen, geb. Mk. 3.

In einfacher schlichter Sprache werden die ewig alten und ewig jungen Geschichten hier wiedererzählt. Originelle Illustrationen (nicht

in zu großer Zahl) sind beigegeben. Der Preis ist für den Umfang und Ausstattung des Buches sehr gering.

390. Grundlagen der wissenschaftlichen Philosophie.

Von Hans von Gumpenberg. München. Georg D. W. Callwey. 1903. 56 S. Mf. 1·20.

Der bekannte Schriftsteller bricht hier eine Lanze für die wissenschaftliche Verechtigung der metaphysischen Spekulation, welche letztere allein den Namen „Philosophie“ verdiene und neben, ja über den Erfahrungswissenschaften selbständige Geltung besitze. Im Gegensatz zu der vorzugsweise nur historischen und auf kritische Stellungnahme verzichtenden Behandlung dieses Wissensgebietes an den Universitäten sucht er einwandfreie Grundlagen für eine allgemein gültige, wissenschaftliche Philosophie zu bieten. Die Schrift dürfte nicht nur die Gelehrten vom Fache, sondern, bei ihrer gemeinverständlichen Darstellungsweise, auch alle jene weiteren Kreise interessieren, welche an dem Ringen der Gegenwart nach einer klaren und widerspruchsfreien Weltanschauung teilnehmen.

391. Die Frau als Gehilfin bei sozialen Zeitaufgaben.

Vortrag auf dem XIII. Evangelisch-sozialen Kongreß in Dortmund am 23. Mai 1902, gehalten von Marie Martin, Oberlehrerin am königl. Lehrerinnenseminar Burgsteinfurt. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1902. 24 S. 50 Pf.

Ein warmherziges und zugleich ernstverständiges Plaidoyer für die Frau als gleichberechtigte Genossin. Wertvoll besonders dadurch, daß hier eine Frau spricht, die in Hingabe an ihren Beruf eine starke und bewußte Persönlichkeit geworden ist.

392. Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung. Von Paul Herrmann. Mit 11 Abbildungen im Text. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1898. VIII, 545 S. Mf. 8, geb. Mf. 9·20.

Obwohl durchaus auf streng wissenschaftlichen Studien fußend, will der Verfasser mit diesem Werke in erster Linie ein lesbares, gemeinverständliches, von Verweisungen und Zitationen freies Buch geben, dessen Text nicht durch gelehrte Anmerkungen gleichsam erdrückt wird. Sodann ist ihm daran gelegen, eine Darstellung der deutschen Mythologie zu geben, ohne auf die Analogien der nordischen Mythologie einzugehen. Es ist also der erste Versuch, ein Buch von den übersinnlichen Vorstellungen der festländischen Germanen zu schreiben, ohne Rücksicht auf die deutsche Mythologie der Nordgermanen. Die einen Hauptteile des Inhaltsverzeichnisses (der Seelenglaube, Naturverehrung, der Kultus, Vorstellungen vom Anfang und Ende der Welt) sind in eine Reihe von Unterabteilungen zerlegt, außerdem erleichtert ein sorgfältig gearbeitetes Register den Gebrauch des Buches auch als eines Nachschlagewerkes. Hauptsächlich aber will es ein Lesebuch sein und es darf als solches empfohlen werden.

393. Le mariage chez tous les peuples par Henri d'Almeras. Avec 15 figures dans le texte. Dessins de Collombard. Paris. Schleicher frères & Cie. 1903. 200 S. Frks. 3·50.

Die unzähligen Formen der Ehe entwickeln sich im Rahmen von vier Abschnitten: Die Herrschaft der Wilden, wo die Frau eine Beute ist, dem Manne unterworfen, der sie ebenso durch Furcht als durch Liebe erobert hat; das System der Barbaren, wo die Frau eine Ware ist, schon beschützt durch das Gesetz als das kostbarste aller Besitztümer; das hierarchische Regime, wo der Gatte die Autorität eines Vaters besitzt, aber auch zärtliche und aufmerksame Neigung haben soll; endlich die bürgerliche Herrschaft, wo die Ehe ein legaler Akt wird, in welchem die Frau mehr Schutz, mehr Freiheit als in allen vorhergehenden Perioden findet. Diese Formen stellten sich aber nicht, wie man vermuten könnte, allmählich ein, sondern öfters gleichzeitig. Sie sind begründet in der Verachtung der Frauen, von der uns beinahe in allen alten Religionen erzählt wird. Man kann begreifen, daß jedes Volk sich für die Ehe einsetzt, schon wegen der sie umgebenden Zeremonien. Die Schilderung der Ausübung dieser beinahe immer poetischen Zeremonien wird vom Autor in ungemein vollständiger Weise dargestellt und sein Buch hat dadurch ein großes Interesse. Er läßt es sich aber nicht genügen, nur die äußeren Formen der Ehe zu prüfen, sondern er ist auch bestrebt, zu beweisen, in welchem Sinne und in welchem Maße sich endlich die drohende Ausdehnung des Zölibats, der Kultur des Geldes, die „außerordentliche“ Emanzipation der Frauen, der Ehebruch und die Ehescheidungen, ihr Einfluß auf Leben und Sitten geltend machen. Dieser zweite Teil der Arbeit wird zahllosen Widersachern begegnen. Mit einem Wort, das Buch ist lehrreich und interessant, die Lektüre desselben wird Vergnügen und Nutzen bringen.

394. Die Stoa. Von Paul Barth. Stuttgart. Fr. Frommann (E. Hauff). 1903. 191 S.

„Eine Darstellung der Stoa ist keine ganz einfache Aufgabe. Denn erstens haben wir von der alten und der mittleren Stoa keine Schriften, sondern sind auf Fragmente und auf Berichte angewiesen, welche letzteren dazu nicht immer miteinander übereinstimmen, teils wegen des Schwankens der stoischen Terminologie, teils wegen der Ungenauigkeit der Berichterstatter. Zweitens handelt es sich hier um ein halbes Jahrtausend geistiger Entwicklung, während dessen nicht alles gleich geblieben ist. Dennoch gibt es im Stoizismus feststehende Züge genug, die ich mich bemüht habe, zu einem richtigen Bilde zu sammeln. Die wichtigeren neuen Forschungen über die Stoa glaube ich nach Gebühr berücksichtigt zu haben. Doch beruht meine Darstellung auf den Quellen, also den Schriften, den Fragmenten und den Berichten. Ich meinte sie überall anführen zu müssen, da so sehr vieles streitig ist, also der Begründung bedarf. Trotzdem, hoffe ich, ist das Buch lesbar geblieben. Die griechischen Kunstausdrücke habe ich nach Möglichkeit beschränkt und überall übersetzt, damit sie für den des Griechischen unkundigen Leser nicht störend werden. Den letzten Abschnitt „Die Nachwirkung der Stoa im Christentum und in der neueren Philosophie“ hätte ich gern ausführlicher gestaltet, aber dann den mir gegebenen Raum weit überschreiten müssen.“ Mit diesen Worten leitet der bekannte Verfasser sein exaktes Buch ein. Er teilt den Stoff in sechs Teile:

I. Der geschichtliche Hintergrund der Stoa. II. Die äußere Geschichte der Stoa. III. Die Lehre. IV. Das Verhältnis der Stoa zu anderen Schulen. V. Das Verhältnis der Stoa zur positiven Wissenschaft. VI. Die Nachwirkung der Stoa im Christentum und in der neueren Philosophie.

395. Zur Grundlegung der Psychologie des Urteils.

Von Dr. Ernst Schrader. Leipzig. J. A. Barth. 1903. 98 S. Mk. 3.

Die psychologischen Untersuchungen des Verfassers über das Urteil, denen er schon in seiner Inaugural-Dissertation „Beiträge zur Psychologie des Urteils“, Halle 1890, und in der Schrift „Die bewusste Beziehung zwischen Vorstellungen“, Leipzig 1893, Ausdruck gegeben hat, sollen in der vorliegenden Arbeit „Zur Grundlegung der Psychologie des Urteils“ und in einer später folgenden „Analyse des Urteils“ fortgesetzt werden. Beide Schriften sollen unabhängig von einander verständlich sein. Die „Grundlegung“ gibt nach kurzen einleitenden Bemerkungen, welche u. a. den Unterschied von sprachlichen und nicht-sprachlichen Urteilen behandeln, Beiträge zur Theorie der inneren Wahrnehmung, der ja die Untersuchung des Urteils ihr wichtigstes Material verdankt, und zählt dann einige Gesichtspunkte auf, die bei der Erklärung dieses Materials gerade für unsere Zwecke in Betracht kommen. Dann wird dasjenige Prinzip aufgesucht, welches zur Erklärung des Urteils verwendet werden muß außer den, für die Bildung der Wahrnehmungen, und den, für die Reproduktion der Vorstellungen, geltigen Gesetzen. Es wird gefunden in der „negativen Beziehung zwischen Vorstellungen“. Dann wird gezeigt, wie dieses Prinzip zur Erklärung des Urteils verwendet werden kann. Die „Analyse des Urteils“ bestimmt zunächst die Stelle, welche der „negativen Beziehung“ in unserem Gedankenleben zukommt. Sie erscheint als die einfachste Form des „kritischen Denkens“, speziell der „kritischen Berichtigung“. Dann wird die „psychische Aktivität“, die Annahme einer besonderen Verarbeitung des Vorstellungsmaterials als Prinzip für die Erklärung des Urteils abgewiesen. Ferner wird die Theorie der Substitution im Anschlusse an H. Taines Darlegungen entwickelt. Schließlich folgt die Erklärung des Urteils und seiner einzelnen Teile auf Grund der Assoziationsgesetze, der Substitution, die insbesondere den sprachlichen Ausdruck verständlich machen soll, und der „negativen Beziehung zwischen Vorstellungen“.

396. Die Starken. Schauspiel in vier Aufzügen von Karl Hans Strobl. Leipzig. H. Seemanns Nachf. 1903. 79 S. Mk. 2.

397. Karl Hans Strobl, Die Weltanschauung der Moderne. Leipzig. H. Seemanns Nachf. 1902. 50 S. Mk. 1.

398. Karl Hans Strobl, Der Buddhismus und die neue Kunst. Leipzig. H. Seemanns Nachf. 1902. 53 S. Mk. 1.

Das Drama ist wohl im ganzen nicht sehr gelungen. Es hat eine gewaltsame, ziemlich äußerliche Charakteristik. Dennoch beweist es, daß der Verfasser nicht ohne dramatisches Talent ist. Die beiden Abhandlungen verdienen Beachtung. Sie geben wirklich tiefere Perspektiven und weisen mit Nachdruck auf Punkte hin, die nicht im Flusse der landläufigen Diskussion liegen.

Der Dualismus.

Eine politische Skizze von Rudolf Springer (Wien).

(Schluß.)

III. Die politischen Faktoren des Dualismus.

Dreieinhalb hundert Jahre (1526—1867) zeugen, wie wir gesehen, gegen dreißig Jahre (1867—1897): Trotz mancher Rückschläge schlossen sich die Bande zwischen Ungarn und den übrigen Ländern Oesterreichs immer enger, um 1851 einer freilich unhistorischen, sinn- und bestandlosen, jedoch sehr realen Einheit Platz zu machen. Aber fünfzehn Jahre nach dieser Inkorporation tritt das Unerwartete, fast Unmögliche ein: Die rechtlose Provinz von gestern — ein haltloses Gebilde — verwandelt sich in den rechtlich unabhängigen Staat von heute — in ein ebenso haltloses Gebilde; die drei letzten Dezennien fallen völlig heraus aus der geschichtlichen Entwicklungslinie, die Kämpfe, die Siege und Niederlagen dreier Jahrhunderte sind vergessen, ausgelöscht, wirkungslos, das Werk der dahingegangenen Geschlechter ist — was die Rechtsform betrifft — zerstört.

Ein so rascher Umschlag kann nicht ursachlos sein, er kann aber auch nicht aus normalen, sondern nur aus außerordentlichen Umständen hervorgegangen sein. Diese gilt es aufzudecken, um das Jahr 1867 zu begreifen, diese Umstände sind zu erklären, und es ist zu prüfen, ob sie vorübergehender oder dauernder Natur sind.

1. Von der Märzrevolution zur Verfassungsisfizierung.

Drei Machtfaktoren oder — wenn man will — drei beherrschende Ideen bewegen im Revolutionsjahre die mitteleuropäische Staatenwelt: der Nationalismus, der Parlamentarismus und der Absolutismus; jeder der drei ist nichts als der politische Ausdruck sehr konkreter, ökonomischer, materieller Interessen breiter Volksschichten, auch der Absolutismus, in welchem man sich unkritischerweise nichts als das Hausmachtinteresse und die Herrschsucht einer Familie vorzustellen angewöhnt hat. In der That aber ist er notwendiges Durchgangsstadium von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft, er ist in der jungbourgeoisen Epoche die Staatsform des Bürgertums schlechtweg, unter deren Schutze es sich von der feudalen Umklammerung löst und aus-

reift, die Staatsform, in der seine Söhne als Bureaukraten dienen und als Fürstendiener herrschen, in der die Bureaucratie den bürgerlichen Bauern zum „Grundbesitzer“ macht und so auf den Boden des bürgerlichen Rechtes und Daseins stellt. Der Absolutismus ist die Jugendliebe der Bourgeoisie, er wird auch ihre Greisenliebe sein; er ist zugleich die „Staatsidee“ des Landvolkes, wie die Ständetafel jene des Landjunkers, wie der Parlamentarismus des Besitz- und Bildungszensus jene des Bürgertums, wie die Demokratie jene des Proletariats. Daß Dynastien Macht und Herrschaft anstreben, ist nichts besonderes, da sie dieses Streben mit jeder Klasse, fast mit jeder Familie teilen — aber wieviel an Macht und Herrschaft sie erreichen und behaupten können, darüber entscheidet die ganze Klassenstruktur eines Landes, welche — so sich sichtbar und meßbar in der Macht und Ohnmacht, in den Zielen und Mitteln der Herrscher ausdrückt.

Nationalismus, Parlamentarismus und Absolutismus ringen also — schlagwortartig ausgebrückt — im Jahre 1848 um den Staat, sie schließen in den Weststaaten ein Kompromiß, das, in Paragraphe gefaßt, den Namen Konstitution trägt und das konstitutionelle Regierungssystem einleitet. Dieses ist daselbst so vieldeutig, als es Klassen zur Mitherrschaft beruft, aber wenigstens national eindeutig: Der Nationalismus ist Band und Rahmen für den Interessensbündel, in welchem sich Adel, Kirche, Industrie und Finanz selbst vertreten, der Kleinbürger und in gewissem Maße das Proletariat von der absolutistisch-bureaucratischen Regierung zu deren eigenem Vorteil vertreten wird. — In Oesterreich aber ist der ersohnte Konstitutionalismus von vornherein national vieldeutig, und daraus entspringen alle Wirrsale unserer inneren Politik von damals bis heute.

Die „Konstitution“ war der Schrei aller entwickelten Völker, und 1848 war der Magyare neben Tschechen und Deutschen der mutige Vorkämpfer derselben, der Magyare aber allein jener, der für dieses Ideal außer dem Mut auch einige Macht in die Waagschale werfen konnte. Auf ihn blickte das Bürgertum Europas mit Stolz, mit Hoffnung, ihn besangen die deutschen Dichter der Revolution. „Nation und Freiheit“ war der Schlachtruf aller, und der Magyare rief nicht nur, er nahm auch die Schlacht an.

Aber dieser Ruf „Nation und Freiheit“ im Mund des Magyaren klang ganz anders im Ohr der ungarischen Slaven und Walachen, im Ohr der Kroaten, er hieß für sie statt nationale und politische Selbstbestimmung „Entnationalisierung und Knechtschaft“. Sie hatten — als Bauern — die Konstitution, die sie brauchten und verstanden, ihren Kaiser, den einen absoluten Herrn, nun sollten sie dafür den Absolutismus eines vielköpfigen fremdsprachigen Parlaments eintauschen! Und sie hatten aus vielhundertjähriger Erfahrung den Instinkt ererbt, daß der Magyare nur als Herr leben will. Da wird der junge Kaiser mit den Dragonern des Jellachich und den Soldaten des Zaren in den Augen der Nationalitäten der Befreier der zweifellosen Mehrheit vor der Herrschsucht der Minderheit. In den inneren Verhältnissen Ungarn-Kroatiens, in seiner nationalen und ökonomischen Struktur lag Ungarns

Fall noch vor dem Einmarsch der Russen besiegelt und nur die absolute Kopflosigkeit der Hofreise einerseits, der ererbte politisch-militärische Sinn der Magyaren andererseits haben die Intervention nötig gemacht.

Nun aber taumelt Oesterreich zurück in den Absolutismus, eben in dem Augenblicke, als der Kremsierer Reichstag die mittlere Linie des Nationalismus und Konstitutionalismus gefunden. Ein Kluger, in Niederlage und Sieg maßvoller Hof hätte die Magyaren, die besiegten, gedemütigten, gebrochenen Magyaren beschenkt und zu Danke verpflichtet mit einer Verfassung, die ihnen die Selbstregierung in ihrem Sprachgebiete gelassen hätte, die es als ein Volk neben sieben anderen zu gleichem Rechte restituiert hätte. Aber das gezogene Schwert ist wie das gezogene Wort — es läßt sich nicht zurückbannen, die losgebundene Macht ist wie der rollende Stein, sie folgt dem Gesetz des Geschehens, nicht der Logik des Gedankens. Der Kaiserbefreier wird zum absoluten Monarchen, aber nicht mehr zum halbfeudalen, untätigen, passiven Landesvater des Vormärz, sondern zum absoluten bürgerlichen Herrscher, der durch eine erneuerte, bürgerliche Bureaucratie mit Grundbuch und Steuerkataster, mit Gendarm und Richter ganz Oesterreich auf die Basis der kapitalistischen Geldwirtschaft stellt: Das erste Jahrsfünft nach 1850 ist — das wird immer verkannt — eine Epoche großangelegter Verwaltungs- und Justizorganisation, weitreichender und tiefgehender Rechtsjurung, klar und sicher in ihrem Ziele, das Reich ökonomisch und rechtlich auf den Boden der bürgerlichen Interessen zu stellen, aber ebenso verkehrt in ihrer Methode, von oben herab zu oktroyieren, was mit dem Volke allein zu bewerkstelligen war.¹⁵⁾ Der Kaiserbefreier von 1849 wird in einem halben Jahrzehnt zum Zwingherrn, selbst in den Augen des Bürgertums, für dessen materielle Interessen sich seine Beamten mühten, der Bauernschaft, die der Mon-

¹⁵⁾ Das sogenannte Bach'sche Regime hat m. W. bis jetzt nirgends eine gerechte Würdigung erfahren, seine Beurteilung ohne Milderungsgrund und ohne Instanz gehört zum Inventar unserer öffentlichen Meinung. Seine Beurteilung ist ja auch selbstverständlich — hat ja die Geschichte ihren Spruch gefällt. Und doch hat dieses Regime neben tausend großen Tugenden nur den einen Fehler: hätte der Hof (Bach) jeder seiner Statthalterchaften einen demokratischen Reichstag nach dem Kremsierer Entwurf beigegeben, dann hätte sich Oesterreich und somit auch Ungarn in nationale Selbstverwaltungsgebiete gegliedert, die keine Macht der Erde mehr von der Landkarte gelöschet hätte. Aus der Beordnung vieler ebenmäßiger, gleichartiger Glieder hätte sich glatt und einfach eine höhere parlamentarische Einheit ergeben, unter der natürlichen, brüderlichen Hegemonie der Deutschen und Magyaren — nicht nur die historischen Staatsrechte wären erledigt, sondern auch die nationale Expansion wäre eingedämmt und für das Ganze eliminiert worden. An dem Bach'schen Organisationswerk war nur der eine, freilich letale Fehler, der der Geburt: daß ihn nicht die Revolution, sondern die Kontrevolution geboren, daß also nicht die Demokratie, sondern die Bureaucratie sein Werkzeug war. Ein Analogon wäre es, wenn Bismarck nach 1866 und 1870 das, was die Waffen hier — wie dort — errungen, in der Rechtsform gemächter landesfürstlicher Ministerialkommissionen hätte festlegen wollen, statt in einem Reichstag des allgemeinen Wahlrechts. Der Sieg der Waffen ist an sich ein Nichts, ein wertloses Blatt Geschichte, wenn ihn nicht ein weiser Geist in eherner Verfassungsinstitutionen gießt.

archie von Natur aus zuneigt. Dazu kommt das Konkordat und das Thun'sche Protestantenpatent, nun macht neben Militarismus und Bureaucratie die Hierarchie den Druck zu einem allseitigen, besonders in Ungarn, wo nur etwa 50 Prozent der Bevölkerung römisch-katholisch sind: Keine politische, keine nationale, keine konfessionelle Freiheit — in diesen Dreiklang klingt das Jahrzehnt nach der Revolution aus.

2. Von der Sistierung bis zu den Dezember-Gesetzen.

Nun tauscht der Hof seine Rolle wieder mit den Magyaren: nun wird der Magyare wieder die Hoffnung aller, sein Sieg die Verheißung. Denn er ist der Pionnier des Konstitutionalismus, seine Herrschaft bedeutet das eine immer: Die konfessionelle Freiheit, und das andere wenigstens gegenüber der Kamarilla: die politische Freiheit. Bot also der Hof die dreifache Verneinung: der Konstitution, der Konfession, der Nation, so brachte der Magyar wenigstens in zweien von dieser Dreieheit die Bejahung: eine hoffensindliche Konstitution und die konfessionelle Duldsamkeit. Und Deak, der schlichte, verständige Mann, tat noch ein übriges: er verhiess im Entwurf eines Nationalitätengesetzes jeder Nation ein gewisses nationales Existenzminimum, die nationale Lokalverwaltung, er liess den Kroaten vor allem ihre nationale Bureaucratie. Dadurch war Wien politisch aufs Haupt geschlagen.¹⁰⁾

¹⁰⁾ Man begreift nun, was die Magyaren mächtig erscheinen läßt, warum Kossuth gegen Habsburg siegt: Jede nationale Position verteidigen sie mit demokratischen und konfessionellen Vorwerken. Selbst Militaristen bis auf die Knochen, brennend vor Begierde nach einem nationalen Militarismus, kämpfen sie gegen den Wiener Militarismus und kochen am Feuer der Demokratie ihre Kommissuppe; selbst rücksichtslose Bureaucraten, ängstlich bedacht, den Pesther Bureaucratismus allen ihren Nationen aufzuzwingen, kämpfen sie gegen die Wiener „Bureaucratenkamarilla“ im Namen der „Selbstbestimmung der Nation“. So machen sie die im Lande mit Füßen getretene Demokratie, die im Lande mit Ruten gepeitschten Nationalitäten immer wieder zu ihren Gefolgsleuten gegen Wien. So die Politik der Magyaren.

Es ist Tatsache, daß die Magyaren nach 1849 so darniederlagen, daß sie auf eine nationale Erhebung kaum zu hoffen wagten: da kam Thun mit seinem Protestantenpatent und machte die magyarisches Protestanten zu den Wortführern halb Ungarns. Da berief man den verstärkten Reichsrat und machte die magyarisches Magnaten zu den Wortführern des Konstitutionalismus, der Tschechen, Polen und Kroaten. Dann kam Goluchowski der ältere, zog die Batsche Bureaucratie vor dem ersten Wortwechsel aus Ungarn zurück — was der letzte Preis jedes Kampfes hätte sein müssen — und stellte der magyarisches Gentry die geliebte Komitats-herrschaft wieder her, wo sie sofort die Meinung und Macht Ungarns darstellte. Nachdem man also die Macht und Reputation der Magyaren geschickt wieder hergestellt hatte, lud Schmerling die Magyaren und Kroaten, nachdem er noch glücklich ihre Landtage restituirt hatte, höflichst ein, nach Wien zu kommen. So die Politik des Hofes.

Und heute? Gewisse Meritalbureaucratische Kreise möchten Ungarn wieder klein machen. Aber wie? Mit Hilfe der katholischen Kirche — aber Ungarn und die Magyaren gehören zur Hälfte nicht dem römischen Katholizismus an, also stößt man die Wallachen ins Lager der Magyaren; mit Hilfe der gesamten polnisch-böhmisch-deutschen Feudalität — also steht alles, was in Ungarn modern und demokratisch denkt, hinter den Magyaren; mit Hilfe des Antisemitismus — also gibt der Jude eis und trans für den Magyaren

Und um das Maß voll zu machen, siffiert Belcredi rasch noch die Schmerling'sche Verfassung, erdolcht noch selbst die Scheingestalt des Konstitutionalismus, damit ja von Bodenbach bis Orsova alles einer Meinung sei: *ultima spes et ratio* ist der Magyare.

Wir sehen: In dem Spiele zwischen Absolutismus, Parlamentarismus und Nationalismus muß der Magyare den großen Treffer ziehen, der alle drei Preise mit umfaßt, den parlamentarischen Absolutismus seiner Nation! Und das, weil in 15 Jahren die Rollen zwischen dem Kaiserbefreier und dem Magyaren gewechselt haben.

In dieser Situation geht das Reich in den Krieg mit Preußen und wird besiegt. Und nun ist es Zeit, eine Erklärung für die sinnlose Politik der Kamarilla gegen Ungarn zu suchen. Es wäre kindisch, anzunehmen, die österreichischen Staatsmänner jener Epoche — den alten Soluchowski etwa ausgenommen — wären bare Toren gewesen. Ich glaube, menschlicher Unverstand hat nicht so viel zu dieser Entwicklung beigetragen, als man in der Regel annimmt. Dieselben Momente, die Oesterreich lähmten, erzeugten die deutsche Frage und beriefen Oesterreich zum Wettkampf mit Preußen um die Vorherrschaft. Selbstverständlich steht in solchen Momenten die ganze innere Politik unter dem Einfluß der auswärtigen. Und wie sich im deutschen Volke und an den Höfen von 1849—1866 schrittweise die öffentliche Meinung von der Kontrerevolution zum bürgerlichen Liberalismus umkehrt und dieser mit dem Auftreten der Arbeiterbewegung sogleich seine Schranken offenbart, im gleichen Tempo schwanken die Verfassungsexperimente in Oesterreich, schwanken Bismarck's Entwürfe, schwanken die deutschen Sympathien und Antipathien. Oesterreich aber, vor ein unlösbares oder in Jahrzehnten erst lösbares inneres Verfassungsproblem gestellt, handelte so wie jeder einzelne, der mit einem Werk in einem Tage fertig sein soll und in einem Jahre nicht fertig sein kann: es versuchte es rasch hintereinander mit allen möglichen Mitteln, ohne den Erfolg

seinen letzten Heller; mit Berufung auf die monarchischen Reservate — einen Rechtstitel, der der ganzen staatsrechtlichen Entwicklung der Zeit zuwiderläuft und keinen Widerhall findet als den Widerspruch; endlich von Wien aus — das in Agram ebenso gehaßt ist, wie in Pest! Wer mit diesem Gefolge von hier über die Leitha zieht, von dem kann man freilich schreiben: „Wenn du diesen Fluß überschreitest, wirst du ein Reich zerstören.“ Das Reich wiedergewinnen kann man nur von Pest aus, vom Boden der ungarischen Geschichte und Verfassung; wie Rechberg von Bismarck sagte: in Hembärmeln, wenn's sein muß, auf den Barrikaden. Gestaltet die ungarische, historische Komitatsverwaltung demokratisch um und ihr trifft die magyarisches Geiß in der Wurzel: in der Verwaltung sitzen die Nationalitäten und Arbeiter! Gestaltet die ungarische, historische Parlementsverfassung demokratisch durch das allgemeine Wahlrecht um und ihr spaltet die magyarisches Geiß in der Krone: Dann sind die ungarischen Deutschen das Zünglein an der Wage! — Ihr habt kein anderes Mittel! Das Reich wiedergewinnen kann man endlich nur von Agram und Pest aus. Vom Jesuitenkolleg und Adelskloster in Wien aus kann man ein Reich nur verlieren. Das muß jeder zugeben, der die Taktik des magyarisches Bürgertums begreift: Wer sich nicht das Vorwerk der politischen Demokratie und der konfessionellen Freiheit zu eigen gemacht, wird die Position der Magyaren nicht erstürmen.

eines einzigen abzuwarten. So schloß sich Oesterreich das offene Thor nach Deutschland, nach 1866 hatte es dort nichts zu hoffen und nichts zu fürchten — wir waren auf uns beschränkt, konnten uns häuslich einrichten nach dem realen Bedürfnis und Macht der Nationen, der Klassen, der der Krone.

Aber daran dachte niemand, niemand als die Ungarn. Ein starker Staat hätte damals diejenigen, die im Kriege nicht zuverlässig gewesen, eher gestraft als gelohnt, ein weitschauender Geist hätte ebenso, wie Deak nach Königgrätz nicht mehr forderte als vor Königgrätz, auch nach der Schlacht, wo kein Zwang vorlag, nicht mehr gegeben als vorher: Denn das mußte für alle künftigen Krisen das erste Beispiel, der lockende Ansporn zur politischen Erpressung sein. Unfers Wissens vertrat nur ein Staatsmann vor dem Kaiser diese Auffassung, Frh. v. Lichtenfels:

„Ich hätte es begriffen, wenn wir vor dem Kriege mit Preußen jenen Ausgleich geschlossen hätten, der jetzt vorliegt. Denn, wenn mir die Reichseinheit auch als ein hohes Gut gilt, so sehe ich ein, daß es notwendig gewesen wäre, Ungarn zu versöhnen, um unterstützt durch die öffentliche Meinung Ungarns in den Krieg zu gehen, der über die Zukunft Oesterreichs entscheiden konnte. Was ich aber nicht zugebe, das ist, daß nun, nach dem Verluste der Stellung Oesterreichs in Deutschland und Italien, also zu einer Zeit, da wir unsere inneren Aufgaben lediglich nach dem Gesichtspunkte der Staatsnotwendigkeit zu lösen haben, diese großen Opfer gebracht werden sollen.“

Aber bei Hofe dachte man anders.

Revanche an Preußen war der erste Gedanke und Beust wurde der Leiter unserer auswärtigen und inneren Politik. Uebermals entschieden die Gesichtspunkte der ersteren — falsche, unfruchtbare Gesichtspunkte über die heimische Ordnung der Dinge. Frieden mit Ungarn um jeden Preis (außer der Armee), damit man den Rücken im kommenden Kampfe mit Preußen frei habe. In dieser außerordentlichen Situation, im Augenblicke des tiefsten Falles des Reiches, der höchsten noch erdenklichen Avancen des Magharismus wurde der Ausgleich mit Ungarn geschlossen, der Dualismus zur Tatsache, der Dualismus als ein Verhältnis zweier Gleicher, von denen der eine, Ungarn, noch rasch um Siebenbürgen vergrößert, mit zwei Königreichen Kroatien und Slavonien ausgestattet und mit der Militärgrenze freihändig beschenkt werden mußte, um seinem Partner ebenbürtig zu sein!¹⁷⁾ Nur diese ganz singuläre Konjunktur, die günstigste, in der die Magharen jemals stehen konnten und stehen werden, erklärt es, daß die Magharen bei der Krone durchsetzten, was sie wollten und die räumlich größere, fruchtbarere Hälfte der Monarchie als Beute heimführten.

¹⁷⁾ Ueber keine dieser partes adnexas hatten die Magharen irgend eine Macht, irgend ein klares sicheres Recht — nur Rechtsansprüche; solche aber findet die magharische Bourgeoisie immer und auf alles!

3. Die politischen Voraussetzungen der Deakistischen Episode und der Wandel dieser Voraussetzungen.

Indessen würde ihr Durchbringen bei der Krone nichts bewiesen und nichts bewirkt haben. Denn diese hat zwar das Geschick vieler Individuen in der Hand, kann Gnaden reichen und entziehen, aber in dem großen geschichtlichen Werden hat sie genau so viel Macht als diejenigen Klassen, für deren Interessen und Macht sie der Ausdruck ist. Und so muß zu der singulären Situation bei Hofe auch eine singuläre innere Struktur Oisleithaniens kommen, um erst das Verhalten der Hofkreise zu ermöglichen.

In der Tat erklärt das Verhalten der deutschösterreichischen Bourgeoisie in jenen Tagen erst den Dualismus. Dieses Völklein kämpft nämlich mit wahren Heldenmut um immer neuere, immer engere — Rückzugslinien, treu ihrer Devise: „Das Vaterland muß kleiner sein.“ Der Dualismus des Jahres 1867 war diese erste Rückzugslinie.

Vordem begeistert von dem Traume, ganz Oesterreich zu beherrschen, sah sie sich unter Goluchowski aus den ungarischen Aemtern vertrieben und war nun froh, diesseits der Leitha konzentriert zu sein. In dem kleineren Reiche, das sie nun ihr Oesterreich nannte, getraute sie sich noch, der Nationalitäten Herr zu werden. Aber 1869 konzentrierte sie sich auch aus Galizien nach rückwärts, und 1882 erhob sie die nächste Etappe — los von Galizien und Dalmatien — zum Programm. Auf diesem Konzentrationmarsch hat sie zwei Millionen jenseits der Leitha, viele Kolonien in Galizien zurückgelassen und strebt jetzt mit aller Leidenschaft darnach, die Czernowitzer nationale Unversität und noch manches andere zu opfern. Dieser rührende Heldenmut der Selbstaufopferung begegnete 1867 dem rührigen Geschäftsmut der Selbstbereicherung bei der magharischen Bourgeoisie, und also schlossen die beiden — damals gerade — allein reifen, politisch-regsamem Bureaukratien und Bourgeoisien einen Reichsteilungspakt, durch den sie sich in die Beherrschung der anderen Nationalitäten, die Nutznießung der Staatsmaschinerie und die ökonomische Fruktifizierung der Länder brüderlich teilten, wobei sie sich — damals — völlig klar darüber waren, daß der Sturz der Deutschen und die Gleichstellung der Nationen diesseits den Fall der Magharen und das Erwachen ihrer Nationalitäten jenseits zur Folge haben müsse und umgekehrt. Diese hohe Einsicht der Magharen — von damals — hat die deutsche Bourgeoisie in Oesterreich mehrmals gehalten, während sie selbst im Jahre 1867 ihrer Rückzugslinie noch nicht sicher war. Als nämlich die Verhandlungen zwischen Belcredi und Andrassy dem Abschlusse nahe waren, fragte Belcredi:

„Wenn die Forderungen Ungarn bewilligt werden, dann können wir Oesterreich doch so einrichten, wie wir es für richtig halten?“ Andrassy: „Nein, das ist Ungarn nicht gleichgiltig, denn Ungarn muß wünschen, daß Oesterreich ein Staat bleibe.“ Und später: „Ungarn müsse wünschen, daß die Deutschen die Führung des österreichischen

Staates haben . . . Wir bestehen auf einer einheitlichen Verfassung und Verwaltung für Oesterreich.“ Also ging Belcredi und kam der Sache Beust.

Das also ist die politische, nationale und soziale Epoche, in der das System des Dualismus geschaffen worden ist!

In einem Staatswesen, wie Oesterreich, in welchem mehr als ein halbes Duzend Nationen, mit ganz verschiedener, immer wechselnder ökonomischer Struktur und politischer Reife nebeneinander gelagert sind, ergeben sich fast von Jahr zu Jahr andere Machtkombinationen. Sie fallen mit den wechselnden Ministerien und machen anderen Platz, nichts scheint beständig als die Variation der Machtelemente. Diese vielfachen Varianten drücken sich in der Regel in besonderen Richtungen der Verwaltung aus. Einmal aber war die Möglichkeit gegeben, eine Zufallsvariante in die Form fundamentaler Verfassungsgesetze und Verfassungsinstitutionen zu gießen und so festzuhalten, so wurde das einmalige zufällige Machtverhältnis zum Rechtsverhältnis und dieses nun bleibt, verleiht heute noch Rechtsmacht, während die tatsächlichen Machtfaktoren schon längst andre geworden sind: Nun bleibt, da der Rechtszustand des Dualismus, die rechtlichen Machtfaktoren dieselben in direkten Widerspruch mit der faktischen Macht geraten sind, gar kein Ausweg als Rechtsänderung oder Rechtsbruch. Denn auf die Dauer entscheidet nicht das tote Papier und der historische Titel, sondern die lebendige Stärke und das Bedürfnis der Gegenwart.

Seit 1867 haben sich so viele Dinge dies- und jenseits der Veitha geändert, daß man sich nur auf diese Tatsachen zu besinnen braucht, um zu begreifen, wie absurd die Machtverteilung der Deákischen Episode geworden ist.

Zwei Bourgeoisien haben damals das Kaisertum Oesterreich geteilt, die deutsche und die magyarische, wobei diese keine einzige Seele ihres Stammes, jene sofort an die zwei Millionen Seelen opferte. Aber trotz dieses Opfers blieb den Deutschen ein weites Herrschaftsfeld. Geteilt wurden vor allem die Südslawen u. zw. zunächst in zwei Stücke, von denen das eine, Kroatien und Slawonien, von Pest, das andere, Istrien und Dalmatien, von Wien aus verwaltet werden sollte, dann aber, als Bosnien dazukam, in drei Stücke, von denen dieses letzte der gemeinsamen Verwaltung unterstellt worden ist. Diese Zerstückung und Mediatisierung der Nationen war damals bei ihrer geringen Entwicklung möglich, aber haltbar war sie nicht. Schon 1869 rückt die polnische Bourgeoisie als ebenbürtig auf den parlamentarischen Plan, 1871 versucht Hohenwart das erstemal — in Folge magyarischen Betos ohne Erfolg — 1879 Taaffe das zweitemal und mit Erfolg die Tschechen gleichzustellen und bis Badenii ist der Aufmarsch aller Nationen vollzogen. Obwohl dieser Status der Gleichberechtigung bloß ein innerparlamentarischer und dadurch mittelbar ein verwaltungsmäßiger ist, kann die verfassungsmäßige, rechtliche Feststellung dieser Machtverhältnisse, ihr Ausdruck in konkreten nationalen Institutionen nur mehr eine Frage der Zeit sein. Die alten Deákisten haben diese für die Magyaren tot-

bringende Entwicklung zu hindern gesucht, Bausffy erst hat ihre Warnung nicht beherzigt und mit Badeni paktiert auf Kosten der Deutschen. Mit dem Aufmarsch aller Nationen diesseits der Leitha ist die Stellung der Magyaren zu uns völlig anders geworden: Es gibt hier niemand, keine Nation, die mit ihnen irgend eine Furcht oder Hoffnung gemeinsam hätte, wie die deutsche Bourgeoisie 1867. Diese selbst ist auf der ganzen Linie von ihrem Heutekompanion dupiert, nichts von ihrem Anteil hat sie behalten, während der Magyare noch alles sein eigen nennt und stündlich noch mehr verlangt. Aus der heutigen Leidenschaft der Deutschen spricht der Haß und Neid der Geprellten. Nichts zu hoffen von den Magyaren haben auch die Tschechen und Polen, nicht einmal das ehrliche Zugeständnis einer Föderalisierung Oesterreichs, denn diese ist das Signal zur Lostrennung Kroatiens und Siebenbürgens. Nun hat der Magyare diesseits keinen Freund, er kann niemandem nützen oder schaden, niemandem etwas bieten oder nehmen.¹⁹⁾ Dagegen hat die verbündete Feindschaft der Deutschen und Tschechen gegen die Magyaren die wohlgegründete Aussicht, je zwei Millionen deutscher und tschechoslawischer Nationsgenossen der nationalen Freiheit wiederzuerobern, also tausendmal mehr als diese Völker im Kampfe gegeneinander sich je in Jahrhunderten abgewinnen können: Der nationale Grenzkrieg wirft den Deutschen und Tschechen per Dezennium etwa ein Dorf oder Landstädtchen ab — der gemeinsame Befreiungszug über die Leitha aber beiden ganze Landstriche: den Tschechen das slowakische Territorium, den Deutschen aber das Raabtal, das Banat, die Siebenbürger Sachsen. Und dabei haben sie die Südslawen zu Verbündeten: Fast zwei Drittel der Monarchie haben — national betrachtet — heute ein antimagyarisches Interesse.

Welche politischen Ideen, welche zeitbewegenden Programme tritt dagegen der Magyarismus? — Der Konstitutionalismus ist Tatsache, er bedarf nicht des Magyaren als Wächters oder Vorkämpfers. Der ungarische Konstitutionalismus aber hat sich dem blindesten Auge als rücksichtsloser Absolutismus der magyarischen Bureaucratie entpuppt, welche im Pester Parlament nichts als ihren geschäftsführenden Ausschuß bestellt. Denn nicht einmal das Volk der Magyaren bestellt das ungarische Parlament: der magyarische Arbeiter und Bauer ist rechtlos, die Bureaucratie sendet diejenigen, die ihr genehm sind, in die Gesetzgebung. Man beachte die „reinen“ Wahlen des Jahres 1901: 125, also nahezu ein Drittel aller Abgeordneten sind mit weniger als 100 Stimmen, 254, also nahezu zwei Drittel, mit weniger als 1000 Stimmen, 377, also 91 Prozent aller Abgeordneten mit weniger als 1500 und nur 11 Kandidaten mit mehr als 2000 Stimmen gewählt. Um sich von einem solchen Parlamente imponieren zu lassen, dazu muß man politisch so ahnungslos sein wie die österreichischen Hofkreise, ein Bismarck hätte es mit einem Wink

¹⁹⁾ Allerdings kann er den Deutschbürgerlichen die militärische Karriere einzulegen versuchen und dabei den Beifall der Tschechen finden. Aber es wäre ein leichtes zu zeigen, daß er dadurch im Verhältnis die Tschechen gleichviel schädigt.

— beruhigt! Das ist die Tatsache: fünfzig Prozent der Ungarn fürchten und hassen dieses Parlament als die ständige Drohung des nationalen Untergangs, von den anderen fünfzig Prozent, den Magyaren selbst, hassen es mindestens drei Viertel als Werkzeug der politischen und sozialen Entrechtung. Die Habsburger sind den Budapestter Gewalthabern gegenüber wieder in die Rolle des Kaiserbefreiers gedrängt, nur mit anderen Panieren als 1849: Nicht unter der Fahne des Absolutismus können sie ihre Aufgabe erfüllen, sondern unter dem Banner eines wahrhaftigen Konstitutionalismus, des allgemeinen Wahlrechts und der demokratischen, nationalen Selbstverwaltung der Kreise und Komitate!¹⁹⁾

Denn das ist vor allem der große Unterschied von heute und 1867: Der Magyarisismus bedeutet heute keine Panazee als etwa die des Philosemitismus, auf dem Kampffelde der Ideen steht er leer da, er vertritt nichts als sich selbst, ja er vertritt nicht einmal sich selbst als Nation, als nationales Ganzes, sondern bloß den spezifisch liberalen, bourgeois, bürokratischen Nationalismus. Dieser aber ist allenthalben ins Hintertreffen geraten, selbst auf nationalem Gebiete. Nicht einmal seinem eigenen Volke vermag er etwas zu geben; nicht dem magyarisches Arbeiter, dem er das allgemeine Wahlrecht vorenthalten muß, da es die anderen Nationalitäten entseffelt; nicht dem magyarisches Bauer, den er mit Steuern überlastet, um eine nationale Industrie zu züchten, den er von der Scholle treibt, um dem großen Grundbesitz Platz zu machen; nicht dem magyarisches Handwerker, dem er selbst eine übermächtige Industrie zum Konkurrenten geben muß. Durch eine merkantilistische Industriepolitik zieht er eine nichtmagyarisches, jüdisches und deutsche Industrie ins Land, welche die Aufrihtung von Zollschranken ermöglichen soll und doch, einmal entwickelt, vor allem den österreichischen Markt brauchen wird und dereinst das stärkste Hindernis für Zollgrenzen sein wird, eine Industrie, die dereinst national unzuverlässig und eher antimagyarisches sein wird als eine Stütze des Magyarisismus. Man installiert nicht straflos das fremde Kapital im eigenen Lande, man begibt sich dadurch unfehlbar unter die ökonomische Fremdherrschaft.

Aber, wird man einwenden, der Magyarisismus assimiliert sich diese fremden Elemente! Das ist jedoch ein flacher Trugschluß, den wir genauer prüfen müssen.

Zweifellos hat er die gesamte Intelligenz der Juden, der Deutschen und der anderen Nationalitäten bisher assimiliert und dies

¹⁹⁾ Nicht der Klerikalismus, Feudalismus, Militarismus, Absolutismus u. s. w. werden und können also das sog. „Reich“ retten —, sie sind es ja, die fünfzig Jahre lang daran sind, ihm das Grab zu schaufeln — sondern die Demokratie der Gesetzgebung und Verwaltung, welche mit der Monarchie nicht unverträglich, sondern ihre starke Stütze sein kann. Ich weiß, daß eine solche zäsaristische oder imperialistische Politik sich weder der moralischen Billigung der Bourgeoisie noch des Proletariats erfreut, die Geschichte Frankreichs, Englands, Deutschlands, Italiens aber belehrt mich, daß sie notwendiges historisches Durchgangsstadium zur Bildung eines geordneten modernen Staates überhaupt ist.

auss leicht einzusehenden Gründen. Ungarn hatte seit 1861 eine ganze Bürokratie auszubilden, es hatte seine Honvedarmee ganz neu zu installieren, der Magyarisismus hatte rasch tausende von Existenzen zu versorgen, sein Angebot an Stellen war ganz ungeheuer und jeder nationale Konvertit, auch der Jude, war höchst willkommen, sicher und rasch versorgt. Nun aber sind die Kadres voll, nun ist das Land bürokratisch übersättigt und produziert eine intellektuelle Reservearmee. Der Magyarisismus, bisher Absorptionsprinzip, wird Auslese-, wird Abstoßungsprinzip. Nun, da nicht jeder genommen werden kann, muß der geborene Magyare vorgezogen, der Konvertit abgestoßen werden. Schon wird der jüdische Mitbewerber von der magyarischen Studentenschaft gehaßt, schon der Konvertit für unzuverlässig gehalten und scheel angesehen. Der studierte Sachse und Rumäne macht als Magyare kein Geschäft mehr, er findet Haß, macht aus der Not eine Tugend und bekennt sich zu seiner Nation. Und da die zahlungsfähigeren oberen Zehntausend mit Ärzten, Advokaten zc. versorgt sind, wendet sich das Angebot an die tieferen Schichten, also an die Nationalitäten und hier wird Nichtmagyare zu sein ein Vorsprung. So hat sich im letzten Jahrzehnt neben die magyarisches eine antimagyarisches Intelligenz gesetzt und in einem weiteren Jahrzehnt haben die Nationalitäten auch ihre intellektuellen Führer entwickelt. Wie nun hier der Absorptionsprozeß beendet ist, so auch auf dem Gebiete der ökonomischen Führung. Der nationalistische Mittelstand steht — wie jeder Mittelstand — unter der Führung des Klerus und dieser ist bei den Wallachen, bei den protestantischen Deutschen und Slowaken durchaus nationalistisch. Die Arbeiterschaft aber läßt sich, obwohl und vielleicht weil sie von Natur aus international ist, immer nur von Nationsgenossen führen, in allen Ländern und auch in Ungarn. Sagt dies nicht genug über das „magyarische“ Ungarn, daß in jeder größeren Volksversammlung der Budapester Arbeiter immer magyarisch, deutsch und slowakisch referiert werden muß — in der Hauptstadt des magyarischen Ungarn?

Das ist der große Wandel der letzten drei Jahrzehnte: Der Konstitutionalismus an sich ist keine Panazee mehr, sondern Tatsache und dabei eine zweifelhafte Tatsache von fragwürdigem Werte. Der Nationalismus, der nun schon solange Europa bewegt, ist keine einseitige Sache mehr, jede Klasse der Gesellschaft hat ihr besonderes nationales Ideal, für die Magyaren aber ist er ein zweischneidiges Schwert: Je nationalistischer sie sind, umso nationalistischer machen sie ihre Gegner, umso deutlicher heben sie sich als Minderheit von der Mehrheit ihres Landes ab. Seit dreißig Jahren aber ist eine neue Panazee entstanden, die der sozialen Bewegung, der Sozialreform und der sozialen Revolution. Die Klassenpolitik des Mittelstandes und des Proletariats macht an der Leitha ebensowenig Halt als vor Bodenbach. Aber in dieser Frage hat der Magyarisismus nichts als ein eisernes Schweigen. Zu einer unfruchtbaren, merkantilistischen Politik verdammt, bringt er seinem Mittelstande nichts als die Steuerfahne und dem Proletariate nichts als die eiserne Faust

des Betharen. Nicht um eine Linie darf er sich der Demokratie nähern²⁰⁾, nicht den Handwerker und Bauern, nicht die Arbeiterschaft freimachen ohne zugleich die anderen Nationen loszubinden und sich selbst national zu schädigen, ja er darf nicht einmal zugeben und muß es mit allen Mitteln hinterreiben, daß hier in Oesterreich ein Schritt nach links gemacht werde, weil jeder solche Schritt über die Leitha zurückwirkt. So hat das österreichische Proletariat und das allgemeine Wahlrecht bei uns in Wahrheit nur einen einzigen, ernsthaften Feind, die magharistischen Machthaber. Hat der Magharone diesseits keinen nationalen Freund, so haben hier alle Freunde der Demokratie ihn zum absoluten unversöhnlichen Feind: Das ist die tatsächliche Interessenlage heute. Wie ganz anders zur Zeit Déats, wo er für alle die Hoffnung, die Verheißung war.

Die Budapester Gewaltthaber verfügen heute über eine schrankenlose Rechtsmacht, gegen welche die Rechtsmacht der Krone gleich Null ist. Ja, das gibt jeder zu: Nach Artikel 12 ist das Budapester Parlament allmächtig, die Krone ohnmächtig und niemand diesseits oder jenseits der Leitha findet in diesem Gesetzartikel den rechtlichen Angriffspunkt, von wo er im Wege Rechtens Macht gegen das Budapester Parlament üben könnte — das werden wir noch im einzelnen erörtern. Aber ich frage: Gibt es einen Menschen von gesunden Sinnen, der annehmen würde, gegen das allgemeine Wahlrecht, bringe es wer immer, würde sich das Budapester Proletariat bewaffnet erheben? Würde sich die magharische Bauernschaft auflehnen? Unter dem Konflikt der nationalen Ideologie und der sozialen Notwendigkeit bricht das herrschende System in Ungarn zusammen. Das allgemeine Wahlrecht, das ausspricht, was ist — sein unzerstörbarer Wert für jedes Gemeinwesen — das jedes Geschwür öffnet und so auch heilt, das so zum einzig-wahren Erziehungsmittel der Völker und Herrscher wird, das allgemeine Wahlrecht gibt den Habsburgern zu der Macht, die sie faktisch besitzen, wieder den rechtlichen Gebrauch derselben, der völlig ihrer Hand entglitten scheint, es gibt der magharischen Klasse wieder die weiße Bescheidenheit zurück, die sie ganz und gar verloren haben, die sie — die Nation und jeder einzelne — mit einem lächerlichen Hochmut vertauscht haben.

Man glaube nicht, daß ich hier jener reaktionären Utopie das Wort rede, welche Ungarn in eine österreichische Provinz zurückverwandeln will. Die staatliche Sonderstellung und Einheit Ungarns (ohne Nebenländer) ist diktiert durch den größten Staatenbildner der Erde, die Geographie. Man glaube nicht, daß ich die magharische Klasse defamieren, von ihrer ererbten Führerrolle in Ungarn wegdisputieren will. Ich meine bloß, daß die Tatsachen die magharische Klasse von dem Irr-

²⁰⁾ In der jüngsten Zeit macht die Kossuthfraktion den ungarischen Arbeitern die artige Komödie der Wahlrechtsfreundschaft vor, da sie für ihre Heldenpose ein Auditorium braucht und wider deren Willen keines zusammenbringt. Aber in der Politik entscheidet nicht, was man verspricht, ja auch nicht was man selbst wünscht, sondern was man kann. Uebrigens — ob Kossuth oder Habsburg — wer das Wahlrecht bringt, wird Ungarn haben.

wahn heilen werden, sie könnte zwei Millionen Deutsche, die ihre Nationalität in Türken- und Mongolenstürmen bewahrt haben, sie könnte zwei Millionen Slowaken, an die drei Millionen Wallachen und ebensoviele Serbokroaten u. s. w. im Handumdrehen verschlucken — Bosnien und die Herzegowina obendrein. Diesem Wahnsinn fehlt sogar die Methode. Ihre eigenen 8½ Millionen Seelen zwingt man durch Niedrighaltung der Löhne zur Auswanderung oder dezimiert sie durch Bauernlegung: latifundia perdent Magyaros; das einzig verlässlichere Mittel der Entnationalisierung, die Volksschule, läßt man in desolatem Zustande vegetieren — knapp fünfzig Prozent der Zivilbevölkerung können lesen und schreiben! Das hochentwickelte politische Glückrittertum des Magyaren hält die magyarische Intelligenz von der wirtschaftlichen Arbeit fern, und der deutsche und wallachische Bauer gewinnt Grundstück um Grundstück, Gemeinde um Gemeinde. Mit diesen Methoden begründet keine Nation sich Weltmachtstellung: Stellenhungerige, halbgebildete, grimmigehaftete Beamte, verschwenderische Latifundienbesitzer, habgierige Gutspächter machen eine Nation nicht groß.

Wenn man also in dem ungarischen Konflikt nichts sieht als den konstitutionellen Konflikt zwischen Krone und Parlament, wenn man mit diesen zwei Faktoren allein rechnet — wie ein liberaler Journalist — dann kann es zwar scheinen, daß die Krone ganz hilflos ist: Sie ernennt mißliebige Minister, welche nach der ersten feindseligen Abstimmung demissionieren müssen. Das ist so der liberale Fabelglaube. Geschichte drückt sich unter anderem auch in parlamentarischen Abstimmungen aus, aber sie macht sich nicht durch sie. Eine Krone, die nichts will als Ruhe, als das, was Herkommen ist, eine solche Krone hat keine Macht als die Bremse am Wagen — sie kann retardieren, nichts mehr. Eine Krone aber, welche die historischen, nationalen und sozialen Notwendigkeiten auf ihr Banner schreibt und mit diesem Banner bereit ist, in Hembärmeln, wenn's sein muß, auf die Barrikaden zu steigen, wozu Bismarck unter dem alten Wilhelm bereit war, ist unbesiegbar. Wäre also der ungarische Konflikt nur ein Zwist zwischen Krone und Parlament — er ist faktisch etwas anderes und scheint nur dem oberflächlichen Blicke als das — so hätte die Krone genau so viel Macht als sie Vernunft besitzt und alle Macht, wenn sie die Vernunft besitzt, nichts zu wollen als was die Geschichte von ihr fordert.

Aber in diesem Konflikt, in diesem Spezialfalle drückt sich ein tiefer allgemeiner Konflikt aus, wie in dem ersten Reif der Winter, in der ersten Primel der Sommer, die selbst nichts sind als Ausdruck einer bestimmten Stellung des Planetarystems. Die Rechtsform von 1867, der Ausfluß einer vorübergehenden politischen Konjunktur, steht im schreienden Widerspruch mit den heutigen, mit den geschichtlich gewordenen Tatsachen, mit den realen unterrechtlichen Machtfaktoren, mit den lebendigen Interessen der acht Nationen, die Oesterreich bewohnen. Diese Faktoren und Interessen kennen wir jetzt, es obliegt uns also die Untersuchung der Rechtsform selbst, ihrer juristischen Struktur und ihrer politischen Wirksamkeit. Erst nach dieser Untersuchung können wir ein Urteil darüber gewinnen, was sein muß und

kann, welche Entwicklungsmöglichkeiten die Krisis birgt und welche Stellung wir in ihr nehmen sollen.

IV. Die Rechtsfaktoren des Dualismus.

Auf der Pühne der Welt, dort wo das Recht verstummt und die Macht spricht, ist heute noch Oesterreich-Ungarn ein Staat. Das, was heute den Großstaat ausmacht, ist die wirtschaftliche und militärische Einheit — alles andere verliert jenseits der Grenzen an Bedeutung. Das Viertelhundert Monarchen Deutschlands verliert sich ins Zwerghafte, wenn Kaiser und Reich in Europa auftreten, da gilt nur mehr die Wehr- und Nährmacht, die militärische Kraft und die ökonomische Tüchtigkeit. Und so sind die habsburgischen Länder heute noch, rein tatsächlich betrachtet — also mit völliger Außerachtlassung der Rechtsformen, durch die diese Einheit der Institutionen gebildet und gehalten wird — ein Reich, ein Ganzes, eine Macht Europas, da sie noch tatsächlich ein Heer haben und ein Wirtschaftsgebiet, eine handels- und zollpolitische Einheit darstellen.

1. Macht und Machtmittel, Recht und Rechtsinstitution.

Diese Einheit kann nur begriffen werden als eine Institution, d. h. Rechtseinrichtung, Geschöpf des Rechtes, das selbst wieder die Folge elementarer, unterrechtlicher Tatsachen, vor allem der faktischen Machtverhältnisse ist. Man könnte also klassifizieren: diese Machtverhältnisse sind die politischen Tatsachen erster Ordnung, sind der Willkür der Menschen, der einzelnen Generation, der staatlichen Organe entrückt, sind säkulare Entwicklungstatsachen. So der Boden, seine Bevölkerung, deren nationale und ökonomische Struktur, deren ökonomisches, nationales, konfessionelles und politisches Interesse. Diesen politischen Elementartatsachen erster Ordnung paßt sich das Recht an, ruckweise, vorgreifend und nachhinkend, vor allem aber ganz konkrete Machtverhältnisse befestigend, stabilisierend, petrifizierend: Das Recht zieht nicht täglich die Bilanz der Entwicklung, sondern von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert und also ist der Rechtszustand am Tage nach seiner Kodifikation schon von gestern — oder auch von morgen, wenn eine Klasse zur Macht kommt und die ganze Gesellschaft ihren Lebensbedingungen unterwirft, ehe sie mehr als ein Teil derselben ist. Das Recht ist Tatsache zweiter Ordnung. Dieses Recht schafft konkrete Institutionen, die in ihrer Wirkungsweise ganz verschieden vom Rechte sind. Recht ist immer bloßes festgelegtes Wollen, Papier, immaterielle Macht, aber die Institution (die Behörde, das Heer) stellt sich dar in konkreten Menschen mit konkreten Machtmitteln, in Persönlichkeiten mit Herrschaftsinteresse (Bureaucratie, Offizierschaft) und Herrschergewalt (Exekutionsmittel, Waffen zc.). Die Institution ist abermals materielle Tatsache und hat in sich zuweilen die Kraft, das Recht, welches sie gebär, zu überdauern. Nichtsdestoweniger wird sie geboren durch das Recht und vernichtet durch neues

Recht, sie ist und bleibt Tatsache dritter Ordnung.²¹⁾ Ihre Eigenart offenbart sie vor allem darin, daß eine und dieselbe Institution durch ganz verschiedenes Recht erzeugt und gestützt sein kann, daß sie also von ihrem Erzeuger unabhängig ist.

Der Dualismus hat in ganz anderer Rechtsform das einheitlich^e Zollgebiet und Heer erhalten, das die Rechtsform des Absolutismus geschaffen; Zoll- und Heeresinheit kann auch durch eine ganze Reihe anderer Rechtsformen in Zukunft erhalten bleiben. Nur des Beispiels halber und vorläufig rein gedanklich setze ich folgenden Fall.

Geographisch, historisch, ethisch und ökonomisch betrachtet sind nicht zwei Elemente (Dualismus) in der Monarchie verbunden, sondern viele: Das Alpengebiet, das Subetengebiet, das Küstengebiet mit dem Karstland, die ungarische Tiefebene, der äußere Karpathenrand (Galizien und Bukowina) und Siebenbürgen, somit sechs Elemente. Setzen wir — um den äußersten Fall anzunehmen, gleichsam die letzte Richtlinie des politischen Urteils — voraus, diese sechs Elemente bilden sechs souveräne Staaten. Ist auf solcher Rechtsbasis, die zu fordern in Wien und Pest als Hochverrat bestraft werden kann, ist auf solcher Rechtsbasis die Zoll- und Heeresinheit noch möglich?

Es ist bekannt, daß Staaten nicht aufhören, de jure souverän zu sein, wenn sie ein gemeinsames, direkt gewähltes Zollparlament beschicken. Ihr ganzes inneres Regierungssystem bleibt davon unberührt; republikanische und monarchische, absolutistisch, ständisch, liberal und demokratisch regierte Staaten können — die Geschichte hat es erwiesen — ohne ihre innere Struktur zu ändern, so in einem Zollparlament auf Grund direkter Volkswahlen vertreten sein. Dieser Vertretung kann von den völlig unabhängigen Regierungen eine Zollkommission als eine Art Bundesrat beigelegt sein, welche die Rolle eines Ministers gegenüber der Vertretung innehat. Wir sehen: Bei viel größerer Freiheit der Teile ist eine viel innigere Zolleinheit möglich — ohne Ausdehnung der gemeinsamen Angelegenheiten, denn mehr an wirtschaftlicher Einheit verträgt die Monarchie nicht.

Weiters: Sechs souveräne Staaten können eine Militärkonvention schließen — unabhängig davon, ob Monarchie oder Republik, Stände- oder Repräsentativstaat. Sie können diese Konvention von Regierung zu Regierung, sie können sie von Volk zu Volk (wie im Zollparlament) schließen, aber sie können dies auch auf beide Arten zugleich: Nehmen wir an, die Väter der Rekruten sagen sich: Wenn unsere Söhne neben einander dienen, so können wir als Väter auch nebeneinander ihnen die Menage bewilligen und ihre Behandlung kontrollieren, und also wählen sie für alle sechs Staaten direkt eine gemeinsame Delegation; die Regierungen ihrerseits stellen ihr eine Militärkommission als eine Art Bundesrat gegenüber. Dann ist auch die militärische Einheit, die

²¹⁾ Man verstehe diese Klassifikation nicht als ein allgemein gültiges Schema, als ein besonderes „System der politischen Machtfaktoren“, sondern als ein orientierendes Hilfsmittel ad hoc. In großen Umrissen trifft sie zu und reicht sie für uns aus.

gemeinsame Verteidigung gegen das Ausland und die Institution des gemeinsamen Heeres möglich — obwohl sechs de jure souveräne und de facto in ihrer inneren Verfassung ganz unabhängige, in ihrer Verwaltung völlig freie Staaten den Unterbau dieser Gemeinsamkeit bilden. Und ich behaupte: Wären diese sechs Gebiete heute selbständige Republiken, sie hätten längst dieses Zollparlament und längst diese Militärkonvention, und ein Bundeskanzler mit einem Staatssekretär für das Heerwesen und einem für Handel wäre das Symbol und Organ dieser Einheit, wie es heute die Krone ist. Aber das ist meine Privatmeinung, die ich niemandem aufoktroieren will. Diese Ausführungen dienen hier bloß als Beispiel, zur Illustrierung des Satzes, daß eine und dieselbe Institution durch ganz verschiedene Rechtsformen geküßt und getragen sein kann, zugleich als letzte Richtlinie unseres Urteils als jene Rechtsform unter unzählig vielen, welche den Teilen die größte Freiheit läßt, ohne das ganze zu zerstören und aufzulösen.

Sind wir uns nun klar über die Tatsachen erster Ordnung, klar auch über die Rolle der Rechtsform und den materiellen Gehalt der Institutionen, klar also über die Art, wie wir die Dinge sehen, über den Maßstab, mit dem wir sie messen müssen, so können wir nun darangehen, das Recht des Dualismus zu analysieren, die Rechtsmacht, welche den Organen des Dualismus zukommt, aufzuzeigen und sie zu vergleichen mit der tatsächlichen Macht, die sie haben oder haben könnten. Wir haben nun zu untersuchen, ob diese Rechtsform darnach angetan ist, die, wie ich glaube, notwendige Einheit²²⁾ zu erhalten oder direkt zu zerstören.

2. Die rechtliche Verfügungsgewalt über das kaiserliche Heer.

Vor allem die gemeinsame Institution des Heeres und seine Rechtsbasis. Es handelt sich hier nicht um die Darstellung des Militärrechts und noch weniger um die innere Heeresorganisation, sondern um die Träger der Rechtsmacht über das Heer, um die Rechtssubjekte, die über das institutionell einheitliche Objekt verfügen, um den die Institution befehlenden Willen. Wenn das Heer selbst keinen politischen Willen hat, wenn es sich nicht zum Prätorianerlager umgestaltet, dient es als Werkzeug eines ihm übergeordneten Willens, der eben so sehr seine Bestimmung wie seine Beschaffenheit festlegt. Ist der Wille eins, so die Institution, spaltet er sich, so zerstört er die Einheit derselben.

Nach § 11 des zu tristem Ruhm gelangten ungarischen Artikels 12

²²⁾ Man mißverstehe mich nicht: Ich behaupte, daß die gemeinsamen Angelegenheiten eher eingeschränkt als ausgedehnt werden sollen, aber daß, soweit Einheit nottut, diese entweder eine organische oder keine sein wird, daß sie ferner nie eine dualistische, sondern immer nur eine solche vieler Elemente sein kann, etwas, das für jeden, der sich durch den parlamentarischen Pretextismus der Budapester Minorität und die parlamentarische Schlaueit dieser Majorität nicht täuschen läßt, einfach evident ist.

aus dem Jahre 1867 steht Sr. Majestät²³⁾ alles dasjenige zu, „was auf die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der gemeinsamen Armee Bezug hat“. Für unsere Betrachtung ist die innere Organisation sowie die Heerführung nicht bedeutsam, da ja der „Heerführer“ selbstbegreiflich Organ eines fremden Willens, bloßer Feldherr ist. Sollte die „einheitliche Leitung“ nicht dasselbe sein wie die Führung, so weist sie auf eine Autonomie der Heeresleitung, auf die Selbstherrlichkeit des monarchischen Willens hin, so ist der Monarch ein selbstherrlicher Träger von Macht über das Heer.

Aber er ist nicht der einzige. Nach § 12 behält sich das Land vor: das Recht der zeitweisen Heeresergänzung und der Rekrutenbewilligung, die Bestimmung der Bedingungen dieser Bewilligung und der Dienstzeit, desgleichen auch die Verfügungen hinsichtlich der Dislokation und der Verpflegung der Truppen sowohl im Bereiche der Gesetzgebung als auch der Verwaltung. Diese Bestimmung macht die beiden Staatsgebiete und also zwei souveräne Parlamente zu den Brot- und Quartierherren der einheitlichen Armee, zugleich zu ihren Mannschaftherrn. Sie haben beide in gleicher Weise das Recht, Bedingungen für die Beistellung von Mannschaft, Quartier und Brot zu stellen, einerlei, ob gleiche oder differente Bedingungen, sie haben eine beschränkte, aber im Rahmen der Beschränkung souveräne Willensmacht über das Heer, und dies jeder für sich, ohne Rücksicht auf den anderen.

Weiters erklärt im § 13 das Land, daß die Feststellung oder Umgestaltung des Wehrsystems in Bezug auf Ungarn jederzeit nur mit Zustimmung der ungarischen Gesetzgebung stattfinden darf. Nachdem jedoch eine solche Feststellung und Umgestaltung nur nach gleichartigen Prinzipien zweckmäßig durchzuführen sei, so werde in jedem Falle nach vorangegangenem Einvernehmen beider Ministerien ein von gleichen Prinzipien geleiteter Gesetzentwurf bei den Gesetzgebungen unterbreitet werden. Wenn in den Anschauungen der Gesetzgebungen Differenzen auftauchen sollten, würden sie zur Ausgleichung derselben miteinander durch Deputationen in Berührung treten. In Fragen des Wehrsystems sind demnach die beiden Parlamente zwar de jure auch souverän, sie können aber nicht im „Prinzip“ Verschiedenes beschließen.²⁴⁾ Damit sie sich d'accord erhalten, verkehren sie durch Abgesandte wie zwei Staaten miteinander (Wehrgesetz-Deputationen). Die Vorberatung der Wehrgesetzentwürfe steht nach diesem Paragraphen den zwei Staatenministerien einvernehmlich zu, und es ist bloße Rücksicht der Ungarn, wenn sie dem Reichskriegsminister gestatten, sich auch damit zu befassen!

Nunmehr ergeben sich bereits an selbstherrlichen Organen in militaribus drei: die Krone und zwei Parlamente, an Hilfsorganen mit staatsrechtlich fixierter Kompetenz fünf: drei Minister und zwei Deputationen. Dazu aber kommen noch andere, welche mit der eigen-

²³⁾ Die ungarische Gesetzesprache wendet schlauer Weise dort, wo sie König nicht sagen kann, weil sie den gemeinsamen Kaiser meint, den Ausdruck Majestät an.

²⁴⁾ Im Einzelnen und in der Durchführung Verschiedenes ist nicht ausgeschlossen!!

tümlichen Ordnung der gemeinsamen Finanzen zusammenfallen, die Delegationen, deren ablehnender oder differierender Beschluß, deren vereitelte Wahl im Falle einer Obstruktion mittelbar oder direkt auch das Heerwesen in Mitleidenschaft ziehen.

Daraus folgt: Die Regelung der objektiv einheitlichen Institution fällt subjektiv, d. i. was den Machtträger betrifft, einer fast unabsehbaren Vielheit von Organen zu: dem Kaiser, dem Reichskriegsminister, den beiden Ministerpräsidenten, zwei Volkskammern, zwei Herrenhäusern, zwei in sich nichteinheitlichen Delegationen, zwei Quotendeputationen, zwei Wehrgesetzdeputationen. Jede Störung in einem dieser Teilorgane kann rückwärts auf das Ganze der Institution. Das aber würde weniger schaden, wenn zwischen diesen Organen faktisch oder rechtlich eine Willenseinheit zustande kommen, wenn diese vielfältigen Komponenten immer eine Resultante geben müßten. Aber das einigende Band, der gemeinsame Zielpunkt der Kräfte fehlt, ja, sie müssen immer auseinandergehen: Zwei souveräne Staaten, die nebeneinandergestellt sind, können zu fällig einmal ganz gemeinsame Interessen haben, aber keine Garantie besteht für die Dauer dieser Interessengemeinschaft, es ist vielmehr die Abweichung der Interessen der Normalfall. Es können also zwei Parlamente als souveräne Willensträger auf die Dauer nicht eins sein, nicht eine Institution ungeteilt gemeinsam haben, ohne daß sie als ein Machtwerkzeug dem einen oder dem anderen allein zu willen sein müßte, wie zwei Menschen mit einem Messer sich nicht zugleich je ein Stück Brot vom Laibe schneiden können.

Wohl gibt es einen gemeinsamen Verknüpfungspunkt aller Faktoren, die Krone. Aber sie ist ebenso Institution wie das Heer, statt Machtsubjekt, statt Schiedsrichter zu sein, wird sie in jedem parlamentarischen Land Kampfsobjekt der Parteien, statt zwei divergente Willen zusammenzuhalten, wird sie von ihnen herüber hinüber gezerzt und endlich all ihre moralische Macht aufgerieben: Sie kann keinem Recht, keinem Unrecht geben, da sie in allen Fällen verliert: Selbst dem Begünstigten gibt sie für seine Aspirationen zu wenig, dem Nichtbegünstigten nichts. Jede ihrer Entscheidungen, einerlei ob gerecht oder ungerecht, scheint beiden Konkurrenten — das Volksurteil, die Volkspshologie, nicht der Eingeweihte entscheidet! — nur als neuerliches Symptom einer schwächlichen oder listigen Mißachtung der Landesinteressen, bis endlich der Monarch beiden Teilen zugleich ein „Fremder“ wird.

Man werde sich klar: Zwei Hände können nicht ein Werkzeug zielgemäß führen, sie können sich höchstens darum balgen, bis sie es zerstückeln. Und darum ist die Gemeinsamkeit der Institution ein nichts, wenn nicht Schlimmeres, wenn nicht ein Zankapfel, eine Fackel, an der sich Streit und Haß immer neu entzünden, immer stärker entfachen, solange keine durchaus einheitliche Rechtsmacht, ein Wille und eine Hand über sie verfügen. Umgekehrt: Eine Hand kann immer eine Mehrzahl von Werkzeugen in einem Sinne führen, eine Vielheit von Institutionen würde die Einheit der Monarchie nicht aufgeben, wenn ein einheitliches, befehlendes Organ bestünde. So hat Fürst Bismarck die Kontingente der Bundesstaaten nicht zu einem totum

indivisum verschmolzen und über dasselbe gesonderte Parlamente verfügen lassen, sondern die Kontingente gesondert, über alle aber einen Reichstag gesetzt: Die Einheit des Willens überwindet die Mannigfaltigkeit des Mittels, der Widerspruch des Willens zerreißt das einheitliche Mittel.

Die innere Konsequenz der Rechtsform muß die gemeinsame Armee sprengen, auch wenn sie in den Tatsachen, in den Bedürfnissen der Bevölkerung fest begründet ist, solange diese Tatsachen der Einheit nicht ihr Rechtsorgan, ihre Ausdrucksmöglichkeit haben. Freilich kann das Recht die Tatsachen nicht auflösen, sie müssen sich durchsetzen, ob früher oder später. Der Unterschied ist nur ein ganz kleiner: Widersteht die Armee ihrer Zerstückelung, so wird man eine Verringerung der Ausgleichsgesetze durchsetzen, zerstückeln die Ausgleichsgesetze die Armee, dann muß — Vilagos wieder geschlagen werden, um die Einheit der Institution neu zu begründen!

3. Die übrigen gemeinsamen Organe.

Man muß diese politische Funktionsweise der dualistischen Rechtsform wohl beachten: Sie war von ihrer ersten Stunde an keine Einigungs-, sondern eine Trennungsformel, ihre Tendenz ist: alle Widersprüche reinlich hervorheben, die Gegensätze herausarbeiten und polarisch entgegenstellen, das Vertrauen leise in Mißtrauen verwandeln und zu Entfremdung, zu Erbitterung, zu Haß und Feindschaft steigern. Das liegt in ihr selbst und der vorübergehende Zufall, daß 1867 und ein Jahrzehnt darauf die herrschenden Fraktionen Bis und Trans gleiche Interesse hatten, nur dieser Zufall verhinderte bisher die Einsicht in den totbringenden Charakter dieses Rechtsverhältnisses!

Was erweckt in dieser Deak'schen Konzeption den Schein der Einheitsformel? Deak ließ gemeinsame Organe zu, aber nicht willengebende, sondern durchführende Organe, Diener, welche zwei Herren gehorchen sollen. Jedes dieser Organe vereinigt nun in seinem Leibe zwei Seelen, zwei widersprechende Willen.

Der Monarch ist unus homo duas personas sustinens, ein Mensch in zwei Personen.²⁵⁾ Er hat es als König von Ungarn nur mit dem ungarischen Parlamente zu tun, als Beherrscher Westösterreichs nur mit dem Reichsrat — staatsrechtlich ist er zwei und darf dieser Doppeltheit niemals unbewußt werden, aber als Mensch ist er eins und also führt er²⁵⁾ — als Mensch den Titel Kaiser, wie jemand das „von“, der Kaiser hat keine staatsrechtliche Relevanz. Man sage nicht, daß diese Auslegung widersinnig und also unzulässig ist — sie widerspricht

²⁵⁾ Person ist juristisch der Mensch als Rechtssubjekt, stellt er zwei verschiedene Rechtssubjekte dar, so ist er juristisch eine doppelte Persönlichkeit bei einer physiologischen Individualität, einer Leiblichkeit. Nach unseren Ausgleichsgesetzen und deren von den Magyaren beliebten Interpretation ist der Monarch staatsrechtlich Fürst der Reichsratsländer und König von Ungarn und der Kaisertitel kommt ihm nicht rechtlich als Person, sondern wohl nur physiologisch in seiner Leiblichkeit zu!!!

„nur“ der tatsächlichen Macht des Kaisers oder, was dasselbe ist, der lebendigen Kaiseridee in der Seele aller Völker der Monarchie, aber sie fließt schnurstracks aus dem Rechtszustand des Dualismus.

Diese Doppelrolle ist möglich im absoluten Staate, in welchem der Wille des Monarchen entscheidet, und das Bewußtsein der absoluten Macht, das ein Habsburger zwanzig Jahre nach Metternich noch haben konnte allein erklärt uns, daß Déaks Entwurf der Krone akzeptabel war. Aber in der konstitutionellen Monarchie ist der Monarch eigentlich nur Chef der Exekutive, bevorrechteter Vollstrecker des Parlamentswillens, in der parlamentarischen Monarchie, wie in England und Ungarn, auch das nicht, in ihr besitzt er keine der drei Gewalten, weder die gesetzgebende, noch die richterliche, noch die verwaltende, sondern bloß jene vierte, welche einige romanische Staatsrechtslehrer besonders betonen, die vermittelnde zwischen den drei anderen. Solange der Absolutismus offen oder versteckt in Oesterreich fortbauerte, ferner in der Spanne Zeit, durch welche er in Ungarn wiederkehren wird, solange ist der Dualismus möglich, solange ist es denkbar, daß sich nach Déaks Ausspruch „der König von Ungarn mit dem Kaiser von Oesterreich verständigen wird“. Aber nicht eine Stunde länger kann er es, da die Interessen der Parlamente differieren und, selbst wo sie gleich sind, konkurrieren. Denn, wenn sie auch über das Ziel, über Vor- und Nachteil eins sind, streiten sie über das Ausmaß, in welchem sie am Ertrungenen oder Verlorenen teilhaben sollen²⁶⁾, da es rechtlich keinen Schlüssel der Teilung gibt als die augenblickliche faktische Macht. Diese entscheidet jeweils über die Beute- oder Verlustquote faktisch; dem äußeren Scheine nach trifft die Krone die Entscheidung, sie vollzieht rechtlich den Akt, wird darum von der oberflächlichen Meinung verantwortlich gemacht und der politische Dilettantismus schreibt jeden Verlust auf das Konto der „Hausmachtspolitik“, auf den „verkappten Absolutismus“, auf das dynastische Interesse und so fort; in demselben Momente, wo die Ohnmacht der Dynastie, ihr Machtopfer, ihre Demütigung vor einem der zwei Parlamente jedermann in die Augen springt.²⁷⁾

Und doch — will das eine Staatsgebiet sein Recht gegen das andere durchsetzen, so ist der einzige Angriffspunkt der Monarch! Parlament und Regierung muß sich an ihn wenden, an ihn halten, ihm die Verantwortung überwälzen, ihn zur Verantwortung zu ziehen suchen, selbst wenn man weiß, daß die Krone nicht anders

²⁶⁾ Man denke an den Fall einer kriegerischen Verwicklung, an Sieg oder Niederlage, man vergleiche das Ergebnis der Zuckeraffäre.

²⁷⁾ Den Gipfelpunkt dieser Monarchophobie erklimmt wohl die Wiener „Zeit“. Es gibt am Kontinente keinen Monarchen mit so offensichtlich konstitutioneller Gesinnung, wie Franz Josef I. seit Königgrätz, keinen, der sich so ostentativ jeden „persönlichen Regimes“ enthalten möchte, der so viel an Hausmacht geopfert hätte. Aber der rechtliche Bestand des Dualismus ermöglicht tatsächlich und politisch nur auf einer Seite Parlamentsherrschaft bei absoluter Regierung des andern Teiles. Kommt Oesterreich zu einem wahrhaften Parlament, ja nur zu einer vollstümlichen Regierung, so verfällt Ungarn ins Exlex. Parlamente wollen die Macht und erkennen keine Schranken an, die nicht in ihnen selbst liegen.

handeln kann und konnte. Der Mechanismus des Dualismus zwingt beide Teile, ihre Kämpfe auf Kosten des moralischen Prestiges und der materiellen Macht der Krone auszutragen. Eine solche Verfassung verträgt auf die Dauer kein Dynastengeschlecht, keines setzt sich jahrzehntelang der Zwangslage aus, auf beiden Seiten in den Verdacht des Landesverrats zu kommen, um nach jammer- und schweißvoller Bemühung zu versöhnen und zu vermitteln, endlich zwischen zwei Stühlen auf der Erde zu sitzen. Dazu aber treibt unfehlbar die innerste Tendenz der siebenundsechziger Gesetze.

In ähnlicher Situation wie die Krone befindet sich im Grunde jedes gemeinsame Organ. Das auswärtige Ministerium besorgt nach § 8, Art. 12, die diplomatische und kommerzielle Vertretung des Reiches „im Einverständnisse mit den Ministerien beider Teile und mit deren Zustimmung“ und noch dazu unter eigener Verantwortlichkeit vor den zwei (gesonderten) Delegationen. Der gesunde Menschenverstand sagt, daß niemand drei Herren dienen kann. Das so rechtlich festgesetzte ist politisch eine blanke Unmöglichkeit, wenn beide Staatenminister als solche für ihren Staat ihre Pflicht erfüllen. Dann ist der Minister des Aeußern bloßer Agent zweier Militärmächte und zweier Handelsfirmen, hat jeden eigenen Entschlusses, an zwei Vollmachten gebunden, für deren Uebereinstimmung keine Garantie geboten ist. Nun ist bis auf absehbare Zeit das militärisch-diplomatische Interesse beider Reichshälften gleich, herüber sind Deutsche, Polen und Italiener, drüber die Magyaren Dreibundfreunde, also ist jetzt gerade die österreichische Diplomatie geborgen, aber jede Aenderung des europäischen Kräftesystems macht entweder den Dualismus oder jegliche auswärtige Politik unmöglich.

Schlimmer steht es um die kommerzielle Vertretung. Wenn kein Handelsbündnis zustandekommt, wenn Ungarn und Zisleithanien eigene — notwendig feindliche — Handelspolitik treiben, dann wird ein auswärtiger Minister mit Rumänien den Zollkrieg führen und zugleich einen freundschaftlichen Handelsvertrag schließen, dann wird er als königlich-ungarischer Agent des Handels das Amtsgeheimnis gegen den kaiserlich-österreichischen wahren, der er selbst ist, und die eine staatsrechtliche Person wird die andere in demselben Menschen weder ausspionieren noch verraten! Ich glaube, man kann der Schlußfolgerung nicht entrinne: Eine Organgemeinschaft ohne Willenseinheit ist juristisch zu konstruieren, aber politisch unmöglich und unhaltbar.

Der gemeinsame Finanzminister ist ebenso prekär gestellt. Er läßt sich die Ausgaben, die er machen will, von den zwei Delegationen bewilligen, vor denen er zu erscheinen berechtigt ist. Seine Einnahmen aber werden von den Staaten durch Quotendeputationen repartiert, in deren Mitte er ex lege nichts zu suchen hat, und von Parlamenten beschloss, in denen er nicht erscheinen darf! Wie ja auch der Reichskriegsminister sein Rekrutenkontingent selbst nicht verteidigen kann, da er in keinem der beiden Parlamente zu erscheinen das Recht hat! Er muß seine Sache, seine Vorlage, seine politische Aufgabe und Existenz von den beiden Landes-Verteidigungsministern

vertreten lassen, die im Grunde gar nicht befugt sind, in gemeinsamen Angelegenheiten das Wort zu führen. Ich meine, kein Geschäftsreisender würde sich von zwei Handelshäusern unter so entwürdigenden und sinnlosen Bedingungen anstellen lassen wie jene sind, unter denen der Dualismus die gemeinsamen Minister beruft!

4. Die zwei Souveräne in der einen Sache.

Alle gemeinsamen Institutionen sind Exekutivorgane, die beschlußfassenden, entscheidenden, rechtssetzenden Organe²⁸⁾ sind durchaus getrennt. Zwei unabhängige Parlamente entscheiden in letzter Linie, zum Teile unmittelbar, zum Teile nach vorhergegangener Vermittlung, zum Teile durch Abordnungen mit gesetzlicher Vollmacht zu beschließen.

Die Vermittlung zwischen den beiden Parlamenten führen 1. die beiden Ministerien: so in Angelegenheit des Wehrgesetzes, des Zoll- und Handelsbündnisses, des ganzen wirtschaftlichen Ausgleichs. 2. Fallweise Abordnungen der Parlamente: Die Quotendputationen, die Wehrgesetzdeputationen, welche durch Satzschriften (Muntien) sich verständigen, aber selbst nicht beschließen, sondern an die Parlamente bloß berichten. Diese parlamentarischen Gesandtschaften sind ein Unikum im Bereiche des Staatsrechts, sie bezeugen so recht, wer von Deak als Souverän gedacht ist. Minister und Deputationen dienen als bloße Vermittler einheitlicher Beschlüsse, sie leihen gleichsam den Parlamenten ihre *hons officios*. 3. Endlich Abordnungen der Parlamente, welche durch Gesetz bevollmächtigt sind, für sie zu beschließen, denen also die Beschlußgewalt delegiert ist, wie sie selbst persönlich delegiert sind: die Delegationen, die bevollmächtigten Geschäftsreisenden der Parlamente, fliegende Ausschüsse derselben. Es kann sein, daß sie ursprünglich beide als eins und als ein Gesetzgeber gedacht waren und darauf deutet der Umstand hin, daß sie in einem praktisch unmöglichen Fall rechtlich befugt sind, eine Abstimmungs-Pantomime aufzuführen. Tatsächlich aber hat das ungarische Parlament ohne kompetenten Widerspruch seine Delegation als simplen Spezialauschuß behandelt, seine Minister in denselben erscheinen lassen und seinen Mitgliedern das Recht des „Umstandes“ durchgesetzt. Dadurch ist das alte Recht derogiert, die Delegationen sind nur mehr besonders qualifizierte Parlamentsauschüsse hüben und drüben. Wenn sie auch bis heute nicht als abberufbar und mit Instruktionen belastbar behandelt werden, so liegen diese Konsequenzen doch ganz in der Richtung dieser Grundauffassung der Delegation als eines Parlamentsauschusses!²⁹⁾

²⁸⁾ Ich nenne diese beschlußfassenden, entscheidenden, rechtssetzenden Organe gelegentlich die souveränen Organe, wobei ich den Ausdruck natürlich nicht staatsrechtlich sondern politisch verstehe.

²⁹⁾ Wären die Delegationen Gesetzgebungskörperschaften, so wäre das allerdings noch unerträglich. Eine solche Institution bedeutete die Ausdehnung des indirekten Wahlrechts bis ins Absurde. Man denke: Ursprünglich herrschte vielfach indirektes Wahlrecht in die Landtage, von diesen in den Reichstag, von diesem in die gemeinsame Gesetzgebung. Dazu käme außer den Wahlrechtsprivilegien der Kurien die *viritim*-Berufung der Herrenhausmitglieder als Wahlmänner für ein

5. Der Widerspruch von tatsächlicher Macht und Rechtsform macht den Konflikt unvermeidlich.

Mit dieser Entwicklung der Delegationen ist selbst der kümmerliche Anfsatz zu einem organischen Reichswillen verdorrt, kein einheitlicher Rechtswille bewegt das Ganze mehr, die in den Tatsachen gelegenen Einheitsfaktoren sind rechtlich ausdruckslos — sie machen sich bloß in dem passiven Widerstand, in der hemmenden Zurückhaltung der Krone bemerkbar, deren dynastisches Interesse Rücksicht auf die Stimmung der Unterdrückten fordert. Nicht acht Nationen, nicht drei Wirtschaftschaftsgebiete, nicht vier Kulturkreise, nicht eine Verkehrseinheit, nicht eine völkerrechtliche und militärische Gesamtheit besetzen das Forum, sondern nur zwei haben das Recht, dort aufzumarschieren, links der geschäftsführende Ausschuß der magyrischen Bureaucratie rechts das zerfahrene zisleithanische Privilegienparlament. Nur diese zwei sind also die Rechtsfaktoren des Dualismus. Der rechtliche Ueberbau hat ein völlig anderes Gepräge angenommen als die tatsächlichen Grundlagen tragen, das Forum ist kein Spiegelbild des Landes mehr; hier spielen sie heute noch Kossuth und Deak, Schmerling und Bismarck — das Land, die große breite Masse draußen kennt diese Schlagworte nicht mehr; hier stehen sich haberdorn zwei Gruppen gegenüber und meinen von sich selbst, es gebe nichts als sie — draußen aber stehen sich acht Nationen gegenüber, geschieden in Sprache und Art, eins durch den wirtschaftlichen Verkehr und das gemeinsame Friedensinteresse. Und das Land fängt an, das Forum weniger zu beachten, zu verachten, um es eines Tages auszukehren und die Tatsachen selbst dort sprechen zu lassen!

Die Rechtsform muß fallen, wenn sie für die Tatsachen zu eng, wenn sie unwahr geworden und mit der Realität in Widerspruch geraten ist.

Fassen wir denn unser Urteil über die Rechtslage des Dualismus zusammen. Er ist kein Mittel der Einheit, sondern der Trennung, also rein juristisch ein Unding, da er zwei souveräne Parlamente mit gleicher Rechtsmacht nebeneinanderstellt und bei jeder abweichenden oder gegensätzlichen Beschlussfassung des entscheidenden Dritten entbehrt: Gehen die beiden Parlamente auseinander, so spannt er die Krone dazwischen, welche dadurch in die Lage eines des Landesverrats schuldigen Römers kommt, der zwischen zwei Biergespannen zerrissen wurde. Die banale Juristenweisheit: tres faciunt collegium sagt uns, daß zwei ein Paar, aber keinen organischen Verband bilden können. In seinen Funktionären (Auswärtiger, Kriegsminister, Soldat) stellt sich eine Art Zweifaltigkeit dar, sie sind unus homo, duas personas sustinens, welcher entweder so handeln muß, daß die Rechte (Roerber) nicht wissen d a r f, was die Linke (Tisza) tut, oder überhaupt zu handeln

Drittel der Mandate eines solchen gemeinsamen Gesetzgebungskörpers. Ein solches „Parlament“, das noch dazu berufen wäre Heeresforderungen zu bewilligen, wäre eine mondäne Karität. Tatsächlich läuft jede wie immer beschaffene Delegation auf indirektes Wahlrecht hinaus und ist für eine Volkspartei unannehmbar.

sich abgewöhnen muß. Da es keine zwei Dörfer, geschweige denn zwei Staaten gibt, deren Interessen identisch sind, kann nämlich nie beiden Recht, de jure aber auch keinem Unrecht geschehen. Es muß also immer der eine betrogen, gepreßt oder gekauft werden, daß er sein Recht nicht wahr, es muß also entweder hier Obstruktion oder drüben ex lex herrschen, es bleibt endlich kein anderes Auskunftsmittel als der passive Widerstand, die Obstruktion der Krone!

All die politischen Tatsachen erster Ordnung, die Zisleithanien und Ungarn, wie wir im ersten Teile gesehen, gemeinsam sind, haben keinen rechtlichen Ausdruck als die Krone. Diese mochte wohl seinerzeit, als sie noch die absolute Herrschermacht in ihren Händen fühlte, geglaubt haben, sie besitze in alle Ewigkeit die Kraft, jene zur Geltung zu bringen, sie mochte wähen als Lenker beider zwischen den zwei Biergespannen zu stehen, während sie heute einerseits in Oesterreich, grimmig umworben und habgierig verteidigt von Vielen, keinem sich als Freund oder Feind zu deklarieren wagen darf, anderseits von den Magyarn von einer feindseligen Rebellenfeier zur andern geschleift wird. Eher kann die rechtliche Ohnmacht des Hofes Mitgefühl, als eine Hauspolitik Furcht erregen. Er ist heute nur imstande — man möchte sagen: mit seiner leiblichen Konsistenz, in passivem Widerstande hier zu hindern, daß die habenden nationalen Bureaukraten in sinnlosem Wettkampf den gemeinsamen Kulturboden zerstampfen und dort, daß eine privilegierte Nation alle anderen Völkerschaften in den Grund trete.

Von den gemeinsamen Institutionen, den Werkzeugen der Macht und Einheit sind noch die wesentlichsten erhalten. Noch bestehen ihre persönlichen Organe und sachlichen Mittel. Die alte Hof- und Staatskanzlei ist im Ministerium des Außern fortgesetzt, und das Personal samt allen sachlichen Erfordernissen der diplomatischen und kommerziellen Vertretung ist einheitlich. Der Hofkriegsrat scheint — mehr als gut tut — im Reichskriegsministerium fortgesetzt und heute noch wie voreinst dependieren alle Heeresanstalten, bis herab zur untersten Stelle von ihm direkt. Die Hofkammer ist rudimentär im gemeinsamen Finanzministerium erhalten, soweit ihr die Finanzen unterstanden; soweit sie wie ein Ministerium des Handels und der Volkswirtschaft funktionierte, ist sie preisgegeben und ersetzt durch die zis- und transleithanischen Minister des Handels und der Finanzen. Hier ist indessen die Gleichheit heute erhalten, nicht durch die Einheit der Institution, sondern durch die Gleichartigkeit der Steuer- und Wirtschaftseinrichtungen. Die ungarischen Steuerämter unterscheiden sich institutionell nicht wesentlich von den österreichischen, weder in der Vorbildung des Beamten, noch in seinem Wirkungsbereich, noch in der sachlichen Ausstattung des Amtes.

Diese Einheitlichkeit der Institutionen ist allerdings eine reale Tatsache, aber keine im Staatsleben relevante Tatsache ist so schwer zu werten wie diese! Ein Heer, eine Bureaukratie ist ein politischer Machtfaktor, ohne Zweifel. Wer die Oberfläche der Dinge sieht, fühlt sich veranlaßt zu sagen, sie sind offensichtlich die Macht

schlechtweg, sie sind allmächtig, denn sie sind die organisierte Macht. In Wahrheit aber sind sie an sich nichts als Machtmittel, Werkzeuge, welche ihre Seele von außen empfangen, Werkzeuge in der Hand eines anderen. So normaler Weise. Aber eine Bureaokratie oder Offizierschaft mit politischem Verstande und lebhaften Korpsgeist ohne innere Interessengegensätze kann unter außerordentlichen Umständen sich selbst ein politisches Ziel setzen, als Werkzeug, da es ja aus Menschen gebildet ist, sein eigener Werkmeister, das Mittel kann sich selbst Zweck sein. So die russische, so die magharische Bureaokratie, indem sich die erstere im Zaren, die letztere im Fester Parlament ihr Zentralorgan schafft. In der Hand eines zielbewußten Monarchen, einer demokratischen Parlamentsmehrheit (Frankreich) sind sie jedoch bloße Machtmittel: Die französische Offizierschaft hat sich als ebenso ohnmächtig erwiesen, wie es die preußische wäre, falls sie gegen den König stünde. Die allmächtige Bachtje Bureaokratie ward ohnmächtig, als sie der Kaiser verließ, und mußte Ungarn fluchtartig verlassen. Ebenso ohnmächtig aber wäre die magharische Bureaokratie ohne ihr Haupt, das Fester Parlament. Die Zeit ist in Oesterreich endgiltig vorbei, wo das Heer als Zweck seiner selbst eigene Politik machen könnte: dazu sind — selbst in der Offizierschaft — die nationalen Interessengegensätze schon zu weit gediehen, der Korpsgeist zu gering, davor schützt uns der gänzliche Mangel an politischem Sinn, an staatsmännischer Begabung und Schulung in den Heereskreisen: die Armee bringt nur mit Mühe die Einigkeit zur Abwehr, das passive, historische Beharrungsvermögen auf, nimmer aber die Einigkeit zur Erkämpfung eines politischen Ziels, sie ist nicht Subjekt, sondern Objekt des politischen Handelns und — Handels.

Diese ihre Natur als Werkzeug schließt nicht aus, sondern ermöglicht es geradezu, daß sie in der Hand eines zielbewußten Hofes alles andere, was im Lande Rechtsmacht hat, niederwerfen kann, Parlamente und Bureaokratien; diese ihre Natur ermöglicht aber auch andererseits, daß sie, wenn die Dinge sich in Ungarn so weiter entwickeln, in der Hand eines starken Parlaments dessen unbefiegbare Garde wird.

Wie das Heer, die Bureaokratie, so sämtliche Institutionen, auch die gemeinsamen. Sie sind an sich tot — es belebt sie derjenige, der die Rechtsmacht hat. Und das ist der fundamentale Irrtum des Hofes und der Oesterreicher von 1867 und heute. Sie trösteten sich damit, daß die Institution bleibt, doch wie sie rechtlich fundiert ist, ihr Rechtsboden ist ihnen einerlei. „Wenn wir nur ein Heer haben, wer es bewilligt, ob ein oder zwei oder ein Duzend Parlamente oder die Delegationen, ist uns gleichgiltig.“ Durch diese wahnwitzige Verblendung kam man dazu, wie wir oben gezeigt, eine ganze Liste verschiedener, von einander unabhängiger, gegensätzlicher Willen (zwei Parlamente mit vier Häusern, zwei Delegationen, zwei Quotendeputationen, die Krone, eine Reihe von Ministern) zu berufen, damit sie dem Heere sein politisches, persönliches und sachliches Recht setzen. Ein Mensch aber ist eins nur durch eine Seele, ein Heer immer nur eins durch die Einheit des Willens, der sein ganzes Dasein bestimmt.

Und nun wird es uns möglich, ein Urteil über die Lösung der jüngsten Militärkrisis zu fällen. Haben die Ungarn gesiegt? — Was sie an institutionellen Konzessionen errungen, ist freilich nicht bedeutend. Embleme, Kadettenschulen u. dgl. sind ein Nichts. Aber den Rechtsboden haben sie gewonnen, von dem aus sie alles, auch das Letzte erringen können und müssen. Das Recht der Rekrutenbewilligung unter Bedingungen, welche die Ausübung der sogenannten Reservatrechte unter konstitutionelle Kontrolle stellen, und die prinzipielle Anerkennung der staatsrechtlichen Zulässigkeit solcher Bedingungen ist die Daumenschraube ohne Ende, der die Krone auf dem Wege Rechts ihre Hand gar nicht entreißen kann. Der Rechtslage nach haben die Ungarn auf der ganzen Linie gesiegt und müssen sie jedes Jahr wieder siegen. Das ist keine Frage. Noch mehr: Der Mechanismus des Parteien- und Parlamentslebens treibt die magyarische Vertretung jedes Jahr zu neuen Forderungen — ihr Köcher ist unerschöpflich — und jeder solchen Forderung gegenüber hat die Krone kein anderes Abwehrmittel als ihre Obstruktion, den passiven Widerstand, dem mit dem 31. Dezember jeden Jahres sein kalendermäßiges Ende gesetzt ist.

Der Dualismus als Rechtsform bewährt sich überall, im Heerwesen gerade so wie im Zoll- und Handelsbündnis als Automat für schrittweise Trennung, er ist wahrhaftig eine Wunderwaffe, die unsichtbar unfehlbar einen Faden nach dem andern des Reichsbandes durchnagt. Diese Tendenz und Kraft lag vom ersten Tage an in der Rechtsform selbst, diese war rechtlich unhaltbar vom Anbeginn und faktisch nur solange möglich, als ein Machtfaktor hüben und einer drüben gebot und beider Interessen solidarisch waren. Für irgend ein anderes Machtverhältnis ist er kein mögliches Gefäß. Seit der Depossidierung der Deutschen in Oesterreich liegt er im Sterben, seit Badieni ist er tot, und wie schnell die Toten reiten, das wird man merken.

Wer mit uns den eklatanten Widerspruch begreift, der zwischen den heutigen tatsächlichen Machtverhältnissen und der Rechtsmacht waltet, wer die politische Unhaltbarkeit der bloßen Rechtsform des Dualismus selbst einseht, der wird keinen Augenblick länger auf die Interpretation obsoleten Rechtes verschwenden und in der Krise nicht länger einen zweifelhaften und verderblichen juristischen Prozeß, sondern einen unvermeidlichen politischen Kampf der Machtfaktoren um eine neue, den Tatsachen angemessene Gestaltung des Reiches und seines Rechtes erkennen: Die fortschreitende Entwicklung der Nationen, ihrer Kultur und Oekonomie geht über den Beust-Deutschen Pakt zur Tagesordnung über, da sie als säkulare Notwendigkeit durch papierene Schranken nicht gehemmt werden kann. Diese Notwendigkeit der Entwicklung tritt in Erscheinung als rechtlicher Notstand der Krone und der Nationen: Soll die Krone ihrem Interesse und dem Interesse der von ihr vertretenen Minoritäten in Ungarn, sowie den Interessen Oesterreichs, also vollen vier Fünfteln des Reiches Nachdruck verleihen, so muß sie an die realen Mächte appellieren, die hinter ihrem

Willen stehen, dann muß sie den latenten Konflikt Oesterreichs gegen Ungarn, den latenten Haß der ungarischen Nationalitäten gegen die Magyaren offen wirksam machen und freimütig deklarieren. Wollte sie das vermeiden, so müßte sie unterliegen; und wenn sie es vermeiden und zurückweichen wollte, sie vermöchte es nicht, da die antimagyarischen Machtfaktoren sie treiben und die antimagyarischen Interessen nicht mehr zurückgedrängt werden können. Mit dem Armeebefehl von Schloß, mit Tiszas Angriffs- und Koerbers Verteidigungsrede ist an sich nichts getan: Weber lassen sich also die Magyaren von oben belehren noch ihre Gegner durch Worte beschwichtigen. Aber dennoch haben jene Kundgebungen Wert: Die Rollen sind verteilt, das Stichwort ist gefallen. Die Monarchie geht Verfassungskämpfen entgegen, für die alle bisherigen nur eine Andeutung, ein einführendes Vorspiel waren. Die schleichende Staatskriese ist in das akute Stadium getreten, was ihr Ende sein wird, das diktiert die Tatsachen, nicht Reden und Abstimmungen. Diese Tatsachen aber haben ihr Verdict über den Dualismus gesprochen:

V. Die Ueberwindung der Déak'schen Episode.

Wessen Anfang aber wird sein Ende sein? Was der eine oder der andere wünscht, was schön und gut wäre, darüber zu reden, ist wahrlich müßig. Ein Publizist, der sich selbst strenge prüft, muß das, was seines Herzens Neigung entspricht, zurücktreten lassen vor dem, was möglich und unmöglich, vor dem was notwendig ist. Er muß zurückgehen auf die letzten, elementaren Tatsachen, aus denen das Meinen und Wollen der Menschen entspringt, er muß zurückgehen hinter die rechtliche Vermummung und Verälschung dieser Tatsachen. Dann hört aber alles, was das Parlamentieren in Wien und Pest zu Tage fördert, auf, etwas zu bedeuten. Denn diesseits und jenseits ist Parlament und Presse ein Zerrbild dessen, was ist. Dann hört die Kleinkunst der parlamentarischen Kouloirs auf, Politik zu sein und die Besinnung auf das, was ist, die Berufung auf den Boden und das Volk, auf die Klassen und Nationen ist die Weisheit und Tatkraft des Staatsmannes. Kein Appell als dieser ist wirksam, kein Maßstab als dieser ist dann mehr richtig.

Nirgends in den Tatsachen aber liegt die Tendenz zur wirtschaftlichen Kleinstaaterei, zu Duodezarmeen, zur Alleinherrschaft einer bureaukratisch-bürgerlichen Clique; nirgends in der Monarchie die Voraussetzung für einen geschlossenen Nationalstaat, nirgends außer im Trentino Grund und Anlaß einer territorialen Lostrennung. Wir sind unter unermesslichen Mühen und Opfern wirtschaftlich und militärisch eins geworden und diese im Falle der Auflösung verlorenen Opfer würden gering wägen gegen die Verluste und Einbußen, die uns noch bevorstünden. Alle diese staatlichen Neuformungen — das vergesse man nicht — vollziehen sich auf dem Rücken der breiten Massen, welche die Umzugskosten bezahlen müssen. Und dieser drohenden Opfer werden sie sich rasch an dem Tage bewußt werden, wo die Stunde der Trennung

gekommen. Die Furcht und das Leiden der Massen wird sie zu willigen und begeisterten Gefolgsleuten derjenigen machen, welche sich zum Werkzeug der notwendigen Neugestaltung machen.

Nirgends in den Tatsachen aber liegt auch die Tendenz zum Einheitsstaat, nirgends auch nur seine Möglichkeit. Sind wir denn wirklich so arm am Geiste, daß wir in der Unmöglichkeit eines jeden nationalen Einheitsstaats und der Notwendigkeit einer wirtschaftlich-militärischen Einheit einen unlösbaren Widerspruch finden?

Ja — los von Galizien und Dalmatien, los von Ungarn, aber los auch Kroatien von Ungarn. Und dann? Ist damit etwas gesagt? Nun erst erhebt sich die Frage: Welches Band verbindet die Teile? Hinter der laudläufigen Antwort erhebt erst das Problem!

Ich will einen Schritt weiter gehen! Die Alpenländer und Subetenländer sind Territorien verschiedener Art mit verschiedener Kultur, sowie die ungarische Tiefebene und Siebenbürgen. Aber die nationalen Siedlungstatsachen erlauben hier und dort die Trennung nicht. Daselbe liegt aber im ganzen Reiche vor. Die kleinen Karpathen, die Leitha, die windischen Büheln zc. zc. sind national unmögliche Grenzen, genau so wie die Thaya oder das siebenbürgische Randgebirge. Wie wir ökonomisch und militärisch eine Einheit, kulturell und politisch eine disparate Vielheit bilden müssen, so können wir nirgends anders sein als international. Das Grundrecht der nationalen Eigenart und die Grundinstitution der lokalen Selbstverwaltung der Nation hier im Kreise und dort im Komitate ist überall Reichssache. Sind diese beiden von Reichswegen sichergestellt, dann ist kein Hindernis mehr, daß die Subetenländer ein anderes Belgien, die Alpenländer eine andere Schweiz werden, daß Siebenbürgen seine Autonomie wieder erhält. Ist die nationale Autonomie vom Reiche gesichert, dann ist die territoriale Autonomie der sechs großen Reichsteile für niemanden eine Gefahr und für alle ein Vorteil. Ein Konzert von sechs Gleichen aber mit mannigfach wechselnden Interessen ist ein ebenmäßigerer Unterbau für die Einheit des Ganzen als eine Ehe auf Kündigung zwischen Zweien. Für diesen Verband reicht ein Zollparlament, eine Militärkonvention und ein Bundesgerichtshof als Einheitsorgane am Ende aus, und wenn die Wasserstraßen, die großen Vahnrouen und selbst noch die wichtigeren indirekten Steuern dazukämen, wäre der Wirkungskreis der Teile wahrlich noch größer als heute. Dies die Rechtsform, welche den historischen und realen Tatsachen der Monarchie entspricht.³⁰⁾

Man denke übrigens darüber wie man will — Staatschöpfungen sind nicht Sache der Erörterung, sondern der staatsmännischen Tat — eines muß jedem klar sein: Es handelt sich in Oesterreich nie um die Verbindung oder Trennung von Zweien, die Erhaltung oder Auflösung des Dualismus steht für Einsichtige gar nicht zur Diskussion. Der Abschluß der Deatschen Episode, die Nullifizierung des 67er Reichsteilungspaktes ist selbstverständlich. Nicht mit den Magyaren ist

³⁰⁾ Den Beweis dafür, daß heute alle zisleithanischen Nationen das gleiche Interesse an einer solchen Neugestaltung haben, will ich für jede einzelne Nation im nächsten Jahrgang der „Deutschen Worte“ zu erbringen versuchen.

nach dem Finale zu verhandeln, sondern die Deutschen haben mit Tschechen, Polen und Südslaven, Zisleithanien hat zunächst mit Kroatien zu verhandeln und eins zu werden; dann haben die Kompaziszenten in Ungarn nicht mit den Magyaren, sondern mit den ungarischen Nationalitäten zu paktieren, auf daß auch Ungarn autonom werde, daß Ungarn den Ungarn gehöre und nicht einer Minorität der Minorität.

Darum sage ich: Nicht zwischen Pest und Wien wird die Reichsfrage, die ungarische Frage gelöst werden, sondern in Oesterreich, oder sie wird ungelöst bleiben. Nicht in einem Feldzuge mit Priestern, Feudalen und Gendarmen ist das Reich zu gewinnen, sondern in harter Friedensarbeit in Oesterreich: Erst das allgemeine Wahlrecht und die nationale Kreisverfassung bei uns, auf dieser Basis die Auseinandersetzung zwischen Deutschen, Tschechen, Polen und Südslaven, dann bricht der magharische Turm von selbst zusammen, dann ordnet sich das Reich von selbst. Aber mit der Panazee der fünf Kurien, mit dem Segen der römischen Kurie, mit den kaiserlichen Reservatrechten, mit diesem Gepäck beladen kommt ihr nicht über die Leitha, außer um ein Reich zu zerstören.

Man schließe also den letzten Ausgleich so rasch wie möglich, dann aber gehe man sofort an die innere Arbeit. Man suche nicht zu halten, was fallen muß, man mühe sich nicht mit Rechtsfragen des Dualismus, sondern Sorge um die Macht. Noch hat die Krone die Mittel derselben in der Hand, man setze dem Mittel sein Ziel. Man mache die zisleithanischen Nationen rechtsmündig durch das allgemeine Wahlrecht, gebe ihnen die lokale Selbstregierung im Kreise, man ermögliche den Kreisen einer Nation eine einheitliche, gleichmäßige Kulturverwaltung, indem man sie Vertreter in einen Nationalrat senden läßt und diesem einen nationalen Minister der Krone gegenüberstellt. Eine Wahlordnung, eine Kreisordnung für ganz Zisleithanien! Man stelle diese zwei Reformen unter das beherrschende Endziel: Ist jeder Nation die nationale Selbstbestimmung, die Einheit und Freiheit staatsgrundgesetzlich auf alle Zeit gesichert, erst dann kann und soll dem Gedanken der territorialen Autonomie nähergetreten werden, dann aber ist kein Hehl daraus zu machen, daß die territoriale Autonomie nicht im zisleithanischen, sondern nur im Reichsrahmen möglich ist, daß die Subeten-, die Alpen-, die Karst-, die Karpathenländer sich selbst neubegründen, wenn sie das Reich begründen. Die nationale Selbstregierung, die territoriale Autonomie und die Reichseinheit stehen in unlöslichem Zusammenhang — keine davon kann ohne die andere und Oesterreich nicht ohne eine derselben bestehen!

Literarische Anzeigen.

399. Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung. Von Rudolf Eucken. Leipzig. Dürr. 1903. 242 S.

Der rühmlichst bekannte Autor hat hier eine Reihe verstreuter Aufsätze in einem Buche, nach Möglichkeit methodisch geordnet, herausgegeben: I. Zur Moral und Lebensanschauung. A. Allgemeines. 1. Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral. 2. Die moralischen Triebkräfte im Leben der Gegenwart. 3. Die innere Bewegung des modernen Lebens. 4. Festrede zur Jahrhundertfeier. 5. Die Bedeutung der kleineren Nationen. B. Auf Persönlichkeiten bezüglich. 1. Aristoteles Urteil über die Menschen. 2. Goethe und die Philosophie. 3. Fichte und die Aufgaben unserer Zeit. 4. Friedrich Fröbel als ein Vorkämpfer innerer Kultur. 5. Zur Erinnerung an Immanuel Hermann Fichte. 6. Kunebergs Lebensanschauung. 7. Moritz Seebeck. Ein Lebensbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. 8. Zur Erinnerung an Karl Steffensen: a) Beim Tode Karl Steffensen. b) Steffensens Denkart und Weltbetrachtung. c) Ein einsamer Denker. II. Zum religiösen und religionsphilosophischen Problem. 1. Die Stellung der Philosophie zur religiösen Bewegung der Gegenwart. 2. Der moderne Mensch und die Religion. 3. Pierre Bayle, der große Skeptiker. Eine psychologische Analyse. 4. Ein neuer Durchblick der Weltgeschichte (Besprechung von Willmanns Geschichte des Idealismus). Anhang. Was sollte zur Hebung philosophischer Bildung geschehen? Sachregister. — Die Lektüre dieser Aufsätze ist für jeden ernstern Menschen ein ungewöhnlicher Genuß und man wünschte nur, der Band wäre dicker. Sie geben auch Zeugnis von der Vielseitigkeit Euckens, der heute wohl einer der feinsten philosophischen Köpfe nicht bloß Deutschlands ist.

400. Martin Langen. Von Falkenburg=Cohn. Lustspiel in einem Aufzuge. München. A. Langen. 70 S.

Eine sehr lustige Komödie, die wir gern auf der Bühne sähen. Zwei Familien — eine aristokratische arische und eine jüdische — an Niedrigkeit der Gesinnung einander ebenbürtig, werden uns vorgeführt. Die Aristokratin soll den Handelsjuden heiraten. Sie stehen vor dem Standesamte. Die Heirat wird von beiden Seiten aus gemeinen Motiven gewollt. Aber die Voraussetzungen entsprechen nicht den Absichten und so wird aus der Sache nichts. Das alles ist überaus lustig dargestellt.

401. Kreuz und Amboss. Roman aus der Gegenwart. Von Walther Classen, Hamburg. C. Boyse. 1903. 329 S. Mf. 3.—.

Der Verfasser hat die besten Absichten. Er will einen Roman großen Stiles schreiben. Es schwebt ihm Goethes „Meister Wilhelm“ vor. Er will Anleitungen geben zu der neuen Erziehung des neuen Menschen in der neuen Menschheit. Aber die Kraft des Verfassers reicht nicht und es wirkt häufig der Kontrast des großen Stoffes und Wollens mit dem kleinen Können und den Ausführungen fast peinlich. Vielleicht ist diese Beurteilung zu hart. Vielleicht ist des Verfassers Können größer als es sich hier zeigt — manches im Buche könnte

man dafür anführen. Aber dann hat die Unreife und Unausgegorenheit der Jugend ihm einen bösen Streich gespielt.

402. Novella d'Andrea. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottas Nachf. 1904. 168 S. Mt. 2.—

Mit diesem anmutigen Spiele, dessen zierliche Verse leicht und fröhlich dahingleiten, hat der Dichter rasch das Theaterpublikum erobert. Es wird sich auch lange auf dem Spielplane der deutschen Bühne erhalten, denn es verbindet leichtverständliche und einschmeichelnde Führung mit einem nicht gerade tiefen und daher nicht schwer faßlichen Gedankeninhalt.

403. Der Strom. Von Max Halbe. Drama in drei Aufzügen. Erstes, zweites und drittes Tausend. Berlin. G. Bondi. 1904. 114 S.

Der Dichter führt mit diesem ernstern und tiefen Drama wieder ein Lebensbild aus seiner Heimat vor unsere Augen. An den Ufern der Weichsel spielt dieses Familiendrama, das zu den besten Schöpfungen Max Halbes gehört und das auch schon an verschiedenen deutschen Bühnen große Erfolge errungen hat. Es verdient aber auch, wie jedes gute dramatische Kunstwerk, eine sorgfältige Lektüre.

404. Physiologie der Ehe. Von H. de Balzac. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutsche Uebersetzung von Heinrich Courad. Leipzig. Insel-Verlag. 1903. 446 S.

Das berühmte Buch des berühmten Verfassers erscheint hier in einer sorgfältigen und schönen Ausgabe, die sich viele Freunde in der deutschen Lesewelt erwerben wird.

405. Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik. Von Heinrich Kühnlein. Leipzig. G. Fock. 1900. 76 S.

Bekanntlich hat Otto Ludwig einmal gesagt, daß in seiner Schätzung Goethe immer gleich groß geblieben, Shakespeare gewaltig gewachsen, Schiller aber tief gesunken sei. Dieses sein Urteil suchte er auch eindringlich zu begründen. Der Verfasser der vorliegenden Studie sagt, was er will, mit folgenden Worten: „Das Ziel meines Strebens soll es sein, die Grenzlinie zu ziehen, wo Otto Ludwig im Recht und wo er gegen Schiller zu weit gegangen ist.“ Als Verehrer Schillers und Ludwigs entlebigt er sich seiner Aufgabe mit Gerechtigkeit und Pietät.

406. Geschwister. Roman von Friedrich Huch. Berlin. S. Fischer. 1903. 260 S. Mt. 3:50.

Dieser Roman gehört unter die bedeutenderen Erscheinungen der modernen deutschen Literatur. Die merkwürdige Entwicklung von drei Halbgeschwistern (einem Knaben und zwei Mädchen) bilden den Inhalt des Romans. Drei ganz verschiedene Naturen leben da mit- und nebeneinander und wachsen vor unseren Augen in ihre Schicksale. Es liegt ein Hauch des Ausgereiften über dem Ganzen. Adel und Maß sprechen in seltener und bisweilen seltsamer Weise aus dem Munde, das gerade

nicht eines für die Vielen ist, aber den Verstehenden einen tiefen und dauernden Genuß bereitet.

407. Mehrheits- oder Volksvertretung? Zur Aufklärung der intellektuellen und industriellen Klassen über ihr Interesse an einer Wahlreform, sowie über Wesen, Arten und Bedeutung der Proportionalwahl. Nach einem in einer Gesellschaft Wiener Fabrier gehaltenen Vortrage von Rudolf Springer. Wien und Leipzig. F. Deuticke. 1904. 52 S.

Dieser Vortrag ist zuerst erschienen im 7. und 8. Heft des laufenden Jahrganges der „Deutschen Worte“ und bedarf daher für deren Leser keiner besonderen Empfehlung.

408. Schauspieler: Sehnsucht. Gesammelte Aufsätze von Ferdinand Gregori, Mitglied des k. k. Hofburgtheaters in Wien. München. Georg D. W. Callwey. 1903. VII, 261 S.

Der tüchtige Schauspieler Gregori hat sich schon schriftstellerisch mehrfach und mit Glück betätigt. Außer zwei biographischen Skizzen (Rainz und Baumeister) hat er im Verlage von F. Dümmler in Berlin ein Büchlein: „Das Schaffen des Schauspielers“, erscheinen lassen, das Beachtung verdient. In verschiedenen Zeitschriften ist er sojann als Essayist aufgetreten. In dem vorliegenden Band sammelt er die zerstreuten Aufsätze. Er enthält folgende: Apologie des Theaters. Zur Entwicklung der Kulisse. Vom Genie. Vergängliche Kunst. Schauspieler-Sehnsucht. Der Schauspieler Anteil. Zuschauerschmerzen. Theorie und Praxis der Bühnenregie. Schauspieler und Kritiker. Zur Psychologie des Theaterpublikums. Liebhabertheater. Vom Vorlesen und Lesen. Eine Bühnenbibliothek. Jahresspiele. Theaterjugend. Grundzüge einer Theaterleitung. — Ein ernster, strebender und verständiger Kopf spricht aus ihnen allen.

409. Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Dieleschowsky. In zwei Bänden. Zweiter Band mit einer Photogravüre (Goethe im 79. Lebensjahre) von Jos. Stieler. Erste bis dritte Auflage. München. C. H. Beck. 1904. V, 737 S.

Beim Erscheinen des ersten Bandes haben wir schon mit Nachdruck auf dieses Werk hingewiesen. Die gesamte Kritik bezeichnete es als eine ganz hervorragende Leistung, ja es wurde vielfach als das beste Buch über Goethe gerühmt. Leider konnte der Verfasser sein Werk nicht selber völlig beenden. Er starb am 21. Oktober 1902. So ist denn dieser vorliegende zweite Band nur durch die Mithilfe Jmelmanns, Koethes, Kalishers, Friedländers, Werschovens, Leppmanns und insbesondere Theobald Zieglers fertig gestellt worden. Immerhin fallen von den 681 Seiten eigentlichen Textes volle 590 auf Dieleschowsky. Die Vorzüge des Verfassers treten auch hier glänzend hervor. Diese zweibändige Goethebiographie wird auf lange hinaus als klassisches Werk den Büchermarkt beherrschen und die Goethefreunde erfreuen.

410. Weltgeschichte des Krieges. Ein kulturgeschichtliches Volksbuch von Leo Frobenius unter Mitwirkung von Oberstleutnant a. D. H. Frobenius und Korvettenkapitän a. D. E. Kohlhauer.

I. Buch: Urgeschichte des Krieges. II. Buch: Geschichte der Landkriege. III. Buch: Geschichte der Seekriege. Mit etwa 800 Illustrationen. Vollständig in 25 Lieferungen zu je 60 Pf. Verlag von Gebrüder Jänecke in Hannover.

Dieses Werk nähert sich seinem Abschluß. Die uns zur Besprechung vorliegenden Lieferungen behandeln die Geschichte des Krieges im Mittelalter und den Uebergang zur neueren Zeit. Es ist überaus interessant, an der fesselnden Darstellung des als Militärschriftsteller bereits sehr geschätzten Oberstleutnant Frobenius zu verfolgen, wie langsam der Krieg seinen brutalen Charakter verliert und wie spät erst die unnützen Mezeleien verschwinden, denen die ungeheuren Verluste der Schlachten im Altertum wie im Mittelalter zuzuschreiben sind. Zu Gefangenen wurden im allgemeinen nur diejenigen gemacht, für welche ein hohes Lösegeld zu erhoffen war, der gemeine Mann wurde kaltblütig totgeschlagen. Dagegen hat weder das romantische Rittertum, noch das Christentum etwas vermocht, und erst an der Schwelle der neueren Zeit ist es ein spanischer Feldherr, Don Gonzalbez Fernando de Córdoba, der den Gesichtspunkt aufstellt: „der Krieg sei ein notwendiges Uebel, das man aber so wenig drückend machen müsse, als möglich. Das beste Mittel hierzu sei die Ausbildung einer vorzüglichen Armee, denn gute Disziplin und die Fähigkeit großer schneller Schläge lindern die Leiden des Krieges“. Der Beginn der humaneren Kriegführung fällt zusammen mit der Regelung der Wehrordnungen und mit dem Auftreten ständiger Truppen. Im dreißigjährigen Kriege ist der Rückfall in die alte Barbarei fast allgemein. Mezeleien, wie sie in der Schlacht bei Prag und bei der Eroberung von Magdeburg verübt wurden, gehörten zur Gewohnheit des Krieges und die Plünderung der Städte, die Vermüstung ganzer Ländergebiete, die Vernichtung aller Kulturzeugnisse waren nicht nur die Folge von Erbitterung und Verwahrlosung des Kriegsvolkes, sondern wurden von den Führern kaltblütig befohlen. Gustav Adolf von Schweden allein war es, der nicht nur für das Wohl seiner Truppen in väterlicher Weise sorgte, sondern auch in seinen Kriegsartikeln Gesetze aufstellte, welche von ganz anderem Geiste zeugen. Gustav Adolf war auch der erste, welcher die Magazinverpflegung zur Anwendung brachte, und ein deutscher Feldherr, der Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, betrat denselben Weg; er war es auch, der den Grund zu einer stehenden Armee in Deutschland legte. Die Entwicklung der stehenden Heere in den europäischen Staaten ist eine Errungenschaft des dreißigjährigen Krieges, sie ergab sich aus der Notwendigkeit, der langen Dauer des Krieges entsprechend, die geworbenen Truppen jahrelang bei den Fahnen zu halten, und mit den stehenden Heeren wurde auch ein geordneter Kriegshaushalt zur Notwendigkeit. Eine neue Periode der Entwicklung beginnt.

411. Crabbe. By Alfred Ainger. VIII, 210 S.

412. Fanny Burney (Madame d'Arblay). By Austin Dobson. VII, 216 S.

413. George Eliot. By Leslie Stephen. VI, 213 S.

414. Matthew Arnold. By Herbert W. Paul. VIII, 188 S.

Diese vier Bände sind bei Macmillan and Co. in London erschienen und bilden Teile der Sammlung: English Men of Letters. Jeder Band kostet in nettem Leinwandband bloß 2 Schilling, ein überaus billiger Preis für die inhaltsreichen und hübsch ausgestatteten Bücher.

George Crabbe (1754—1832) verdient heute noch Beachtung wegen der lebendigen Schilderung des Landlebens, insbesondere ländlicher Armut. Wir haben im Deutschen m. W. eine einzige neuere Biographie von ihm. Crabbe ist schon deswegen auch für uns interessant, weil der in Deutschland so hochverehrte Lord Byron sich über ihn mit größtem Lobe ausgesprochen hat.

Fanny Burney (1752—1840) war die Tochter des namhaften Musikhistorikers Charles Burney. Zuerst Kammerfrau am englischen Hofe, dann mit einem französischen Emigranten, d'Arblay, verheiratet, hatte sie vielfache Gelegenheit, das Leben kennen zu lernen. Sie schrieb eine Reihe von Romanen, die viel gelesen wurden, auch ins Deutsche übersetzt worden sind. Sie spielen in höheren Kreisen und stellen deren Zustände anschaulich dar, so daß sie einen gewissen bleibenden kulturhistorischen Wert haben.

Der Ruhm der George Eliot (1819—1880) ist zu fest begründet und zu weit verbreitet, als daß es nötig wäre, eine gute Biographie von ihr, wie die vorliegende, noch besonders zu empfehlen. Ihre Romane sind in Deutschland in englischer und deutscher Sprache tausendmal gelesen worden.

Dagegen ist Matthew Arnold (1822—1888) nicht so allgemein bekannt, obwohl er eine interessante literarische Erscheinung ist. Er war Dichter und Essayist und besonders in seiner letzteren Eigenschaft gelehrt und geistreich.

Jenen Deutschen, die englisch lesen, können die hier angeführten Werke aufs beste empfohlen werden. Sie sind von Fachmännern geschrieben und behandeln ihren Gegenstand hinlänglich erschöpfend, ohne allzu breit zu werden.

415. Gartenstädte. Erste Flugschrift der Gartenstadt-Gesellschaft. Geschichtliche Notwendigkeiten haben im Lauf der Jahrtausende immer wieder die Bildung von Städten, den ständig zunehmenden Bevölkerungszunahme vom Lande in die Stadt und schließlich die ungeheuren Steinaufeinanderhäufungen und Menschenmassensammlungen hervorgeufen, wie sie in den Groß- und Weltstädten sich darstellen. Zu allen Zeiten hat sich das Leben der Kulturvölker in feinen vorgeschrittenen Entwicklungsstadien in den Großstädten konzentriert und zentralisiert; dereinst in Babylon, Ninive, Karthago, Rom ebenso wie heute in London, Paris, Berlin, New-York. Steis aber auch hat diese Bildung etwas Krankhaftes an sich gehabt; die Großstadt hat das Leben der Völker ausgeschöpft und sie frühzeitig mit ihrem fieberhaften Sein und Wesen erschöpft. Außerdem boten die konzentrierten Reichthumsansammlungen der Weltstädte nicht nur auswärtigen Feinden, sondern auch

allen sozial Bedrückten innerhalb der Stadt einen beständigen Angriffsreiz. Es ist schwerlich eine Uebertreibung, die Behauptung aufzustellen, daß die Babylonier an Babylon, die Punier an Karthago, die Römer an Rom zu Grunde gegangen sind. Trotzdem wäre eine bloß negative Reaktion gegen die Großstädte ebenso aussichtslos wie unerfprißlich. Die Städte sind notwendig wegen der kulturellen Aufgaben der Menschheit, die nur dort, wo ein reges wirtschaftliches wie geistiges Miteinanderleben und -streben möglich ist, gelöst werden können. Andererseits bedarf der Mensch der dauernden Berührung mit dem Mutterboden, mit der Natur, eines Lebens in reiner Luft und hellem Licht, wenn er nicht verkümmern und hinsiechen soll. Die Vorteile von Großstadt und Land müssen verbunden sein, um jedem einzelnen ein natur- und vernunftgemäßes Leben, der Gesamtheit aber eine Kultur von innerer Kraft und möglichst schrankenloser Dauer zu sichern. Daß diese Verbindung weder in den beschränkten Verhältnissen der heutigen Landstadt noch in den sogenannten Villenorten der Großstädte gegeben ist, bedarf kaum einer Darlegung. Der Landstadt fehlt der große Zug des Weltstädtischen, die Villenstädte bilden nur einen Annex der Großstadt ohne eigenen Lebensnerv, ihre Vorteile sind überdies nur Wenigen zugänglich. Es bedarf einer Neugründung aus dem Leben und Geist unserer Zeit heraus, um das Ideal in vollem Maße zu verwirklichen. Eine solche Neugründung wäre die Gartenstadt, wie sie in England schon an einem Punkte verwirklicht ist und in baldiger Zukunft an mehreren anderen Stellen durchgeführt werden soll. Vorteile einer solchen wären: In erster Reihe all jene Vorteile, die jede Neugründung mit sich bringt. Die neue Bildung, die den Zweck hat, die Stadt aufs Land, das Land in die Stadt zu versetzen, ist nicht mit irgend welchen Ueberbleibseln der Vergangenheit belastet, nicht zu den Einschränkungen verurteilt, die heute jedem Wohlfahrtsstreben städtischer Gemeinden enge Grenzen ziehen. Sie kann ganz nach den Erfordernissen aufgebaut und organisiert werden, wie sie unsere gereifte kulturelle Einsicht als ersprißlich erkannt hat, nach Plänen und Ideen, die dem höchsten Stande unserer modernen Technik entsprechen und deren Ausführung aller Notwendigkeiten bezüglich Hygiene, Aesthetik, Raumausdehnung Genüge tut. In Bezug auf freie Plätze für Spiel, Turnen und Sport, deren Pflege in der Gartenstadt ganz besonders angestrebt werden soll, für Licht-Luftbäder nach Art der altrömischen Thermen u. a., auf Terrain für Gemeinschaftsbauten zu Zwecken der Erziehung und Kunst, der Erholung und Geselligkeit, würden sich unbeschränkte Möglichkeiten ergeben. Weiterhin würde die Gartenstadt mit einemmale, durch sich selbst das Ideal der Bodenreform erfüllen. Wir brauchen nicht zu warten auf die Erfüllung dieses Ideals, bis alle Welt reif dafür ist, noch uns für die Gegenwart mit halben Maßregeln zu begnügen. Grund und Boden wären in der Gartenstadt Gemeineigentum und alle Vorteile, die sich für die Gesamtheit wie den Einzelnen aus dem Gemeinbesitz am Boden ergeben, würden in der Gartenstadt zur Verwirklichung gelangen. Aber auch alle sonstigen Reformideen der Zeit, mögen sie sich nun auf das soziale, ethische oder künstlerische Gebiet erstrecken,

können in der Gartenstadt am sichersten und gedeichlichsten zur Entfaltung kommen; sie alle bedürfen zu ihrem Gedeihen der Berührung mit der Erdscholle, der Entwicklung in Luft und Licht. Es ist ohne weiteres klar, daß die Gartenstadt für alle Geistesarbeiter, für Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, die mit ihrer Nervenkraft haushalten müssen, eine willkommene Zufluchtsstätte sein muß. Ebenso aber auch für Erfinder aller Art, denn naturgemäß müssen von solch einer Neugründung ganz neue Anregungen in haus-, verkehrs- und arbeitstechnischer Hinsicht ausgehen. Schon deshalb ist auch für industrielle Unternehmungen die Gartenstadt ein gegebener Platz. Die Industrie aufs Land! Diese Lösung allein würde die Gartenstadt zu einem kulturellen Erfordernis machen. Große und neue Aufgaben erwachsen z. B. der Nahrungsmittelindustrie, den Industrien, die auf Hausbau und Hauseinrichtung, auf Erzeugung von Maschinen, auf Straßen- und Brückenbau, auf Verarbeitung von Land- und Gartenprodukten gerichtet sind; ebenso aber allen Kunstgewerben, der Buchdruckerei, die schon heute überall danach strebt, sich in Kleinstädten festzusetzen, u. s. w. u. s. w. Dem Gedeihen dieser Industrien würde es nebenbei zu gute kommen, daß aller Voraussicht nach die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf die Neugründung gelenkt sein wird. Als bedeutsame Folge würde sich schließlich eine Annäherung zwischen Industrien und Landwirtschaft, ein Ausgleich ihrer Interessen ergeben; der Landentvölkerung wäre der sicherste Niegel vorgeschoben. Für die Arbeiter dieser Industrien würde, abgesehen von den Vorteilen, die ihnen aus dem Mitbesitz am Boden erwachsen, die Gartenstadt den Nutzen haben, daß sie ebenso billige wie gesunde Einzelhäuser zu erwarten haben. Außerdem hätten sie Gelegenheit, in ihren Gärten sich selbst den nötigen Bedarf an Gemüse und Obst zu ziehen. Für alle sonstigen Bedürfnisse würden sie den Markt vor der Tür haben und deshalb auf preiswerte, billige Waren rechnen können. Auf diese Weise würden mit dem Bau von Gartenstädten die Probleme der Wohnungsfrage und der Uebervölkerung wie von selbst ihrer Lösung entgegengehen. Desgleichen ist es für jeden, der mit den Idealen vertraut ist, nach denen das heutige Erziehungswesen ringt, ohne weiteres gewiß, daß gerade in der Gartenstadt der Boden wäre für eine Erziehung, die eine gleichmäßig harmonische Ausbildung von Körper und Geist zum Ziele hat. Der Gemeinbesitz an Grund und Boden würde es ermöglichen, daß mit den Darbietungen an Raum und an Bauten für Erziehungszwecke, ebenso aber auch für wissenschaftliche und gemeinnützig künstlerische Zwecke nicht gespart zu werden brauchte. So würde die Gartenstadt alles bieten, was irgend eine Großstadt zu bieten hat; ein reiches geistiges Leben mit ganz neuen Perspektiven könnte sich in ihr entfalten. Auch könnte sie im allgemeinen ganz für sich und durch sich bestehen, da mit der Zeit Gelegenheit wäre, alle Bedürfnisse innerhalb dieser Grenzen, den Markt für alle Produktion zu haben. An den verschiedensten Stellen der Welt hat das Vorkommen von Gold ganze Städte gleichsam über Nacht aus dem Boden hervorgelockt. Sollte ein großes Ideal in geistiger und künstlerischer, in sozialer und hygienischer Hinsicht nicht die gleiche Kraft entwickeln? Schon ist in

England die erste Gartenstadt entstanden, das von Cabbury begründete Bournville. Und überdies hat sich bereits die Garden City Pioneer Company Limited gebildet, die mit der Absicht umgeht, eine Gartenstadt für 30.000 Einwohner zu bauen. Das Kapital wird dank dem rührigen Vorgehen der Gesellschaft und dank dem lebhaften Interesse, das man in England dem Unternehmen entgegenbringt, in Kürze beisammen sein. Die Idee der Gartenstadt ist in Deutschland nichts Neues. Sie ist schon vor längerer Zeit in der Diskussion aufgetaucht. Jetzt aber ist eine Reihe von Männern und Frauen, mit Hinblick auf das englische Vorbild entschlossen, auch in Deutschland die Idee ihrer Verwirklichung entgegenzuführen. Zu diesem Zwecke ist vor kurzem die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft begründet worden, die ihre Kräfte zunächst auf die Begründung einer einzigen Gartenstadt konzentrieren wird, in der Hoffnung, daß dies Muster von selbst vor weiteren Nachahmung eiferung anlocken werde. Die Gesellschaft, deren Begründer den verschiedensten Berufen angehören, hat zwei Ausschüsse gebildet, deren einer vorwiegend die Propaganda der Idee durch Schriften und Vorträge betreiben soll, während der andere sich um die finanziellen Grundlagen, die Ausarbeitung von Plänen u. s. w. bemühen soll. Die engere Leitung bilden: Heinrich Hart als Vorsitzender, Dr. W. Gebhardt als Geschäftsführer, Wilhelm Mieschel als Schatzmeister. Den Ausschüssen gehören u. a. an: Wilhelm Bölsche, A. Damaschke, Walter Fidus, Prof. Dr. P. Förster, Julius Hart, Dr. Magnus Hirschfeld, D. Jachisch, Bernh. Kampffmeyer, E. v. Reisenberg, Heinrich Krebs, Henriette Lyon, Dr. Franz Oppenheimer, Adolf Otto, Eustachius Graf v. Pilati, Heinrich Polte, Paul Schirrmeyer, Antonie Steimann, Robert Taub, Architekt H. Werle, E. Wiederhold. Eine längere grundlegende Broschüre, welche den Plan der Erbauung von Gartenstädten aus den verschiedensten Gesichtspunkten behandelnd wird, ist in Vorbereitung. Ueber die englischen Bestrebungen unterrichten die folgenden Arbeiten, welche zu beigesetzten Preisen von der G.-G. zu beziehen sind: Ebenezer Howard, Garden Cities of To-Morrow, Mk. 1:50; The Garden City Conference at Bournville, 60 Pf.; The Garden City Conference at Liverpool and Port-Sunlight, 60 Pf.; The Bournville Colony Experiment, 15 Pf.

416. Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Christentums von Lic. Dr. C. Lülmann. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1901. X, 229 S.

„Das vorliegende Buch will mehr sein als ein Auszug aus der Geschichte der Religionsphilosophie. Es stellt sich die ganz bestimmte Aufgabe, das Bild des Christentums nachzuzeichnen und zu würdigen, wie es sich den großen Denkern auf dem Hintergrunde ihrer Weltanschauung gestaltete. Diese Aufgabe sucht es zu lösen nicht durch mosaikartige Zusammensetzung von Aussprüchen und Beweisstellen, nicht durch skizzenhafte Ungezwungenheit und Darstellung, sondern durch organische Verarbeitung und systematische Gliederung des Stoffes. Dabei war es unser Bemühen, in möglichst klarem und knappem Aus-

druck doch möglichst getreu und gerecht jenes Anschauungsbild zur Geltung zu bringen. Uns ist keine andere Arbeit, die dies Thema in dieser Ausführung behandelte, bekannt. So hoffen wir denn, mit unserer Arbeit manchem einen Dienst zu erweisen, nicht sowohl den Fachgelehrten, deren kritisches Auge überall nur nach neuen Entdeckungen forscht, als vielmehr den Berufsgenossen, sowie den Gebildeten überhaupt, die sich für den Gegenstand interessieren. Uebrigens ist allen denen, die sich mit den hier behandelten Problemen eingehender befassen wollen, mannigfache Handreichung geboten, zumal in den Anmerkungen und Literaturnachweisen. Auf die neuere Forschung, soweit sie unser Gebiet betrifft, glauben wir überall Bedacht genommen zu haben. Das Buch besteht aus sieben Abhandlungen, die doch aufs engste zusammenhängen. In den einzelnen Abhandlungen bieten wir zunächst die Darstellung, sodann die Beurteilung. Die Darstellung gibt des betreffenden Denkers Anschauungsbild vom Christentum zum meist in direkter Rede, doch in selbständiger Bearbeitung. Die Beurteilung will nicht prüfen, inwieweit sich das Anschauungsbild vom Christentum mit der philosophischen Gesamtanschauung deckt, es will die Seiten hervorheben und erläutern, in denen seine Eigenart besteht, durch die es besonders bemerkenswert scheint oder durch die es von besonderem Einfluß gewesen ist. Von dieser Methode der Behandlung sind wir nur im zweiten Abschnitt abgewichen. Hier schien es uns einfacher und zweckmäßiger, Darstellung und Beurteilung in einander zu verweben. Drei der Abhandlungen sind bereits vor einigen Jahren in Zeitschriften erschienen: die über Leibniz und die über Fichte in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (111. Bd., S. 60 bis 81; 113 Bd., S. 38—64), die über Kant in den Kantstudien (3. Jahrgang, S. 105—129). Doch gelangen sie hier nicht unverändert zum Abdruck. Die inzwischen erschienene Literatur mußte berücksichtigt werden. Auch haben wir, zumal in den Beurteilungen, manches anders gestaltet. Namentlich die Beziehungen der Denker zu ihrer Zeit und zu einander sind scharfer herausgearbeitet worden. Der Verfasser ist sich wohl bewußt, daß er noch andere große deutsche Denker in den Rahmen seiner Betrachtungen hätte ziehen können. Er möchte das auch gerne im Laufe der Zeit noch tun. Er möchte die vorliegende Arbeit ergänzen und fortführen. Doch muß er es, von allem übrigen abgesehen, davon abhängig machen, ob ihm sein Amt noch fernerhin Mußestunden übrig läßt und ob die Aufnahme, die dies Buch finden wird, die aufzuwendende Mühe einigermaßen zu lohnen verspricht. Es ist des Verfassers Wunsch, daß er manchem eine erneute Anregung biete, sich in das Wesen des Christentums und zugleich in die Gedankenwelt der großen deutschen Denker forschend zu versenken.“ Der Verfasser beschäftigt sich im besonderen und ausführlich mit folgenden deutschen Denkern: Leibniz, Lessing, Kant, J. G. Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher.

417. Zur Theorie und Geschichte der Privatwirtschafts-Statistik. Von Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt, Dozent an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M.

Sonderabdruck aus dem Bulletin de l'institut international de statistique, Tome XIII. 2. Leipzig. Duncker & Humblot. 1903. 45 S. Nr. 1 60.

Die Schrift hat die Vortragsform, in der sie das Licht der Welt erblickte, beibehalten. Wie lebendig der Vortrag gewesen sein muß, zeigt gleich der lustige und originelle Anfang: „Wenn einmal auf einem Felde der Wissenschaft eine rege und andauernde Tätigkeit entstanden ist, dann treten — zumal bei uns Deutschen — der ursprünglichen Arbeit des Ausbaues noch zwei andere Beschäftigungen hinzu. Es wird historisch untersucht, ja man kann sagen archäologisch nachgegraben, wer alles auf diesem Felde in mehr oder minder grauer Vorzeit geschafft habe, und es wird — im Methodenstreit — über die Art und Weise debattiert, nach welcher weiter gebaut werden müsse. Jenes die beschaulichere Arbeit. Wie freute ich mich, als ich dereinst — es sind über zwei Dezennien — gelegentlich eines Seminarvortrages auf den damals, wie es scheint, fast verschollenen, wackeren Rektor Davies von Warham geriet, und als mir bei einem anderen Anlasse unter den Akten des Nürnberger Germanischen Museums die „ohnmaßgebliche Kalkulation“ — modern das Budget — eines biederen „Beck und Mehlschauer“ aus dem Jahre 1695 in die Hände fiel. Herr Friedrich Haas, so heißt der Privatstatistiker, der aus dem Schoße dieser ansehnlichen Versammlung heraus endlich den verdienten Weg in die Literatur antreten möge, veranschlagt nach Aufzählung seiner Handwerkspefen des Weiteren, was er des Jahres über in seinem Haushalt verbräuche „vor Hausz, Kinsz wenn einer nicht eigene Behausung hat, vor Speise und Trand, Mägde, Kleider, Schuh und Strümpff, vor Kinder-Schulgelt, Bücher und Pappier, Leydt und Freudenfehl“. Und er fleht untertänigst die Behörde an, dem zum Boden gedrückten Handwerk wieder aufzuhelfen. — Dem Prosaisien geht der Barde voraus: Das älteste mir bekannte Budget ward gesungen oder sollte wenigstens gesungen werden. „Ein schön neues Lied von dem unkosten auff das Hauffhalten, nemlich was auf ein Mann, ein Weyb, und ein Magd ein Jar lang auffgeht. Im Thon: Es wolt ein wackeres Magetlein des Morgens früh aufstohn.“ Es ist gedruckt zu Augsburg im 16. Jahrhundert und empfängt uns nicht mit Spalten und Ziffern, sondern mit mondunglänzter Zaubernacht, mit der ganzen Stimmung der Renaissance Hans Sachsens und der Wagnerschen Meistersinger. Mit der Guitarre unterm Arm und singend geht ein Jüngling auf der Gasse spazieren, „der lieb einer Junkfrawen zu machen ein Anfang“. Die Erschnte tritt vor die Türe, er wirbt um sie — und sie, die Ihnen wohl bis heute unbekannt Kollegin, antwortet ihm mit dem Aufrollen eines regulären Haushaltungsbudgets. „ . . . Deshalb junger Gsell, noch nit in Ehstandt stell, sondern thu vor erwegen, ob es sei dein vermögen, das du dein Gsindt mit weib und kindt, durch dein arbeyt kanstt nehren, das sich kein mangel findt.“ . . . Erakter, hochgeehrte Herren, mögen wir geworden sein, poetischer sind wir nicht geworden.“ So leitet der Verfasser seinen Vortrag ein. Man wird gestehen, daß er es versteht, den trockenen Stoff gleich von vornherein zu beleben und Leser und Hörer

so zu fesseln, daß sie ihm nun gerne folgen. Das Inhaltsverzeichnis gibt auch zugleich den Gedankengang des Vortrages und orientiert über alle besprochenen Fragen: Alte prosaische und poetische Budgets. Egoistische und altruistische Budgets. Dupetiaux und Andere. Le Plass Grundbedeutung. Sein Schematismus. Inwieweit ist das Verlangen berechtigt, daß die Privatwirtschaftsstatistik lediglich auf Grund von Rechnungsbüchern arbeite? Notwendige Auseinanderhaltung der verschiedenenartigen Aufgaben der Privatwirtschaftsstatistik. Vorgefundene und veranlaßte Rechnungsbücher. Technische Bemerkungen. Weiteres über den Le Plasschen Schematismus. Die Probleme der Privatwirtschaftsstatistik sind zu einem ansehnlichen Teile mit den Problemen, welche der Buchhaltungswissenschaft vorgelegen haben, identisch. Die Durchdenkung der Vorgänge in einer Privatwirtschaft nach den Gesichtspunkten der italienischen Buchhaltung, deren Grundzug in dem eminent nationalökonomischen Gedanken besteht, daß der Kauf zunächst ein Tausch sei, wird sich daher mindestens als ein treffliches heuristisches Prinzip für den Forscher bewähren. Kritik moderner Schematismen. Privatwirtschaftsrechnungen nach den Grundsätzen der italienischen Buchhaltung erhoben, würden überdies wertvolle und notwendige Illustrationen zu den abstrakten Analysen der theoretischen Nationalökonomie liefern. Welche äußeren Formen der Darstellung nach den Grundgedanken der italienischen Buchhaltung dürften in Betracht kommen? Besondere Schwierigkeiten der Privatwirtschaftsstatistik. Was soll bewertet werden? Wie soll bewertet werden? Unter welchen Umständen ist logische Addition von Wertgleichungen möglich? Die Ansetzung nach dem individuellen Wert und nach dem Veräußerungswert insbesondere. Klassifikation. Wie man auch verfahren möge, die speziellen Sachgütermassen werden in der Privatwirtschaftsstatistik allezeit die Hauptsache und das beschreibende Wort die Ergänzung und Korrektur der oft irreführenden, stets aber unvollkommenen Wertsummenzahlen bilden müssen. Es folgen noch Zusätze: I. Budget eines Bäckermeisters aus dem Jahre 1695. Ia. Budget eines Frauenklosters aus dem Jahr 1574. II. Zur Geschichte der Privatwirtschaftsstatistik in England. III. und IV. Schematische Beispiele.

418. August Strindberg. Elf Ginafter. Aus dem Schwedischen von Emil Schering. (2. Tausend.) Leipzig. H. Seemanns Nachf. 1902. 356 S.

Folgende Stücke bilden den Inhalt dieses einen Bandes einer Gesamtausgabe der Werke A. Strindbergs: Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Samum. Die Stärkere. Das Wand. Mit dem Feuer spielen. Vorm Tode. Die erste Warnung. Debet und Kredit. Mutterliebe. Eine Empfehlung hat der Band nicht nötig. Strindberg ist immer interessant und diese Ginafter sind es besonders, weil jeder von ihnen seine besondere, geistreiche Pointe hat.

Für den Inhalt verantwortlich: **Emaelbert Ferner-Korfer.**

neuenösterreichische-Buchdruckerei, Wien, VIII. Breitenfeldergasse 22



3 2044 019 769 702

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Copy

